

625

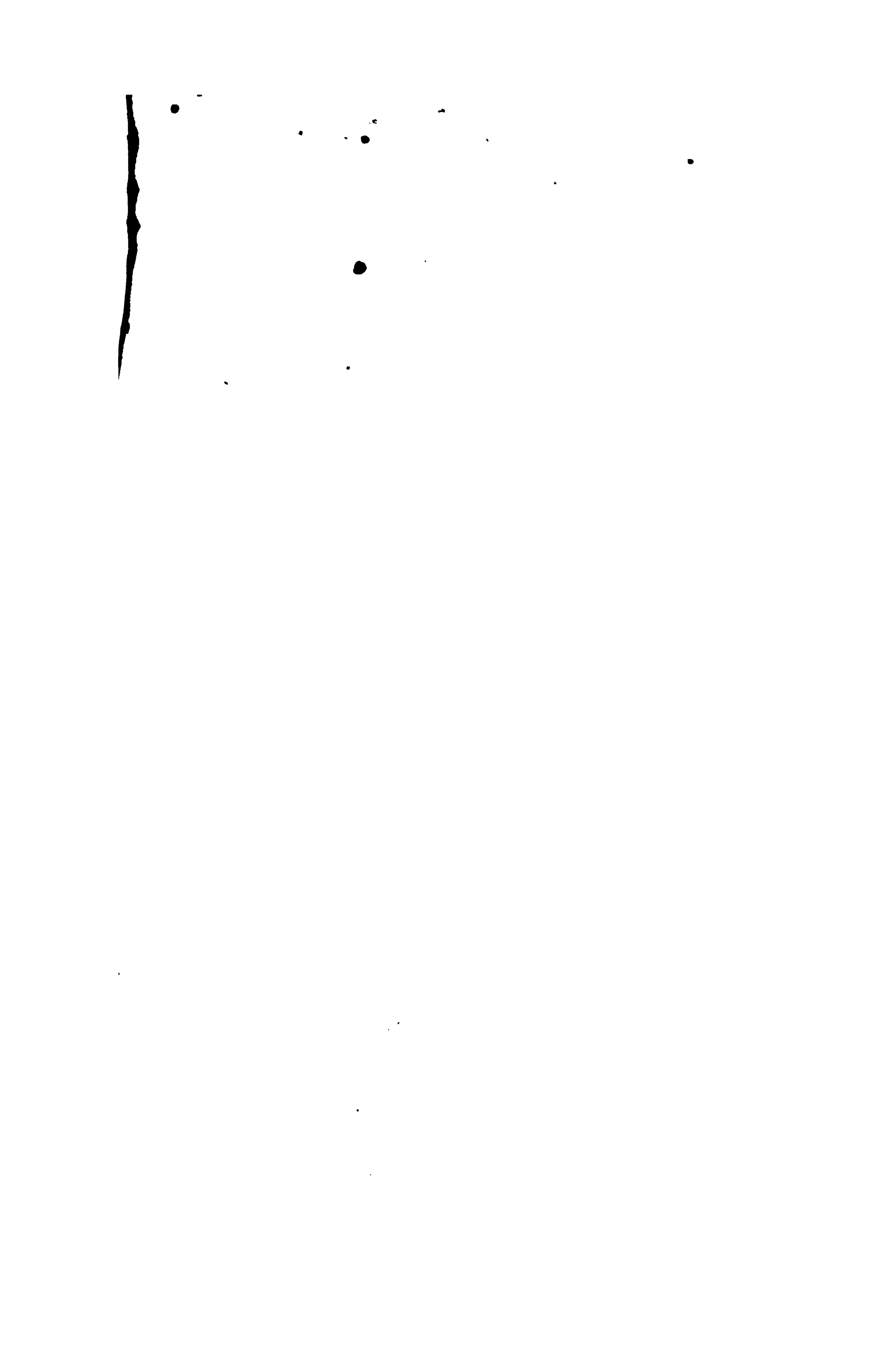
Par 3974 d 832

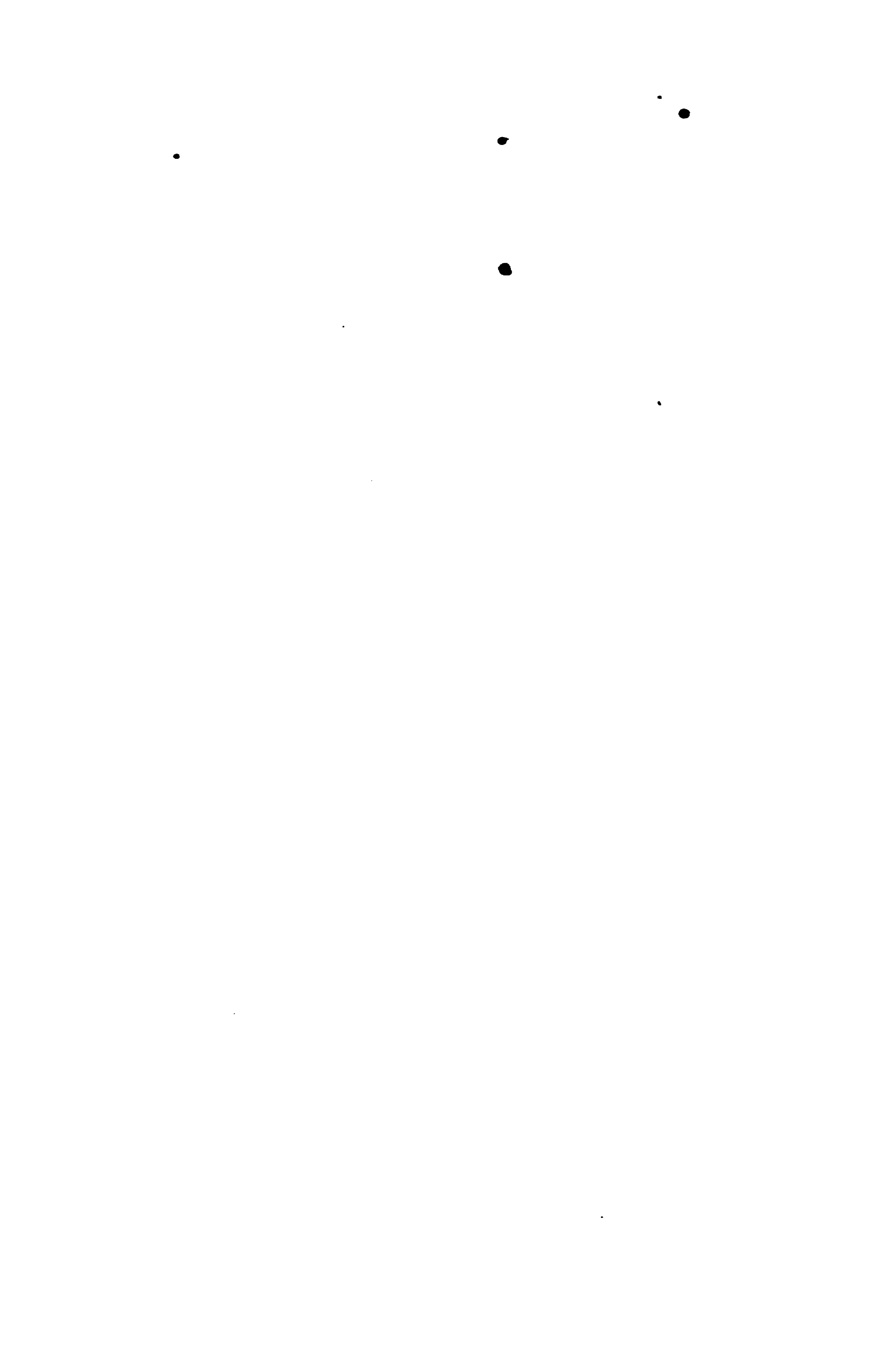
= Ψ 2 : 99
Π . 13

= Ψ . 1 . 21

= C ACAD 45







Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen und historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

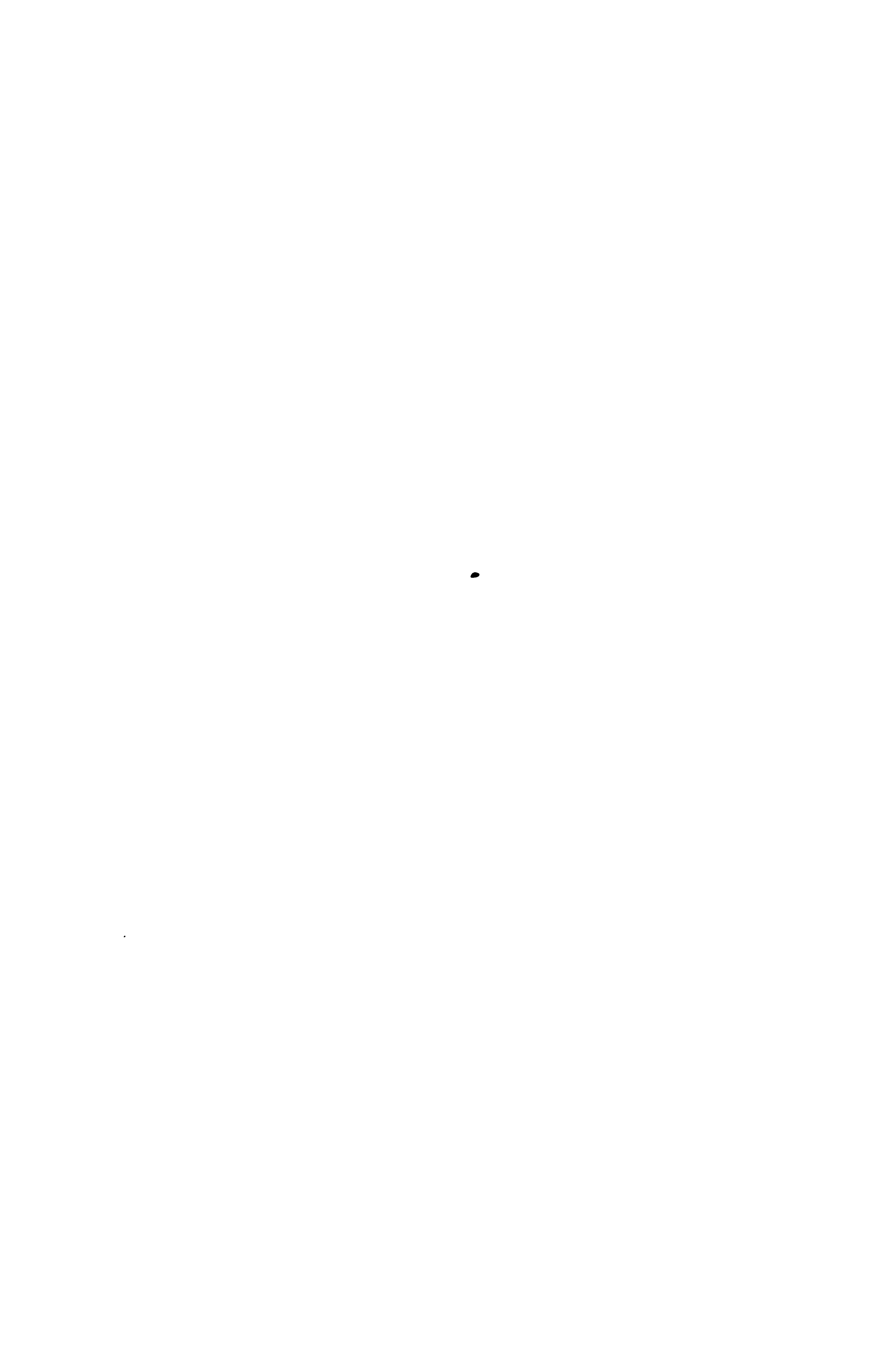
zu München.

Jahrgang 1882.

Erster Band.

München.
Akademische Buchdruckerei von F. Straub.
1882.

In Commission bei G. Franz.



Inhalts-Uebersicht.

Die mit * bezeichneten Vorträge sind ohne Auszug.

Oeffentliche Sitzung der kgl. Akademie der Wissenschaften zur Feier des 123. Stiftungstages am 28. März 1882.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 7. Januar 1882.

Sitzung vom 4. Februar 1882.

Sitzung vom 4. März 1882.

Sitzung vom 6. Mai 1882.

Historische Classe.

Sitzung vom 7. Januar 1882.

Sitzung vom 4. Februar 1882.

Sitzung vom 4. März 1882.

Sitzungsberichte

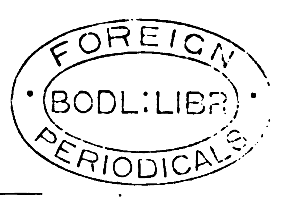
der

philosophisch-philologischen und historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.



1882. Heft I.

München.
Akademische Buchdruckerei von F. Straub.
1882.

In Commission bei G. Franz.



Sitzungsberichte
der
königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 7. Januar 1882.

Herr Wilh. Meyer hielt einen Vortrag:

„Der Ludus de Antichristo und Bemerkungen über die lateinischen Rythmen des XII. Jahrhunderts."

Kaum eine andere lateinische Dichtung hat in neuester Zeit mehr Beachtung und Beifall gefunden, als das von Pez entdeckte, von ihm und Zezschwitz herausgegebene [1]), dann von Wedde [2]) und Zezschwitz übersetzte Spiel vom Antichristen. Während Hase und Wilken es weniger hoch stellten, haben Holland, Janssen, Zezschwitz, Wedde und Scherer [3]) ihm die wärmsten Lobsprüche gespendet. Und

1) Bernh. Pez Thesaurus Anecdotorum II, 3, S. 187—196. Zezschwitz 1) Der Kaisertraum des Mittelalters, Leipzig 1877. 2) Vom römischen Kaisertum deutscher Nation, Leipzig 1877. (217 Seiten Einleitung, 23 Seiten Text, 1 Seite Facsimile). 3) Das Drama vom Ende des römischen Kaisertums, Leipzig 1878 (Uebersetzung).

2) Das Drama vom röm. Reiche deutscher Nation, Hamburg 1878.

3) Karl Hase, das geistliche Schauspiel 1858, S. 25—30. Wilken, Gesch. d. geistlichen Spiele in Deutschland 1872, S. 145—152. Holland, Gesch. d. altdeutschen Dichtkunst in Bayern 1862, S. 612—623. Janssen, Gesch. d. deutschen Volkes I S. 231. Scherer, Gesch. d. deutsch. Litteratur, S. 77—79; vergl. denselben in der Zeitschrift f. deutsches Alterthum, 24 S. 450.

die Dichtung verdient allerdings Studium und Lob in reichem Maasse, als ein Erzeugniss der Blüthezeit der mittelalterlichen lateinischen Poesie und als ein Vertreter der so schwierigen dramatischen Dichtungsart, in welchem durch Instinkt viele Gesetze derselben beobachtet sind.

Trotz allen Lobes ist es doch dem Dichter in vielen Stücken schlecht ergangen. Zezschwitz hat zwar eingesehen, dass der Traktat des Adso die alleinige Vorlage des Gedichtes sei, aber nicht den Inhalt desselben von Stufe zu Stufe mit seiner Vorlage verglichen: der Weg, der allein zum richtigen Verständniss desselben führt. Dann meinte er, die münchner Handschrift (No. 19411, in welcher allein das Gedicht erhalten ist), habe den Text fast fehlerlos überliefert, und hat sich desshalb mit einem Abdruck der Handschrift begnügt, der ein Facsimile ersetzen soll. In Wahrheit ist aber der Wortlaut in dieser Handschrift durch viele Fehler entstellt, so dass Jeder sehen muss, wie er sich durch Kritik und richtige Interpunktion den Druck Zezschwitz's verbessern und verständlich machen kann. Endlich von der Form des Gedichtes schreibt Wedde 'Antike Metrik darf man hier gar nicht erwarten. Classischen Zunftphilologen ist im Interesse ihres Wohlbefindens von der Lectüre des Originals auf's dringendste abzurathen — ein Schlaganfall wäre beim Anblick dieser "Längen und Kürzen" etwas sehr Wahrscheinliches. Und auch von unserer heutigen Jamben- und Trochäenhackbrettpoetik ist hier keine Rede.' Was Wedde wohl thut, wenn wieder so ein klassischer Philologe nachweist, dass auch unser Dichter sein Haupt unter das Joch eines streng bestimmten Versgesetzes gebeugt und sich nicht geschämt hat, Silben zu zählen und darauf zu achten, dass er die Worttöne ja nicht unrichtig stelle?

Desshalb schien es mir eine Pflicht gegen den Dichter zu sein, erstlich den Inhalt der Dichtung mit der Quelle zu vergleichen, sodann den Wortlaut des Gedichtes mög-

lichst gereinigt und verständlich wieder zu geben, endlich die rythmischen Formen, deren sich dieser Dichter bediente, mit den Formen der andern rythmischen Dichter jener Zeit zu vergleichen und so deutlicher zu erklären.

Die Sage vom Antichristen[1]) gehört zu den wichtigsten christlichen Sagen, da sie nicht nur die Theologen fast aller Zeiten beschäftigt, sondern auch oft genug bei politischen Aufregungen eine Rolle gespielt hat. Der Sagenstoff, welcher sich in der griechischen Kirche hierüber gesammelt hatte, wurde wahrscheinlich schon vor dem 8. Jahrhundert, mit ebenso grosser Belesenheit als reicher Phantasie dargestellt und weiter ausgemalt in einer Schrift, die den Namen des Methodius trägt. Im Abendlande hatte schon Agobard am Ende seiner an Ludwig den Frommen gerichteten Schrift de Judaicis superstitionibus gewünscht: Utinam juberet religiosissimi Imperatoris industria alicui de suis, ut colligeret omnia quae a magistris ecclesiae in scripturis sanctis de Antichristo intelligenda vel exposita vel signata sunt Dieser Wunsch war vielleicht schon erfüllt. Denn schon in mehreren Handschriften, welche in das VIII/IX. Jahrhundert gesetzt werden, findet sich eine lateinische Uebersetzung des Methodius, welche dann im Mittelalter wegen des Namens ihres angeblichen Verfassers bei Theologen wie Historikern Verbreitung und Einfluss gewann.[2])
Dies Ansehen machte ihr nur eine Schrift streitig, welche aus derselben hervorgegangen ist. Die Schicksale dieser zweiten Schrift sind von Froben in Alcuins Werken (IV

1) Theologisches Hauptwerk hierüber ist das Buch des Thomas Malvenda de Antichristo Leyden 1647; vgl. besonders Alexandre Oracula Sibyllina (1856) tom. II p. 490—516.

2) Vgl. A. v. Gutschmid in der historischen Zeitschrift 41 (1879) S. 152—154. Von demselben Gelehrten ist bald die Veröffentlichung des griechischen und lateinischen Textes sammt Besprechung aller einschlägigen Fragen zu erwarten.

p. 526 = Migne Cursus 101 p. 1289) dargelegt. Zuerst schrieb Adso vor 954 auf Wunsch der Königin Gerberga diesen Traktat nebst einer an die Königin gerichteten Vorrede. Dann setzte Albuinus in ein dem Cölner Erzbischof Heribertus gewidmetes Sammelwerk (auch in der münchner Handschrift 7797 f. 13—61) nicht nur die Schrift des Adso vollständig ein, sondern schrieb in der Vorrede zum ganzen Werke auch die Vorrede des Adso theilweise wörtlich ab. So findet sich der Traktat, selten mit des Albuinus Namen, sehr oft ohne jeden Namen und jede Einleitung in vielen Handschriften und ist desshalb unter des Alcuin und des Rabanus Namen und in den Supplementen zu Augustin gedruckt (Migne 40 p. 1130 und 101 p. 1289). Floss, der all dieses nicht wusste, liess ihn wieder drucken in Haupts Zeitschrift (X, 265).

Adso, die Quelle unseres Dramas, schreibt die Commentatoren der Bibel und besonders den Methodius aus und hat so ein ziemlich confuses Ganze zusammengebracht. Er schildert zuerst wie der Teufel bei der Empfängniss und Geburt des Antichristen thätig ist, sodann in welchen Städten derselbe geboren und aufgezogen wird, wie er auftritt und seine Macht auf Erden ausbreitet, insbesondere die Gläubigen schwer bedrängt. Erscheinen werde er nicht, nisi venerit discessio primum, id est, nisi omnia regna mundi discesserint a Romano imperio, cui prius subdita erant . . . Tradunt doctores nostri, quod unus ex regibus Francorum Romanum imperium ex integro tenebit, qui in novissimo tempore erit; et ipse erit maximus omnium regum et ultimus, qui postquam regnum suum fideliter gubernaverit ad ultimum Hierosolymam veniet et in monte Oliveti sceptrum et coronam suam deponet. hic erit finis et consummatio Romanorum et Christianorum imperii. Dann erscheine der Antichrist. Dies veranlasst Adso noch einmal auf das Auftreten des Antichrists zurückzukommen, wie er sogar über die Trinität

sich erhebe, in Jerusalem sich beschneiden lasse und von den Juden als der echte Messias aufgenommen werde.[1]) Dann bekehrten Elias und Henoch die Juden zum Christenthum, würden getödtet, aber nach 3 Tagen wieder auferweckt. Nachdem der Antichrist 3½ Jahr gewüthet, werde er von Gott in Babylon oder auf dem Mons Oliveti auf seinem Throne getödtet.

Aus dieser ungeordneten Sammlung einzelner Notizen lässt unser Dichter eine im Einzelnen reichbelebte, aber doch im Ganzen einfache, sich klar entwickelnde und immer mehr spannende Handlung emporsteigen; er verzichtet auf manche auffallende Einzelnheiten, die Adso bot, auf alle theologischen Erörterungen, zu denen viel Anlass nahe lag: er ist nur auf die lebendigste Gestaltung seines Stoffes bedacht, ein Verdienst, das einem mittelalterlichen Dichter besonders hoch anzurechnen ist. Zuerst macht sich der Kaiser die Christenheit unterthänig und legt dann in Jerusalem die kaiserliche Krone ab. Da erscheint der Antichrist, unterwirft sich die Könige der Christenheit und mit deren Hilfe die Heiden, gewinnt durch Irrlehre die Juden, lässt dann diese, welche durch Elias und Henoch zum Abfall von ihm und zum Christenglauben bewogen sind, tödten und will sich eben als dem obersten Gott und dem Herrn der Welt huldigen lassen, da wird er getödtet und seine Anhänger kehren zur Kirche zurück.

Zum besseren Verständniss scheint mir nothwendig, die einzelnen Theile des Dramas mit der benützten Quelle zu vergleichen.

Die Bühne (No. 1 des Textes) stellt die Erde dar mit

---

1) Eine Handschrift (ohne Adso's Namen) hat hier eine Interpolation aus einem sibyllinischen Orakel saec. XI—XII, von dem bis jetzt drei Versionen gedruckt sind (bei Beda Migne 90 p. 1183, Gotfried von Viterbo Chronik. X p. 219, Forschungen z. d. Gesch. X p. 621 = Mon. Script. XXII p. 375).

sieben Thronen. Auf der Seite im Osten steht der Tempel von Jerusalem, neben diesem der Sitz der Synagoge (1.) und der des Königs von Jerusalem (2.), der später (No. 48) als der Sitz des Antichristen in den Tempel verbracht wird. Auf der Seite im Westen steht das Imperium (No. 21. 30. 31), der Sitz des Kaisers (3.), der auch dem Umfange nach das Gegenstück zu dem Tempel von Jerusalem bildet, da auf demselben ausser dem Kaiser noch die Kirche mit der Liebe und der Gerechtigkeit und der Pabst ihren Platz einnehmen. Neben dem Imperium steht der anfänglich leere (No. 9 u. 38) Sitz des deutschen Königs (4.) und jener des Königs von Frankreich (5.).[1]) An der Hinterwand, der Südseite, steht der Sitz des Königs von Griechenland (6.), endlich jener der Gentilitas und des Königs von Babylon (7. vgl. No. 3). Da nun an dieser Seite wohl auch der Ein- und Ausgang (No. 99) gedacht werden muss, da ich aber zwischen den Ausdrücken Ad austrum (sedes regis Grecorum) und Ad meridiem (sedes regis Babiloniae et Gentilitatis) keinen Unterschied finden kann, so kann ich auch nicht bestimmen, welchen dieser Sitze der Dichter sich östlich, welchen westlich von diesem Eingange gedacht hat.

No. 2—36. Das Heidenthum mit dem König von Babylon betritt mit einem längeren Gesange die Bühne und besteigt seinen Thron; ebenso das Judenthum und ebenso die Kirche, begleitet von der Liebe und Gerechtigkeit und gefolgt vom Pabste und dem Kaiser. In ähnlicher Weise nehmen dann noch die Könige von Frankreich, Griechenland und Jerusalem ihre Sitze ein (No. 2—9). Der Kaiser lässt den französischen König auffordern, den Berichten der

---

1) Die Sache lässt sich am einfachsten so denken, dass der Sitz der Synagoge nördlich (also auf der Zuschauerseite) vom Tempel, der des deutschen Königs nördlich vom Imperium, die der Könige von Jerusalem und von Frankreich südlich von den Hauptthronen stehen.

Geschichtschreiber und dem römischen Rechte gemäss ihm als seinem Herrn zu huldigen und Waffendienst zu geloben. Als dieser trotzig antwortet, die kaiserliche Würde gebühre eigentlich den Franzosen, wird er besiegt und zur Huldigung gezwungen. Der König von Griechenland wird dann aufgefordert dem Kaiser zu huldigen und Tribut zu zahlen, und thut es willig. Ebenso der König von Jerusalem (No. 10—28). Da erhebt sich der König von Babylon, um das Christenthum zu vertilgen, und berennt zuerst Jerusalem, die Geburtsstätte desselben. Zu Hilfe gerufen, schlägt der Kaiser, der defensor ecclesiae, ihn in die Flucht (No. 29—36).

Zur Erfindung dieser Handlung mag der Dichter angeregt worden sein durch die Worte Adso's von dem Könige, welcher 'Romanorum imperium ex integro tenebit' und von der Macht des römischen Reiches: 'omnes populorum nationes Romae subiacebant et serviebant ei sub tributo', wo manche Handschriften auch bieten 'Romanis subiacebunt et servient eis'. Hauptsächlich aber haben beim Aufbau dieses Aktes, wie z. B. bei der Auswahl der auftretenden Könige, bei der geschickten Einfügung der Bedrohung und Vertheidigung der Stadt Jerusalem, die Verhältnisse seiner Zeit, welche später näher beleuchtet werden, besonderen Einfluss auf den Dichter geübt. Um so deutlicher ist Adso's Einfluss in der folgenden Handlung zu spüren.

Der siegreiche Kaiser betritt den Tempel von Jerusalem, nimmt die Kaiserkrone vom Haupte und gibt, die Krone und das Scepter in den Händen haltend, Gott die Kaiserherrschaft zurück 'Tibi imperium resigno, regi regum, per quem reges regnant, qui solus imperator dici potes et es.' Hierauf kehrt er zurück, aber nicht auf den kaiserlichen Thron, sondern auf den bisher leeren Sitz des deutschen Königs. Die Kirche allein bleibt im Tempel zurück (No. 37 u. 38). Diese Handlung beruht durchaus auf den oben (S. 4) angeführten Worten Adso's: dies ist auch die

von Adso hervorgehobene discessio 'omnia regna mundi discesserint a Romano imperio, cui prius subdita erant'.

Der Antichrist und die Heuchler spielen von jetzt an Hauptrollen im Drama; es ist daher nothwendig, dass wir uns über deren Wesen klar werden. Der Antichrist ist kein gewöhnlicher Betrüger, kein blosser Pseudochristus, der morgen diesen Namen wieder ablegen und ein gewöhnlicher Mensch sein kann, sondern er ist ein Doppelwesen, fast wie Christus. Adso hebt wiederholt hervor, welche Mühe der Teufel bei der Erzeugung und bei dem Heranwachsen des Antichrists sich geben wird 'plenitudo diabolicae potestatis et totius malitiosi ingenii in eo habitabit'. Wie Adso vorgebildet hat 'maligni spiritus erunt duces eius et socii semper et comites indivisi', so führen (praecedent No. 42) zwei Geister den Antichristen in die Menschheit ein und bleiben ihm zur Seite. Dass unser Dichter hiefür die Gestalten der Heuchelei und Irrlehre gewählt hat, hat eine bemerkenswerthe Parallele bei Otto von Freising, der ebenfalls diese beiden Kräfte dem Antichristen beistehen lässt.[1]) Der Antichrist steht über diesen Geistern, welche die Mitwisser seiner Bosheit sind. Daher der Ton, in dem er zu ihnen spricht. Die Heuchler dagegen sind keine Geister, keine Mitwisser des Antichristen und ihrer eigenen Bosheit sich nicht bewusst; sie sind nur verblendete Menschen, welche den Antichristen wirklich für den halten, als welchen die Heuchelei ihn ankündigt.[2])

---

1) Chronicon 8, 1 Civitas Christi primo violentam a civitate mundi sub tyrannis infidelibusque regibus, secundo fraudulentam haereticorum, tertio fictam hypocritarum tempore persecutionem passa, ultimam tam violentam quam fraudulentam fictamque ac omnium gravissimam sub Antichristo passura erit. Vgl. 8, cap. 3 zu Ende.

2) So erklären sich die scheinbaren Widersprüche zwischen V. 152—158 und 178—182, welche Scherer (Zeitschrift f. d. Alt. 24, 451) bewogen, die V. 151–170 und unbestimmte Theile der benachbarten Spielordnung für unpassende, spätere Interpolation zu erklären.

Nachdem der Kaiser die Krone niedergelegt und den Sitz des deutschen Königs eingenommen hat, wiederholen Kirche, Heidenthum und Judenthum ihre früheren Gesänge ganz oder nur zum Theile. Während dieser Gesänge treten die Heuchler auf, suchen zuerst durch Demuth und Schmeichelei alle Fürsten zu gewinnen, wenden sich dann insgesammt zum Könige von Jerusalem, den sie völlig für sich gewinnen. Jetzt tritt der Antichrist auf, der seinen Panzer unter anderen Gewändern verbirgt (vergl. zu No. 40 des Dramas), begleitet von der Heuchelei und der Irrlehre. Er verkündet: Jetzt sei die Stunde seiner Herrschaft gekommen; sie, die er zu diesem Zwecke herangezogen, sollten ihm helfen Christi Lehre zu vertilgen, indem die Heuchelei die Gunst der Laien gewinne, die Irrlehre die Kleriker verführe. Die Beiden gehen ihm dann voran und die Heuchelei verkündet den Heuchlern die Ankunft des Antichristen. Diese begrüssen ihn freudig, die Religion sei schon längst in Verfall, die Kirche und besonders die Kirchenfürsten verweltlicht. Er solle die Herrschaft übernehmen und die Welt reformiren. Der Antichrist tritt in Worten wie in der Kleidung Anfangs bescheiden auf und fragt, wie er, der Unbekannte, dies erreichen solle. Die Heuchler versprechen ihm die Laien zu gewinnen, er solle die Lehre der Geistlichen überwinden. Den Thron von Jerusalem würden sie ihm verschaffen, das Uebrige müsse er selbst thun. Der Antichrist erklärt sich dazu bereit. Darauf vertreiben sie den König von Jerusalem, krönen den Antichristen und stellen seinen Thron in den Tempel.

Ausser den oben schon erwähnten Zügen sind dem Adso noch andere nachgebildet: dass der Antichrist gleich nach Niederlegung der Kaiserkrone erscheint, dass er zunächst nach Jerusalem geht und dort seinen Thron in dem Tempel aufstellt (Hierosolymam veniens . . suam sedem in templo sancto parabit).

Der Antichrist schickt sich nun an, die Reiche der Erde zu unterwerfen. Es ist bemerkenswerth, dass er Nichts gegen Christus sagt, sondern den Christen gegenüber sich ausgibt für Christus, den vom Himmel gesandten Gottessohn, den Heiden gegenüber für den Feind aller Götzenbilder und den Juden gegenüber für den ersehnten Messias. Zuerst lässt er durch die Heuchler dem griechischen Könige ankündigen, er müsse sich unterwerfen oder kämpfen. Dieser huldigt ihm und der Antichrist malt ihm den ersten Buchstaben seines Namens auf die Stirne. Dem französischen Könige sendet er nur Geschenke; er werde ihm gewiss zufallen, da ja die spitzfindige Klügelei dieses Königs und seiner Leute ihm den Weg bereitet habe. Das geschieht wirklich. Der Antichrist küsst den König (nur diesen!) und bezeichnet ihn und die Seinen mit dem Male. Dem deutschen Könige, der wegen der kriegerischen Tüchtigkeit sehr zu fürchten sei, werden auch Geschenke gesendet, doch von diesem als die Versuchung eines Betrügers mit stolzen Worten zurückgewiesen. Darauf sendet der Antichrist sein Heer gegen die Deutschen, allein es wird geschlagen. Da versucht der Antichrist sein letztes Mittel: Wunderzeichen. Er heilt Kranke und weckt einen scheinbar Todten auf: der deutsche König wird im Glauben irre, unterwirft sich und wird sammt den Seinen mit dem Male gezeichnet. Ja er wird sogar mit dem Schwerte belehnt und unterwirft dem Antichristen den König von Babylon, der huldigt und mit dem Male gezeichnet wird (No. 49—81).

Wichtige Bestandtheile dieser Handlung sind aus Adso entlehnt. Auch dort wird ausgemalt, wie der Antichrist 'extollitur supra omne quod dicitur deus'. Auch sein Vorgehen ist dasselbe 'reges et principes primum ad se convertet et deinde per illos ceteros populos' und 'qui in eum crediderint, signum characteris eius in fronte suscipient'. Ja die Disposition fast des ganzen Aktes hat unser Dichter

von dort entlehnt. Adso sagte: Eriget se contra fideles tribus modis id .est t e r r o r e, m u n e r i b u s et m i r a c u l i s; dabit credentibus in se auri atque argenti copias; quos muneribus corrumpere non poterit, terrore superabit; quos autem terrore non poterit vincere, signis et miraculis seducere tentabit: von unserem Dichter werden gegen den griechischen König terrores aut bellum (V. 200) angewendet, gegen den französischen munera (V. 219), gegen den deutschen signa (V. 275). Der König von Babylon wird nicht wie früher (No. 36) nur in die Flucht geschlagen, sondern dem Antichristen unterworfen; dass dieses durch den deutschen König geschieht, ist durch die obige Stelle des Adso 'ad se convertet reges et per illos ceteros populos' und eine damalige Volksmeinung vorbereitet. Wenigstens sagt Otto von Freising in seinem Chronikon (8 cap. 3 zu Ende) der Antichrist werde nur durch Heuchelei und den Trug der Irrlehre schaden, 'tormenta vero per potentem ad hoc sibi ascitum sanctis intentaturum. Si qui vero unum eum potentem utpote Romanorum imperatorem ad hoc ascire contendunt . ., non calumnior'.

Der Antichrist lässt nun den Juden verkünden, er sei der wahre Messias, der sie aus der Knechtschaft zur Herrschaft erlösen werde. Freudig eilen sie ihm entgegen und werden ebenfalls mit dem Male gezeichnet. Da erscheinen die Propheten Elias und Henoch und belehren die Juden, dass Christus der wahre Messias, dieser aber ein Betrüger sei. Die Juden bekehren sich zum Christenthum. Dem Antichristen werfen die Propheten seinen Betrug vor und sterben dann mit den Juden den Märtyrertod als wahre Christen (No. 81—99).

So hiess es schon bei Adso: dicet Judaeis: Ego sum Christus vobis repromissus, qui ad salutem vestram veni, ut vos, qui dispersi estis, congregem et defendam. Tunc ad eum concurrent . . . Tunc mittentur in mundum duo magni

prophetae, Elias et Enoch, qui contra impetum Antichristi fideles divinis armis praemunient. Postea . . Antichristus eos interficiet.

So auf dem Gipfel der Macht, aber auch der Bosheit angelangt, beruft der Antichrist alle Könige mit ihren Mannen, um sich feierlich huldigen zu lassen, da jetzt die ganze Erde in Frieden ihm gehorche. Da donnert es über ihm und er stürzt herab. Seine entsetzten Anhänger kehren zur triumphirenden Kirche zurück, die den Gesang anstimmt, in den alle Anwesenden einstimmen: Lobet Gott unsern Herrn. Auch hier finden sich frei verwendete Elemente des Adso, welcher angibt, nach einer Ueberlieferung werde der Antichrist von Gott getödtet werden spiritu oris sui, nach einer andern von dem Engel Michael in monte Oliveti in papilione et solio suo: nach seinem Untergange werde den Verführten noch einige Zeit zur Rückkehr und Busse gelassen werden.

Anspielungen auf Zeitverhältnisse finden sich in unserem Drama, doch nur wenige deutliche. Holland und Zezschwitz fanden in dem No. 29—36 geschilderten Zuge zur Befreiung Jerusalems eine Anspielung auf den Kreuzzug Friedrich Barbarossa's, der letztere insbesondere in der Niederlegung der Krone und dem Leerbleiben des kaiserlichen Thrones eine Anspielung darauf, dass auf dem Mainzer Reichstage im Jahre 1188 der Kaiser den Hauptsitz nicht einnehmen wollte, weil derselbe dem Herrn zukomme. Wedde und besonders Scherer haben sich dieser Ansicht nicht angeschlossen. Der letztere leugnet jede direkte Anspielung auf einen Kreuzzug und setzt die Entstehung der Dichtung in die frühere Regierungszeit Friedrich's, in die Jahre nach oder lieber vor 1160, da damals die inneren Streitigkeiten des Königreiches Jerusalem in Europa besonderes Aufsehen gemacht hatten.

Die bezüglichen Theile der Dichtung sind in Kürze

folgende: Neben dem Kaiser werden genannt: der König von Frankreich wohl als Repräsentant der abendländischen und der König von Griechenland als Repräsentant der griechischen Christen, der König von Jerusalem wegen der besonderen Stellung dieses Reiches. V. 117—146 weisen auf eine Zeit, wo Jerusalem von den Muhamedanern wieder ernstlich bedroht wurde. Die Rolle des Pabstes ist allerdings eine auffallende. Er besteigt anfänglich mit der Kirche den Thron des Kaisers, und bleibt als stumme Person auf demselben während des ganzen Stückes, sogar als die Kirche und alle Anderen nach Jerusalem ziehen. Man könnte daran denken, das Drama sei während der heftigen kirchlichen Streitigkeiten im Ende der 50er oder im Anfange der 60er Jahre geschrieben und der Dichter habe, wie z. B. Radewin, es gemieden, für eine bestimmte Partei sich auszusprechen. Allein der Grund kann auch ein anderer sein. Bei Methodius ist natürlich vom Pabst keine Rede, bei Adso auch nicht. Wollte unser Dichter ihn einführen und mithandeln lassen, so musste er, wenn der Stoff nicht zu sehr abgeändert werden sollte, ihn auch vom Antichristen verführt werden, also eine wenig rühmliche Rolle spielen lassen. Dies allein kann ihn veranlasst haben, den Pabst so im Hintergrund zu halten.

In Betreff der deutlicheren historischen Anspielungen hat Prof. Wilh. v. Giesebrecht, welcher auch dieses Drama genau untersucht hat, folgendes Urtheil gefällt, dessen Mittheilung er gütigst gestattete: "Die historischen Beziehungen im Spiele vom Antichrist sind nicht so klar, dass sich genau die Zeit der Abfassung bestimmen liesse. Keinem Zweifel wird unterliegen, dass bei der Person des Kaisers nur an Kaiser Friedrich I. gedacht werden kann; es kann dann nicht vor der Kaiserkrönung desselben (18. Juni 1155) entstanden sein. Da in dem ersten Theile des Spiels wegen der Vereinigung des Kaiserthums und Königthums in Frie-

drichs Person der königliche Thron Deutschlands leer bleibt, ist meines Erachtens an eine Zeit zu denken, wo factisch es neben dem Kaiser keinen deutschen König gab. Da Friedrich's Sohn Heinrich im Juni 1169 zum König gewählt und bald darauf gekrönt wurde, dürfte das Spiel nicht nach dem Juni 1169 abgefasst sein. Das Verhältniss zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich erscheint im Spiele (V. 69 ff., 219—224) als ein feindliches, und in der That war jenes Verhältniss in den Jahren 1155—1169 meist so gespannt, dass man den Ausbruch eines Krieges befürchtete, besonders in den Jahren 1162—1166.[1]) Augenscheinlich ist, dass in der Zeit, wo das Spiel gedichtet wurde, Kreuzzugsgedanken das Abendland beherrschten, aber seit dem unglücklichen Ausgange des zweiten Kreuzzugs hat man sich unablässig mit solchen Gedanken beschäftigt. Schon 1150 plaute man einen neuen Kreuzzug in Frankreich.[2]) Friedrich wollte 1165 eine Kreuzfahrt unternehmen, wenn es ihm gelänge das kirchliche Schisma beizulegen.[3]) Am 14. Juli 1165 erliess Alexander III eine Bulle[4]), in welcher er alle Christen zur Vertheidigung der heiligen Stätten aufrief, und in den nächsten Jahren wurden in Frankreich und England Collecten gesammelt, um Kreuzfahrer auszurüsten. So nahe es auch liegt das Spiel mit Friedrichs Kreuzfahrt i. J. 1189 in Verbindung zu bringen, halte ich dies doch nicht für thunlich, weil dann der leere

1) In dem Manifest des Kaisers über die Reichstagsverhandlungen zu Würzburg 1165 heisst es: . . regem Francorum, qui nulla nostra culpa praeeunte una cum Rolando, imperii nostri hoste publico, eiusque sequacibus imperialem nostrum honorem manifeste molitur auferre. — Mon. Germ. Legg. II. 137.

2) Kaiserzeit IV. 335 ff.

3) Schreiben Erzbischofs Reinald an König Ludwig VII. Du Chesne, Scriptores. IV. 727.

4) Rymer, Foedera I. 21.

deutsche Königsthron unerklärt bleibt und Frankreich damals dem Kaiser zur Kreuzfahrt verbündet war. Beziehen sich die bekannten Aeusserungen des Gerhoh von Reichersberg in seinem Werke über den Antichrist [1]) auf unser Spiel, so müsste dasselbe etwa um 1160 schon bekannt gewesen sein; denn Gerhoh schrieb jenes Werk in der Hauptsache im Jahre 1161, setzte aber 1163 noch die zweite Vorrede hinzu. Mit gutem Grund wird man das Spiel in die Zeit um 1160 setzen können; jede genauere Zeitbestimmung erscheint bedenklich."

Betrachten wir die verschiedenartigen Weihnachtsspiele

1) Lib. I. cap. 5. Sacerdotes . . iam non ecclesiae vel altaris ministerio dediti sunt, sed exercitiis avaritiae, vanitatum et spectaculorum, adeo ut ecclesias ipsas, videlicet orationum domus, in theatra commutent ac mimicis ludorum spectaculis impleant. Inter quae nimirum spectacula adstantibus ac spectantibus ipsorum feminis interdum et Antichristi . . non ut ipsi aestimant imaginariam similitudinem exhibent, sed in veritate, ut credi potest, iniquitatis ipsius mysterium pro parte sua implent . . . Quid ergo mirum, si et isti nunc Antichristum vel Herodem in suis ludis simulantes eosdem non ut eis intentioni est ludicro mentiuntur sed in veritate exhibent, utpote quorum vita ab Antichristi laxa conversatione non longe abest? . . Contigit, ut comperimus, aliquando apud tales ut eum quem inter ludicra sua quasi mortuum ab Elisaeo propheta suscitandum exhiberent peracta simulatione mortuum invenirent. Alius item Antichristo suo quasi suscitandus oblatus (vergl. No. 69 des Dramas) intra septem dies vere mortuus, ut comperimus, et sepultus est. Et quis scire potest, an et cetera simulata, Antichristi scilicet effigiem, daemonum larvas, Herodianam insaniam in veritate non exhibeant? . . . Exhibent praeterea imaginaliter et salvatoris infantiae cunabula, parvuli vagitum, puerperae virginis matronalem habitum, stellam quasi sidus flammigerum, infantum necem, maternum Rachelis ploratum. Sed divinitas insuper et matura facies ecclesiae abhorret spectacula theatralia, non respicit in vanitates et insanias falsas, in quibus viri totos se frangunt in feminas . ., clerici in milites, homines se in daemonum larvas transfigurant . . . (sint) in coetu talium nonnulli genere clari, litterarum scientia illustres, divitiis ampli, corporis et vestium cultu splendidi. Gerhohi opera ined. cur. Scheibelberger I (1875) p. 25.

des XII. und XIII. Jahrhunderts: sie lassen sich auf éine ursprüngliche Dichtung zurückführen. Ebenso sind die verschiedenen Passions- und Auferstehungsspiele nur Weiter- und Umbildungen éiner ursprünglichen Dichtung. Da Gerhoh ein Antichristspiel gekannt hat, so dürften wir, falls das unsere erst später entstanden wäre, ganz sicher annehmen, dass es eine Umbildung jenes von Gerhoh gekannten sei. Allein es wird sich später bei Untersuchung der rythmischen Formen zeigen, dass wir es mit einer Originaldichtung zu thun haben. Demnach müssen wir schliessen, dass dieses Drama schon vor 1161 existirte. Was Gerhoh davon erzählt, stimmt mit dem unsern (denn das Wunder des Elisaeus hat nichts damit zu thun); daraus anderseits, dass unser Spiel in dem Benediktbeurer Weihnachtsspiel ausgeschrieben ist, erkennen wir, dass es ziemlich verbreitet war.

Der Dichter war ein Geistlicher, wie Sprache und Inhalt anzeigen, aber ein Freund der weltlichen Prälaten, wie Scherer aus V. 171—174 folgerte, und endlich ein guter Deutscher. Denn er lobt nicht nur auf das Wärmste die Kriegstüchtigkeit der Deutschen (V. 227—232 u. 271—274), sondern er lässt auch den Kaiser dem terror und den munera des Antichristen widerstehen, und erst den signa desselben erliegen, die nach dem Evangelisten so wundersam sind, ut in errorem inducantur si fieri potest etiam electi. Doch auch darin geht er nicht zu weit. Denn auch der deutsche König empfängt das Mal des Antichristen und dient ihm. Ja, wenn man überhaupt an eine Tendenz denken darf, möchte hierin für den Kaiser eine leise Warnung liegen: wenn auch noch so edel und kriegstüchtig, möge er bei den kirchlichen Streitigkeiten sehr auf der Hut sein, dass er seine Macht nicht dem Dienst des Bösen weihe. Allein die Hauptstücke der Dichtung, die Niederlegung der Kaiserkrone und die glorreiche Rolle der Juden, an die damals Niemand dachte, zeigen, dass der Dichter nur den ihm vorliegenden Stoff möglichst lebendig darstellen wollte.

Das ist ihm in jeder Beziehung gelungen. Denn es sind nicht nur, was allgemein anerkannt wird, die Anlage des Dramas und die einzelnen Gedanken vortrefflich, sondern auch die Form erscheint mir eine durchaus entsprechende zu sein. Die Ausdrucksweise ist frei von gelehrten Dunkelheiten, aber doch kräftig und würdevoll. Die lateinische Sprache ist zudem bei diesem Drama eher erträglich als bei irgend einem andern; denn wenn das Gedichtete wirklich geschehen wäre, so hätten sich viele der vorkommenden Personen eben jener Sprache bedient.

---

1) Templum domini et VII sedes regales primum collocentur in hunc modum: Ad orientem templum domini; hinc collocantur sedes regis Hierosolimorum et sedes Sinagogae. Ad occidentem sedes imperatoris Romani; hinc collocantur sedes regis Theotonicorum et sedes regis Francorum. Ad austrum sedes regis Grecorum. Ad meridiem sedes regis Babiloniae et Gentilitatis.

2) His ita ordinatis primo procedat Gentilitas cum rege Babilonis cantans:

Deorum immortalitas
2 est omnibus colenda,
eorum et pluralitas
4 ubique metuenda.

T: die Handschrift früher in Tegernsee, jetzt in München cod. lat. 19411 in 8° saec. XII—XIII (ein Facsimile in Zezschwitzs Ausgabe), aus welcher Pez (P), Zezschwitz (Z) und jetzt Meyer (M) den Text herausgegeben haben. Statt ę in T setzte ich stets ae, statt e in T setzte ich oft ę. Das Kleingedruckte ist in T fast immer unterstrichen. Endlich ist in T Alles fortlaufend geschrieben.

No. 1 domini hinc *und* romani hinc M: huic T *beide Male* hierlimorum T rom. T, Romanorum P. — No. 2 procedat *so* T babiloni T, Babyloniae P. *Vers 1—12 sind, wie Hase bemerkt hat, eingesetzt in das Weihnachtsspiel der Carmina Burana fol. 106b der Hschr., p. 94*

stulti sunt et vere fatui,
6 qui deum unum dicunt
et antiquitatis ritui
8 proterve contradicunt.

Si enim unum credimus
10 qui presit universis,
subiectum hunc concedimus
12 contrarie diversis,

cum hinc bonum pacis foveat
14 clementi pietate,
hinc belli tumultus moveat
16 seva crudelitate.

Sic multa sunt officia
18 diversaque deorum,
que nobis sunt indicia
20 discriminis eorum.

qui ergo tam multifariis
22 unum dicunt preesse,
illorum *deum* contrariis
24 est affici necesse.

Ne ergo unum subici
26 contrariis dicamus
et his divinam affici
28 naturam concedamus:

ratione hac decernimus
30 deos discriminare,
officia quorum cernimus
32 ab invicem distare.

---

von Schmellers Ausgabe. Es sind 4 Strophen: 8 ◡–́, 7 –́◡, 8 ◡–́, 7 –́◡ || 9 ◡–́, 7 –́◡, 9 ◡–́, 7 –́◡ *mit der Reimstellung:* 'nó, ám, nó, ám; cé, úr, cé, úr'. 7 et *Bur.:* quia TPZ 8 perpetuae P

17 offitia T 19 inditia T 21 ergo ($\overset{o}{g}$) M: $\overset{\prime}{g}$ T 23 deum M, *fehlt in* T *u. edd.* 31 offitia T.

3) Quod etiam debet cantare per totum ludum in temporibus; et sic ipsa et rex Babilon*is* ascendunt in sedem suam.

4) Tunc sequitur **Sinagoga** cum Judeis cantans:

Nostra salus in te domine.
34 nulla vitae spes in homine.
error est in Christi nomine
spem salutis estimari.
Mirum si morti subcubuit,
38 qui vitam aliis tribuit.
qui se salvare non potuit,
ab hoc quis potest salvari?
Non hunc, sed qui est Emmanuel,
42 deum adorabis Israel.
Jesum sicut deos Ismahel
te iubeo detestari.

5) Quod et ipsa cantabit in singulis temporibus et sic ascendat tronum suum.

6) Tunc **Ecclesia** in muliebri habitu procedit induta thoracem et coronata, assistente sibi Misericordia cum oleo ad dextram et Justitia cum libra et gladio ad sinistram utrisque muliebriter indutis. Sequentur etiam eam Apostolicus a dextris cum clero et Imperator Romanus a sinistris cum militia.

7) Cantabit autem Ecclesia † condit. Alto consilio, his qui eam secuntur ad singulos versus respondentibus:

No. 3 cantari P, *vgl.* No 5 ipsa cantabit. Diese und die No. 5 bezeichnete Wiederholung des Gesanges ist sicher in No. 39 gegeben. Sonst ist dazu im Spiele keine besondere Stelle. babilon. asscendunt T

33—44: *3 Strophen* '9 ◡–́, 9 ◡–́, 9 ◡–́, 7 –́◡' *mit der Reimstellung* 'nó, nó, nó, ám' 33 *Jer. 3, 23* in domino deo nostro salus Israel 35 *fol. 3a, 1* error 41 hunc (hc̄) sed T: homines P, homo sed Z No 5 in singulis in T, singulis in *edd.* No. 6 rom. T No. 7 *die Worte* cond. (conditor?) Alto consilio *enthalten gewiss den Anfang eines Hymnus auf die Dreieinigkeit. Den Hymnus selbst vermochte ich nicht zu finden.*

Hęc est fides, ex qua vita,
46 in qua mortis lex sopita,
quisquis est, qui credit aliter,
48 hunc dampnamus ęternaliter.

8) Ascendit autem ipsa cum Apostolico et clero, Impera
et militia sua eundem tronum.

9) Postea procedunt et alii reges cum militia sua, canta
singuli, quod conveniens visum fuerit; et sic unusquis
cum militia sua ascendet tronum suum, templo adhuc
uno trono vacuis remanentibus.

10) Tunc Imperator dirigit nuntios suos ad singulos re
et primo ad regem Francorum dicens:

Sicut scripta tradunt historiographorum,
50 totus mundus fuerat fiscus Romanorum.
Hoc primorum strenuitas elaboravit,
52 sed posterorum desidia dissipavit.
Sub his inperii dilapsa est potestas,
54 quam nostrae repetit potentiae maiestas.
Reges ergo singuli prius instituta
56 nunc Romano solvant inperio tributa.
Sed quod in militia valet gens Francorum,
58 armis inperio rex serviat eorum.
Huic, ut hominium cum fidelitate
60 nobis in proximo faciat, imperate.

11) Tunc legati venientes ad regem Francorum cor
cantent:

Salutem mandat Imperator Romanorum
62 dilecto suo inclito regi Francorum.
Tuae discretioni notum scimus esse,
64 quod romano iuri tu debeas subesse.

No. 10 *fol. 3a 2. col.* ad 49 hystoriograuorum T 51
61 *u.* 62 *13 Silben ohne die regelmässige Pause* 58 inper
imperio *2. Hd.* T 59 hominium M: hominum T.

Unde te repetit sententia tenenda
66 summi imperii et semper metuenda.
Cuius ad servitium nos te invitamus
68 et cito venire sub precepto mandamus.

12) Quibus ille:

Historiographis si qua fides habetur,
70 non nos imperio sed nobis hoc debetur.
Hoc enim seniores Galli possederunt
72 atque suis posteris nobis reliquerunt.
Sed hoc invasoria vi nunc spoliamur.
74 absit, invasoribus ut nos obsequamur.

13) Tunc legati redeuntes ad imperatorem cantent coram eo:

Ecce Franci super te nimium elati
76 proterve se opponunt tuae maiestati.
Immo et imperii tui ius infirmant
78 illud invasorium *esse* dum affirmant.
Digna ergo pena correpti resipiscant,
80 ut per eos alii obedire discant.

.4) Tunc Imperator cant*at*:

Corda solent ante ruinam exaltari.
82 superba stultos loqui nolite mirari.
Quorum nos superbiam certe reprimemus
84 ac eos sub pedibus nostris conteremus.
Et qui nunc ut milites nolunt obedire,
86 tanquam servi postmodum cogentur servire.

---

65 tremenda? 71 Hoc M: Illuc TZ, illud P No. 13 legati *fol. 3b* 75 super te: superbi? *vgl. Rom. 1, 30* superbos elatos *2. Tim. 3, 2* elati superbi. *Pause zwischen Praeposition und Namen auch in 131.* 77 infirmant M: infirmatur T *(Wellenlinie über* t), PZ 78 esse M: *fehlt in* T affirmāt T, affirmatur PZ 81 ruinam P: riuam T; *vgl. Prov.* 'ante ruinam exaltatur spiritus' 84 Jer. Lam. 3, 34: ut contereret sub pedibus suis. 85 ut milites nolunt ut milites obedire T 86 cogentur P aus T cogūtur: coguntur Z.

15) Et statim aciebus vadit ad expugnandum regem Francorum. Qui sibi occurrens congreditur cum eo et superatus captivus reducitur ad sedem imperatoris. Et sedente imperatore stat coram eo cantans:

Triumphi gloria est parcere devictis.
88 victus ego tuis nunc obsequor edictis.
Vitam meam simul cum regni dignitate
90 positam fateor in tua potestate.
Sed si me pristino restitues honori,
92 erit honor victi laus maxima victori.

16) Tunc Imperator eum suscipiens in hominem et concedel sibi regnum cant*at*:

Vive per gratiam et suscipe honorem,
94 dum me recognoscis solum imperatorem.

17) Et ille cum honore dimissus revertitur in regnum suun cant*ans*:

Romani nominis honorem veneramur,
96 Augusto Cesari servire gloriamur.
Cuius imperii virtus est formidanda
98 honor et gloria maneant veneranda.
Omnium rectorem te solum profitemur.
100 tibi tota mente semper obsequemur.

18) Tunc Imperator dirigens nuntios suos ad regem G r e c o r u m cant*at*:

Sicut scripta tradunt hystoriographorum,
102 quicquid habet mundus, fiscus est Romanorum
Hoc primorum strenuitas elaboravit,
104 sed posterorum desidia dissipavit.
Sub his imperii dilapsa est potestas,
106 quam nostrae repetit potentiae maiestas.
Reges ergo singuli prius instituta
108 nunc Romano solvant imperio tributa.

No. 17 *fol. 3b, 2. col.* Et cantans P: cant̄. T, cantat Z.

Hoc igitur edictum Grecis indicate
110 et ab ipsis debitum censum reportate.

19) Qui venientes ad regem cant*ant* coram eo:
Salutem mandat et c. ibi mutantes
Cuius ad servitium *nos* te invitamus
112 et tributum dare sub precepto mandamus.

20) Quos ille honeste suscipiens cant*at*:
Romani nominis honorem veneramur,
114 tributum Cesari reddere gloriamur, et c.

21) Eosque cum honore dimittens ipsemet ascendet ad imperium cantans:
Romani nominis et c.

22) Qui eum in hominem suscipiens et regnum sibi concedens cant*at*:
Vive per gratiam et c.

23) Tunc ille suscepto regno revertitur cant*ans*:
Romani nominis et c.

24) Tunc iterum dirigit nuntios suos imperator ad regem Jerosolimorum dic*ens*:
Sicut scripta tradunt et c.

25) Qui venientes ad regem coram eo c(antant):
Salutem mandat imperator Romanorum
116 dilecto suo regi Jerosolimorum et c.

26) Quibus ille honeste susceptis cant*at*:
Romani nominis et c.

27) Et ascendens ad imperium cant*at* hoc ipsum iterans:
Romani nominis et c.

28) Quo ille suscepto concedit sibi regnum.

---

111 servitutem P nos M *aus V. 67: fehlt in* T No. 21 ascendet P: ascendens T *fol. 4:* nominis T.

29) Ipso itaque reverso in sedem suam cum iam tota e
subdita sit imperio Romano, consurg*it* rex Babylo
medio suorum cant*ans*:

Ecce superstitio novitatis vanae,
118 quam error adinvenit sectae christianae,
Fere *iam* destruxit ritum antiquitatis
120 et diis subtraxit honorem deitatis.
Quorum cultum prorsus deleri ne sinamus
122 nomen Christianum de terra deleamus.
Quod ab eo loco debemus inchoare,
124 unde primo cepit hęc secta pullulare.

30) Et ordinans acies suas vadit ad obsidendam Jeroso
Tunc rex Jerosolimae dirig*it* nuntios suos ad im
cant*ans*:

Ite hęc ecclesiae mala nuntiantes,
126 nobis auxilium ab ipsa postulantes.
Hęc dum cognoverit Romanus imperator,
128 ipse noster erit ab hoste liberator.

31) Qui venientes ad imperium cant*ant* coram eo:

Defensor ecclesiae nostri miserere,
130 quos volunt inimici domini delere.
Venerunt gentes in dei hereditatem,
132 obsidione tenent sanctam civitatem.
Locum, in quo sancti eius pedes steterun
134 ritu spurcissimo contaminare quęrunt.

32) Quibus ille:

Ite vestros propere fratres consolantes,
136 ut nostrum auxilium laeti postulantes
Nos pro certo sciant in proximo venire,
138 ne de ipsis valeant hostes superbire.

---

119 iam M: *fehlt in* T No. 31 ue | nientes *fol. 4a, 2. c*
vgl. Psalm. 78, 1 'Deus venerunt gentes in hereditatem tuam' *e*
obsidione P: obsidionem TZ.

33) Qui reversi stant coram rege cantantes:

Viriliter agens ab hoste sis securus.
140 adpropinquat enim ab hoc te redempturus.
Quem debes in prelio constans prestolari,
142 per hunc te gaudebis in brevi liberari.

34) Interim dum imperator collig*it* exercitum angelus domini subito apparens c(antat):

Juda et Jerusalem nolite timere
144 sciens te auxilium dei cras videre.
Nam tui fratres assunt, qui te liberabunt
146 atque tuos hostes potenter superabunt.

35) Tunc chorus:

Juda et Jerusalem.

36) Interim Imperator cum suis procedat ad prelium, et, finito responsorio, prelio congrediatur cum rege Babylonis. quo superato et fugam ineunte

37) Imperator cum suis intret templum et postquam ibi adoraverit, tollens coronam de capite et tenens eam cum sceptro † et imperio ante altare cantet:

Suscipe quod offero. nam corde benigno
148 tibi regi regum imperium resigno.
Per quem reges regnant, qui solus imperator
150 dici potes et es cunctorum gubernator.

---

139 Paral. 1, 28, 20 viriliter age *etc.* 143 Juda M: Judea TPZ *vgl. Paral. 2, 20, 17:* O Juda et Jerusalem, nolite timere nec paveatis. cras egrediemini contra eos. No. 35 Judea et Jerlm *mit Neumen* T chorus *bezeichnet nicht die Zuschauermasse, sondern die Singenden vertreten die christlichen Reiche.* No. 36 resp. prelio M: prelio resp. T *u. edd.* No. 37 'imperio' *übersetzt Wedde mit* 'Reichsapfel'. *Ich kann weder diese noch eine andere hier passende Bedeutung finden, und halte die Worte* et imperio *für verdorben. Vielleicht ist* et *zu tilgen u.* imperiali *zu schreiben oder* imperio *als Adjektiv zu fassen, was ich mich erinnere schon gelesen zu haben.* 149 reges *fol. 4b.*

38) Et eis depositis super altare ipse revertitur in sedem antiqui regni sui, Ecclesia quae secum descenderat Jerosolimam in templo remanente.

39) Tunc cum Ecclesia et Gentilitas et Synagoga vicissim cantant ut supra, procedant Ypocritae sub silentio et specie humilitatis inclinantes circumquaque et captantes favorem laicorum. ad ultimum omnes conveniant ante Ecclesiam et sedem regis Jerosolimę, qui eos honeste suscipiens ex toto se subdet eorum consilio.

40) Statim ingreditur Antichristus sub aliis indutus loricam comitantibus eum Ypocrisi a dextris et Heresi a sinistris, ad quas ipse cantat:

Mei regni venit hora.
152 per vos ergo sine mora
fiat, ut conscendam regni solium.
154 me mundus adoret et non alium.
Vos ad *hoc* aptas cognovi,
156 vos ad hoc hucusque fovi.
ecce labor vester et industria
158 nunc ad hoc sunt mihi necessaria.
En Christum gentes honorant
160 venerantur et adorant.
eius ergo delete memoriam
162 in me suam transferentes gloriam.

ad Yprocrisin: In te pono fundamentum.
ad Heresim: Per te fiet incrementum.
ad Yprocrisin: Tu favorem laicorum exstrue.
ad Heresim: Tu doctrinam clericorum destrue.

No. 40 sub aliis T: sub alis P, sub albis? M (albae *statt* alba *z. B.* Paulinus Aqu. De resurr. str. 12 Angelus sedens in albis). Giesebrecht *vermuthet* sub velis, *indem auch er* ei *in* No. 46 *nicht als Dativ fasst und in sehr ansprechender Weise die räthselhaften Worte* No. 90 tunc tollunt ei velum *hierher bezieht. V. 151—170 5 Strophen* '8 –́⏑, 8 –́⏑, 11 ⏑–́, 11 ⏑–́' *mit der Reimstellung* 'ón, ón, rú, rú' 155 hoc M, *fehlt in* T 158 nunc *om.* P.

41) Tunc illę:

Per nos mundus tibi credet,
168 nomen Christi tibi cedet.
Ypocrisis: nam per me favorem dabunt laici.
Heresis: et per me Christum negabunt clerici.

42) Tunc precedent eum ipso paulatim sequente. Et postquam venerint ante sedem regis Jerosolimae Ypocrisis insusurret ypocritis annuntians eis adventum Antichristi. Qui statim occurrunt sibi cantantes:

Sacra religio iam diu titubavit.
172 matrem ecclesiam vanitas occupavit.
Ut quid perditio per viros faleratos?
174 deus non diligit seculares prelatos.
Ascende culmina regiae potestatis.
176 per te reliquiae mutentur vetustatis.

43) Tunc Antichristus:

177 Quomodo fiet hoc? ego sum vir ignotus.

44) Tunc ipsi:

Nostro consilio mundus favebit totus.
Nos occupavimus favorem laicorum.
180 nunc per te corruat doctrina clericorum.
Nostris auxiliis hunc tronum occupabis:
182 tu tuis meritis cetera consummabis.

45) Tunc Antichristus veniens ante sedem regis Jerosol*imae* cantat ad ypocritas:

Quem sub ecclesiae gremio concepistis,
184 longis conatibus me tandem genuistis.
Ascendam igitur et regna subiugabo,
186 deponam vetera, nova iura dictabo.

---

169 fa | *fol. 4b 2. col.* | vorem No 42 occurr̄. T, occurrent P 173 Math. 26, 8 ut quid perditio haec (unguenti)? 177 hoc *1. Hd. über der Zeile. Vgl. die demüthige Frage der Maria:* Luc. 1, 34 Quomodo fiet istud, quoniam virum non cognovi?

46) Tunc exuentes ei superiora indumenta ascendunt expositis gladiis et deponentes regem Jerosolimis coronant Antichristum cantantes:

Firmetur manus tua et exaltetur d(extera) t(ua).

47) Tunc rex Jerosolimis ascendit ad regem Teotonicorum solus cantans:

Deceptus fueram per speciem bonorum.
188 ecce destituor fraude simulatorum.
Regni fastigia putabam † beata,
190 si essent talium edictis ordinata.
Romani culminis dum esses advocatus,
192 sub honore viguit ecclesiae status.
Nunc tuae patens est malum discessionis.
194 viget pestiferae lex superstitionis.

48) Interim ypocritę conducunt Antichristum in templum domini ponentes ibi tronum suum. Ecclesia vero quae ibi remanserat multis contumeliis et verberibus affecta redibit ad sedem apostolici.

49) Tunc Antichristus dirig*it* nuntios suos ad singulos reges, et primo ad regem Grecorum dicens:

Scitis divinitus ad hoc me vobis datum,
196 ut per omnes habeam terras principatum.
Ad hoc idoneos ministros vos elegi,
198 per quos totus mundus subdatur nostrae legi.
Hinc primo terminos Grecorum occupate.
200 Grecos terroribus aut bello subiugate.

50) Qui uenientes ad regem Grecorum cantant coram eo:

Rex tibi salus sit *dicta* a salvatore

No. 46 *Es ist unsicher, ob* ei *Nominativ oder Dativ ist.* Jerosolimorum P Firmetur *etc. Psalm. 89, 13* No. 47 ascend T, ascendat P 187 spe *d. h.* specie *oder* spem T, spem P 189 beata *ist aus einem Worte wie* firmata *entstanden.* 190 talium | *f. 5 a* 191 *vgl.* 129 defensor ecclesiae 195 ad *aus* ab *corrigirt* T: ob *edd.* 201 dicta M, *fehlt in* T.

202 nostro, regum et orbis totius rectore.
Qui sicut scripturis mundo fuit promissus,
204 descendit de caelis ab arce patris missus.
Ille semper idem manens in deitate
206 ad vitam sua nos invitat pietate.
Hic se vult a cunctis ut deum venerari
208 et a toto mundo se iubet adorari.
Huius edicti formam si tu preteribis,
210 in ore gladii cum tuis interibis.

51) Quibus ille:

Libenter exhibeo regi famulatum,
212 quem tanto dicitis honore sublimatum.
Honor est et gloria tali obedire.
214 huic tota mente desidero servire.

52) Et hoc iterans venit ad presentiam Antichristi et stans coram eo cant*at*:

Tibi profiteor decus imperiale.
216 quo tibi serviam ius postulo regale.

53) Et flexo genu offert ei coronam. tunc Antichristus depingens primam litteram nominis sui regi et omnibus suis in fronte et coronam ei in capite reponens cant*at*:

Vive per gratiam et suscipe honorem,
218 dum me recognoscis cunctorum creatorem.

54) Tunc ille revertitur ad sedem suam.

55) Iterum Antichristus dirig*it* ypocritas ad regem Francorum cum muneribus dicens:

Hęc munera regi Francorum offeretis,
220 quem cum suis ad nos per illa convertetis.
Hi nostro ritui formam adinvenere,

---

202 orb. tot. M: toc. orb. T 203 ex script. T, ex *tilgte* M 210 in ore gladii *Num. 21, 24 u. sonst.* No. 52 stans | *fol. 5 a 2. col.* No. 53 *vor* coronam *ist* munera *getilgt.*

222 nostro adventui viam preparavere.
Horum subtilitas nobis elaboravit
224 tronum conscendere, quem virtus occupavit

56) Tunc ypocritae acceptis muneribus vadunt ad regem corum et stantes coram eo can*tant*:
Rex tibi salus sit et c.
ultimam clausulam ista commutantes:
Sed de tui regni certus deuotione
226 rependit tibi vicem voluntatis bonae.

57) Tunc rex acceptis muneribus can*tat*:
Libenter exhibeo et c.
et hoc iterans venit ad presentiam Antichristi et genu offert ei coronam can*tans*:
Tibi profiteor et c.

58) Antichristus eo suscepto in osculum signans eum et in frontibus et imponens ei coronam can*tat*:
Vive per gratiam et c.

59) Tunc iterum dirigit ypocritas ad regem Teotonico can*tans*:
Excellens est in armis vis Teotonicorum,
228 sicut testantur robur experti eorum.
Regem muneribus est opus mitigari.
230 est cum Teotonicis incautum preliari.
Hi secum pugnantibus sunt pessima pestis
232 hos nobis subicite donis si potestis.

60) Tunc ypocritae acceptis muneribus transeunt ad ı cantantes coram eo:
Rex tibi salus sit et c,
ultimum versum iterum isto commutantes:
Et his te honorans muneribus absentem
234 amicum cernere desiderat presentem.

No. 56 aiadunt T 227 vis: ius *edd.*, T *eher* ius *als* uis. 228 ro M: exp. ıob. T eorum | *f. 5b, diese Seite ist bei Zezschwitz facsi*

61) Tunc rex Teotonicorum cantat:

Fraudis versutias compellor experiri,
236 per quas nequitia vestra solet mentiri.
Sub forma veritas virtutis putabatur;
238 ostendit falsitas, quod forma mentiatur.
Per vos corrupta est fides Christianorum.
240 per me conteretur regnum simulatorum.
Plena sunt fraudibus munera deceptoris.
242 iniquus corruet per gladium ultoris.
Secum pecunia sit in perditionem.
244 gravem iniuria exspectat ultionem.

62) Tunc ypocritae confusi redeunt et stantes coram Antichristo c(antant):

O regni gloria, caput totius mundi,
246 offensam aspice populi furibundi.
Certe predictum est per fidem antiquorum,
248 quod tu subities cervices superborum.
Si virtute tua totus orbis subsistit,
250 qua vi teotonicus furor tibi resistit?
Tuam Germania blasphemat dicionem,
252 extollit cornua contra religionem.
Respice igitur nostram confusionem,
254 in ea iudica tuam offensionem.
Tuam potentiam iniuria testatur,
256 cuius imperio ruinam comminatur.

235—238 *auch im Weihnachtsspiel der Carmina Burana fol. 106b = Schmeller S. 94* 242 iniquus M: in quos T *edd.* ulturis T 243 *Act. 8, 20* pecunia tua tecum sit in perditionem 246 offensam M: offensa T P Z furibunda, a *zu* i *corrig.* T 248 *Jerem. 27, 11* gens quae subiecerit cervicem suam sub iugo regis Babyloniae 250 teotonicus M: teotonicorum T P Z 251 G. Tuam T, igitur *setzte* M *in den V. 253* 253 igitur *fehlt in* T P Z 255 testatur = provocat? 256 *Von der 1. Hand* comutatur, *dann von derselben* cominatur T, conver-

63) Tunc Antichristus:

Consummabo uere gentem perditionis
258 pro tanto scandalo sanctae religionis.
Ecce superbiam humanae potestatis
260 teret potentia divinae maiestatis.

64) Tunc dirig*it* singulos nuntios ad reges dicens eis:

Ite congregantes facultates regnorum.
262 conculcent impetu furorem superborum.

65) Nuntii vero venientes coram regibus c(antant):

Ecce noster dominus et deus deorum
264 per nos exercitum convocavit suorum.
Ut per hos teotonicum condempnet furorem,
266 in bello martyrum consignabit cruorem.

66) Tunc reges conveniunt ante tronum Antichristi. Quibus ille:

Consummabo vere et c.
Ite Germaniae terminos invadetis,
268 superbum populum cum rege conteretis.

67) Tunc omnes cant*ant*:

Deus nobiscum est, quos tuetur potenter.
270 Pro fide igitur pugnemus confidenter.

68) Et disponentes acies suas in occursum Teotonicorum congrediuntur cum eis et superatur exercitus Antichristi. Tunc rex Teotonicorum rediens et sedens in trono suo cant*at*:

Sanguine patriae honor est retinendus,
272 virtute patriae est hostis expellendus.
Jus dolo perditum est sanguine venale.
274 sic retinebimus decus imperiale.

---

tatur Z, imperium, minatur P 259 superbiam | *5b 2. col.* 263 *Dan. 2, 47* deus vester deus deorum est, *und sonst.* 265 hos M: eos T 273 *Das soll wohl heissen: die von mir freiwillig aufgegebene, von dem* Ant. *durch Trug erschlichene kaiserliche Machtbefugniss lässt sich durch*

69) Tunc ypocritae adducunt claudum coram Antichristo. quo sanato rex Teotonicorum hesitabit in fide. Tunc iterum adducunt leprosum, et illo sanato rex plus dubitabit. Ad ultimum important feretrum, in quo iacebit quidam simulans se in prelio occisum. iubet itaque Antichristus ut surgat dicens:

Signa semper querunt rudes et infideles.
276 surge velociter, quis sim ego reveles.

70) Tunc ille de feretro cantat:

Tu sapientia supernae veritatis
278 virtus invicta es divinae maiestatis.

71) Et ypocritae secum c(antant):

Tu sapientia et c.

72) Tunc rex Teotonicorum videns signum seducitur dicens:

Nostro nos impetu semper periclitamur,
280 adversus dominum incauti preliamur.
In huius nomine mortui suscitantur
282 et claudi ambulant *et* leprosi mundantur.
Illius igitur gloriam veneremur
284 * *

73) Tunc rex ascendit ad Antichristum hoc idem cantans. cum autem venerit coram eo flexo genu offert ei coronam c(antans):

Tibi profiteor et c.

74) Tunc Antichristus signans eum et suos in frontibus et imponens ei coronam c(antat):

Vive per gratiam et c.

Blut wieder erwerben und so, als Sieger über die ganze Christenheit, halte ich, wenn auch nicht den Titel, so doch den Glanz der kaiserlichen Herrschaft fest. No. 69 iacebit M: iacebat T 276 surge M: surge surge T; *vgl. Act. 12, 7* surge velociter. 278 | virtus *fol. 6* T 282 et lepr. M: et *fehlt in* T *vgl.* Matth. 11, 5 claudi ambulant, leprosi mundantur. *Dass* V. 284 *ausgefallen ist, erkannte* Wedde. No. 73 h· *d. h.* hoc T, cantans M (et hoc idem cantat P): cantat T *vgl.* No. 27 ascendens ad imperium cantat hoc ipsum iterans.

75) Tunc committit sibi expeditionem ad gentes dicens:

Vobis credentibus convertimur ad gentes.

et dato sibi gladio c(antat):

286 Per te disponimus has fieri credentes.

76) Tunc rex* veniens ad tronum Gentilitatis et mittens legatum ad regem Babylonis qui cantat coram eo:

Potestas domini maneat in aeternum,
288 quae adoranda quasi numen sempiternum
condempnat penitus culturam idolorum,
290 precipit abici ritus simulacrorum.

77) Tunc Gentilitas ad legatum:

Finxit invidia hanc singularitatem,
292 ut unam coleret homo divinitatem.
Ille iure deus cupidus estimatur,
294 qui spretis ceteris vult, ut solus colatur.
Nos ergo sequimur ritum antiquitatis,
296 diis discrimina reddimus deitatis.

78) Tunc nuntius:

Unus est dominus. quem iure veneramur,
298 qui solus deus est,

et deiciens simulacrum c(antat):

ydolum detestamur.

79) Statim gentiles concurrunt et preliantur cum exercitu Antichristi. et superatus rex Babȳlonis ducitur captivus

---

No. 76 lengatum T qui *liess* P *weg.* 287 *Hebr. 7, 24* quod maneat in aeternum, sempiternum habet sacerdotium. 288 quasi M: est quasi T 291 *u.* 292, 293 *u.* 294 *im Weihnachtsspiel der Carmina Bur. fol. 106 a u. b*, *Schmeller S. 94* 292 homo coleret unam *Bur.* 293 cup. deus *Bur.* 294 qui sp̄us ceteris vult T, qui spretis ceteris vult *Bur.* 295 ergo M, igitur *edd.*, *in* T *scheint der Buchstabe über dem* g *eher* i (igitur) *als* o (ergo) *zu sein.* No. 79 gentiles | *fol. 6 a 2. col. nach* offert *ist* ei *getilgt in* T.

ad Antichristum. Tunc rex genu flexo offert coronam Antichristo d(icens):

Tibi profiteor et c.

80) Tunc Antichristus signans eum et suos in frontibus et imponens coronam ei c(antat):

Vive per gratiam et c.

81) Statim redeunt ad sedes suas omnes cantantes:

Omnium rectorem te solum profitemur.
300 tibi tota mente semper obsequemur.

82) Tunc Antichristus dirigens ypocritas ad Synagogam c(antat):

Judeis dicite Messiam advenisse
302 et me in gentibus tributum accepisse.
Judeis dicite: en ego sum Messyas.
304 ego sum promissus eis per prophetias.

83) Tunc ypocritae ad Synagogam:

Regalis generis gens es peculiaris,
306 fidelis populus ubique predicaris.
Pro tuenda lege iam dudum exulasti,
308 procul a patria Messiam exspectasti.
Hęc exspectatio reddet hereditatem,
310 iocunda novitas mutabit vetustatem.
Ecce mysterium tuae redemptionis.
312 rex enim natus est auctor religionis.
Hic est Emmanuel, quem testantur scripturę,
314 per cuius gratiam tu regnabis secure.
Erexit humiles et superbos deiecit.
316 potenter omnia sub pedibus subiecit.
Surge Jerusalem, surge, illuminare,
318 *et* captiva diu Synagoga laetare.

No. 81 cant. omnes *d. h.* omn. cant. T 305 es: ē (est) T; populus **peculiaris** *Deut. 7, 6 etc. Petr. 1, 2, 9:* genus electum, regale sacerdotium, **gens sancta.** 306 predicans T 311 *Cor. 1, 15, 51* ecce mysterium vobis **dico.** 316 *Cor. 1, 15, 26* omnia enim subiecit sub pedibus eius. 317 *Jes. 60, 1* Surge illuminare Jerusalem, quia venit lumen tuum. 318 et M,

84) Tunc Synagoga:
Hęc consolatio divinae bonitatis
320 laborem respicit nostrae captivitatis.
Eamus igitur obviam salvatori.
322 dignum est reddere gloriam redemptori.

85) Tunc Synagoga surgens vadit ad Antichristum et
Ades Emanuel, quem semper veneramur,
324 in cuius gloria nos quoque gloriamur.

86) Tunc venientem suscipit Synagogam signans eam et
Per me egredere vectem confusionis.
326 tibi restituo terram promissionis.
In tuo lumine en gentes ambulabunt
328 et sub pacis tuae lege reges regnabunt.

87) Tunc Synagoga redeunte intrant Prophetae di(
Verbum patris habens divinitatem
330 in virgine sumpsit humanitatem.
Manens deus effectus est mortalis,
332 semper deus factus est temporalis.
Non naturae usu sibi constante
334 hoc factum est sed deo imperante.
Nostram *Christus* sumpsit infirmitate
336 ut infirmis conferret firmitatem.
Hunc Judei mortalem cognoverunt,
338 immortalem quem esse nescierunt.
Nec sermoni nec signis credidere.
340 sub Pilato Christum crucifixere.

---

fehlt in T No. 85 synagoga | *fol. 6b 1. col.* et cantat
325 *für* egredere vectem confusionis *fand ich keine*
am nächsten kommt Jonas 2, 7 terrae vectes concluseru
bulant T *Jes. 60, 3* ambulabunt gentes in lumine tu
stante (s c̄stante) M: sic testante T P Z 334 operant
M. *fehlt in* T.

Moriendo mortem mortificavit.
342 a Gehenna credentes liberavit.
Hic surrexit vere non moriturus.
344 regnat semper in proximo venturus.
Hic seculum per ignem iudicabit,
346 universos in carne suscitabit.
A reprobis salvandos separabit.
348 malos dampnans bonos glorificabit.
Vere scitis quid scripturae loquantur.
350 Enoch vivum et Heliam testantur.

88) Tunc Synagoga:
Ubinam sunt?

89) *Helias:*
Illi nos sumus vere,
352 in quos fines seclorum devenere.
Iste Enoch et ego sum Helias,
354 quos hucusque servaverat Messias,
Qui iam venit et adhuc est venturus,
356 per nos primum Israel redempturus.
Ecce venit homo perditionis
358 magnae muros consummans Babylonis.
Non est Christus *(sed mendax Antichristus).*
360 * * * *

90) Tunc tollunt ei velum. statim Synagoga convertitur ad verba prophetarum dicens:
Seducti fuimus vere per Antichristum,
362 qui mentitur *esse* se Judeorum Christum.

---

349 Verae P 350 enooh T 351 Helias *add.* M; sunt? *illi.* Nos sumus T 352 sclorum T *mit Strich durch* l, seculorum *edd. vgl. 1 Cor. 10, 11* in quos fines seculorum devenerunt. 355 adhuc | *fol. 6b 2. col.* 357 *vgl. 2 Thess. 2, 3* homo peccati filius perditionis. 358 mur. cons. M: cons. mur. T 359 sed m. Ant. M *in der schon von Wedde bemerkten Lücke von* T No. 90 tollunt ei velum, *vgl. zu* No. 40; *Anstoss gibt mir nur, dass der Ant. nicht zu dieser Handlung gehört.* 361 fuimus M: sumus T 362 esse M, *fehlt*

Certa indicia sunt nostrae libertatis
364 Helyas et Enoch prophetae veritatis.
Tibi gratias damus Adonay rex gloriae
366 personarum trinitas eiusdem substantia(
Vere pater deus est cuius unigenitus
368 deus est. idem deus est amborum spiri

91) Interim ypocritae venientes ad Antichristum c(an
O culmen regium divinae maiestatis,
370 tibi subtrahitur honor divinitatis.
Intravere senes doctores vanitatis,
372 qui blasphemant tuae honorem potestat
Judeis predicant tenore scripturarum
374 te, rex omnipotens, caput ypocritarum.

92) Tunc Antichristus ad *ypocritas:*
Cum me totus orbis studeat adorare,
376 ius mei nominis quis audeat negare?
Synagogam et senes mihi presentate.
378 reos conveniam super hac levitate.

93) Tunc ministri venientes ad prophetas et Synagogan
Testes mendatii, precones falsitatis,
380 Vos tribunal vocat divinae maiestati

94) Tunc prophetae:
Non seducet homo iniquitatis
382 servos Christi ministris falsitatis.

95) Tunc nuntii adducunt prophetas et Synag
christum. quibus ille:
Fert in insaniam † proprietatis
384 vos, quos decipiunt vultus auct(

---

in T 363 iuditia T 365—368 '7 + 7 ◡–' *m*
'nó, nó, rú, rú' 366 trinitas P: trinitatis TZ 37
sentate M: representate T 383 proprietatis *ist a*
doctrina vanitatis *(vgl. 371, 413) verdorben* 384

Sanctis promissus sum redemptio futura.
386 vere Messias ***sum***, ut testatur scriptura.
De me suscipite formam religionis.
388 sum infidelibus lapis offensionis.

96) Tunc prophetae:
Tu blasphemus auctor iniquitatis,
390 radix mali, turbator veritatis.
Antichristus, seductor pietatis,
392 vere mendax sub forma deitatis.

97) Tunc Antichristus commotus dic*it* ministris:
Ecce blasphemias meae divinitatis
394 ulciscatur manus divinae maiestatis.
Qui blasphemant in me divinam pietatem,
396 divini numinis gustent severitatem.
Pereant penitus oves occisionis
398 pro tanto scandalo sanctae religionis.

98) Tandem synagoga c(antat) confessionem istam:
Nos erroris penitet.
400 ad fidem convertimur.
quicquid nobis inferet
402 persecutor, patimur.

99) Tunc ministri educunt eos et occidunt. interim vero dum occiduntur, Ecclesia c(antat):
Fasciculus mirrae dilectus meus mihi.

100) Tunc ministris reversis Antichristus dirigit nuntios suos ad singulos reges c(antans):
Reges conveniant et agmina suorum.
404 adorari volo a gloria regnorum.

386 sum M, *fehlt in* T *vgl. 303* ego sum Messias. ego sum promissus. 388 *Jes. 8, 14* erit in lapidem offensionis. 392 deitatis M: pietatis T 397 *Psalm 8, 22* oves occisionis. No. 99 Cant. 1, 12 403 suorum M: sōorum *(d. h.* sanctorum) T 404 *Matth. 4, 8* ostendit .. regna mundi et gloriam eorum.

Cuncta divinitus manus ima firmavit,
406 suos divinitas hostes exterminavit.
Pace conclusa sunt cuncta iura regnorum.
408 ad coronam vocat suos deus deorum.

101) Tunc omnes reges conveniunt undique cum suis usque ad presentiam Antichristi (cantantes):

Cuncta divinitus et c.

102) Quibus Antichristus:

Ista predixerunt mei predicatores,
410 viri mei nominis et iuris cultores.
Haec mea gloria, quam diu predixere,
412 qua fruentur mecum, quicunque meruere.
Post eorum casum, quos vanitas illusit,
414 pax et securitas universa conclusit.

103) Statim fit sonitus super caput Antichristi et eo corruente et omnibus suis fugientibus ecclesia cant*at*:

Ecce homo qui non posuit deum adiutorem suum.
ego autem sicut oliva fructifera in domo dei.

104) Tunc omnibus redeuntibus ad fidem Ecclesia ipsos suscipiens incipit:

Laudem dicite deo nostro.

No. 101 cantantes P, *fehlt in* T 409 pre | *fol. 7a 2. col.* | dixerunt
No. 103 Ecce homo *etc.: Psalm 51, 9 u. 10.*

Ueber die lateinischen Rythmen.

Das Spiel vom Antichristen ist in festen rythmischen Formen gedichtet. Allein, so viele auch über diese Dichtung geschrieben haben, keiner hat dieselben erkannt. Die Formen der mittelalterlichen lateinischen Dichtungen sind eben bis jetzt noch wenig erforscht, das Erforschte noch wenig bekannt. Muratori[1]) gab nur werthvolles Material für die Geschichte des Reims in den ältesten Zeiten. J. Grimm und Schmeller[2]) haben die Formen der von ihnen veröffentlichten schönen Gedichte nicht genügend erforscht. Du Merils[3]) eifrigem Sammeln danken derartige Forschungen die Grundlage; er hatte auch den Blick für die Formen ziemlich geschärft: allein er hielt die verschiedenen Zeiten und Verhältnisse der einzelnen Dichtungen zu wenig auseinander, so dass er über die einzelnen Bemerkungen nicht zur Erkenntniss der wichtigen Fälle und der Gesetze durchgedrungen ist. Mone[4]), der viel verkannte, zeigt in vielen einzelnen Bemerkungen feinen Sinn für diese Formen. Nachdem Léon Gautier[5]) bei der Herausgabe gerade des Dichters, welcher den kunstmässigen Bau der rythmischen Verse sehr ausgebildet hat, diese

1) Muratori, de rhythmica veterum poesi; Antiqu. Ital. III p. 664 = Migne Cursus patrol. lat. 151 p. 755. — 2) J. Grimm u. Schmeller, Lat. Gedichte des X. und XI. Jahrh. 1838. J. Grimm, Gedichte auf Friedrich I., Abh. der Berliner Akad. 1843 = Kleinere Schriften III, 1—102. Schmeller, Carmina Burana, 1847, Bd. 16 der Bibl. d. lit. Vereins in Stuttgart. — 3) Ed. Du Méril 1. Poésies pop. lat. antérieures au douzième siècle. Paris 1843. 2. Poésies pop. lat. du moyen âge. Paris 1847. 3. Poésies inédites du moyen âge. Paris 1854. — 4) Mone, Lat. Hymnen des Mittelalters, 3 Bde. 1853—1855. — 5) L. Gautier, Oeuvres poétiques d'Adam de S. Victor, Paris 1858.

Kunst durchaus verkannt und geleugnet hatte, war es Gaston Paris[1]) leicht, zunächst diesen Irrthum nachzuweisen. Er knüpfte hieran eine Reihe feiner Bemerkungen über den Bau der rythmischen Verse, die bis jetzt nicht beachtet wurden, weil sie in der Allgemeinheit, wie sie G. Paris aufstellte, unrichtig sind; in der richtigen Beschränkung dagegen sind sie anregend und wichtig und zeugen von dem Scharfsinn und richtigen Gefühl dieses Forschers. Karl Bartsch[2]) hat nur eine einzelne Art von Gedichten, die Sequenzen, behandelt, und auch von diesen gehören nach meiner Ansicht nur die Sequenzen der späteren Periode zu den rythmischen Gedichten; aber hier hat er durch reiche und übersichtliche Zusammenstellung der Eigenthümlichkeiten viele Gesetze klar gelegt und weitere Untersuchungen erleichtert. Dann hat er bei verschiedenen Gelegenheiten einzelne Zeilen- und besonders Strophenformen der lateinischen, romanischen und deutschen Dichter verglichen und besprochen. In neuester Zeit hat Zarncke[3]) die Geschichte einer Rythmenform behandelt, Ebert[4]) und Huemer[5]) haben mehrere Stücke der ältesten rythmischen Poesie näher untersucht. Léon Gautier[6]) hat den kunstmässigen Bau der mittelalterlichen Rythmen zugestanden und eine Anzahl Gesichtspunkte für die Geschichte derselben besonders für die Entwicklung der mittelalterlichen Zeilen

1) G. Paris, Lettre à L. Gautier sur la versification Lat. rhythmique. Paris 1866. — 2) K. Bartsch, Die lat. Sequenzen des Mittelalters Rostock 1868. — 3) Fr. Zarncke, Berichte d. sächs. Ges. d. Wiss. z Leipzig 1877 p. 57—69. — 4) Ad. Ebert, Geschichte der Literatur de Mittelalters Bd. I. II. 1874. 1880. Zeitschr. f. deutsches Alterthum 2 p. 144—150. — 5) Joh. Huemer, Unters. über den jamb. Dimeter vo Karl d. Gr. Wien 1876. Unters. über die ältesten Lat. christl. Rhythmen Wien 1879. — 6) L. Gautier, Les Épopées Françaises, Paris 1878, p. 281—298. Schon 1878 kündigte Gautier an 'Histoire de la poési Lat. au moyen âge: Versification rhythmique, Hymnes, Proses, Tropes Mystères. (Sous presse.)

und Strophenarten aus den altrömischen aufgestellt, welche er hoffentlich bald ausführlich darstellen wird.

Die lateinischen Rythmen des Mittelalters verdienen eifrige Erforschung, nicht nur um des Inhaltes, sondern auch der Formen willen. Dichtungen, wie viele der Carmina Burana, manche des Archipoeta, sehr viele Hymnen und Sequenzen, werden stets zu den Perlen der Weltliteratur gehören. Dann haben die lateinischen Rythmendichter besonders im XI. und XII. Jahrhundert mit feinem Gefühle für den innern Bau der Zeilen Gesetze aufgestellt, welche auf die romanische Dichtung im Mittelalter grossen Einfluss gehabt haben und zum Theil noch jetzt fortwirken, wie z. B. der romanische Versbau heute noch auf dem damals gelegten Grunde ruht; wenn auch ferner die deutschen Dichter des Mittelalters den Vers nach einem ganz andern Princip bauten, indem sie nur die betonten, nicht wie die lateinischen und romanischen Dichter auch die unbetonten Silben zählten, also nicht wie jene gleiche Silbenzahl in den entsprechenden Zeilen beobachteten, so haben sie doch den innern Bau der lateinischen rythmischen Zeilen in manchen Stücken z. B. in der beschränkten Zulassung des Hiatus beachtet. Und unser neuhochdeutscher Versbau, welcher die betonten Silben als Längen rechnet, den Tonfall des Versschemas und die Gleichheit der Zahl auch der unbetonten Silben mit Vermeidung des Taktwechsels beobachtet, steht auf demselben Standpunkt, wie viele lateinische Rythmendichter des späteren Mittelalters, welche ebenfalls den Taktwechsel sich nicht gestatteten.

Die Zeilen- und insbesondere die Strophenarten aber sind es vor Allem, welche die Dichter des XII. und XIII. Jahrhunderts mit freudiger Schaffenslust in wunderbarer Mannichfaltigkeit ersonnen haben. Die lateinischen Dichter waren sicher hierin die ersten, später mögen bei dem Wettstreite der lateinischen, romanischen und deutschen Dichter

die lateinischen ein oder die andere Strophenform von den romanischen oder deutschen Dichtern entlehnt haben. Wenn auch die romanischen und germanischen Dichter der letzten Jahrhunderte, insbesondere die deutschen Dichter des 19. Jahrhunderts vielerlei griechische, römische, orientalische und nordische Zeilen- und Strophenarten nachgeahmt haben, diejenigen Lieder und grösseren Gedichte, welche jedes einzelne Volk als den echten Ausdruck seiner Gefühle anerkennt und liebt, sind in Formen gekleidet, welche aus jener Zeit des überreichen Schaffens sich — in bescheidener Zahl — erhalten haben.

Der Eifer Vieler ist jetzt darauf gerichtet, die Versgesetze der mittelalterlichen Dichtungen in den romanischen und germanischen Sprachen festzustellen: dem sollte eigentlich die Feststellung der Gesetze der mittelalterlichen lateinischen Rythmen vorangehen, da diese auf jene Einfluss übten und da sie leichter zu erkennen sind. Denn während dort wichtige Stücke streitig sind, wie z. B. die Aussprache oder Unterdrückung von Endsilben, besteht hier nur über wenige unbedeutende Vorfragen Zweifel. Eine Hauptschwierigkeit bildet hier nur die Unsicherheit der Texte. Doch durch die Bemühungen von Dümmler und Wattenbach, jenes um die lateinischen Gedichte der früheren, dieses um die der späteren Zeit, fällt ja auch in diese Finsterniss schon jetzt einiges Licht.

Obwohl ich von einem Gedichte der zweiten Periode ausging, habe ich doch von dem Ganzen der poetischen Formen der ersten Periode, d. h. sowohl von dem Bau der einzelnen Zeilen als von ihrer Zusammenfügung zu Strophen und Gedichten in der Zeit bis zum Beginne des XI. Jahrhunderts, ein Bild zu geben versucht, habe dagegen bei der zweiten Periode nur den Bau der einfachen Zeilen besprochen. Ich that dies, weil die Formen der ersten Periode noch sehr wenig erforscht sind, ihre Kenntniss aber zum Verständniss

der späteren Formen nothwendig ist, weil das von mir behandelte Gedicht im Anfang der zweiten Periode entstanden ist und weil endlich die Fülle der in der zweiten Periode geschaffenen neuen Zeilen- und Strophenformen eine ausserordentlich grosse ist. Bei dem oft mühsamen Zusammenzählen werde ich nicht selten geirrt haben, habe auch um Text-Kritik mich nicht viel kümmern können. Wenn aber die Hauptzüge der Rythmengeschichte richtig erkannt sind, so wird die Berichtigung solcher kleineren Fehler die Resultate nicht ändern.

Indem ich die einzelnen Zeilen untersuchte, achtete ich a) auf die Silbenzahl und die Pausen, b) den Schluss, c) den Tonfall der sich entsprechenden Zeilen, endlich d) auf die Zulassung von Hiatus und e) auf den Reim. Die Gedichte schied ich in gleichzeilige und ungleichzeilige, die aus ungleichen Zeilen, d. h. aus Strophen, gebildeten in gleichstrophische (fast alle Hymnen), und ungleichstrophische. Wenn in diesen letzteren Paare unter sich gleicher, aber von den andern verschiedener Strophen an einander gereiht sind, so heissen sie Sequenzen; strenge Leiche nannte ich die Gedichte, in welchen auf eine Reihe von verschiedenen Strophen in einer zweiten Reihe dieselben Strophenarten in derselben Ordnung, sei es in gleicher oder in verschiedener Zahl, sich folgen; freie Leiche endlich diejenigen Gedichte, in welchen verschiedene Strophen zu einer Reihe oder zu mehreren von einander verschiedenen Reihen und Gesetzen verbunden sind.

Die Rythmen saec. VI.—XII.

Der Bau der sogenannten rythmischen Hexameter des *Commodian* hat mit dem Bau der späteren Rythmen wenig zu thun; nicht viel mehr die barbarischen Achtsilber mit trochäischem Schlusse, welche *Augustin* in dem Gedicht gegen die Donatisten sich construirt hat: doch finden sich bei

ihnen die ersten sicheren Spuren des Reimes, indem bei Commodian die sämmtlichen Zeilen eines kleinen Gedichtes auf o, bei Augustin die 250 Langzeilen auf e enden. Dagegen findet sich in den Soldaten- und ähnlichen Volksliedchen der Kaiserzeit jenes Urprinzip aller rythmischen Poesie, dass in die langen, also betonten Stellen des Versschemas die betonten Wortsilben gerückt werden. Wenn auch die von dem Grammatiker *Virgilius Maro* gebotenen Zeilenarten zum Theil seine phantastische Erfindung sein mögen, so sehen wir doch bei ihm schon ganz die Gesetze der rythmischen Verse und reine zweisilbige Reime; und eben jene vielleicht neuerfundenen Zeilenarten zeigen, dass wir den rythmischen Dichtern auch dieser Zeit einige Neuerungen zutrauen dürfen und dass dabei vielleicht gerade die Gelehrten mithalfen. In manchen Dichtungen der nächsten Zeit, und besonders in den Gedichten der von Karl dem Grossen geehrten Dichter finden wir die Formen und die Technik, welche sich bis zum XII. Jahrhundert erhielten: die katalektischen trochäischen Tetrameter (15 ◡—) mit steter Pause nach der 8. Silbe, die jambischen Trimeter mit Pause nach der 5. Silbe, die Zeilen zu 4 Jamben und die zu 4 Trochäen, die Siebensilber mit jambischem und die mit trochäischem Schlusse, lauter Formen, welche sich leicht auf die Formen der alten quantitirenden Poesie zurückführen lassen: in dem Bau der Zeilen das Gesetz, dass betonte Silben nicht zusammenstossen, sondern durch unbetonte und zwar in der Regel nur durch éine getrennt werden; die daktylischen Zeilenarten verschwinden, und in den regelmässig dahinfliessenden trochäischen und jambischen Rythmen findet sich nur hie und da ein Daktylus beim Eintreten von Taktwechsel, welcher in beschränkter Zahl von Fällen gestattet ist. Elision findet sich nicht, Verschmelzen zweier Vokale zu éinem selten, aber auch Hiatus wird nicht zu häufig gestattet. Der trochäische Zeilenschluss wird durch

ein mindestens zweisilbiges, der jambische durch ein mindestens dreisilbiges Wort gebildet. Die Zeilen, welche oft einsilbiger Reim oder einsilbige Assonanz bindet, sind meistens in Gruppen zusammengestellt: die trochäischen Fünfzehnsilber in Gruppen von je 2 oder 4 oder besonders von je 3 Zeilen, die Trimeter besonders zu Gruppen von je 5 Zeilen oder, in Nachahmung der sapphischen Strophen, zu Gruppen von 3 Zeilen mit einem Fünfsilber, die übrigen Zeilenarten meistens in Gruppen von 2 oder 4 Zeilen. Ist ein Gedicht in derartigen einfachen Formen geschrieben, so ist schwer zu erkennen, ob es im 7. oder erst im 11. Jahrhundert entstanden ist.

An diesem Stamme bildeten sich Auswüchse und Triebe, die theils wieder abstarben, theils fortwuchsen und sich entwickelten. So finden wir schon in irischen Gedichten des 7. und 8. Jahrhunderts den *Tonfall* auch der trochäischen Verse so durchaus vernachlässigt, dass von Rythmus nicht mehr die Rede sein kann; ja sogar die wichtige Gleichheit der Zeilenschlüsse ist verletzt und unter die jambischen Schlüsse hie und da ein trochäischer gemischt und umgekehrt; diese beiden Unsitten finden sich in einzelnen Gedichten bis zum Schlusse des XI. Jahrhunderts. Sehr wichtig wurde der Eifer, mit welchem die Iren den R e i m pflegten. Die ältesten Beispiele von reinen zweisilbigen Reimen begegnen uns bei dem Grammatiker Virgilius Maro; aus seinen Kreisen kam er vielleicht zu den Iren, bei denen wir im 7. und 8. Jahrhundert reiche Reimfülle, ja sogar einmal Binnenreim und ein anderes Mal, das einzige Mal vor dem Schlusse des XI. Jahrhunderts, gekreuzte Reime antreffen. Bonifatius, Aldhelm, Hibernicus Exul und Dicuil, Iren oder Freunde von Iren, sind es, welche die Reimfülle auf das Festland verpflanzt und dieselbe aus den rythmischen auch auf die quantitirend gebauten Verse übertragen und so den Grund zu dem später so weit verbreiteten Ge-

schlechte der gereimten Hexameter gelegt haben. Grossen, hie und da überwuchernden Reichthum von Reimen finden wir später in den Gedichten Gotschalks und seiner Genossen, in manchen Stücken der Cambridger Sammlung und bei Wipo, bis gegen Ende des XI. Jahrhunderts die Anwendung des Reimes gesetzmässig wurde.

Ein hässlicher Auswuchs ist zum Glücke wieder abgestorben. In historischen und religiösen Gedichten des 8. und 9. Jahrhunderts findet sich mehr oder minder häufig vor der regelmässigen Zeile noch eine unbetonte Silbe, ein *Vorschlag*, oder es ist in dem Innern der Zeile eine Silbe *zugesetzt*, indem ein Daktylus statt eines Trochäus eintritt.

In der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts versuchte Notker, den freien Läufen der langgezogenen Melodien, mit welchen die einzelnen Silben des Alleluia ausgemalt wurden, Wörterreihen von gleichem Tonfall anzuschmiegen. Wenn nun auch in diesen sogenannten Sequenzen der älteren Art die einzelnen Zeilen nicht rythmisch gebaut und die kühnen Strophen nur nach den Gängen der Melodie angelegt wurden, so dass also die Rythmen- und die Sequenzen-Dichtung damals zwei ganz geschiedene Gebiete waren, so wirkte doch der Eifer und die Kühnheit der Sequenzendichter auf die Rythmendichter. Es treten allmälich neue Zeilenarten auf; es finden sich Gedichte in *schwankenden Zeilen*, in denen die entsprechenden Zeilen an Silbenzahl und Bau sich nur ähnlich, nicht gleich sind, eine Art, die im Laufe des XI. Jahrhunderts wieder verschwindet; insbesondere aber zeugen von einem neuen Geiste einige neue und kühne *Strophenformen*, die sich im X. und XI. Jahrhundert finden. Damit dass im Beginn des XII. Jahrhunderts die Sequenzendichter sich herabliessen, ihre willkürlichen Zeilen und Strophen aufgaben und aus regelmässig gebauten rythmischen Zeilen ähnlich kühne Strophen zu fügen versuchten, war der entscheidende Schritt geschehen: um diese ganz neue und

schwierige Aufgabe erfüllen zu können, mussten Neuerungen gemacht werden, und kräftiges Leben begann jetzt in allen Zweigen der rythmischen Dichtung sich zu regen.

Von den einzelnen Zeilen.

Die Gedichte dieser früheren Zeit sind meistens gleichzeilig, nur werden oft die einzelnen Gruppen durch Refrain gekennzeichnet. Die Zeilen ohne Pause überschreiten fast niemals die Zahl von 8 Silben; (vgl. nur XIII, 1—4). Denn wenn eine der nachgeahmten antiken Zeilenarten (und fast alle damals gebräuchlichen rythmischen Zeilenarten waren Nachahmungen von antiken) mehr als 8 Silben zählte, so wurde sie, durch Verwandlung der Caesur in eine förmliche Pause, zu 2 kleineren Zeilen zerlegt; also bestehen die trochäischen Fünfzehnsilber stets aus 2 Zeilen zu 8 und zu 7 Silben, die Trimeter aus 2 Zeilen zu 5 und 7 Silben, die Sapphischen und alcaeischen Zeilen aus 5 + 6, die phalaecischen aus 6 + 5 und die asklepiadeischen aus 6 + 6 Silben. Die wenigen Gedichte, in welchen diese Pausen nicht streng beobachtet sind (II, 27. 28 und IV, 3), sind auch sonst so roh oder entstellt, dass sie fast allen Regeln sich entziehen. Doch hatte man stets das Bewusstsein, dass die beiden Stücke zusammengehören und verband daher in den älteren Zeiten nur das Ende der Langzeilen durch Reim. Ja, man scheint für Langzeilen überhaupt eine Vorliebe gehabt zu haben. Denn während es doch natürlich war in einem Gedichte, das aus gleichen Zeilen, z. B. jambischen Achtsilbern bestand, Zeile an Zeile zu reihen, wie dies auch in der Regel z. B. bei Aldhelm und seinen Genossen (VIII, 17—25) geschehen ist, sehen wir bei Dicuil je 2 solche Achtsilber zu Langzeilen verbunden. Ebenso sehen wir die trochäischen Achtsilber durch den Reim selten in Stücke von 4 Silben zerlegt (Virgil und III, 2), meistens die einzelnen Zeilen, aber bei Augustin Doppelzeilen von

16 Silben an einander gereiht. In der ersten Hälfte, der Basis der Langzeile, ist öfter Schwanken in der Silbenzahl oder wenigstens im Rythmus gestattet, während die 2. Halbzeile fest gebaut ist. Vgl. IX, 2a. X, 3. XI, 1. XII, 2.

Gleiche Silbenzahl.

Die Gleichheit der Silbenzahl ist ein wesentliches Merkmal der rythmischen Gedichte, wenn sie auch nicht ausreicht, um einen Rythmus zu bilden. Schon in dem Antiphonarium Benchorense finden sich Gebete in Zeilen von ungefähr ähnlicher Silbenzahl nebst Assonanz, z. B. p. 155 'Post Evangelium: Canticis spiritalibus delectati, | nos, Christe consonantes canimus tibi, | quibus tua maiestas possit placari, | oblata laudis hostia spiritali': je 12 Silben mit Reim auf i; ähnlich besteht die dem Otloh zugeschriebene Prosa auf den heiligen Dionys (Du Méril 1843 p. 162) aus Langzeilen von 12 + 9 Silben, deren Halbzeilen einsilbig reimen, mit einer Einleitung von 2 Langzeilen zu 9 + 8 Silben. Ich kann diese an Silbenzahl gleichen Zeilen ebensowenig als die an Silbenzahl gleichen Strophen der Sequenzen älterer Art zu den Rythmen zählen, da der rythmische Bau der Zeilen fehlt. Andere Dichtungen, wie der gleichstrophische und gereimte Pilgergesang XV, 2 stehen auf der Grenze.

Die gleiche Silbenzahl der entsprechenden Zeilen findet sich auch in den wirklichen Rythmen öfter verletzt, indem Silben zugesetzt sind. Zarncke (Ber. d. saechs. Ges. d. Wiss. 1877 p. 60) hat hierauf hingewiesen, sucht aber die Zahl der Fälle durch Mittel zu mindern, deren Anwendung ich nicht für richtig halten kann. Augustin hat die Gleichheit der Silbenzahl gewahrt, indem er keinen Hiatus zuliess, sondern die Endsilben auf m und auf einen Vokal vor anlautendem Vokal stets elidirte und die Silben ia, ea u. s. w. in der Regel zu éiner verschmelzen liess. In der folgenden Zeit ist in rythmischen Gedichten Verschmelzung

zweier Vokale zu einem Laute noch gestattet, wie z. B. in dem irischen Gedicht (II, 20) sich solche Fünfsilber mit trochäischem Schlusse finden 'regi cum sociis', 'errantem propriis', aber sie ist nicht häufig; vgl. I, 31. II, 16. Von *Elision* habe ich nur in einem Gedichte sichere Fälle gefunden I, 33; hier werden durch Annahme der Elision sämmtliche überzählige Silben entfernt und es bleibt in dem Gedichte kein Hiatus übrig: allein das Gedicht scheint überhaupt nicht zu den rythmischen zu gehören. Wenn aber, wie in ziemlich vielen Gedichten, einerseits die Zulassung des Hiatus sicher ist, z. B. 'honor illi et potestas', andererseits die Zusetzung von Silben, z. B. 'qui nos pastorem super gregem', warum sollte man dann dem Dichter die Inconsequenz zutrauen, dass er bald elidire bald nicht, und nicht vielmehr, den andern Fällen folgend, auch in Versen wie 'ad expugnandum expellendum' zugleich Hiatus und Zusetzung einer Silbe annehmen? Ein Beweis für die Richtigkeit dieses Verfahrens liegt darin, dass in all den Gedichten, wo einerseits Hiatus gestattet ist, andererseits sich solche durch Elision entfernbare überschüssige Silben finden, daneben stets solche Verse vorkommen, aus denen die überschüssigen Silben weder durch Elision noch durch Vokalverschmelzung entfernt werden können. Indem ich nach diesem Grundsatze urtheilte, habe ich ausser in dem oben erwähnten Gedichte in keinem andern sichere Fälle von Elision gefunden.

Vom Schlusse der Zeilen.

Der trochäische Schluss der Zeile wird durch ein mindestens zweisilbiges Wort gebildet, der jambische durch ein mindestens dreisilbiges; *einsilbige* schwere Wörter dürfen nicht im Zeilenschluss stehen, doch hie und da die Hilfswörter der Sprache, also kann z. B. natus est jambischen Schluss bilden. Vom Anfang bis zum Ende dieser Periode

findet sich die Unsitte, Zeilen mit anderem Schlusse einzumischen; besonders die Iren waren hierin sehr nachlässig; vgl. I, 29. 32. II, 20. V, 1. V, 2. VIII, 13. 14. IX, 5. Doch auch bei den Angelsachsen VIII, 17—25 und in anderen Dichtungen früherer (z. B. II, 22. III, 3) und späterer Zeit (I, 37. III, 5 und bes. VIII, 30) sind widersprechende Versschlüsse in ziemlicher Zahl eingemischt.

Vom Tonfall innerhalb der Zeilen.

Die Gesetze zu erkennen, nach welchen das Innere der Zeile gebaut wurde, ist ebenso wichtig als schwierig. Zu berücksichtigen ist, wie es bei den späteren quantitirenden Dichtern stand. Die lateinisch redenden Menschen der späteren Kaiserzeit hatten für die Natur- und Positionslängen, wenn ich so sagen darf, in ihrer Zungenspitze ebensowenig Gefühl als wir, und, wenn sie quantitirende Gedichte machen wollten, mussten sie die Regeln über das, was lang und kurz sei, mühsam dem Gedächtnisse einprägen. Auf jenem angeborenen Gefühle hatte aber die Ersetzung einer Länge durch 2 Kürzen gänzlich und die Elision von Vokal vor Vokal zum Theil beruht. Es ist nur natürlich, dass diese beiden wesentlichen Eigenthümlichkeiten der quantitirenden Poesie abstarben, und dass die späteren quantitirenden Dichter Auflösung einer Länge in zwei Kürzen fast gar nicht, Elision in bescheidenem Maasse anwendeten. So kamen sie in den trochäischen und jambischen Reihen bei der gleichen Silbenzahl der entsprechenden Zeilen an. Aehnlich ging es in der griechischen Literatur. Ich habe (Abhandl. XV, II, 421) darauf hingewiesen, wie in einigen Sammlungen von Menandersprüchen (jambischen Trimetern) alle diejenigen weggelassen sind, in denen sich die gehasste Auflösung fand, deren Silbenzahl also 12 überstieg. Auf diesem Wege, indem auch noch regelmässige Caesuren ängstlich eingehalten wurden, sind mehrere Gedichte entstanden, bei denen man

schwankt, ob sie quantitirend oder rythmisch gebaut sind (vgl. I, 33). Was den Bau der entschieden rythmischen Gedichte betrifft, so ist das, was der Grammatiker Virgilius Maro hierüber sagt, an und für sich wenig, und davon wieder ein gut Theil unverlässig. So sind wir auf die Gedichte selbst angewiesen. Die reinen Gedichte zeigen, dass die Betonung des Lateinischen zu allen Zeiten im Wesentlichen die gleiche war, kleine Dinge abgerechnet, wie muliēris (immer), süadet, langüit, oder que als einzelnes Wort betont (selten). Die griechischen und hebräischen Wörter, sowie fremde Eigennamen entziehen sich allen Regeln; besonders werden die hebräischen Wörter gerne auf der Endsilbe betont, so dass solche zweisilbige Wörter sogar jambischen Zeilenschluss bilden können. Consequenz darf man hier niemals erwarten. So ist z. B. in den ziemlich rein gebauten Trimetern (II, 9) in den Fünfsilbern 4, 4 Bethleem in urbe, 9, 2 Bethleem ad urbem dies Wort zweisilbig, in 11, 3 natus est Bethleem und 35, 2 a magis Bethleem zweisilbig und auf Beth betont, in dem Fünfsilber 24, 2 et tu Bethleem dreisilbig und auf le betont, in dem Siebensilber 15, 2 Bethleem celeriter dreisilbig.

Für den rythmischen Bau galt als Hauptgesetz, dass betonte Silben nicht zusammenstossen dürfen, sondern durch unbetonte getrennt sein müssen. Sehen wir die angewendeten Zeilenarten an, so scheint es fast als ob die, welche bei der Entstehung der geregelten rythmischen Dichtung thätig waren, die Parole ausgegeben hätten, die betonten Silben dürften nur durch éine unbetonte getrennt werden, *daktylischer* oder anapästischer Rythmus sei also nicht zulässig. Zwar bei Virgilius Maro finden wir in seinen sogenannten Versus liniati noch ziemlich viele Daktylen, allein diese Zeilenart scheint seine Erfindung zu sein und geblieben zu sein. Denn obwohl der daktylische Rythmus der lateinischen Sprache nicht ferne liegt, finden wir dennoch in

en erhaltenen rythmischen Gedichten nicht nur keines, in [illegible] sich mehrere Daktylen an einander reihen, sondern [illegible] diejenigen, in denen zwei unbetonte Silben an einer [illegible]mten Stelle vorkommen, sind sehr wenige: XI, 1. [illegible] 1. 2. 3. 4. XV, 4. Durchaus zerbröckeln die Dak-[illegible] zu Jamben, statt —⏑⏑—⏑ kann ebenso gut ⏑ - - stehen, statt —⏑⏑—⏑ : ⏑—⏑—⏑ .

Der herrschende Rythmus ist stets *trochäisch* oder *jam-[illegible]* und die Zeilen dieser Periode sind eigentlich nichts [illegible] als längere oder kürzere Reihen von regelmässig ab-[illegible]nden betonten und unbetonten Silben. Wenn wir die [illegible] kurzen Zeilen zu —⏑—⏑, zu ⏑—⏑— und ⏑ ⏑ [illegible]schliessen, so bleiben also folgende trochäische Reihen: [illegible] ⏑ (6 —⏑), [illegible] ⏑—⏑ ⏑— (7 —⏑), ⏑—⏑—⏑—⏑ [illegible]) und folgende jambische: ⏑—⏑—⏑ (5 —⏑), ⏑— [illegible] (6 ⏑—), ⏑—⏑—⏑—⏑ (7 —⏑), ⏑—⏑—⏑—⏑ [illegible]). Diese Kurzzeilen sind es, die entweder selbständig oder in verschiedener Weise in Langzeilen zusammen gestellt, die Formen der Gedichte bilden.

Hier zeigt sich nun die merkwürdige Erscheinung, dass in den trochäischen Reihen in der Regel der Tonfall des Schemas festgehalten, in den jambischen Reihen aber öfter vernachlässigt als beobachtet wird. Diese jambischen Reihen zu 5 ⏑, 6 ⏑—, 7 —⏑ und 8 ⏑— beginnen häufiger mit einer langen Silbe als mit einer kurzen. Man könnte hiefür wohl einen theoretischen Grund finden. Alle zweisilbigen Wörter der lateinischen Sprache gelten als Trochäen und von den drei- und mehrsilbigen hat naturgemäss mindestens die Hälfte ebenfalls trochäischen Tonfall ⏑— (omnium — die letzte Silbe aller Proparoxytona hat Nebenton und *kann* in der rythmischen Poesie als betonte gezählt werden —), —⏑—⏑ (imperator) u. s. w.; demnach könnte man sagen, der trochäische Rythmus sei der lateinischen

Sprache angemessener als der jambische.[1]) Allein vielleicht hat hier die Praxis und nicht die Theorie eingewirkt. Für Sechs- und Achtsilber mit trochäischem und für Siebensilber mit jambischem Schlusse konnte man bei den gangbaren metrischen Dichtern, dem Horaz, Prudentius, Boetius und Andern, nicht leicht andere gebräuchliche Schemata finden als eben jene trochäischen; anders stand es bei den jambischen: während Zeilen zu ⏑—⏑—⏑ sich einzeln fast nicht fanden, waren die Adonier zu —⏑⏑—⏑ in der späteren Zeit ein sehr beliebtes Versmass; die Zeilen zu ⏑—⏑—⏑— waren selten, die —⏑⏑—⏑— in den asklepiadeischen sehr gewöhnlich; für die Siebensilber mit trochäischem Schlusse standen drei Vorbilder zu Gebote, das oft gebrauchte jambische ⏑—⏑—⏑—⏑, das sehr oft gebrauchte pherekrateische —⏑—⏑⏑—⏑, und das minder häufige (z. B. Horaz Od. I, 8) logaödische —⏑⏑—⏑—⏑. Endlich als Vorbild für die Achtsilber mit jambischem Schlusse konnte man wohl noch häufiger als den jambischen Dimeter bei den metrischen Dichtern die Glykoneen zu ganzen Gedichten verwendet finden. Vielleicht gewannen die Dichter hieraus das beruhigende Bewusstsein, ob sie den Siebensilber nun ⏑—⏑—⏑—⏑ oder —⏑—⏑⏑—⏑ oder —⏑⏑—⏑—⏑ und den Achtsilber ⏑—⏑—⏑—⏑— oder —⏑—⏑⏑—⏑— betonten, jedenfalls werde ein anerkanntes, antikes Versmass getroffen, und gewöhnten sich daher an die ständige Mischung. Wie dem auch sei, die Thatsache steht fest, dass vom Anfang bis zum Schluss dieser Periode in den jambischen Reihen zu 5 —⏑, 6 ⏑—, 7 —⏑ und 8 ⏑— die Betonung des Schemas in allen Gedichten sehr oft verlassen ist. In diesen Gedichten sind in Wahrheit nur die Silben gezählt, d. h. unter Beobach-

1) Sollten die Worte des Grammatikers Virgilius Maro Epit. 3, 2 'inter omnes pedes dactylus et spondaeus principatum habent' einen verwandten Sinn haben?

tung des gesetzmässigen Schlusses je 5, 6, 7, 8 Silben :
die Zeile gestellt, wie auch Aedilwold in einem Briefe a
Aldhelm vor dem Jahre 706 (Jaffé Bibl. R. germ. 3 p. 3
seine gereimten Achtsilber (8 ◡—) charakterisirt 'carm
non pedum mensura elucubratum, sed, octonis syllabis :
uno quolibet vorsu conpositis, una eademque littera co
paribus linearum tramitibus aptata, caraxatum.'[1]) Ich b
schränke daher die Untersuchung über den inneren Bau d
Zeilen auf die trochäischen Reihen.

Schwebende Betonung oder Taktwechse
Auch in den trochäischen Zeilen widerstreitet der Wor
accent oft genug dem Versaccent. Unsere Gelehrten nahm
in solchen Fällen die sogenannte 'schwebende Betonung' a
(vgl. besonders Huemer's Untersuchungen S. 24—32), ve
mittelst deren sie nicht nur lesen können siné finé, sonde
auch cántemùs und civítas u. s. w., kurz vermittelst dere
man allerdings Alles lesen kann, wie man will. Man i
dadurch soweit gekommen solche Betonung wie (IX, 1)

Navís numquám turbáta quamvís fluctíbus tónsa
Nuptís quaqué paráta regí domíno spónsa

für möglich zu halten, und hiernach hat wohl auch D'Arb
de Jubainville (Romania 8, 147) seine Regeln über die ve
schiedene Betonung der lateinischen Wörter bei den Ir
der verschiedenen Perioden sich zurecht gemacht. Aber i
entschiedenen Gegensatz zu der auf Natur- und Position
längen gegründeten quantitirenden Dichtung beruht ja d
Wesen aller rythmischen Dichtung in der Beobachtung d
gewöhnlichen Betonung und Aussprache, welche in der Prosa

1) Dass die sämmtlichen jambischen Zeilen in dem Hymnus a
den heiligen Gallus XIV, 3 (37 zu 7 —◡ und 30 zu 8 ◡—) rein
jambischen Tonfall haben, ist offenbar Absicht, deren Zweck ich no
nicht erkannt habe.

2) Der Dichter der Trimeter über die Synode von 698 (II, 2
nennt seine Verse Prosa: 'tua qui iussa nequivi, ut condecet, | pang

angewendet wird. Darin vor Allem beruht für uns moderne Menschen die Schönheit und die Wichtigkeit der rythmischen Poesie, welche durch die Annahme einer solchen Unnatürlichkeit, wie die schwebende Betonung sie ist, zerstört wird. Dies Princip, dass die Wörter wie in der gewöhnlichen Rede betont und ausgesprochen werden, wodurch allein die rythmischen Verse sich den Gefühlen des Menschen zum richtigen Ausdruck so leicht anschmiegen, ist niemals aufgegeben worden, und auch wir müssen die einzelnen Wörter der rythmischen Verse ohne Rücksicht und Bewusstsein des Versschemas aussprechen. So zerlegt schon der Grammatiker Virgilius Maro von den Achtsilbern

Festa dium sollemnia Pupla per canam compita
Quorum fistulae modela Poli persultant sidera

den ersten so: primus versus est trium metrorum, quorum primum per spondaeum et duo sequentia per dactylos ponderantur, ut: festa I, deum sol II, lemnia III (so schrieb ich, festa deum I, sol II, lemnia III hat die neapolitaner Handschrift). [1])

Allein eine andere Freiheit, welche jene Theorie der 'schwebenden Betonung' hervorgerufen hat, haben die Dichter der lateinischen Rythmen aller Zeiten mit Ausnahme einiger des XIII. und XIV. Jahrhunderts sich gestattet, und nach ihnen die romanischen und englischen Dichter des Mittelalters und der Neuzeit. Indem nemlich die gleiche Silben-

---

ore styloque contexere | recte, ut valent edissere medrici, | scripsi per prosa, ut oratiunculam', und die trochäischen Fünfzehnsilber aus dem 8. oder 9. Jahrhundert de bonis sacerdotibus (I, 4) heissen 'prosa compositi'.

1) Die vielen Rythmen übergeschriebenen Neumen geben über solche Fragen keine Auskunft. Denn einmal gesteht z. B. selbst Fétis, es sei ihm nicht gelungen die reichen Neumen des Audi tellus (XIV, 1), mit dem Tonfall der Worte in Uebereinstimmung zu bringen, andererseits gilt der Satz: Singen kann man Alles.

zahl und der gleiche Schluss aller Zeilen festgehalten wurde, gestatteten sich auch sehr formfeste Dichter unter die grosse Ueberzahl der genau nach dem Versschema betonten Zeilen einzelne zu mischen, in welchen eine betonte Silbe in eine andere Stelle gerückt wurde, als sie nach dem Versschema einnehmen sollte. Es finden sich also neben den Zeilen mit dem regelmässigen Tonfall: cómparábo cánibùs solche mit der Betonung: non pátet mortálibus. Da hiebei der Grundsatz festgehalten wurde, dass nicht 2 betonte Silben zusammenstossen dürfen, so entsteht in solchen Zeilen durch den Zusammenstoss von 2 unbetonten Silben daktylischer Tonfall; die Zahl unbetonter Silben wird um eine vermehrt, die der betonten um eine vermindert; demnach ist in den entsprechenden Zeilen nur die gleiche Silbenzahl überhaupt, nicht die gleiche Zahl betonter und unbetonter Silben gesetzmässig.

Die Möglichkeiten dieser Verschiebung der betonten Silbe, die ich Taktwechsel nenne, sind nicht so gar viele. In trochäisch schliessenden Zeilen muss ja der Länge des letzten Trochaeus eine Kürze vorangehen, sind also die letzten drei Silben gebunden, in jambisch schliessenden Zeilen muss die drittletzte Silbe lang sein und dieser wiederum eine Kürze vorangehen, sind also die letzten vier Silben gebunden. Es kann also in den kleinen Reihen —⏑—⏑, ⏑—⏑—, —⏑—⏑—, überhaupt kein Taktwechsel eintreten,[1]) in den Reihen —⏑—, ⏑—⏑ (6 —⏑) und —⏑—, ⏑—⏑— (7 ⏑—) je 1: ⏑—⏑⏑—⏑ und ⏑—⏑⏑—⏑—, in —⏑—⏑—⏑—⏑ (8 —⏑) drei: —⏑⏑—⏑⏑—⏑, ⏑—⏑⏑—⏑—⏑, ⏑—⏑—⏑⏑—⏑ z. B. et lónge abívi 6 —⏑, quas dídici sýllabas 7 ⏑—, Báiolat íram in córde, conténdere nón potéstis,

1) Es können nur —⏑—⏑ und ⏑—⏑— mit einander vertauscht werden, wie oft genug geschieht, wenn eine dieser Reihen die erste Hälfte, die Basis einer Langzeile ist.

qua térrae tríbus lugébunt 8 ◡ —. In den jambischen Reihen sind folgende Taktwechsel möglich: in ◡ —, ◡ — ◡, (5 — ◡) und ◡ —, ◡ — ◡ — (6 ◡ —) je 1: — ◡ ◡ — ◡ und — ◡ ◡ — ◡ —, in ◡ — ◡ —, ◡ — ◡ (7 — ◡) und ◡ — ◡ —, ◡ — ◡ — (8 ◡ —) je 2: — ◡ ◡ — ◡ — ◡ und — ◡ — ◡ ◡ — ◡, — ◡ ◡ — ◡ — ◡ — und — ◡ — ◡ ◡ — ◡ —; z. B. gáudium mágnum 5 — ◡, órbis et dómina 6 ◡ —, vénditum á Judáeis und íllic cónfluit áqua 7 — ◡, íncolas ésse nóvimus und pálam ómnium óculis 8 ◡ —.

Das sind die in diesen Zeilen überhaupt möglichen Taktverschiebungen. Dieselben sind, wie oben bemerkt, in den jambischen Zeilen durchaus so zahlreich zugelassen, dass man keine Gesetze mehr verfolgen kann: dagegen die Zulassung der Taktwechsel in den trochäischen Reihen gleicht etwa der Zulassung des Hiatus in der rythmischen Dichtung. Es gibt nur sehr wenige Gedichte, in denen sich kein Beispiel findet, wie z. B. in dem alten I, 1 und den späteren XV, 3. Aber in dem Maasse seiner Zulassung zeigt sich, was Boetius von dem Rythmus überhaupt sagt: docti faciunt docte, rustici rustice. In sehr vielen und gerade in den technisch besseren ist eine bescheidene Anzahl von Taktwechseln zugelassen, was sich besonders darin zeigt, dass in den trochäischen Tetrametern (15 ◡ —) in den Siebensilbern der 2. Hälfte sich mehr finden als in den Achtsilbern der ersten, obwohl hier die Möglichkeit doppelt so oft sich bietet als dort. So finden sich z. B. in 36 Zeilen des Paulus Diaconus (I, 3) 4 Taktwechsel in den Achtsilbern, 7 in den Siebensilbern, in andern 69 Zeilen (I, 5) kein Taktwechsel in den Achtsilbern, 11 in den Siebensilbern; und am Ende der Periode hat Peter Damiani (I, 27) in etwa 222 Zeilen in den Achtsilbern nur 4 Mal, in den Siebensilbern 15 Mal sich Taktwechsel gestattet. Andere dagegen haben sich denselben mehr und mehr gestattet bis herab zu den Dichtern, die gleich Augustin sich begnügten, unter Beobachtung des richtigen Schlusses in jede Zeile die rich-

lige Zahl Silben zu setzen, aber um den Tonfall derselben sich nichts kümmerten. So finden wir in 92 trochäischen Fünfzehnsilbern eines Iren (I, 29) 48 Achtsilber und 30 Siebensilber und bei Wipo (III, 5) in 54 trochäischen Achtsilbern 24 mit Taktwechsel. In solchen Gedichten ist von Rythmus ebenso wenig die Rede als in den jambischen.

Silbenzusatz.

Mitten unter regelmässigen trochäischen Achtsilbern finden wir Zeilen wie 'lapídibùs auróque técta' 'sed póstquam vénit érgo sácer' und unter regelrechten trochäischen Siebensilbern solche 'et súscitávit pópulos', andererseits Achtsilber wie 'fídem refórma désperátis' 'áufer a nóbis peccáti mólem', 'ádiuvà nos múndi salvátor' und Siebensilber, wie 'protomártyrem Stéphanùm'. In diesen Fällen ist eine ungehörige Silbe zugesetzt, entweder durch eine unbetonte Silbe, die der Zeile vorgesetzt wird, einen Vorschlag, oder dadurch, dass im Innern der Zeile statt eines Trochaeus ein Daktylus eintritt. Diese unregelmässige Silbenmehrung gestatteten sich einige Dichter des 8. und 9. Jahrhunderts besonders in den trochäischen Achtsilbern, seltener in den trochäischen Siebensilbern; vgl. bes. I, 38 ff. II, 25 ff. III, 6. Mit dieser Silbenmehrung hat die Freiheit nichts zu thun, welche ein alter irischer Dichter sich genommen hat (IV, 3). Im Anfang und im Schlusse des Gedichtes beobachtet er sein Versschema (4 —◡ + 7 ◡—), allein da, wo er alle möglichen Körpertheile aufzählen soll, geht ihm die Sache der Form vor und er setzt mitunter Silben zuviel in die Zeile.

Schwankende Zeilen.

In mehreren Gedichten treffen wir bald wechselnden Rythmus der ersten Halbzeile (vgl. X, 3), bald Silben zu viel, bald zu wenig; vgl. II, 28. III, 8. IV, 3. VIII, 29. IX, 5. XI, 1. XII, 2., aber die Ueberlieferung dieser Ge-

dichte ist meistens ebenso schlecht als ihre Sprache, so dass man nie sicher entscheiden kann, ob diese Eigenthümlichkeiten Fehler des Abschreibers, ob sie Ungeschicklichkeiten oder beabsichtigte Freiheiten des Dichters sind. Allein in mehreren Gedichten des 9. bis 11. Jahrhunderts ist es sicher, dass die Dichter auf die Gleichheit der Zeilen verzichteten und nur mehr oder minder auf deren Aehnlichkeit achteten. So gehen in dem Gedicht auf Placidas XIII, 3 dem Schlusse —◡◡—◡ 122 Mal drei Silben, 76 Mal nur 2 Silben voran. In XIV, 1 besteht nur die 3. Zeile stets aus 6 + 7 —◡ Silben; die beiden ersten Zeilen sind sehr unregelmässig; die 4. Zeile besteht aus 5 —◡ + 5 —◡ oder 5 —◡ + 6 Silben; die 5. aus 5 —◡, 6 oder 7 Silben + 5 —◡, 6 oder 7 Silben; die 6. aus 5 —◡, 6 oder 7 Silben + 5 —◡; die 7. Zeile besteht entweder aus 5 —◡ + 5 —◡ oder bildet eine Langzeile von 7, 8 oder 9 Silben. In dem 6. Gedichte der Cambridger Sammlung (XIV, 2) vom Jahre 1028 findet sich etwa 5 Mal 4 —◡ im 1. Halbvers; im übrigen finden sich 12 jambisch schliessende Halbverse (zu 5 ◡—, 6 ◡— und 7 ◡—), die andern Halbverse sind gebildet 44 Mal aus 5 —◡ und 16 Mal aus 6 —◡. Regelmässiger ist der Hymnus auf den heiligen Gallus gebaut (XIV, 3). In 68 Zeilen besteht die erste Halbzeile 41 Mal aus 6 —◡, 24 Mal aus 7 ◡— und 3 Mal aus 7 —◡, die zweite Halbzeile hat stets reinen jambischen Tonfall und besteht 37 Mal aus 7 —◡ und 30 Mal aus 8 ◡—. In den letzten Zeilen der 17 Strophen beginnt sowohl die erste wie die zweite Halbzeile trochäisch und besteht aus 6, 7 oder 8 Silben. In jenen 68 Zeilen, den 4 ersten jeder Strophe, besteht also die Freiheit, dass am Ende jeder Halbzeile eine Silbe zugesetzt werden kann.

Der Hymnus auf den h. Gallus ist aus dem Deutschen in's Lateinische übersetzt; man könnte so auf den Gedanken kommen, diese Freiheit der schwankenden Zeilen sei natio-

naler z. B. deutscher Dichtweise nachgebildet. Allein gerade in diesem Gedichte ist so reiner Tonfall beobachtet, wie sonst selbst in keinem lateinischen Gedichte dieser früheren Zeit.

Von dem Hiatus.

Es ist fast unglaublich, aber wahr, dass man bis jetzt noch gar nicht darauf geachtet hat, wie die Dichter der lateinischen Rythmen sich zum Hiatus verhielten. Nur Du Méril (1847, p. 426) spricht bei Abaelard nebenbei von 'le soin constant avec lequel l'auteur a évité le concours des voyelles' und Zarncke (Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1877 p. 61) bespricht das Verhältniss des Hiatus und der Elision in einigen trochäischen Fünfzehnsilbern des 9.—11. Jahrhunderts und kommt zu dem Schlusse, dass (im 11. Jahrhundert) 'die Abneigung gegen den Hiatus allmälich ganz erlosch, absolut bei auslautendem m, während von den mehr gelehrten Verfassern das Zusammenstossen zweier Vokale nur gemieden ward.' Aber ich bin auf diese Untersuchung gerade geführt worden durch die Bemerkung, dass in den Gedichten des Archipoeta sich kein Hiatus findet. Ich habe diese Untersuchung nur auf das Zusammenstossen von Vocalen im Aus- und Anlaut erstreckt, nicht auf das Zusammenstossen von auslautendem m und anlautendem Vokale. Man wird allerdings noch einige Dichter auffinden können, die auch das Zusammenstossen von Endsilben auf m mit vokalischem Anlaute gemieden haben (wie vielleicht der Dichter von I, 33), allein es werden wenige und von den ältesten sein. Ich verstehe also hier unter Hiatus nur das Zusammenstossen eines auslautenden Vokales mit einem anlautenden; diesen zu vermeiden, konnte auch den rythmischen Dichtern leicht als Forderung des Wohlklanges sich ergeben.

Die Untersuchung vieler Gedichte hat mich gelehrt, dass die lateinischen rythmischen Dichter aller Zeiten sich

bewusst waren, der Hiatus sei unschön, und dass sie, je nachdem ihnen mehr oder weniger an der Form ihrer Gedichte gelegen war, denselben mehr oder weniger vermieden haben. Denn zählt man die Hiaten einiger Zeilen altrömischer Prosa oder die Elisionen der hierin ziemlich unerquicklichen Sermonen des Horaz einerseits und die Hiaten in rythmischen Gedichten andererseits nach, so wird man in den Rythmen immer weniger Hiaten finden, als man finden müsste, wenn die Dichter ihre Zulassung nicht absichtlich beschränkt hätten. Zwischen den Halbzeilen, aus denen die Langzeilen der Trimeter, der trochäischen Fünfzehnsilber u. s. w. bestehen, haben sich manche Dichter Hiatus erlaubt, wenn sie ihn auch sonst mieden. Ich bezeichne diesen Hiatus mit (h). In den 46 Zeilen (15 ◡—) des uralten Hymnus 'Apparebit repentina' (I, 1), finden sich 3 h und 3 (h); in den 36 Zeilen (15 ◡—) des Petrus an Paulus Diaconus von ungefähr 763 (I, 7) findet sich kein h, in den 36 Zeilen der Antwort des Paulus (I, 3) dagegen 5 h und 1 (h). In den 70 Trimetern des Paulinus Aquil. de Herico (II, 2) und den ihm zugeschriebenen 75 Trimetern de resurrectione (II, 4) findet sich kein h; ebenso keiner in den S. Gallener Gedichten von je 30 Zeilen (15 ◡—) aus den Jahren 829 und 838 (I, 10. 11) und in den 24 Trimetern auf Hug vom Jahre 850 (II, 12). In den 24 Zeilen (zu 7 ◡— + 7 ◡—) des Hibernicus Exul (V, 1) findet sich kein h; in den je 50 Zeilen der hymni eccles. von Dümmler No. IX (15 ◡—) und XIV (Trim.) je 1 h. In No. XI (50 Zeilen zu 8 ◡—) und No. XX (12 Zeilen) der Cambridger Lieder ist kein h. In den Gedichten des Eichstädter Bischofs Heribert (1021—1042) sind wenig h (II, 18. X, 3), ebenso in denen des Petrus Damiani (II, 19. XIII, 5. XV, 5). Die 16 jambischen Achtsilber vom Jahre 1080 (VIII, 8) haben kein h, und, während das Psalterium Mariae sonst der Technik der Gedichte des Anselm widerspricht, theilt es mit ihnen

den Zug, dass es wenige h hat (VIII, 11 und 30). Wir sehen an diesen Beispielen, dass von 600—1100 nach Chr. das Bewusstsein vorhanden war, der Hiatus sei eine zu meidende Unregelmässigkeit.

Von dem Reim.

Alliteration und Assonanz finden sich als rhetorisches Kunstmittel in allen Sprachen bisweilen angewendet; allein erst die regelmässige Wiederholung macht dieselben zu gesetzmässigen Bestandtheilen der poetischen Technik. Alliteration findet sich in sehr alter Zeit zuerst bei Virgilius Maro, dann bei den Iren und besonders bei den Angelsachsen in regelmässiger Wiederholung: ob einheimischer Dichtweise nachgeahmt oder Vorbild derselben, wird sich erst entscheiden lassen, wenn das Alter der nicht lateinischen alliterirenden Schriftstücke sicher gestellt ist. Bald aber verschwand die nur in wenigen Gedichten angewendete Alliteration aus der lateinischen Rythmik, wesshalb ich nicht weiter auf sie eingehe.

Der Gleichklang der Vokale kann im Innern oder am Ende der Zeilen stattfinden. Gesetzmässige Anwendung des Reims im Innern der Zeile hat Mone in dem altirischen Hymnus auf die Maria erkannt (No. 572; unten I, 31), wo in jeder 2. Zeile sich derartiger Reim findet

2 conclamantes deo *dignum* *hymnum* sanctae Mariae
4 ut vox pulset omnem *aurem* per *laudem* vicariam
6 opport*unam* dedit *curam* aegrotanti homini.

Dies ist das einzige mir bekannte Beispiel der Art. Der Reim am Schlusse der Zeilen tritt während dieser Periode in mannichfachen Formen auf. Entweder sind nur die Vokale der letzten oder der beiden letzten oder der drei letzten Silben gleich, ein-, zwei-, dreisilbige Assonanz, oder es sind auch noch die Consonanten, welche diesen Vokalen folgen,

gleich, ein-, zwei-, dreisilbiger Reim. Reim oder Assonanz der letzten drei Silben ist so selten gesetzmässig, dass man nicht eigentlich davon sprechen kann. Auch der reine zweisilbige Reim, der im XII. Jahrhundert der allein herrschende wurde, findet sich in dieser Periode in keinem Gedichte ausschliesslich angewendet, sondern nur mit zweisilbiger Assonanz gemischt. Zweisilbiger Reim oder zweisilbige Assonanz ergreift bei jambischem Schlusse die beiden letzten Silben, obwohl hiedurch dem trochäischen Schlusse gegenüber ein ganz anderes Prinzip entsteht. Denn in Reimen wie tonsa: sponsa wird die schwerbetonte Hauptsilbe der Wörter ergriffen, in Reimen wie trucibus : flatibus nur die Endsilben.[1])

In den Institutiones des Commodian schliessen II, 8 die 13 Hexameter mit e, II, 39 die 26 Hexameter mit o. Die sämmtlichen 250 Langzeilen von Augustins Rythmus schliessen mit e. Diese Thatsache genügt zum Beweise, dass der Reim nicht von den Arabern entlehnt ist, bei denen man denselben erst im Ende des 5. Jahrhunderts — allerdings meist dreisilbig und rein — nachweisen kann, auch nicht, wie Zeuss meinte (Gramm. Celtica p. 948. 2 Aufl.), aus der Dichtweise der Celten entlehnt ist. Allein das ist wahr, dass er in celtischen Ländern besonders ausgebildet wurde. Denn an weitaus den meisten Gedichten der früheren Jahrhunderte und darunter gerade an denen, welche in Hinsicht auf Sprache und inneren Bau der Zeilen zu den besseren gehören, begegnen wir theils dem Reime gar nicht, theils, und das besonders in der späteren Zeit, nur einsilbiger As-

1) Für die Geschichte des Reimes in dieser älteren Zeit hat Muratori in seiner Abhandlung über die alten Rythmen (Ant. Ital. III, 664 = Migne Cursus 151 p. 755) das wichtigste Material gesammelt; vgl. Huemer's Untersuchungen p. 44—51 (52—55 über Alliteration), über die Reime der deutschen Gedichte des 9. u. 10. Jahrhunderts Zarncke in Verh. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1874 S. 34.

sonanz, die noch dazu von 3 oder 4 Zeilen meist wied 1 oder auch 2 Zeilen freilässt. Dagegen treffen wir fes zweisilbige Reime zuerst bei dem Grammatiker Virgili Maro, der sich einen Gallier nennt. Weiterhin haben sic die *Iren* mit besonderem Eifer auf die Pflege des Reim geworfen und ihnen scheint es derselbe zu verdanken, das er zu einem so wichtigen Stücke der poetischen Technil geworden ist. Ja, bei ihnen finden sich auch die ältesten Beispiele der *Reimprosa*. In dem oben (S. 50) angeführten Gebete des Antiphonariums Benchor. und in vielen umliegenden Stücken (daselbst S. 152—154 und sonst) findet sich einsilbige Assonanz am Ende der Absätze. So ist es nicht zu verwundern, wenn diese Reimprosa sich verbreitete In den von Schuchardt (Vocalismus S. 32 und 64) und Boucherie (Cinq Formules du 7. siècle. Paris 1867) besprochenen Formeln findet sich oft zweisilbige, oft auch nur einsilbig (in der letzten oder vorletzten Silbe) Assonanz in je 2 un selten in 3 und mehr Zeilen. Diese Reimprosa hielt sic die folgenden Jahrhunderte hindurch (z. B. in Roswith' Dramen), bis sie dann am Ende des XI. Jahrhunderts all gemeiner und im XII. Jahrhundert sehr gewöhnlich wurde vgl. z. B. die dem Honorius Augustodun. zugeschriebene Schriften und die um 1118 verfasste Polenchronik des so genannten Martinus Gallus, dessen übertriebene Reimpros besonders in der Ausgabe von Bandtkie 1824 hervortrit

Von den altirischen *Gedichten* sind besonders die 'Ver siculi familiae Benchuir' (IX, 1) merkwürdig. Denn hi tritt der Reim bereits in den drei Formationen hervor, d in dieser Periode überhaupt zu beachten sind. Es sind 4 Pherekrateen der Art

Arca Cherubin tecta Omni parte aurata
Sacrosanctis referta Viris quatuor portata.
Virgo valde fecunda Haec et mater intacta
Laeta ac tremebunda Verbo dei subacta.

Diese 40 Verse haben 1) stets zweisilbige Assonanz oder zweisilbigen reinen Reim, 2) enden sie sämmtlich, nach Art der Tiraden, mit demselben Vocal, nemlich mit a; 3) sind die Reime gekreuzt. Von diesen gekreuzten Reimen kenne ich in dieser Periode kein Beispiel mehr; nur in dem rohen Psalterium Mariae, das dem Anselm zugeschrieben wird, jedenfalls nach meiner Ansicht noch aus dem XI. Jahrhundert stammt, finden sich manche Strophen mit gekreuzten Reimen; z. B.

Ave cuius in filio salutem pater posuit,
In quo sicut in unico fidem nostram constituit.

Aber die Geschichte des zweisilbigen und die des Tiradenreims bedarf näherer Darlegung. Die Vorliebe der Iren für den Reim beweisen zunächst die zahlreichen zweisilbigen Assonanzen und Reime in den Gedichten des Antiphonariums Benchorense (VIII, 13. 15), dann in den sehr alten irischen Gedichten (III, 2. I, 31. 32. IV, 3) und in den kurz nach 700 entstandenen Rythmen ihrer angelsächsischen Nachbarn und Schüler (VIII, 17—25). Einen merkwürdigen Reimreichthum zeigen die Gedichte der Iren, die bei den Carolingern wirkten, des Hibernicus Exul (V, 1) und des Dicuil (IX, 2. VIII, 1). So war der zweisilbige Reim auf dem Festlande bekannt geworden, und, wenn wir ihn auch in den nächsten Jahrhunderten nicht durch viele Beispiele belegen können, so wundern wir uns wenigstens nicht, wenn wir z. B. in den Sprichwörtern des Wipo und in seinem Klagegesang auf Konrad (III, 5) fast nur zweisilbige Reime finden. Im Verlauf des XI. Jahrhunderts wurde der Reim für die Dichter immer mehr unvermeidliches Gesetz, so dass auch Otloh (de doctrina spiritali, Pez Thes. III, 2, 432) einigermassen sich fügte 'interdum subjungo consona verba, quae nunc multorum nimius desiderat usus.' Hauptsächlich herrschte die zweisilbige Assonanz, wie z. B. in einem Ge-

dichte von 1080 (VIII, 8) neben 30 zweisilbigen Assonanzen (darunter nur 4 reine zweisilbige Reime) nur 2 einsilbige vorkommen.

Der *Tiradenreim*, den wir schon bei Commodian und Augustin als erste Stufe sahen, hat sich die ganze Periode hindurch erhalten. In dem irischen Gedichte des Antiphonariums Benchor. (VIII, 13) ist gleicher Reim oder Assonanz oft die 8 Zeilen der Strophe hindurch festgehalten; ebenso in den 8 oder 6zeiligen Strophen von VIII, 16. Der Tiradenreim wurde auch in den quantitirend gebauten Versen [1]) angewendet. So folgen sich in den Versus ad Ebonem Remensem (a. 816—835, bei Carol. I p. 623) 7 Hexameter, die in der Caesur und am Ende mit i reimen. Eine merkwürdige Vorliebe für reichen Tiradenreim zeigen besonders die quantitirenden Gedichte des Gotschalk und seiner Schule. Denn während in den (verkannten) sapphischen Strophen der Liturg. Fontavellan. bei Migne 151 p, 959 nur die ungleichen Halbzeilen reimen (Gemma coe-

1) Die ersten *gereimten Hexameter* finde ich ebenfalls in irischangelsächsischen Kreisen; Koaena archiep. Eboracensis a. 767—781 gibt einem Briefe 6 Hexameter bei, von denen 5 den Reim in der Caesur- und letzten, 1 (Defendens vigili sanctos tutamine mandros) in der 7. und letzten Silbe haben; das letztere geschieht in den älteren Leoninern oft. In den Hexametern des Dicuil von 814

Nunc genitum Carolo volo dilectare loquendo
Per ludum faciens illi argumenta canendo.
Ecce quotus mensis si vis haec scire memento.

dann: Successor Caroli felix Hlodvice valeto.
Dicuil haec ego quae feci argumenta videto.

dann: Longaevus victor Caesar Hlodvice valeto.
Dicuil haec ego quae feci ioca visa teneto.

finde ich die ältesten Hexameter mit Endreim (caudati), eine Art, welche ich bis zum Ende des XI. Jahrhunderts nicht mehr angetroffen habe. Denn die Versus ad Ebonem Remensem haben gemeinsamen Mittel- und Endreim, also Tiradenreim.

lestis pretiosa regis), haben hier (siehe Fr. Monnier, De Gothescalci et Joannis Scoti controversia, Paris 1853 p. 101) von 12 (schlecht edirten) sapphischen Strophen die 3 ersten in allen Caesuren und Zeilenschlüssen den Reim um, dann je 3 den Reim am, em, or. Ebenda (S. 102) folgen sich 6 Adonici auf e, 6: or, 6: o, 6: em, 6: am, 12: em, 12: e, 23: i. In dem Briefe des Gotschalk an Ratramnus (circa 840) folgen sich 14 Jonici auf o, 3 auf i, u. s. w.; dann 150 Hexameter mit leoninischem Reim, von denen aber z. B. 7 nacheinander in der Caesur und am Schlusse mit as, 8 in der Caesur mit e und am Ende stets mit ore reimen. Dieser letzten Reimweise entspricht Gotschalks Rythmus (VII, 1), in dessen 19 Strophen sämmtliche Halbzeilen (4 in jeder Strophe) und die drei Refrainzeilen auf i endigen, die Schlüsse der Langzeilen aber, zu welchen je 2 Halbzeilen zusammentreten, in den Strophen 1—16 stets zweisilbig reimen oder assoniren (vgl. IX, 2). In dem andern Gedichte (XV, 1) endigt Gotschalk nicht nur die sämmtlichen 50 Zeilen und den Refrain auf e, sondern oft auch noch die trochäischen Viersilber, in welche die troch. Achtsilber hier stets zerlegt sind. Von den etwa 150 Achtsilbern aus dem Jahre 853 (VIII, 27) enden 1—24, 25—30, 33—48 auf us, von jenen aus dem Jahre 900 (VIII, 28) 7 auf i . . e, 7 auf it u. s. w., von den 36 Trimetern von c. 925 (II, 13) enden 1—18 und 21—36 auf a. Aehnliches findet sich in anderen Gedichten, die aus dem IX.-XI. Jahrhundert stammen; so in der Coena Cypriani (I, 48) Reihen von 7 und 4 Zeilen mit einsilbiger Assonanz, in den Asklepiadeern (XII, 1) 2 mal 6 Zeilen auf a, 6 auf i-er, 6 auf i-us, 7 auf e-im und 6 auf olum; die 17 ersten Zeilen des Pilgergesanges (XV, 2) enden auf e. Unter den Cambridger Liedern enden die 12 Zeilen von No. XX (XV, 3) auf a, von den 14 Zeilen von No. IX (I, 22) 12 (14?) auf e, die 48 von No. XXVII (I, 21) auf a, und am Schlusse der

Periode finden wir bei Anselm von Canterbury 82 trochäische Fünfzehnsilber (I, 28), die sämmtlich mit e endigen. Nach dieser Vorgeschichte begreift sich leicht die hervorragende Rolle, welche der zweisilbige Reim bes. in der lateinischen und der Tiradenreim bes. in der romanischen Dichtung des XII. Jahrhunderts gespielt hat.

Der Reim soll stets die sich entsprechenden, also einander gleichen Zeilen binden. Wenn es also auch Sitte ist, die troch. oder jambischen Achtsilber Zeile mit Zeile reimen zu lassen, so kann man doch nichts dagegen sagen, wenn Augustin nur jeden zweiten troch. und Dicuil (VIII, 1) jeden zweiten jambischen Achtsilber mit Reim bindet; sie haben eben je zwei gewöhnliche Zeilen zu wiederum sich gleichen Langzeilen zusammengestellt; auch dagegen lässt sich nicht viel sagen, wenn (VIII, 5, Cambrid. No. XI) mitten unter 38 jambischen Achtsilbern, die Zeile um Zeile reimen, 12 stehen, von denen nur die zweiten Zeilen reimen, die also Langzeilen zu 16 Silben bilden gleich denen des Dicuil. Auch der Reim ungleicher Schlüsse wie

Scripturarum voces pluit
Et virtutes intonuit

ist nur hässlich, nicht ungesetzmässig. Dagegen war, soviel ich sehe, in den ältesten Zeiten der *Reim* der an Silbenzahl *ungleichen Zeilen* nicht gesetzmässig. Desshalb reimt in den aus ungleichen Theilen zusammengesetzten Langzeilen: in den troch. Fünfzehnsilbern, den Trimetern, den sapphischen und alcäischen Zeilen u. s. w., in den älteren Zeiten nicht die erste Halbzeile mit der zweiten Halbzeile derselben, oder mit der ersten Halbzeile der folgenden Langzeile. Denn im zweiten Falle würden gekreuzte Reime entstehen, — und so sind wirklich im XI.—XII. Jahrhundert die später beliebten gekreuzten Reime entstanden —, im ersten Falle würden ungleiche Zeilen durch den Reim gepaart. Um so

merkwürdiger ist es, dass in der quantitirenden Poesie nicht die Hexameter mit Endreim, sondern, und das schon seit dem Ende des 8. Jahrhunderts, jene mit leoninischem Reime, d. h. Reime der Caesursilbe und der letzten Silbe, in Aufnahme gekommen sind. Denn der Reim auf diesen Silben, die nur das gemeinsam haben, dass jede eine Halbzeile schliesst, bindet nicht nur ungleiche Theile, sondern er stellt auch die im Verse meist betonte (Caesur-) Silbe der mindest betonten (Schluss-) Silbe entgegen. Doch finden wir in den quantitirenden sapphischen Zeilen des 9. Jahrhunderts ebenfalls die ungleichen Zeilentheile durch den Reim verbunden. In der rythmischen Poesie finde ich diese Freiheit erst im XI. Jahrhundert. Sie ist noch wenig auffallend in dem Gedicht von 1028 (Cambridge No. VI, unten XIV, 2), wo die Zeilen von 5 zu 7 Silben schwanken, dagegen auffallend in dem Hymnus auf den h. Gallus (XIV, 3), wo die Ungleichheit der Halbzeilen gesetzmässig ist, und in dem Gedicht von 1024 (XV, 4, Cambr. No. III), wo stets 8 — ◡ zu 6 — ◡ reimt. In derselben Zeit lässt Heribert stets in seinen phalaecischen Zeilen (X, 3) die Halbzeilen von 6 und 5 Silben und in seinen Trimetern (II, 18) die Halbzeilen von 5 und 7 Silben reimen. Bei Petrus Damiani finden sich eben solche Trimeter [1]) (II, 19) und viele neue Fünfzehnsilber, deren ungleiche Halbzeilen (zu 8 ◡ — und 7 ◡ —) unter einander reimen. So ist auch die in der nächsten Periode häufige Verbindung der verschiedensten rythmischen Zeilen durch den gleichen Reim schon genügend vorbereitet.

Von den Zeilenarten.

Weitaus die meisten Rythmen der früheren Zeit sind in Formen gedichtet, welche Formen der quantitirenden

1) Auffallend ist, dass in diesen Trimetern bald die Halbzeilen, bald die Trimeter, also bald gleiche, bald ungleiche Stücke durch den Reim verbunden sind.

lateinischen Dichtung nachgeahmt sind. Die Nachahmung der trochäischen Fünfzehnsilber (Art I) und Achtsilber (Art III) war einfach. Bei Nachahmung der jambischen Reihen liebte man es sehr, die Zeile ebenfalls mit einer betonten Silbe zu beginnen, so dass dann im Verlauf der Zeile einmal zwei unbetonte Silben hinter einander, also daktylischer Tonfall vorkommen musste; so lautet ⏑—⏑—⏑ meistens um in —⏑⏑—⏑, ⏑—⏑—⏑— in —⏑⏑—⏑—, u. s. w. (vgl. oben S. 59; Art VIII. IX. X., 1. 2. II). Auf der andern Seite wurden nie daktylische Reihen nachgebildet, ja selbst die Zeilenarten sind sehr selten, in denen die Verbindung von zwei unbetonten Silben, also daktylischer oder anapästischer Tonfall, an einer bestimmten Stelle festgehalten wurde (vgl. IX, 1. XIII, 1. 2. 3. 4. XV, 4). Der Daktylus im Schlusse blieb —⏑—, jeder vorangehende Daktylus konnte in ⏑—⏑ umgesetzt werden; also sind die Adonier ebensogut ⏑—⏑—⏑ als —⏑⏑—⏑ betont, so dass die Basis des jambischen Trimeters und der alcaeischen Zeile (XI), die 2. Halbzeile der Phalaecischen Zeile (X, 3) u. s. w. mit dem Adonier (X) in der rythmischen Dichtung zusammenfallen. Ebenso kann —⏑⏑—⏑— umlauten in ⏑—⏑—⏑— (vgl. XI, 1). Choriambischer Schluss —⏑⏑— musste umlauten, so dass aus —⏑, —⏑⏑— wurde ⏑—, ⏑—⏑— oder —⏑, ⏑—⏑— (XII. X, 3). Zwei Kürzen im Anfang mussten natürlich verändert werden; so wurde aus ⏑⏑—⏑—⏑ der sapphischen Zeile —⏑—⏑—⏑ (VI).

In Betreff der übrigen Zeilen, die sich nicht als unmittelbare rythmische Umsetzung bekannter quantitirender Arten ergeben, ist möglichst der Grundsatz festzuhalten, dass Dichter, die sich die Mühe geben in lateinischer Sprache zu dichten, auch die Formen der lateinischen Dichtweise dazu benützten. Wenn also neue Zeilenarten sich zwar mit unmittelbaren quantitirenden Vorbildern nicht belegen lassen, aber nichts weiter sind als die geläufigen Kurzzeilen der

rythmischen Poesie oder einzelne Stücke der geläufigen Langzeilen in neuer Zusammenstellung, so muss man den Dichtern dies Wenige von Phantasie und eigenem Wollen zutrauen (vgl. Art IV. V. VII. IX, 6. 6a. (X, 1). XIII, 5); ja man muss sich eher wundern, nach den Zeilenconstructionen des Virgilius Maro aus der frühesten und den kühnen Tongebäuden des Notker aus ziemlich früher Zeit, in dieser ganzen Periode so wenige und so bescheidene Neuerungen zu finden, und darf erwarten, dass in weiteren Publikationen manche neue Zeilenart zu finden ist. Die neuen Zeilenarten, welche sich nicht als neue Zusammensetzungen der geläufigen Kurzzeilen der lateinischen rythmischen Dichtung ergeben, können frei erfunden, können aber auch nationalen germanischen oder keltischen Dichtungsformen nachgeahmt sein. Allein die wenigen Fälle der Art (XIII, 1. 2. 3. 4) sind vielleicht doch Nachbildungen von seltenen oder schwierigen quantitirenden Reihen; jedenfalls gestatten sie durchaus noch nicht die Annahme, dass in dieser Periode die Dichter lateinischer Rythmen nationale germanische oder keltische Dichtungsformen nachgebildet haben.

Von den Zeilenarten habe ich zuerst die trochäischen aufgeführt, dann die jambischen. Die Trimeter stellte ich zu den trochäischen, da von den 2 Halbzeilen, in welche sie zerfallen, die erste durchaus wechselnden Tonfall hat, die zweite wichtigere aber zu den trochäischen Reihen gehört, und da die Nebeneinanderstellung der beiden, in den ersten Jahrhunderten beliebtesten Dichtungsformen belehrend ist. Vorangestellt habe ich die Notizen über den Grammatiker Virgilius Maro. Vollständige Sammlung des Materiales erstrebte ich nicht; (besonders werden sich viele Hymnen einreihen lassen;) das gesammelte Material genügt aber wohl, um die aufgestellten Grundsätze zu prüfen.

Im Beginne der rythmischen Dichtung steht eine räthselhafte Gestalt, der Grammatiker Virgilius Maro, ein Gallier aus den Zeiten, wo sich noch Gebildete fanden, die eben erst getauft waren, oder, wie Ozanam (La civilisation chrétienne chez les Francs chap. IX) begründete, ein Gelehrter, der um 600 in Tours lebte.[1]) Keil und Andere halten ihn für den thörichtsten von allen lateinischen Grammatikern, *Ozanam* für den Erfinder einer Art Geheimsprache, die dann als jene greuliche schwülstige Sprache zu den irischen und angelsächsischen Gelehrten übergegangen sei und durch diese auf die mittelalterliche lateinische Literatur kräftig eingewirkt habe. Ich möchte Ozanams Ansicht verändern. Die Gelehrten jener Zeit lebten nur im Lateinischen, aber sie wussten auch nur zu gut, wie sehr ihr Latein von dem der alten Schriftsteller abstach; wenn sie Verse machen wollten, sahen sie, dass sie für die Prosodie kein Gefühl hatten und von dem Bau der Verse kaum Etwas wussten. Die meisten plagten sich nun im Schweisse ihres Angesichtes den Alten nachzulernen: daher die vielen grammatischen Compendien und Anleitungen zum Fabriciren quantitirender Verse. Man fühlt das bei Traktaten wie die Aldhelms sind (Mai Auctores class. V p. 501—599), nach denen Verse zu machen eine herkulische Anstrengung verlangte. Diese Richtung hat auch gesiegt. Aber zu wundern ist es nicht, wenn Andern die Geduld riss und sie, des mühseligen Nachäffens müde, selbstbewusst und kurz entschlossen das ihnen geläufige Latein als berechtigt festhielten. Virgilius Maro versuchte es, im Sinne dieser gallischen Gelehrten eine nationale lateinische Grammatik zu schreiben. Daher neben

---

1) Mai hat in den Auctores classici V p. 1—149 die Epistolae I—VIII und Epitomae 1—15, in der Appendix ad opera edita ab A. Maio, Romae 1871, wiederum die Epistolae und Epit. 1—5 aus der sehr verderbten neapolitaner Handschrift herausgegeben.

vielen alten richtigen Regeln manche neue, wie z. B. dass von gleichlautenden Wörtern die Substantive auf der vorletzten, die Verba auf der letzten betont werden sollten, also lége von lex, legé von lego. Solche Regeln sind weder Witze noch Unsinn a priori. Daher die bei einem Grammatiker unerhörte Erscheinung, dass wohl Hunderte von Citaten theils mit bekannten Namen, wie Terentius, Horatius, Cato, theils mit unbekannten, wie Glengus, Galbungus, Aeneas, sich finden, allein unter all diesen Citaten kein einziges, das in einem alten Schriftsteller sich nachweisen liesse. Daher sehr viele Citate mit 'versus, metrum, canticum' u. s. f., allein in der ganzen Schrift *keine einzige quantitirend gebaute Zeile*, sondern nur Verse, welche nach dem neuen nationalen Gesetze der *rythmischen Dichtweise* mit Hiatus und Reim gebaut sind. Der Charakter dieser Richtung und ihr Gegensatz zu der andern scheint mir am besten durch folgenden Fall bezeichnet zu sein: bei allen Gelehrten waren durch den Spottvers des alten Virgil (Ecl. 3, 90) 'Qui Bavium non odit, amet tua carmina, Maevi' Bavius und Maevius die klassischen Beispiele schlechter Dichter geworden, bei unserm Grammatiker wird der Vers des Virgil auf den Kopf gestellt und Maevius verherrlicht: Maevius vir in carminibus dulcissimus, de quo illud procentum est 'qui favum mellis non amat, odit tua carmina, Maevi.' Natürlich suchten diese Leute ihrer Richtung aufzuhelfen, sie als möglichst wichtig, möglichst alt und berühmt hinzustellen. Daher jene lächerlichen Erzählungen, die wie Satire klingen, von Grammatikern, welche um die Frage, ob ego einen Vocativ habe und um ähnliche, des Nachts sich aus dem Bette holen, 14 Tage lang fast ohne zu essen und zu trinken darüber disputiren und dabei bis zum Messer kommen; daher jene fingirte Literaturgeschichte von Grammatikern derselben Richtung, jene Erfindung der zwölferlei Arten Latein und jener unerhörten Conjunktionen,

Präpositionen und Interjektionen, die weder lateinisch noch griechisch sind, noch, soviel ich finden konnte, keltische oder hebräische Wörter verbergen.

In diesem Lichte sind wohl die Citate von *Versen* bei Virgilius Maro zu betrachten. Wir finden die Alliteration in Epist. 8, 2 und sonst: z. B. terni terna flumen fontes fronda ex una undatim daturi sepna semper. In manchen Citaten gelingt es vielleicht noch, die Versgesetze zu erkennen, wie in der 'secta prosa' des Cicero (Epit. 2, 5):

lau. contemptus pecuniae
da. in omni molimine
bi. per amorem (philo) sophiae
lis. menti fiet peritae,

wo Siebensilber (2 zu ⏑—⏑⏑—⏑—, 2 zu —⏑—⏑⏑—⏑) mit zweisilbiger Assonanz angewendet zu sein scheinen. An anderen Stellen ist sicher rythmischer Versbau [1]) sammt Reim; z. B. Epist. 2, 8 Donatus in quodam carmine:

nostras omnis familia nostrates quoque pecora
evadant imminentia hostilium pericula.

Epit. 5, 3 Virgilius Asianus quatuor poeticos confecit versus:

Summa in summis Potens (potestas?) caelis
Celsaque cuncta Gubernat celsa.

---

1) Nur Ozanam chap. IX ahnte diesen 'Enfin, à la prosodie des poëtes classiques on substituait une versification nouvelle, dont les dactyles et les spondées semblent mesurés, non par la quantité, mais par l'accent. Au milieu des obscurités de cette étrange poëtique, on remarque cependant les compositions que Virgile nomme des proses, et qui rappellent en effet les proses de l'église, composées de vers de huit syllabes, comme ce chant sur le lever du soleil:

Phoebus surgit, coelum scandit,
Polo claret, cunctis paret.

A ces coupes faciles, à ces rimes, on commence à soupçonner que le grammairien se méprend, et qu'au moment où il promet les règles d'une métrique savante, c'est le secret de la poésie populaire qu'il laisse échapper.

Epist. 3, 30 (de quatuor elementis) Plastus elegantissimo carmine disseruit dicens:

> Limo solubili lympha meabili
> Igne ardibili aura mutabili
> Mundus visibilis sumptus initii
> Cuius terribilis pendit tristitiam.

Was auch der Sinn dieser theilweise verderbten Stellen sein möge, das ist sicher, dass es rythmisch gebaute Verse sind, Achtsilber mit jambischem Schlusse (8 ◡—), Fünfsilber mit trochäischem Schlusse (5 —◡) und Sechssilber mit jambischem Schlusse (6 ◡—) [stets 2 Daktylen], dazu mit Hiatus und mit Reim oder Assonanz in ein oder zwei Silben.

Eine förmliche Theorie der Formen der rythmischen Poesie gibt Virgilius in der Epitome III De Metris. Er nennt metra die einzelnen Versfüsse, phona die Wörter, pedes die Silben. In § 11 definirt er 'Omnis versus hexametrus sive heptametrus rhetoricus est, trimetrus autem et tetrametrus et pentametrus poeticus erit. De sapphico autem metro et heroico versu in quadam epistola . . descripsisse me sufficienter memini'.

Von den Versarten führe ich folgende an § 2 Metra prosa quidem sunt per brevitatem, sicuti in Aenea lectum est:

> Phoebus surgit, caelum scandit,
> Polo claret, cunctis paret.

Hi duo versus octo metra habent . . . Omnes autem prosi versus per spondaeum edi solent. Hoc autem sciendum est, quod inter omnes pedes dactylus et spondaeus principatum habeant. Mederiorum versuum est nec prosos nec liniatos fieri . . Varrone canente:

> Festa dium sollemnia
> pupla per canam compita

quorum fistula modela
poli persultant sidera.

. . primus versus est trium metrorum, quorum primum I spondaeum et duo sequentia per dactylos ponderantur I Festa deum I; sol II; (festa I; deum sol II?); lemnia I — Liniati versus quinque semper metris metiri debe secundum illud Catonis elegantissimi rhetoris:

Bella consurgunt poli praesentis sub fine
Preco tempnuntur senum suëtae doctrinae.
Regis dolosi dolos fovent*) tyrannos
Dium cultura moles neglecta per annos.

Das Charakteristische dieser Verse scheint zu sein, dass d 2. und 5. Fuss ein Trochaeus oder Spondeus und dass d 1. und 3. Wort stets zweisilbig, das 2. und 4. dreisilbig is Der letzteren Eigenschaft wegen scheinen sie liniati zu heisse — Die Verse, welche Virgilius Perextensi nennt, verste ich noch nicht. Die Zeilen

'Archadius rex terrificus
laudabilis laude dignissimus'

und 'Sol maximus mundi lucifer
omnia aëra illustrat pariter'

nennt er triphoni und quadriphoni, da sie von 3 oder 4 Wörtern gebildet sind. Von den carminum gen extraordinaria, die Virgilius weiterhin erwähnt, besteht c cantamentum des Sagillius aus Fünfsilbern mit trochäisch Schlusse und zweisilbigem Reime

Mare et luna concurrunt una
Vice altante temporum gande. [1])

Diese Beispiele zeigen bedeutende Fortschritte in Entwicklung der rythmischen Dichtweise. Silbenzahl u

1) Zu gande vgl. Epist. II, 3 diutina diei gande.

Schluss der Zeilen ist gleich, Taktwechsel und Hiatus gestattet. Die Construktion der versus liniati, mögen sie nun eine Erfindung des Virgil sein oder nicht, beweist jedenfalls, dass die rythmischen Dichter schon jener Zeit sich neue Zeilenarten zu schaffen wagten. Noch wichtiger ist, dass einige Male der vollständige zweisilbige Reim angewendet ist, das älteste mir bekannte Beispiel. Von Strophenbau ist keine Rede und der Reim bindet nur gleiche Zeilen zu Paaren. Aus dem Allen ist klar, dass dieser Schriftsteller zum mindesten für die Geschichte der Alliteration und der rythmischen Poesie eindringendes Studium verdient.

I. Trochaeische Fünfzehnsilber (15 ◡—).

Diese Zeile war zu allen Zeiten beliebt. Sie zerfällt stets in zwei *Halbzeilen* zu 8 und 7 Silben (8 —◡ + 7 ◡—). Die Pause nach 8 —◡ ist nothwendig; vgl. No. 20. 37. Die Halbzeile 8 —◡ zerfällt oft und schon in den ältesten Gedichten in 2 Theile zu 4 —◡ + 4 —◡ (vgl. No. 1. 16. 18. 22. 37. 42); daher ist Taktwechsel in 8 —◡ seltener als in 7 ◡—. Der *Schluss* von 8 —◡ ist selten unrein (vgl. 8 ◡— in No. 19. 36. 47.), in 7 ◡— oft: No. 29—37; vgl. 5. 19. 20. 22. 26. 42. 47. *Silbenzusatz*, zu 8 —◡ wie zu 7 ◡—, findet sich in No. 38—46. Assonanz oder *Reim* findet sich am Ende der Langzeilen häufig. Die einsilbige Assonanz lässt von 3 oder 4 Zeilen oft 1 oder 2 frei; (vgl. No. 2—8. 17. 20. 41. 47). Einsilbige und zweisilbige Reime siehe in No. 9. 23. 25. 26. 27; zweisilbige bes. in No. 31. 32 und in der Schlussstrophe von 29; Tiradenreim in No. 21. 22. 28. 37. 48. Die Zeilen sind meistens in *Gruppen* von je 3 Z. zusammengestellt; aus Gruppen von je 2 Zeilen bestehen No. 1. 15. (22.) 26. 28. 31. 32. 34. 35. 42, aus Gruppen von 2 Zeilen mit Refrain No. 18. 33. 44. Je 4

Zeilen sind gruppirt in No. 8. 19. 29. Eine anders ge-
baute Strophe schliesst die Gedichte No. 29. 31. 32. Die
Initialen der Strophen bilden das Alphabet in No. 1. 4. 1
13. 14. 18. 29. 32. 34. 35. 38. 45. 46. In No. 30 bild
die Anfänge der Halbzeilen das Alphabet. In No. 2 geb
die Stropheninitialen 'Adelperga pia', in No. 6 'Paulus fe
in No. 41 Gaidhadlus.

I, 1.[1]) A Du Méril 1843, 136 de judicio: Apparet
repentina. von Beda citirt. alphab. 23 Str. zu 2. h 3 (und 3
zwischen den Halbzeilen). Tw nicht. Die Zeilen zu 8 —◡ ste
in 4 ‿—◡ + 4 —◡ zerlegt, nur nicht in D, 2. *I, 2.* Paulu
Diac. Carol. I p. 35 a. 763 de annis. 12 Str., deren Initiale

1) Ausser den am betreffenden Orte angeführten Werken habe ic
besonders benützt:

Bench. Antiphonarium Monasterii Benchorensis aus der aus Bobbi
in die Ambrosiana gebrachten Handschrift saec. VIII von Muratori her
ausgegeben in den Anecdota Ambros. IV, a. 1713, p. 121—159.

Carol. Poetae Latini aevi Carolini. ed. Ern. Dümmler tom.
(Mon. Germ. hist.) Berlin 1881. Schon vorher hatte er ausführliche
Bericht gegeben in 'Die handschr. *Ueberlieferung* der lat. Dichtunge
aus der Zeit der Karolinger'; Neues Archiv IV, p. 89—159. 241—32
513—582. Dann hat D. in der Zeitschrift f. deutsches Alterthum (m
Zs. von mir citirt) 22 p. 423 zwei Gedichte (II, 28 und I, 42) herau
gegeben; ebenda 22, 261 und 24, 151 hat D. 'Carolingische Rythmen
und in einer Hallenser Universitätsschrift 1881 'Rythmorum eccles. ae
Carolini specimen' *(Hymnus)* veröffentlicht; dieselben stammen fast al
aus drei Handschriften: V, codex Veronensis XC (85) aus dem Ende d
IX. Jahrh., beschrieben von Dümmler Ueberl. S. 152; B, cod. Bruxe
lensis 8860 aus dem Anfang des X. Jahrh. beschrieben ebenda S. 15
P, cod. Parisinus 1154 aus dem X. Jahrh. beschr. ebenda S. 114. Die
3 Handschriften sind die Fundgruben Du Mérils und Dümmlers gewese
und enthalten den Hauptschatz der Rythmen des IX. Jahrhunderts.

Boucherie, Mélanges Latins et Bas-Latins (Revue des langues R
manes VII) hat aus Handschriften des VIII—X. Jahrh. wichtige Rythme
veröffentlicht. *Cambridger* Lieder, hgb. von Jaffé in Zeitschr. f. d. Alte
thum 1869 p. 449. Mit h bezeichne ich Hiatus, mit Tw Taktwechse

Adelperga pia bilden, zu 3 Z, von denen 2 oder 3 meist assoniren. h ziemlich viel. Tw in 8 ⏑— 4, 2; in 7 ⏑— etwa 10 Mal. *I, 3.* Derselbe I p. 49 ad Petrum. Antwort auf Nr. 7, c. a. 781. 12 Str. zu 3, von denen 2 oder 3 assoniren. h 5. Tw nur 11 in 7 ⏑—. *I, 4.* Derselbe ? I p. 79 Alfabetum de bonis sacerdotibus p r o s a conpositum. 23. Str. zu 3 (Ass. in 2 oder 3 Z.) h 11. Tw in 8 —⏑ 4, in 7 ⏑— 20. *I, 5.* Derselbe I p. 625 alphab. 23 Str. zu 3 (Ass. in 2 oder 3 Z.). h sehr viele, der Conjugationsbeispiele wegen. Tw in 8 —⏑ nicht, 11 in 7 ⏑—. 7 —⏑ statt 7 ⏑— kommt nicht vor, also ist 20, 2 zu stellen modus sonat litteris. *I, 6.* Daselbst I p. 628. 10 Str., deren Initialen bilden Paulus feci, zu 3 Z. mit 2 oder 3 Ass. h viel. Tw 2 in 8 —⏑, 5 in 7 ⏑—. *I, 7.* Petri Grammatici Carol. I p. 48, c. a. 781. 12 Str. zu 3 Zeilen mit Ass. in 2 oder 3 Z. h nicht. Tw 2 in 8 —⏑, 17 in 7 ⏑—. *I, 8.* Paulinus Aquileiensis Carol. I p. 133. de Lazaro. 27 Str. zu 4 Z. (2 oder 3 mit Ass.) h 6. Tw 3 in 8 —⏑, 7 in 7 ⏑—. *I, 9.* Bernowinus Carol. I p. 416 'Hanc quisquis'. 5 Str. zu 3 Z. mit oft zweisilbigem) Reim. h 1. Tw 4 in 8 —⏑, 5 in 7 ⏑—. *I, 10* und *11.* Strabo? Du Méril 1843 p. 246; Schubiger, Sängerschule p. 28. I, 10 ad Carolum a. 829. 10 Str. zu 3. h nicht. Tw 6 in 8 —⏑, 3 in 7 ⏑—. I, 11 ad Lotharium a. 838. 10 Str. zu 3. h nicht. Tw 8 in 8 —⏑, 2 in 7 ⏑—. *I, 12.* Du Meril 1843 p. 249 (Dümmler Ueberl. p. 116) Schlacht bei Fontenay a. 841. alphab. 13 Str. zu 3. h 5. Tw 8 in 8 —⏑, 5 in 7 ⏑—. *I, 13.* Du Méril 1843 p. 261 (Dümmler Ueberl. p. 118) de Aquileia. c. a. 850 alphab. 24 Str. zu 3. h 4. Tw in 8 —⏑ und 7 ⏑— ziemlich viele. *I, 14.* Du Méril 1843 p. 264 (Dümmler Ueberl. p. 154) de Ludovico a. 871. alphab. 10 Str. zu 3. Text zu unsicher. *I, 15.* Dümmler Hymnus XIII. de resurrectione. 28 Str. zu 2. h wenig. Tw 2 in 8 —⏑, mehr in 7 ⏑—. *I, 16.* Dümmler Zs. 24 p. 152 'Alexander urbis Romae'. alphab. 12 Str. zu 3. h nicht. Tw nur in 7 ⏑— 5 Mal, da 8 —⏑ stets in 4 —⏑ + 4 —⏑ zerfällt, fast quantitirend gebaut. *I, 17.* ebenda p. 153 Respice de coelo. 12 Str. zu 3 Z. mit Ass. h 4. Tw. 2 in 8 —⏑, 4 in 7 ⏑—. *I, 18.* Du Méril 1843 p. 182 Confessio. alphab. 24 Str. zu 2 nebst Refr. von 10 ⏑—. h 11. Die 8 —⏑ sind sehr oft zu 4 —⏑ + 4 —⏑ zerlegt. Tw 5 in 8 —⏑, 12 in 7 ⏑—. Wenn die Refrainzeilen Poenitenti, Christe, da veniam. Miserere mei piissime. Ab inferno, Christe, nos

libera in 4 —◡ + 6 ◡— (und nicht in 6 —◡ + 4 ◡.
zu theilen sind, dann wären dies die ältesten Zehnsilber
4 + 6 ◡—. *I, 19.* Du Méril 1854 p. 286 (Hagen Carmi
medii aevi No. 53) de Joseph 52 Str. zu 4. h ziemlich vie
Tw etwa 20 in 8 —◡, etwa 36 in 7 ◡—. 8 ◡— statt
—◡ 3 Mal? 7 —◡ statt 7 ◡— p. 289 dixit: haec est imag
p. 294 consternati dixerunt. *I, 20.* Guido Aretinus de musica
explanatione etwa 250 Zeilen zu 3 reimend oder assoniren
Viele h und Tw sowohl in 8 —◡ als in 7 ◡—. Einmal feh
scheinbar die Pause De quaternis habet Diatesseron vocabulun
das andere Mal Miror quatuor quosdem fecisse signa vocibı
ist umzustellen fecisse quosdam. Einige Male scheint 7 —
statt 7 ◡— zu stehen (ibi vel diapente. plagis proti secundus
Die andern von Coussemaker veröffentlichten Gedichte Guid
sind zu schlecht edirt. *I, 21.* Cambr. XXVII (vgl. Du Mé
1843 p. 278) de luscinia. 16 Str. zu 3, alle Z. endigen auf
h 6. Tw 2 in 8 —◡, 7 in 7 ◡—. *I, 22.* Cambr. IX
Willelmo. 13 Z., die auf e enden (5 corr. ornabile, 1 corr. son
bile). 4 h. 8 —◡ = 4 —◡ + 4 —◡, nur nicht Z. 6, Z. 1
= 4 ◡— + 4 —◡. Tw 6 in 7 ◡—. 7 —◡ statt 7 ◡
in Z. 13. Die 8 Fünfzehnsilber in Cambr. XX (unten XV,
sind ganz rein, ohne h oder Tw, 8 —◡ stets = 4 —◡
4 —◡. *I, 23.* Du Méril 1843 p. 280 de Constantio c.
1020 30 Str. zu 3 Z. mit (oft zweisilbigem) Reim. Wenig
und Tw in 8 —◡ und 7 ◡—. *I, 24.* Ravaisson Rapp
p. 404 (Migne 151 p. 729), zum Theil in Cambr. XXVI u
Carm. Burana No. CCII, 47 (p. 92). 'Ad mensam philosophi
25 Str. zu 3, Reim ein-, oft zweisilbig. h 5. Tw 11 in 8 —
10 in 7 ◡—. *I, 25.* Sudendorf Registrum II p. 3. 'Ad
casum cuncta'. 26 Str. zu 3 mit Reim, der oft fehlt. h
Tw viele in 8 —◡ und 7 ◡—. *I, 26.* Du Méril 1847 p. 2
'Inclitorum Pisanorum' a. 1088, c. 250 Z zu 2 gereimt. h u
Tw in 8 u. 7 viele. Einige Male 7 —◡. *I, 27.* Petrus Dami
(† 1072) Migne t. 145 No. 218. 14 Str. zu 3 mit 3 h, kein
Tw in 8 —◡, 1 in 7 ◡—; No 221: 20 Str. zu 3 mit 7
keinem Tw in 8 —◡, 6 in 7 ◡—. No. 224 u. 225: 20 S
zu 3 mit 3 h, 4 Tw in 8 —◡, 3 in 7 ◡—. No. 226 (= p. 8
Migne = Du Méril 1843 p. 131): 'Ad perennis vitae fonte
20 Str. zu 3 mit 1 h, kein Tw in 8 —◡, 3 in 7 ◡—. Re
stets ein- oder zweisilbig. *I, 28.* Anselm Cant. Migne 1
p. 1046 in laudem Mariae. 82 Z. zu 2 gruppirt; jede Ze

endet auf e, wenig h, 1 Tw in 8 —◡, 12 in 7 ◡—. Derselbe, hymnus secundus: 9 Str. zu 3 mit einsilbigem Reim, der hie und da fehlt. h ziemlich. 5 Tw in 8 —◡, 5 in 7 ◡—.

T r o c h. F ü n f z e h n s i l b e r m i t u n r e i n e m S c h l u s s e. *I, 29.* Bench. p. 136 de S. Patricio, alph. 23 Str. zu 4. 38 h. Tw 48 in 8—◡, 30 in 7 ◡—. 8 Mal 7 —◡ statt 7 ◡—. (N 1 corr. domini. V 7 que). Am Schlusse eine Strophe von 4 × 8 ◡— und 2 × (5 —◡ + 5 —◡) mit zweisilbigem Reim. Ebensolche Schlussstrophen finden sich in den alten irischen Gedichten I, 31. 32, wo Mone also mit Unrecht sie tilgte. *I, 30.* Bench. p. 142 de S. Camelaco. alphab., doch merkwürdiger Weise so, dass nicht, wie sonst, die Anfangsbuchstaben der Langzeilen, sondern die aller Halbzeilen gelten, also A 8 —◡, B 7 ◡— u. s. f. 12 Z. h 2. Tw 8 in 8—◡, 2 in 7 ◡—. 3 Mal 7 —◡ (deo, suum, suum). Corr. domino in G, dominum in R. *I, 31.* Mone 572. 'Cantemus in omni.' saec. IX. irisch. 13 Str. zu 2 und Schlussstrophe zu 4 × 8 ◡—; vgl. No. I, 29. Reim fast stets dreisilbig; dazu (das einzige Beispiel; siehe oben S. 64) Binnenreim. h 3. Tw 3 in 8—◡, 5 in 7 ◡—. 2 Mal 7 —◡. *I, 32.* Mone 314 de Michaele. saec. VIII. irisch. alphab. 23 Str. zu 2 und Schlussstrophe zu 4 × 8 ◡—, die Mone tilgte; vgl. No. I, 29. Der Reim, fast stets zweisilbig, fehlt hie und da. h viel. Tw 14 in 8—◡, 10 in 7 ◡—. 11 Mal 7 —◡. *I, 33.* Dümmler Hymnus VI de Enoch. 35 Str. zu 2 Z. + 4 —◡ Refrain. h findet sich in 17, 2. 22, 2. 23, 1 bis. 27, 2. (29, 2 novamque *cod.*). 30, 2. 33, 1. 35, 2, allein an all diesen Stellen ist eine Silbe zu viel, was sonst in diesem Gedichte nicht vorkommt. Also ist an diesen Stellen *Elision* anzunehmen. Auch Endsilben mit m vor anlautendem Vocal finden sich sonst nicht, als in 31, 2, wo Elision stattfindet (in 24, 1 virorumque examine Hschr., also auch Elision). Diesem Klassicismus des Dichters entspricht es, dass auch die unreinen Schlüsse 1, 2 in polum. 6, 1 ac duces. 18, 1 et pii. 25, 1 cum patre. 30, 2 ut iubar. 33, 2 regno patris, quantitirend gelesen, rein werden. Tw 24 in 8—◡, 6 in 7 ◡—. Wenn man die geringe Zahl der Verstösse gegen die alte Prosodie betrachtet, so wird man dies Gedicht eher für ein quantitirend, als ein rythmisch gebautes erklären. *I, 34.* Hymnus IX de Hierusalem. alphab. 25 Str. zu 2. h nur 1, 2? Tw o in 8—◡, 3 in 7 ◡—. 7 —◡ in 15, 1 et piae. 22, 1 est locus. *I, 35.* Hymnus VIII. de accusatione. alphab. 18 Str. zu 2. h viel. Tw 4 in 8—◡,

7 in 7 ◡—. 7 —◡ : 15, 2. 17, 2 (Vocalverschmelzung in 3, 11, 1. 18, 2). *I, 36.* Dümmler Zs. 23, 271 de divite. 13 S zu 3. h ziemlich viel. Tw in 8 und 7 viel. 8 ◡— statt 8 — in 10, 2. 12, 2. 12, 3. *I, 37.* Cambr. VIII. Gratulatio regin 21 Z., die alle mit a enden. h nur Z. 11. Nach 8 —◡ fe in Z. 14 die Pause; sonst zerfällt 8 —◡ stets in 4 —◡ (4 — in Z. 7) + 4 —◡ ; in 7 ◡— ist Tw nur Z. 20. 10 Mal 7 — statt 7 ◡— (9 Mal betont —◡—◡ ◡—◡).

Troch. Fünfzehnsilber mit Silbenzusatz. *I,* Carol. I p. 24. De Mediolano a. 721—739. alphab. 24 zu 3. viel h. Tw in 8 —◡ nur letzte Zeile, 8 in 7 ◡—. Vorschlag in 8 —◡ 9 Mal, in 7 ◡—? (24, 1. 20, 1). *I,* Carol. I p. 119. de Verona c. a. 800. 33 Str. zu 3. viel viel Tw in 8 —◡ und mehr in 7 ◡—. Vorschlag in 8 — etwa 25, in 7 ◡— etwa 6 Mal; —◡◡ statt —◡ etwa 9 Mal 8 —◡, 3 Mal in 7 ◡—. Der Bau ist also von dem des vorige Gedichtes verschieden. *I, 40.* Carol. I p. 116. de Pippini vi toria a. 796. 15 Str. zu 3. Tw nicht in 8 —◡, in 7 ◡— nu 14, 2. Vorschlag sicher in 13, 2. 15, 2 (8 —◡) u. 8, 2. 11, (7 ◡—). Dann in 8 Fällen, die man durch Elision (6) oder Voca verschmelzung (2) beseitigen könnte; —◡◡ statt —◡ in Fällen, die man durch Elision (4) oder Vokalverschmelzun beseitigen könnte. Da aber h in 2, 3. 9, 3. 15, 4 sicher is so ist auch in allen anderen Fällen Hiatus und Vocalzusatz nicht Elision anzunehmen. *I, 41.* Muratori Ant. Ital. III, 71 aus cod. V; von Gaidhadlus. 11 Str., deren Initialen den Name bilden, zu 3, meist 2 Zll. mit einsilb. Ass. Text (bes. die End ungen) verdorben z. B. D 2 Populorum regi obsecrantes pr nostra facinora statt Polorum regi obsecrantes pro nostro faci nore; in A 2 *del.* superadstat. h viel. Tw in 8 —◡ : J 1 ; 4 i 7 ◡—. Vorschlag 12 in 8 —◡, 2 in 7 ◡—. *I, 42.* Dümmle Zs. 22, 426. de annis a principio, a. 718. 36 Z. meist gereim zu 2. h viel. 8 —◡ stets in 4 —◡ + 4 —◡ zerlegt und ohn Tw, 2 Tw in 7 ◡— und 2 Mal 7 —◡. Vorschlag zu 8 —◡ i 25. 29; (33 sunt *del.*). Vorschlag zu 7 ◡— in 6. 20; in tilge simul; in 23. 25. 27. 24 ist Vocalverschmelzung. *I, 4* Dümmler Zs. 23, 266. de Judit. 18 Str. zu 3. h viel. Tw 8, 1. 16, 1. (?), in 7 ◡— 3 Mal. Vorschlag zu 8 —◡ in 8, 3 absque arma triumphabit, —◡◡ statt —◡ in 7 ◡—: 19, 2, 3 (16, 2 omnes in ore gladii?). *I, 44.* Dümmler hymnus de XIII diebus. 13 Str. zu 2 + Refr. mirabilia fecit de

h viel. Tw 3 in 8 —⏑, 2 in 7 ⏑—. —⏑⏑ statt —⏑ 8 Mal in 8 —⏑, 13, 1 (?) in 7 ⏑—. Vorschlag oder Vocalverschmelzung in 2, 1. 12, 1. 12, 2. *I, 45.* Hymnus XV. 'Avarus' alphab. 13 Str. zu 3. h viel. Tw 2 (3) in 8 —⏑, 2 in 7 ⏑—. Vorschlag 7 in 8 —⏑, —⏑⏑ nur in 5, 2 valde suspirans cum lamento. *I, 46.* Zarncke. Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1877 p. 57 'Alexander puer'. alphab. 8 Str. zu 3. Zarncke nahm keinen h und mehrfache Elision, dann Vorschlag an. Ich finde, indem ich mich (abgesehen von groben Fehlern wie D 2 und den verdorbenen Str. F. H) an die Hschr. halte, h in A 2. D 1. Tw in E 2. Vorschlag zu 8 —⏑ in C 1, zu 7 ⏑— in J 1. C 2. 3. —⏑⏑ statt —⏑ in A 2. 3. D 1. E 3. C 1.

I, 47. Pertz Abh. der berl. Acad. 1845 p. 264 de mundi rota saec. VII. 43 Str. zu 3, in 2 oder 3 Zl. meistens Assonanz. h und Tw sehr viel. Sprache barbarisch und Text schlecht, oft Silben zu viel. Doch scheint 7 —⏑ statt 7 ⏑— sicher in 67. 68. Ebenso 8 ⏑— statt 8 —⏑ in Zeilen wie 13. 49. 53. 88. 96. *I, 48.* Coena Cypriani Du Méril 1843 p. 193 ebenfalls sehr schlecht überliefert. h und Tw viel. Sicher ist auch öfter 7 —⏑ statt 7 ⏑— und 8 ⏑— statt 7 ⏑—, wie architriclinus hydrias, deridebatque Isaac. 7, 5, 4 Z. assoniren (öfter auch die 1. Halbzeilen).

II. Jambische Trimeter (5 —⏑ + 7 ⏑—).

In dem jambischen Trimeter, der in den ersten Jahrhunderten sehr beliebt war, ist die Hauptcäsur des römischen Senars zur *Pause* geworden, welche, abgesehen von den verwilderten Gedichten No. 26. 27. 28. 29, die Zeile in 2 Halbzeilen zu 5 —⏑ und 7 ⏑— zerlegt. *Taktwechsel* findet sich im 2. Halbvers bei manchen Dichtern seltener, bei anderen häufiger; die 1. Halbzeile ⏑—⏑—⏑ gehört den jambischen Reihen an und hat auch bei den Dichtern, welche in 7 ⏑— den Taktwechsel selten gestatteten, fast ebenso oft Taktwechsel (—⏑⏑—⏑) als nicht (⏑—⏑—⏑). Desshalb habe ich nur die Taktwechsel der zweiten Halbverse zu 7 ⏑— (⏑—⏑⏑—⏑—) notirt. Der *Schluss* von 5 —⏑ ist stets rein (vgl. No. 2. 9. 26—29), der von 7 ⏑— oft in 7—⏑ geändert; vgl. No. 2. 4. 9. 18. 20—24. *Assonanz*

mehrerer Langzeilen der Strophe hat No. 1—9. 15. 16. 20. 25. 28; *Reim* der Langzeilen No. 14. in No. 18 reimen die ungleichen Halbzeilen untereinander (5 — ⏑ : 7 ⏑ —), in No. 19 bald die ungleichen Halbzeilen 5 — ⏑ : 7 ⏑ —, bald die Schlüsse der Langzeilen. Tiradenreim hat No. 13. Die Zeilen treten zu *Gruppen* zusammen; zu Gruppen von 2 Z. in No. 13. 20. 21; von 2 Z. mit Refrain in No. 11. 14. 23. 26; von 3 Z. in No. 25. 27; von 3 Z. mit Refrain in No. 15; von 4 Z. in No. 16. 18. 28; von 5 Z. in No. 2—7. 17. 22. 24; in Gruppen von 3 Z. mit einem Fünfsilber (5 — ⏑), also zu einer Art von sapphischen Strophen, in No. 1. 8. 9. 10. 12. 17. 19. Die *Initialen* der Strophen sind von den Buchstaben des Alphabets gebildet in No. 1. 10. 14. 15. 16. 23. 26. 27. 28 (3 auf A); in No. 14 beginnen auch die zweiten Zeilen der Strophe mit dem betreffenden Buchstaben; die Initialen von No. 22 bilden das Wort Stefanus m.

II, 1. Paulus Diaconus? Carol. I p. 81 de malis sacerdotibus (vgl. I, 4). alphab. 23 sapph. Str. mit Ass. in 2 oder 3 Z. 7 h. Tw 18 (in 7 ⏑ —). *II, 2.* Paulinus Aquil. Carol. I p. 131 de Herico. 14 Str. zu 5 Z. meistens mit Ass. mehrerer Zeilen. h o, (h) in 11, 3. Tw 18. 7 — ⏑ statt 7 ⏑ —: 4, 4. 10, 2; (10, 1 Cecidit ubi?). *II, 3.* Derselbe? p. 136 'Felix per omne'. 9 Str. zu 5 Z. oft mit Ass. mehrerer Z. Tw 6. h 3, 4 Linguae eorum claves caeli factae sunt, wohl zu stellen Eorum linguae; vgl. übrigens XIV, 1 Str. N Eorumque linguae claves caeli sunt factae. *II, 4.* Derselbe? p. 137 'Refulgit omnis'. 15 Str. zu 5 Z. oft mit Ass. mehrerer Z. h o. Tw 9. 7 — ⏑ in 8, 3 antefertur diebus. *II, 5.* Derselbe? p. 138 'Refulsit almae'. 12 Str. zu 5 Z. mit Ass. mehrerer Zeilen. h 4, 4 (?), 5, 3 (dederunt templo?) 9, 4. Tw 7. *II, 6.* Derselbe? p. 140 'Jam nunc per omne'. 11 Str. zu 5 Z. mit Ass. in mehreren Z. h in 6, 1. 7, 3. *II, 7.* Derselbe? p. 141 'Clara refulgent'. 9 Str. zu 5 Z. mit Ass. in mehreren Z. h 2, 2. Tw 7. *II, 8.* Derselbe?? p. 142. de destructione Aquilegiae. alphab. 23 sapph. Str. mit Ass. in mehreren Z. h 16. Tw 16. *II, 9.* Derselbe? p. 144 de nativitate domini. 42 sapph. Str.

mit Ass. in mehreren Z. 3 (5) h, 8 (h). Tw 20. 7 —◡ in 33, 2? 34, 2 corr. ammóniti sunt? *II, 10.* Derselbe? p. 147 confessio 'Ad caeli clara' (vgl. No. 19). alphab. 24 sapph. Str. h 3. 8 Tw. *II, 11.* Carol. I p. 435 Planctus Karoli a. 814. 22 Str. zu 2 + Refr. Heu mihi misero. h 9, (h) 3. Tw 13. *II, 12* Du Méril 1843 p. 251 (Dümmler Ueberl. p. 116). 'Hug dulce nomen'. 8 sapph. Str. h o. Tw nur 'cum fores mitissimus. *II, 13.* Du Méril 1843 p. 268 'de Modena'. 36 Z. zu 2. 4 h, 2 (h). Tw 5. 7 —◡ : adorata ut dea. Z. 1—18 u. 21—36 enden auf a (bes. i-a), 19 u. 20 auf ilis. *II, 14.* Dümmler Hymnus VII de Christo. alphab., doch so, dass auch jede 2. Zeile mit demselben Buchstaben anfängt. 23 Str. zu 2 Z. + Refrain von 2 Trim. Einsilb. Reim. 6 h. Tw viel. *II, 15.* Dümmler Hymnus IV de accusatione hominis. alphab. 21 Str. zu 3 Z. (mit Ass. in 2 oder 3 Z.) + Refr. Jesus clementer tribulantes subveni. h viel. Tw wenig. *II, 16.* Dümmler Zs. 23, 268 'de Ester'. alphab. 23 Str. zu 4 Z., Ass. in je 4 oder 2 Zeilen. h ziemlich viel. Tw 23. *II, 17.* Ozanam Documents hat S. 245. 248. 255 Trimeter (theils in Str. zu 5 theils in sapph. Strophen) mit oft unsicherm Texte veröffentlicht. *II, 18.* Heribert a. 1021—1042 Bischof in Eichstätt Migne 141 p. 1370 (= Mone 111). 5 Str. zu 4 Z., in denen der erste Halbvers (5 —◡) mit dem 2. (7 ◡—) reimt (per crucem sanctam lapsis dona gratiam?). h 1. Tw 2. 7 —◡ crimen necans in cruce. *II, 19.* Petrus Damiani, Migne 145 No. 220. Paenitens (vgl. No. 10; z. B. Str. 5 non coelum dignus oculis aspicere). 16 sapph. Str., in denen der Reim bald die Halbzeilen, bald die Langzeilen bindet, bald fehlt. h 0, (h) 4. Tw 1.

T r i m e t e r m i t u n r e i n e m S c h l u s s e. *II, 20.* Bench. p. 129 Apostolorum. 42 Str. zu 2 Z., die oft reimen. h c. 20. Tw c. 15. Vocalverschmelzung öfter auch im Schlusse z. B. talibusque donariis. accedunt ei ut. 21 Mal 7 —◡ statt 7 ◡—. *II, 21.* Bench p. 132 de communicatione. 11 Str. zu 2. h 4. Tw 4. 7 —◡ in: laudes dicamus deo, u. Christus filius dei. *II, 22.* Mon. Germ. Script. Longob. saec. VI—IX. p. 190, de synodo Ticinensi a. 698. 19 Strophen, deren Initialen bilden SSTTEEFFAANNVVSS MM, zu 5 Z. 'nequivi edissere ut valent medrici; scripsi per p r o s a ut oratiunculam'. h c. 26. Tw c. 35. 6 Mal 7 —◡. (corr. F 4 concordat cum quatuor?). *II, 23.* Dümmler Hymnus XI de Johanne. alphab. 22 Str. zu 2 Z. mit

Refrain von 2 Trimetern. h 9. Tw 15. Einsilb. Reim. 3 Mal 7 — ◡. *II, 24.* Dümmler Hymnus XIV de initio quadragesimae. 10 Str. zu 5 Z. h nur 4, 2. 6 Tw. 3 Mal 7 — ◡ (mit dierum u. diebus).

Trimeter mit Silbenzusatz und verwilderte. *II, 25.* Dümmler Hymnus XII de laude Mariae. 15 Str. zu 3 Z. mit Ass. in 2 oder 3 Z. h viel. Tw 7. Vorschlag zu 7 ◡ — 8 Mal (also auch 14, 3 laudabunt semper dominum Hsch. richtig), — ◡ ◡ statt — ◡ 4 Mal. *II, 26.* Dümmler Hymnus XVII 'Audi nos deus'. alphab. 10 Str. zu 2 Z. (mit Ass.) + Refrain 'succurre nos Christe'. Verwildert. h c. 8. 8 Z. bestehen aus 5 — ◡ + 7 ◡ —, 7 Z. aus 6 — ◡ + 7 ◡ — und 5 Z. aus 5 — ◡ + 8 ◡ —. *II, 27.* Dümmler Hymnus XVI de natale domini. alphab. 9 Str. zu 3 Z. Ganz verwildert. Wenig h. 10 Z. zu 5 — ◡ + 7 ◡ —, 4 Z. zu 12 ◡ — ohne Pause, die übrigen 1[illegible] Zeilen meistens zu 6 + 7 ◡ —. *II, 28.* Theodofrid saec. VII—VIII. Dümmler Zs. 22, 423 (vgl. Zs. 23, 280). alphab. 25 Str. zu 4 Z. (oft mit Ass. in 2 oder 3 Z.). 'Ante secula' h viel. Tw nicht viel. Text sehr verdorben, doch Sprache und Form des Gedichtes schon ursprünglich sehr roh. Zeilen mit mehr und weniger als 12 Silben, ohne Pause, mit 4 — ◡, 5 ◡ — 6 ◡ — und 6 — ◡ statt 5 — ◡, und mit 6 ◡ —, 6 — ◡, 8 ◡ — statt 7 ◡ — scheinen sicher; für 7 — ◡ statt 7 ◡ — kein sicheres Beispiel. *II, 29.* Dümmler Zs. 23, 273 'Adonai magne' 1[illegible] Zeilen sehr verdorben, oft ohne die richtige Pause und m[illegible] einer Silbe zu viel oder zu wenig.

III. Trochäische Achtsilber (8 — ◡).

Der trochäische Achtsilber ist gleich der ersten Halbzeile des trochäischen Fünfzehnsilbers. Wie dort, zerfällt auch hier in manchen Gedichten die Zeile regelmässig in 2 Theile: 4 — ◡ + 4 — ◡ (vgl. No. 2. 4. 5 a), hat also sehr wenig Taktwechsel; in andern ist dies nicht der Fall, und es wird bisweilen auf den *Tonfall* gar nicht geachtet (vgl. No. 3 u. 5). Der *Schluss* ist oft unrein; No. 3. 5. 7. Der *Reim* bindet je 4 und 4 Silben in No. 2 (das man also auch in Zeilen von je 4 — ◡ eintheilen könnte), gewöhnlich Zeile um Zeile, bei Augustin Langzeilen von

2 Mal 8 — ⌣. Assonanz ist in No. 4. 6. 7, einsilbiger Reim in No. 3, zweisilbiger Reim in No. 2. 5. Tiradenreim bei Augustin. Die Zeilen sind *gruppirt*: je 3 oder 4 in No. 6, je 4 mit Refr. in No. 3 u. 8, je 6 in No. 7, je 8 mit Refr. in No. 5, je 10 oder 12 Doppelzeilen mit Refrain bei Augustin. In No. 3 werden die *Initialen* der 1., in No. 6 die der 1. und letzten Strophenzeile durch die Buchstaben des Alphabets gebildet.

III, 1. Augustin gegen die Donatisten c. a. 393. Du Méril 1843 p. 120. alphab. 17 Str. zu 12, 3 Str. (CDE) zu 10, Epilog zu 30 Langzeilen von je 2 Achtsilbern. Jede Strophe hat den Refrain 'Omnes qui gaudetis de pace modo verum iudicate'. Jede Langzeile endet auf e. In jeder Zeile stehen 8 Silben, jede vorletzte Silbe ist betont und wird auch durch Wörter wie dare, reus und ähnliche gebildet. Sonst ist Elision von schliessendem Vocale oder m vor anlautendem Vocale gesetzmässig und die wenigen Verse, wo sie unterbleibt (wie episcopum ordinare, et si credo esse sanctum) sind wohl unrichtig überliefert. Vokalverschmelzung wird ausserordentlich oft angewendet, z. B. habeat paleas area vestra; doch unterbleibt sie in anderen Fällen. Auf den Tonfall der Silben ist ausser am Schlusse nicht geachtet, so dass unter der Mitwirkung von Elision und Vocalverschmelzung die meisten Zeilen hässlich klingen. *III, 2.* Mone No. 269 Summe sator. altirisch. 21 Z. Jede Zeile zerfällt in 4 — ⌣ + 4 — ⌣ und diese Halbzeilen reimen untereinander mit reinem zweisilbigem Reim (19 Mal) oder zweisilbiger Assonanz (2 Mal); vgl. S. 77 Virgil's 'polo claret cunctis paret'. 6 h. Tw 0. *III, 3.* Dümmler Hymnus XVIII 'Ab aquilone'. alphab. 6 Str. zu 4 (mit Ass.) + Refrain 'reddam rationem' oder 'reddam retributionem'. 3 h. Tw 6. 4 Mal 8 ⌣ — statt 8 — ⌣. *III, 4.* Du Méril 1843 p. 271. 28 Z. gereimt oder ass. zu 2, 3 oder 4. 2 h. Tw nur 1, da meist 4 — ⌣ + 4 — ⌣ getheilt ist. *III, 5.* Wipo 1039 pro obitu Chuonradi imp. Mon. Germ. Script. XI, 274 (Du Méril 43 p. 290). 9 Str. zu 4 Langzeilen (von je 2 Achtsilbern) + Refrain 'rex deus, vivos tuere et defunctis miserere'. Es reimen die beiden Achtsilber jeder Langzeile unter sich mit reinem zweisilbigen Reim, nur 2 Mal mit zweisilb. Ass. und 5 Mal mit einsilb. Reim. 8 Langzeilen bestehen aus 8 ⌣ — + 8 ⌣ —,

2 aus 8 ⏑— + 8 —⏑. h 6. Tw so viele, dass von Rythmus keine Rede mehr ist.

III, 5a. In XV, 1 finden sich 20 Zeilen zu 8 —⏑, die stets in 4 —⏑ + 4 —⏑ (2 Mal 4 ⏑— + 4 —⏑) zerfallen. In VII, 1 finden sich 38 Zeilen zu 8 —⏑ mit 8 Tw. In XV, 4 16 Zeilen zu 8 —⏑, von denen 13 in 4 —⏑ + 4 —⏑ zerfallen, 2 Tw haben, 1 jambisch endet.

Troch. Achtsilber mit Silbenzusatz und verwilderte. *III, 6.* Dümmler Hymnus V de commendatione. alphab. 15 Str. zu 4, 8 Str. zu 3 Z., mit Ass. oder Reim in 2 oder 3 Z. Jeder Strophe folgt eine Zeile, die einen Anruf Gottes enthält, mit denselben Buchstaben beginnt, wie die Strophe, und mit deus schliesst z. B. aeterne rex deus in A, benigne fortis deus in B. viele h und Tw. Vorschlag 10 Mal, —⏑⏑ statt —⏑ 20 Mal. *III, 7.* Boucherie Mélanges p. 28 de die iudicii. 13 Str. zu 6 Z. mit Ass. in 3—6 Z. der Str. h c. 20. Tw c. 16. —⏑⏑ statt —⏑ in 1, 1. 10, 5. 12, 3. 8 ⏑— statt 8 —⏑ in 4, 5. (6, 2 *del.* dies?) 7, 1. 13, 2. *III, 8.* Dümmler Zs. 24, 154. de castitate. alphab. 14 Str. zu 4 Z. + Refr. 'Adiuva nos deus meus; in te posui cor meum'; oft zu 2 assonirend. Gänzlich verwildert. Wenn man auch Silbenzusatz und starke Vocalverschmelzungen annimmt, so sind doch manche Zeilen, wie 9, 3 = 12, 3. 11, 3. 13, 3 u. 4. 14, 1 nicht in das Schema zu zwingen. h und Tw viele.

IV. Trochaeische Elfsilber (4 —⏑ + 7 ⏑—).

Da im troch. Fünfzehnsilber die erste Halbzeile oft in 4 —⏑ + 4 —⏑ zerlegt wurde (vgl. S. 79 u. 88), so lag es nahe, das eine Stück zu 4 —⏑ wegzulassen. So ist die Zeile von 4 —⏑ + 7 —⏑ entstanden.[1]) Sie wurde früh gebraucht.

IV, 1. Dümmler Zs. 23, 265 'Andecavis abbas'. 5 Str. zu 4 Z. mit Refrain 'Eia eia eia laudes eia laudes dicamus Libero'.

1) Bartsch (siehe No. 2), nach dessen Ansicht diese Zeilenart der nationalen keltischen Poesie entlehnt wäre, erkannte nicht die Pause nach 4 —⏑ und nahm eine Pause nach der 8., 7. oder selten 6. oder 5. Silbe an: natürlich, da alle jambisch auslautenden Zeilen meistens mit einem drei- oder viersilbigen, selten einem mehrsilbigen Worte schliessen. Auch G. Paris, Romania 9 p. 188, hat die Pause nicht erkannt.

Gewöhnlich bindet Ass. je 2 Zeilen; einige Male fehlt sie. h 0. Tw in 3, 2. 4, 1. *IV, 2.* Bartsch Zeitschr. f. rom. Philol. II, (1878) p. 216 (vgl. ebenda III, 1879, p. 384) aus einem sehr alten Evangeliarium in Maihingen. 42 Z. einsilbig gereimt meist zu 4, 2 Mal zu 2, 1 Mal zu 6. h 7, (h) 6. 4 ⏑— statt 4—⏑ in 4 u. 42. Tw 4 in 7 ⏑—; 6 Mal 7—⏑ statt 7 ⏑—. *IV, 3.* Mone No. 270 Hymnum luricae, altirisch. 92 Z. in Str. zu 4. je 2 Z. haben einsilbigen Reim, dazu oft noch Reim oder Ass. der vorletzten Silbe. Die ersten 17 und die letzten 12 Zeilen sind rein gebaut mit nur 2 Tw in 7 ⏑— und mit Fehlen der Pause in 8. 12. 87. In dem Mittelstück, wo der Dichter fremde seltsame Wörter aufhäufte, kümmerte er sich mehr um die Unterbringung dieser als um sein Zeilenschema. So fehlt hier oft die Pause, oft sind Silben zu viel, einige Male auch trochäischer Schluss hereingekommen. *IV, 3a.* In den 5 Strophen des Petrus Damiani (Migne 145 S. 939, unten XV, 5) kommen 15 Zeilen zu 4—⏑ + 7 ⏑— mit Reim der Endsilben vor. 2 Mal steht 4 ⏑— statt 4—⏑ und in dem 2. Falle 'Quid ergo miserrima quid facerem' fehlt auch die Pause.

V. Trochaeische Siebensilber (7 ⏑—).

Wie der erste Theil (8—⏑) der trochaeischen Fünfzehnsilber, so wurde auch der zweite Theil, der trochäische Siebensilber, abgetrennt und einzeln zu Gedichten verwendet.[1])

V, 1. Hibernicus Exul. Carol. I p. 399. 'Versus Caroli Imperatoris'. 48 Z. oder vielmehr 24 Langzeilen von 7 ⏑— + 7 ⏑—, da je der 2. Vers den Reim hat. Derselbe bindet je 2 Langzeilen und ist zweisilbig, ja meistens sind auch die Vocale der drittletzten Silben gleich. In den 48 Zeilen sind h 0, 19 Tw und 4 Mal 7—⏑ statt 7 ⏑— (doch stets in der 1. Hälfte der Langzeile). *V, 2.* In Dicuils Computus, über den Dümmler Ueberl. S. 256 genauere Nachricht gab, finden sich Buch II cap. XIIII folgende Zeilen, die nach Hellers, von Prof. Dümmler gütigst mir mitgetheilten, Abschrift lauten: De ympno per rythmum facto.

Ceu tesserae in pirgis mutantur ludificis

---

1) Bartsch hat auch diese Zeilenart (7 ⏑— + 7 ⏑—) für national keltischen Ursprungs angesehen (vgl. Zeitschr. f. rom. Philol. III p. 383). Dagegen G. Paris in Romania 9 p. 187.

Sic hae partes in istis moventur versiculis.[1])
Pulcherrimam auream non habeo aleam.
Aleas quas habeo tibi donare volo.
Domino caeli gloria atque terrae perpetua.

Es sind 8 Siebensilber und 2 Achtsilber (8 ◡—) mit einsilbige Reim. Darin 2 h. Von den Siebensilbern haben 3 unreine Schluss, von den 5 Zeilen zu 7 ◡— haben 4 Tw. V, Dümmler Zs. 23, 156. Katechismus 'de laude dei'. alphab 23 Str. zu 2 Z. mit dem Refrain 'Benedictus dominus Christu dei filius'. Gänzlich verwildert. Es sind hauptsächlich Zeile zu 7 ◡— mit ziemlich vielen h und Tw. Doch sind Zeile zu 7—◡, 8 ◡—, 8—◡, ja auch 9—◡ darunter gemisch die man weder durch Annahme von Silbenzusatz noch vc Elision oder Vokalverschmelzung alle in das Schema von 7 ◡ bringen kann.

VI. Sapphische Zeilen (5—◡ + 6—◡).

Interessant und lehrreich ist es, die Umwandlung d quantitirenden sapphischen Strophe in die rythmische z beobachten. Das Schema der sapphischen Zeile war zulet ´—◡´——´ | ◡◡—◡—◡ : Jám satís terrís | nivis átque díra Die Caesur ward zur Pause. Der Anfang ◡◡ der zweit Halbzeile musste dem rythmischen Dichter zu ´—◡ werde also nívis átque dírae. Da ein aus 2 oder mehr Läng bestehender Schluss im Lateinischen stets auf der vorletzt Silbe betont ist, so wurde der Schluss der ersten Halbzei ——— zu —´——, also Jam satis térris; das geschah u so lieber, weil nun die Basis der ersten 3 Zeilen der 4. Zeil dem Adonier, gleich und so der ganze Aufbau der Stroph klarer wurde. Diese gar nicht so üble, neue rythmisch sapphische Strophe zu 5—◡ + 6—◡, 5—◡ + 6—◡ 5—◡ + 6—◡, 5—◡ hat also dieselbe Silbenzahl un Caesur und denselben Zeilenschluss wie die quantitirend und ist doch im Tonfall von jener alten ziemlich verschiede Wir sehen hier auch, wie zwei verschiedene quantitiren

1) nemlich in den vorausgehenden hexametrischen Spielereien.

Zeilenarten in der rythmischen Dichtung zu éiner werden. Denn die rythmische sapphische Zeile ist so mit dem katalektischen jambischen Trimeter ◡ — ◡ — ◡ | — ◡ — ◡ — ◡ gleich geworden, vgl. Jam sátis térris nívis átque dírae

und Trahúntque síccas máchinae carinas.

VI. 1. Theodulfus. Carol. I p. 578 a. 818. 9 sapph. Str. In den 8 ersten Str. 5 — ◡ 21 Mal ‥ ◡ ◡ — ◡, und nur 3 Mal ◡ — ◡ ‥ ◡, in 7 ◡ — 3 Tw. h 0. Dann Str. 9 Vale Ermengardis regina et augusta, Et tui tecum in seculo nati: Ideirco nostri in dulcedine cordis Semper habemus, also 3 Elisionen und 3 Tw. *VI, 2.* Ozanam Documents p. 239 S. Sylvestri. 15 sapph. Str. h 8. in 6 — ◡ Tw 2? *VI. 3.* Cambridger Lieder No. XXVIII Carmen aestivum. 5 sapph. Str. h. 1. Tw 2 in 6 — ◡.

VII. Verschiedene Trochaeische Zeilen.

VII. 1. 8 — ◡ + 6 — ◡. Gotschalk, Du Méril 1843 p. 177. 19 Str., die alle beginnen 'Deus miseri Miserere servi' und schliessen 'Heu quid evenit mihi. Dazwischen stehen 4 Zeilen zu 8 — ◡, 6 — ◡, 8 — ◡, 6 — ◡. Die Refrainzeilen und diese Zeilen schliessen allesammt mit i. Dass die beiden Kurzzeilen 8 — ◡ + 6 — ◡ eine Langzeile bilden sollen, geht daraus hervor, dass die Halbzeilen zu 6 — ◡ in den Str. 1—13 stets mit zweisilbigem Reim (10) oder zweisilbiger Ass. (3) schliessen. h 10. 8 Tw in den 38 Z. zu 8 — ◡, 10 in den 38 Z. zu 6 — ◡.

? *VII, 2.* Gaston Paris und Jules Lair in Bibl. de l'école d. chartes 31 p. 389. 'Laxis fibris resonante' a. 942. 11 Str. von 3 Z. zu 12 — ◡ + 1 Z. 8 — ◡, dazu Refr. Cuncti flete pro Willelmo Innocenter interfecto. Dazu eine 12. Str. von 4 × 12 — ◡. Im Schlusse der 4. Z. ist meist Ass. Sowohl die Z. zu 12 — ◡ als die zu 8 — ◡ zerfallen meist in 4 — ◡ + 4 — ◡. h ziemlich viel.

VIII. Jambische Achtsilber (8 ◡ —).

In der späten quantitirenden Poesie wurden jambische Dimeter sehr oft, Glykoneen oft zu Gedichten verwendet. Nach der ersten Zeilenart oder nach beiden wurden die

jambischen Achtsilber gebildet (vgl. S. 55). Ein Gedich
mit rein jambischem Falle kenne ich nicht; nur sehr wenige
in denen eine bescheidene Anzahl von *Taktwechsel* ist (vgl
No. 6. 8. 9. 12); in der Regel beginnt die Zeile ebenso of
mit — ⏑ als mit ⏑ —, ja manchmal öfter mit — ⏑ (vg.
No. 1. 13. 15. 16. 22. 24), so dass meist nur Silben ge
zählt wurden. Auch der *Schluss* ist oft unrein; vgl. No
12—30. 2. 5. 8. 9. Zweisilb. *Reim* oder Ass. findet sic
in No. 1. 4. 8. 9. 10. 13. 15. 17—25. Einsilb. Ass. i
No. 2. 9. Tiradenreim in No. 27; vgl. 13. 16. 26. 28
gekreuzte Reime hie und da in No. 30 (vgl. No. 29). J
2 Zeilen sind gereimt in No. 4. 5. 6. 7. 11. 17. 1., je
in No. 8. 14. 15. Die Zeilen treten zusammen in *Gruppe*
von je 2 in No. 17—26, von je 4 in No. 1—6. 8—12. 14
15. 27. 29. 30., je 6 mit Refrain in No. 16, je 8 oder 1
mit Refrain in No. 13, je 12 in No. 26. Die *Initiale*
der Strophen bilden die Buchstaben des Alphabets in No. 2
13. 26. 29., wobei in No. 13 die sämmtlichen Zeilen vo
A und D mit A und D beginnen; in No. 22 bilden di
Initialen von 9 Zeilen das Wort Nithardus.

VIII, 1. Dicuil im Computus, a. 814, Dümmler Ueberl. p. 257
28 Z. oder vielmehr 14 Langzeilen, da nur jede 2. Zeile z
8 ⏑ — durch den Reim gebunden ist. Dieser ist 2 Mal ein
silbig, 5 Mal zwei- und dreisilbig. h 4. 17 Tw. *VIII, 1a.* I
XV, 1 finden sich 20 Z. zu 8 ⏑ —, von denen 16 als — ⏑ — ⏑
⏑ — ⏑ — und nur 4 als ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — betont sind. *VIII, 2*
Dümmler Hymnus III. de monachis. alphab. 24 Str. zu 4 Z
mit 2, 3 oder 4 Ass. 5 h. Viele Tw. 8 — ⏑ in 7, 1. *VIII, 3*
Ozanam Documents hat p. 236 einen Hymnus von 8 Str. z
4 und p. 252 einen von 9 Str. zu 4 aus einer Handschrif
des IX. Jahrh. gedruckt. *VIII, 4.* Cambridge No. VII Ecc
Trevirensis a. 1028—1035. 44 Z. reimend Zeile für Zeile m
ein-, meist zweisilbigem Reim. h 7. Tw 15. *VIII, 5.* Camb
XI de Johanne abbate. 50 Z. Der einsilb. Reim bindet je
einzelne Zeilen. Nur in 12 Z. bindet er jede 2. Zeile, als
6 Langzeilen von 16 Silben. h 0. 1 Mal nec veste nec cib
frui. *VIII, 6.* Cambr. XXIX Verna suspiria. 6 Str. zu 4 mi

Reim zu 2 oder 4. h 1. Tw 8. *VIII, 7.* Petrus Damiani (Migne 145) hat viele Gedichte in 8 ◡— geschrieben. Sie sind Zeile um Zeile ein- und mehrsilbig gereimt, h ist selten, Tw häufig, 8 —◡ nicht eingemischt. *VIII, 8.* Sudendorf Registrum I p. 49 a. 1080. 4 Str. zu 4 Z. mit zweisilbiger Ass. (nur 2 Z. mit einsilbiger Ass.). h 0. Tw nur 4. 1 Mal 8 —◡. *VIII, 9.* Sudendorf I p. 55. Venite cuncti, a. 1084. 19 Str. zu 4 Z. mit ein- oder zweisilbiger Ass. h 10. Tw nur 9. 1 Mal 8 —◡. *VIII, 10.* Du Méril 1843 p. 297 'Jerusalem mirabilis' c. a. 1095. 9 Str. zu 4, meist mit 2 silb. Reim. h 2. Tw 20 (8 —◡ 2, 4: conserens?). *VIII, 11.* Anselm Canterb. Migne 158 p. 931 = Mone No. 621. 58 Str. zu 4, gereimt (ein- und zweisilbig) zu 2. h etwa 11. Migne p. 965 = Mone No. 627: 44 Str. zu 4, gereimt zu 2 (hie und da nur Ass.). 16 h. Migne p. 1035 = Mone No. 422—429: 17 Str. zu 4, gereimt zu 2. h 0.

J a m b i s c h e A c h t s i l b e r m i t u n r e i n e m S c h l u s s e. *VIII, 12.* Daniel I, 85 'Rex aeterne', von Beda citirt. 16 Str. zu 4. h ziemlich viel. Tw 14. 3 Z. zu 7 ◡— und 3 Z. zu 8 —◡, meistens emendirt. *VIII, 13.* Bench. p. 139 de S. Comgillo. alphab. 21 Str. zu 8, 2 (A B) zu 10, 1 (J) zu 7 Z. + Refrain von 2 Achtsilbern. In A u. D fangen alle Z. mit A u. D an; vgl. J. K. Reim meist zweisilb. Ass. in der ganzen Str. h 28. Tw 120, dazu 18 Mal 8 —◡. *VIII, 14.* Bench. p. 133. hymnus mediae noctis 14 Str. zu 4. h 7. Tw 20. 8 —◡ 8 Mal (corr. Dicamus laudes domino. und Quae stulte vero remanent, Extinctas habent lampades). *VIII, 15.* Bench. p. 143 Collectae. 10 Str. zu 4 mit (oft zweisilbigem) Reim. 12 h. Tw 28. 1 Mal 8 —◡. *VIII, 16.* Benchur p. 159 Memoria abbatum. 1 Str. zu 8, 5 Str. zu 6; dazu Refrain von 2 Achtsilbern. (Ohne die Eigennamen: 3 h. Tw c. 25. 3 Mal 8 —◡). Einsilb. Reim in allen Z. der Strophe. *VIII, 17.* Jaffé Bibl. rerum Germ. III p. 38 'Rector casae' vor 706. 200 Z., von denen stets 2 durch (oft zwei, ja dreisilbigen) Reim verbunden sind. h 18. Tw viele. 8 —◡ c. 10 Mal. *VIII, 18.* ebenda p. 41, vor 706. 'Nuper dein'. 184 Z.; ähnlicher Bau und Reim wie No. 17. 8 —◡ c. 18 Mal. *VIII, 19.* ebenda p. 44 'Summum satorem' 46 Z.; ähnlicher Bau und Reim. 8 —◡ 2 Mal. *VIII, 20.* ebenda p. 45 an Aldhelm 'Aethereus qui'. 78 Z. Bau und Reim ähnlich. 8 —◡ 7 Mal. *VIII, 21.* ebenda p. 46 an Aethilwald 'Vale vale'. 78 Z. mit ähnlichem Bau und Reim. 8 —◡ 3 Mal. *VIII, 22.* ebenda p. 52 Boni-

facius c. 716 'Vale frater'. 28 Z. die Initialen von 9 Z. bi
den Namen Nithardus. Je 2 durch (oft zweisilbigen) Reim
bunden; 1 Mal fehlt der Reim. h 3. Tw 15. *VIII, 23.* eb
p. 308. vor 786. 'Vale Christo'. 12 Z., je 2 durch (n
zweisilbigen) Reim verbunden. 7 mit Tw, 1 ohne Tw,
8 — ⏑. *VIII, 24.* ebenda p. 312. Berthgyth 'Vale vi
20 Z. zu 2 mit ein- und zweisilbigem Reim. 6 ohne, 14
Tw. h 2. *VIII, 25.* ebenda p. 314 Berthgyth 'pro me qua
16 Z. zu 2 mit Reim (der in 4 Z. fehlt). h 5. 1 Z.
Tw, 15 mit Tw. *VIII, 26.* Boucherie Mélanges p. 15 u. Rei
scheid Bibl. ital. II, 80. Altus prosator' alphab. 23 Str
12 Z. mit Reim, der in der Regel nur 2 Z. bindet. h und
viele. 8 — ⏑ c. 16 Mal. *VIII, 27.* Du Méril 1843 p.
c. a. 850 'Dulces modos'. c. 150 Z. zu 4. Reim in 1—
25—30 und 33—48 us, sonst meist zu 4 oder 2. h 5.
viele (14 in den 25 ersten Z.), 10 × 8 — ⏑. *VIII, 28.*
Méril 1843 p. 266 'o Fulco' c. a. 900. 76 Z. Reim verbi
bald 7 bald weniger Z. h 9. Tw 32. 8 — ⏑ 3 Mal. *VIII*
Mone I, 395 aus der Darmstädter Hsch. saec. IX = Cambr
No. XXIII. 'Audax es vir iuvenis'. alphab. 23 Str. zu 4.
der Cambridger Hschr. ist der Text sehr geglättet, beson
sind Reime (auch gekreuzte) hereingebracht. Diesen Text
Jaffé wieder geglättet. Ich halte mich an den Text M
der sehr roh ist. Ass. bindet oft je 2 Z., oft fehlt sie. h
Etwa 6 Mal nur 7 ⏑—, 9 Mal 9, 2 Mal 10 und 11 Si
8 — ⏑ findet sich 7 Mal. *VIII, 30.* Psalterium Mariae
den Schriften des Anselm Cant. (Migne 158 p. 1038). 6
in Str. zu 4 Z., gereimt bald 1 : 2. 3 : 4, bald 1 : 3.
mit einsilbigem Reim. h nur wenige. Dagegen sehr viele
Sehr oft 8 — ⏑, z. B. in den 100 ersten Zeilen 45 Mal.
nach stammt entweder dieses oder die andern Gedichte (
11 u. I, 28) nicht von Anselm.

IX. Siebensilber mit trochaeischem Schluss (7 — ⏑).

IX, 1. Bench. p. 156 Versiculi familiae Benchuir. 1
zu 4 Z. oder vielmehr zu Langzeilen mit gekreuztem
der Art:

Vere regalis aula variis gemmis ornata
Gregisque Christi caula patre summo servata.

Stets sind die Vocale der beiden letzten Silben gleich und

40 Z. enden auf a, die Consonanten zwischen den beiden letzten Silben sind oft ungleich. 7 ◡ — statt 7 — ◡ haben 3 Z., von den übrigen haben 16 den Tonfall — ◡ ◡ — ◡ — ◡ und 31 — ◡ — ◡ ◡ — ◡, so dass in diesem Gedichte die auch in der quantitirenden Poesie zu ganzen Gedichten verwendeten Pherekrateen rythmisch nachgebildet sind. h 8. Mehrere Vokalverschmelzungen finden sich. *IX, 2.* Aus Dicuils Computus II cap. 7 (a. 815) hat Dümmler Ueberl. p. 258 (Ymnus per rythmum factus) 12 Z. gedruckt, die ebenfalls als 6 Langzeilen zu fassen sind. Jedes der 3 Paare von Langzeilen hat am Schlusse reinen zweisilbigen Reim; die vorderen Halbzeilen reimen einsilbig mit:

Gaudeo transiisse latos in campos prosae
Viam perlustrans plene loquelae spaciosae.

h 0. Der Tonfall ist nur 2 Mal jambisch ◡ — ◡ — ◡ — ◡, 2 Mal — ◡ — ◡ ◡ — ◡ und 8 Mal — ◡ ◡ — ◡ — ◡.

IX, 2a. In dem Hymnus auf den h. Gallus (XIV, 1) wird die 2. Zeilenhälfte 37 Mal von Zeilen zu 7 — ◡ gebildet, die merkwürdiger Weise stets den reinen jambischen Fall ◡ — ◡ — ◡ — ◡ haben. *IX, 3.* Petrus Damiani Migne 145 p. 937 No. 61, de Maria. 26 Str. zu 4 Z., je 2 durch zweisilb. (selten einsilb.) Reim oder Ass. verbunden. h 5. Von den 104 Z. haben 50 den jamb. Tonfall ◡ — ◡ — ◡ — ◡. 26 — ◡ ◡ — ◡ — ◡, 24 — ◡ — ◡ ◡ — ◡. *IX, 4.* Du Méril 1854 p. 283 De resurrectione 'Audite omnes gentes'. alphab. 23 Str. zu 4 Z. + Refrain 'Jam Christus resurrexit'. Je 2 Zeilen sind durch zwei- oder einsilbigen Reim oder Assonanz verbunden. Der Text ist sehr schlecht, doch scheint es sicher, dass einige Zeilen mehr, einige weniger als 7 Silben haben, einige mit ◡ — schliessen. *IX, 5.* Unter den Schriften des Columban (Migne 80 p. 293) ist ein Gedicht 'de vanitate vitae' gedruckt, 29 Str. zu 4 Z. oder eher zu 2 Langzeilen, da je die 2. und 4. Kurzzeile meist durch zweisilbige Ass. verbunden sind. Das Ganze ist sehr roh, im Anfang sind mehr Zeilen zu 7 — ◡, gegen Ende mehr zu 7 ◡ —, darunter einige zu 8 ◡ — und 8 — ◡.

Langzeile zu 7 — ◡ + 7 ◡ —.

IX, 6. Boucherie Mélanges p. 6 aus einer Hschr. saec. VIII. 2 Gedichte. a) 'Portatus sum ut agnus', 14 Langzeilen, je 2 einsilbig gereimt. b) 'A patre missus' 6 Str. von je 2 Langzeilen (zu 7 — ◡ + 7 ◡ —) mit einer Schlusszeile zu 7 ◡ — mit

einsilbigem Reim in den 3 Zeilen. In a) und b) h 6; von den 26 Z. zu 7 —⏑ haben 19 den jamb. Tonfall, 5 —⏑⏑—⏑—⏑ und 2 —⏑—⏑⏑—⏑; von den 32 Z. zu 7 ⏑— haben 10 Taktwechsel.

Langzeile zu 6 —⏑ (⏑—) + 7 —⏑.

IX, 6a. In XIV, 1 besteht die 3. Zeile der 24 Strophen aus 6 + 7 Silben. In der ersten Halbzeile haben 10 Str. 6 —⏑ (mit 1 Tw), 14 : 6 ⏑— (mit 7 Tw); die zweite hat trochäischen Schluss und in 6 Str. den Tonfall ⏑—⏑—⏑—⏑, in 9 —⏑—⏑⏑—⏑, in 7 —⏑⏑—⏑—⏑.

X. Fünfsilber mit trochaeischem Schlusse (5 —⏑).

Diese Zeilen, die Adonier, wurden in der quantitirenden Poesie der späteren Zeit oft selbständig verwendet. Auch in der rythmischen Poesie waren sie beliebt, da sie ja auch in den so häufigen jambischen Trimetern (II), in den sapphischen (VI) und alcaeischen (XI) Zeilen die Basis bildeten. Schon Virgil Maro hat sie mehrfach verwendet (S. 76). Ihr Tonfall scheint fast ebenso oft ⏑—⏑—⏑ als —⏑⏑—⏑ zu sein.

X, 1. Den troch. Fünfzehnsilbern Bench. p. 142 (oben I, 30) folgt eine Schlussstrophe

Patricii laudes semper dicamus
Ut nos cum illo semper vivamus'

offenbar Doppelzeilen von je 2 Fünfsilbern mit zweisilbigem Reime. Vielleicht finden sich solche auch in dem Gebete p. 152 post benedictionem trium puerorum.

Deus qui pueris fide ferventibus
flammam fornacis frigidam facis
(et) tribus invictis morte devicta
precamur nobis aestibus carnis
talem virtutem praestes adustis

per te Jesu Christe qui regnas etc. Zuerst je 2 Dactylen (= Asklepiadeern XII), dann 8 Fünfsilber, in denen ich nur forn. fl. umgestellt und et getilgt habe.

X, 1a. In XIV, 1 sind die Zeilen gern aus zwei Fünfsilbern gebildet, von denen über 100 den Tonfall —⏑⏑—⏑, etwa 17: ⏑—⏑—⏑ haben. *X, 2.* Cambridge No. I (Müllenhoff u.

Scherer Denkmäler No. XXV). 11 Str. zu 6 Z., mit einsilb. Reim in je 2. h 5. 33 Z. zu – ⏑ ⏑ — ⏑, 23 zu ⏑ — ⏑ — ⏑.

Elfsilber mit troch. Schluss (Phalaecische Verse) (6 + 5 — ⏑).

Die in der späteren quantitirenden Poesie oft gebrauchte Phalaecische Zeile — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ (vgl. Hagen Carmina medii aevi S. 39) hat oft Einschnitt nach der 6. Silbe.

X, 3. Heribert, Bischof von Eichstädt 1021—1042, Migne 141 p. 1370 No. II und III. No. II 'Mare fons ostium' 7 Str. zu 3 Z. h 4. No. III 'Ave flos virginum' 5 Str. zu 3 Z. h 1. Jede Zeile zerfällt in 6 und 5 Silben. Die erste Halbzeile, die Basis, ist schwankend im Rythmus, 17 × 6 ⏑ — (⏑ — ⏑ — ⏑ — 11, — ⏑ ⏑ — ⏑ — 6), und 4 × 6 — ⏑ (— ⏑ — ⏑ — ⏑ 3, ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ 1), die 2. Halbzeile hat stets troch. Schluss und 18 Mal den Tonfall — ⏑ ⏑ — ⏑ 3 Mal ⏑ — ⏑ — ⏑. In No. III sind 11 erste Halbzeilen zu 6 ⏑ — (⏑ — ⏑ — ⏑ — 5, — ⏑ ⏑ — ⏑ — 6), 4 zu 6 — ⏑ (— ⏑ — ⏑ — ⏑ 3, ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ 1); die 2. hat 14 Mal den Tonfall — ⏑ ⏑ — ⏑, 1 Mal ⏑ — ⏑ — ⏑. Der meistens einsilbige Reim bindet die ungleichen Halbzeilen 6 : 5, nicht die Schlüsse der Langzeilen.

XI. Alcaeische Zeilen (5 — ⏑ + 6 ⏑ —).

Regelmässiger daktylischer Tonfall war in der rythmischen Poesie nicht zugelassen. Daher wurde — ⏑ ⏑ — ⏑ — mit Beibehaltung des Schlusses ebenso oft ⏑ — ⏑ — ⏑ — betont. Das Schema der rythmischen alcaeischen Zeile ist also ⏑— / —⏑ ⏑ — ⏑ | ⏑— / — ⏑ ⏑ — ⏑ –. Gedichte in selbständigen quantitirenden alcäischen Zeilen finden sich manche; siehe Mone No. 573. Rythmisch betonte alcäische Zeilen fand ich bis jetzt nur in einem älteren Gedicht:

XI, 1. Dümmler Hymnus II. de adnuntiatione Mariae alphab. 23 Str. zu 2 Z., die meistens durch einsilb. Ass. gebunden sind, nebst dem Refrain Beata virgo | et dei genetrix. Der Text ist leider vielfach entstellt und unverständlich (vgl. Str. E. H. J). Die zweite Halbzeile hat stets 6 Silben (12, 1 corr. Magi occurrunt | ferentes munera: offerentes *cod.*) mit dem richtigen Schluss ⏑ —; 12 haben den Tonfall — ⏑ ⏑ — ⏑ —, die andern ⏑ — ⏑ — ⏑ —. Die erste Halbzeile, die Basis, ist

wie in X, 3 schwankend und das nicht nur im Rythmus, sondern auch in der Silbenzahl. Von 43 Zeilen sind 33 richtige Fünfsilber mit troch. Schluss 5 — ⏑ (5 ⏑ — kommt nicht vor; 22, 1 corr. Ymnum et laudes, laudibus *cod.*), 24 zu — ⏑ ⏑ — ⏑, 9 zu ⏑ — ⏑ — ⏑; 10 sind Sechssilber. h viel.

XII. Asklepiadeische Zeilen 6 ⏑ — + 6 ⏑ —.

Der Schluss — ⏑ ⏑ — ist in rythmischen Versen unmöglich. Denn alle mehrsilbigen lateinischen Wörter sind entweder auf der vorletzten oder drittletzten Silbe, keines auf der letzten oder viertletzten Silbe betont; einsilbiger Schluss ist aber überhaupt selten gestattet, der von schwerbetonten Wörtern gebildete fast gar nicht, und selbst, wenn er gestattet wäre, würde andere Betonung eintreten; so verwandelt sich omnibus rex zu ómnibùs rex. Desshalb musste der Schluss — ⏑ ⏑ — in den rythmischen Gedichten zerfallen, und er zerfiel in der beliebten asklepiadeischen Zeile — ⏑ — ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ — ⏑ — so, dass der Schluss ⏑ — gewahrt wurde, die Zeile also den Tonfall ⏑ — ⏑ — ⏑ — oder — ⏑ ⏑ — ⏑ — bekam, folglich der zweiten Halbzeile absolut gleich wurde. Dadurch wurde das lebendige Maécenás atavís | édite régibus zu dem eintönigen Alexandriner: Cunctárum úrbiùm | excéllentíssima, welchen nur die Abwechslung von — ⏑ ⏑ — ⏑ — und ⏑ — ⏑ — ⏑ — belebt.

XII, 1. Riese Anthol. II p. XXXIX. Du Méril 1843 p. 239. (No. II auch Cambridge No. XXX). 2 Gedichte: I 'O Roma nobilis' 3 Str. zu 6 Z. mit gleichem einsilb. Reim in den 6 Z. (in der 2. Str. 2 silb. Asson. i—er). h 0. Von den 36 Halbzeilen zu 6 ⏑ — haben 20 — ⏑ ⏑ — ⏑ —, 16 ⏑ — ⏑ — ⏑ —. II. 'O admirabile' 3 Str. die erste zu 6 Zeilen mit dem Reim 'olum', die 2. zu 7 Z. mit dem Reim 'e—im', die 3. Str. zu 6 Z. mit dem Reim us. h 0. 4 Zeilen nacheinander haben den unreinen Schluss polum, solum, dolum, colum; die Zeile Quo fugis amabo ist falsch. Von den 38 Halbzeilen zu 6 ⏑ — haben 14 den Tonfall — ⏑ ⏑ — ⏑ —.

XII, 2. S. Zenonis Sermones ed. Ballerini p. CLI, de Zenone. alphab. 67 Z. hie und da mit Reim. Der Text ist

sehr verdorben. Die 2. Halbzeile ist meist rein, besonders der Schluss; die 1. Halbzeile ist wiederum (vgl XI, 1) schwankend; sie schliesst nicht nur mit Trochäus, sondern zählt hie und da sogar 7 Silben.

XII, 3. Mone 1014 de Kiliano. 8 Str. zu je 3 asklep. Zeilen und 1 Achtsilber mit jamb. Schluss. Wegen der reichen, theilweise gekreuzten Reime, die alle Halbzeilen und den Achtsilber binden, kann ich das Gedicht nicht für sehr alt halten; doch fällt es wegen der unreinen Reime (meist zweisilbige Ass.) wohl noch in den Anfang des XII. Jahrhunderts.

XIII. Verschiedene neue Zeilen.

XIII, 1. 9 ◡ —. Dümmler Zs. 23 p. 264. (bei Du Méril 1847 p. 10 anderer Text). Audite versus parabolae. 6 Str. zu 5 Z. mit Ass. in den meisten Zeilen. h 4. Bei Dümmler haben
◡ — ◡
von den 30 Zeilen 29 den Tonfell — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡, nur 6, 1 Si tantum vixisses fili mi. 27 haben Pause nach der dritten Silbe, nur in 4, 5. 6, 2. 6, 5 fehlt sie. Also ist das Schema
— ◡ ◡
◡ — ◡ + — ◡ ◡ — ◡ —, vielleicht eine rythmische Nachbildung einer quantitirenden Zeile von 3 Daktylen.

XIII, 2. Coussemaker Hist. de l'harmonie p. 108 gibt 2 Versionen eines Gedichtes Jam dulcis amica venito, dessen Rythmus ich noch nicht erkannt habe. Es sind meist Z. zu 9 — ◡, doch auch 9 ◡ — und 10 ◡ —. Die Einmischung daktylischen oder anapästischen Tonfalls scheint regelmässig zu sein.

XIII, 3. Dümmler Zs. 23 p. 273 'Placidas fuit dictus'. 44 Str. zu 5 Z. mit einsilb. Ass. in 3 — 5 Z. Die 2. Halbzeile ist stets sechssilbig und schliesst jambisch, sie hat 127 Mal den Tonfall ◡ — ◡ — ◡ —, 93 Mal — ◡ ◡ — ◡ —. Die erste Halbzeile schliesst stets trochäisch und besteht etwa 13 Male aus 7 Silben zu ◡ — ◡ — ◡ — ◡. Die übrigen Zeilen schliessen mit — ◡ ◡ — ◡, welchen entweder 2 oder 3 Silben vorangehen, so dass entstehen 76 Siebensilber zu — ◡ — ◡ ◡ — ◡, 32 Achtsilber zu — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ súmite módicum cíbum, 90 Achtsilber zu ◡ — ◡ — ◡ ◡ — ◡ in ípsis fínibus érat. Vielleicht liegt eine Nachahmung des Paroemiacus zu Grunde, bei welcher nur das letzte Paar von unbetonten Silben festgehalten wurde; vgl. No. 4. h viele, z. B. 14 in Z. 1—50.

XIII, 4. In dem Codex Palatinus, Vatic. No. 833 saec. IX, stehen von fol. 49 an Epyt. civ. Placent. Eccl. Beati Antonini;

unter diesen lautet eines fol. 51 A nach der von Prof. Eugen Bormann gütigst mitgetheilten Abschrift: Epyt.

Quis mihi tribuat, ut fletus cessent inmensi
2 et luctus animae det locum vera dicenti?
Licet in lacrimis singultus verba erumpant,
4 de te certissime tuus discipulus loquar:
Te generositas, minister Christi parentum,
6 te munda actio, Thomas, monstrabat honestum.
Tecum virginitas ab incunabulis vixit,
8 tecumque veritas ad vitae metam permansit.
Tu casto labio pudica verba promebas,
10 tu patientiam patiendo pie docebas.
Te semper sobrium, te cernebamus modestum.
12 Tu tribulantium vera consolatio verax.
Errore veteri diu Aquilegia caeca
14 Diffųsam caelitus rectam dum rennueret fidem
Aspera viarum ninguidosque montium calles
16 Calcans indefessus glutinasti prudens scissos.

4 loquor *Gruter* 6 actio *Gruter*, actis *cod.* 8 vitar inetam *cod.* 10 patientiam patiendo *Meyer*, patiens iam parcendo *cod.* 11 cernebamus *cod.*, retinebamus *Gruter*. 12 tribulantium *Meyer*, tribulantum *cod.;* vera scheint verderbt; eras? In diesem zuerst von Gruter (pag. MCLXIX No. 6) edirten und von Troya (IV, III, 44) auf den in dem Gedichte von 698 (oben II, 22) genannten Thomas bezogenen Inschrift fand Corssen (Ausspr. II, 1859, p. 397) schlecht gebaute Hexameter. Ich finde hier eine interessante rythmische Zeilenart, bestehend aus 2 Halbzeilen, zuerst einem Sechssilber mit jambischem Schlusse (⏑ — ⏑ — ⏑ —; über dem ersten ⏑ — ⏑: — ⏑) und einem Achtsilber mit trochäischem Schlusse, doch nicht aus 4 Trochäen bestehend, sondern aus dem Schlusse — ⏑ ⏑ — ⏑; da auch die vorangehenden 3 Silben regelmässig den Tonfall ⏑ — ⏑ haben, so liegt es sehr nahe, in dieser Zeile ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ eine rythmische Nachahmung des Paroemiacus zu sehen. Diese Zeile ist also die Umkehrung der in XIII, 3 zumeist angewendeten. h finden sich 3; Reim und Sinn gesellt die Zeilen 1—10 zu Paaren. Zeile 1—11 sind rein, nur in Z. 4 Taktwechsel in tuus. Zeile 12—16 weichen ab; der Schluss von 12—15 ist richtig — ⏑ ⏑ — ⏑, allein es gehen 4 Silben voran; in 13 diu kann wie in 10 patiendo Vokalverschmelzung stattfinden; in 12. 14 und 15 scheint sich der Dichter 4 Silben

statt der 3 gestattet zu haben, was, wenn er wirklich den Paroemiacus nachahmte, nicht auffallend wäre, also ninguidósque móntium cálles. In 15 ist der Anfang vielleicht herzustellen Viarum aspera. Gibt es eine andere rythmische Inschrift aus so alter Zeit?

XIII, 5. Petrus Dam. (Migne 145) hat eine neue Zeilenart: 8 ◡— + 7 ◡— in Strophen zu 3 Langzeilen, indem stets die ungleichen Halbzeilen ein- oder zweisilbig reimen. No. 40: 12 Str. zu 3 Z. Tw in 8 ◡—: 18, in 7 : 4. h 1. No. 121 (corr. Z. 1 auratis deum — domini *ed.* — citharis) 12 Str. zu 3 Z. Tw 6 in 8 ◡—, 4 in 7. h 2. No. 172: 3 Str. zu 3. h 0. Tw 3 in 8 ◡—, 1 in 7 ◡—.

XIV. Schwankende Zeilen.

XIV, 1. Das interessanteste Beispiel der S. 61 charakterisirten Compositionen von schwankenden Zeilen ist das in einer Handschrift zu Montpellier (saec. X–XI) erhaltene Gedicht über das Weltende 'Audi tellus' (hgb. von Paulin Blanc (1847) in den Mémoires de la Soc. arch. de Montpellier II p. 450 bis 510 mit vollständigem Facsimile; ungenügend abgedruckt von Coussemaker Hist. de l'Harmonie p. 116; vgl. Fétis Hist. de la Musique IV p. 248–254). Es ist gleich merkwürdig wegen des Inhalts als wegen der beigeschriebenen Neumen und der nicht erkannten Form. alphab. 24 Str. zu je 7 Langzeilen, von denen Z. 3—6 stets, Z. 1, 2 und 7 oft in 2 Halbzeilen zerfallen. Einsilb. Reim oder Ass. bindet bald die Halbzeilen, bald die Langzeilen, bald fehlt er. Die 7 Zeilen bilden 5, fast ausnahmslos trochäisch schliessende Hauptgruppen, welche in der Handschrift meist dadurch angedeutet sind, dass über die betonten, vorletzten Silben in den Neumen das Zeichen n oder f geschrieben ist. Die I. Periode, der Eingang der Strophe, besteht aus den beiden ersten Zeilen, die beide trochäisch schliessen, 21 Mal reimen und deren Ende durch das Zeichen f über dem Schluss der 2. Zeile bezeichnet ist. Diese beiden Zeilen sind die unregelmässigsten. Die erste besteht in 9 Str. aus einer Z. von 9—13 Silben ohne Pause, in 14 Str. aus der in diesem Gedicht sehr beliebten Verbindung von zwei Fünfsilbern mit troch. Schlusse (5 —◡ + 5 —◡), in G aus 5 —◡ + 6 —◡. Die zweite, kürzere Z. besteht in 5 Str. aus 10 bis 14 —◡, in 11 Str. aus 7—9 —◡, in 7 Str. aus 5 —◡ + 5 —◡. II. Periode.) Die 3. Z. ist bezeichnet durch f im

Schlusse der 2. Z. und n in ihrem eigenen Schlusse. Sie die Hauptzeile der Strophe, denn in ihr allein haben die bei Halbzeilen, in die sie stets zerfällt, ausnahmslos die gle Silbenzahl. Der Rythmus der Basis ist schwankend; in 10 6 — ᴗ (mit Tw in Str. X), in 14 Str. 6 ᴗ — und zwar 7 Str. — ᴗ ᴗ, — ᴗ — und in 7 andern: ᴗ — ᴗ — ᴗ —. 2. Halbzeile schliesst stets trochäisch; [1]) der eigentlich j bische Tonfall ᴗ — ᴗ — ᴗ — ᴗ ist nur in 6 Str. beachtet; 9 haben . . ᴗ — ᴗ ᴗ — ᴗ, 7: — ᴗ ᴗ, — ᴗ — ᴗ. Demnach sind zutheilen die Zeilen

N Eorumque linguae claves caeli sunt factae.

(vgl. II, 3 Paulinus Aqu. 'eorum linguae claves caeli fa sunt).

R Erumpent locustae hactenus numquam visae.

X Sanctorum cum eo agmina angelorum.

Y Rapiet (capiet) aeternos Satanas cruciatus.

III. Periode.) Im Schlusse der 4. Z. steht 11 Mal das Zeichen Die beiden Halbzeilen reimen 12 Mal. Die erste Halbzeile steht stets aus 5 — ᴗ, die 2. 13 Mal aus 5 — ᴗ, 10 Mal 6 Silben und zwar 3 Mal aus — ᴗ — ᴗ — ᴗ, 7 mal hat sie j bischen Schluss mit — ᴗ ᴗ — ᴗ . IV. Periode.) Die 5. 6. Zeile in C enthalten ein Citat und sind unregelmässig. 12 Str. reimen dieselben, die 6. Zeile schliesst stets trochä und ist 21 Mal durch n bezeichnet. Die 5. *Zeile* besteht aus 5 — ᴗ + 5 — ᴗ, sondern die 1. Halbzeile hat 3 Mal 5 – 1 Mal 6 — ᴗ, 1 Mal 7 — ᴗ, 5 Mal 6 ᴗ —, 11 Mal 7 ᴗ — E 8 — ᴗ ? in G ist zu schreiben qui cum sit de semine | n iniquo); die 2. Halbzeile hat 8 Mal 5 — ᴗ, 3 Mal 6 — ᴗ, 1 Mal 6 ᴗ — und 7 — ᴗ, und 10 Mal 7 ᴗ —. Die 6. Z bildet die erste Halbzeile 10 Mal aus 6 ᴗ — (5 Mal mit T die zweite aus 6 — ᴗ in *M O Ω* (mit Tw in *Ω*); in den übri Strophen besteht sowohl die 1. wie die 2. Halbzeile aus 5 – (In G ist wohl zu stellen Dicet de virgine | se procreatu V. Periode.) Die Schlusszeile reimt 14 Mal mit der 6. Z sie schliesst trochäisch und ist im Schlusse 21 Mal durc gezeichnet. Sie ist meistens eine Langzeile ohne Pause (Z. 2) von 7—9 — ᴗ, 4 Mal besteht sie aus 5 — ᴗ + 5 –

---

1) nur die überhaupt unregelmässige Str. C hat undique formidi in Str. M 'candelabra lucentia' (bei Paulinus Aqu. 2, 1 candelabra radiantia) bildet ia eine Silbe.

Die verschiedenen Refrainzeilen haben theils jambischen, theils trochäischen Schluss mit Reim; z. B.

Veni benigne (veni?) rex pie.
subveni redemptis pretioso sanguine.

(vgl. Paulinus Aquil., oben II, 3, purpurata precioso sanguine).

Spes quibus iannae nulla est reseranda (ae?).

Abgesehen von der feststehenden dritten Zeile zu 6 ⏑— + 7 —⏑ sind also besonders Fünfsilber mit trochäischem Schluss verwendet. Jedoch sind Halbzeilen eingemischt, in denen vorn oder hinten eine oder zwei Silben zugesetzt sind (6 —⏑, 6 ⏑—, 7 ⏑—, 7 —⏑), wobei aber von den jambisch schliessenden Reihen nur einige zu 6 ⏑— im Schluss der 4. Zeile, die übrigen zu 6 ⏑— und 7 ⏑— nur in der 5. und in der ersten Halbzeile der 6. Zeile, und die Siebensilber mit trochäischem Schluss (7 —⏑) nur in der 8. Zeile zugelassen sind. Von den Fünfsilbern haben über 100 den Tonfall —⏑ ⏑—⏑, etwa 17: ⏑—⏑—⏑. Der Dichter hat also in den entsprechenden Zeilen weder die Gleichheit des Tonfalles noch der Silbenzahl festgehalten, aber dennoch, wie z. B. der so verschiedene Charakter der 3., 4. und 5. Zeilen zeigt, Gesetze und Grenzen beobachtet. Vielleicht gelingt es noch durch genaueres Studium, welches dies merkwürdige Gedicht verdient, dieselben schärfer zu bestimmen. [1])

XIV, 2. Cambridge No. VI a. 1028 de Heinrico coronato, 13 Str. zu 3 Langzeilen; jede Langzeile zerfällt in 2 einsilbig reimende Halbzeilen. I. Langzeile 1) Halbzeile ist 4 —⏑ 5 Mal, dic Italia 1 Mal, 5 —⏑ 4 Mal, 6 —⏑ 3 Mal. 2. Halbzeile 5 —⏑ 5 Mal, dic pia Gallia 1 Mal, 6 —⏑ 7 Mal. II. Langzeile 1. Halbzeile: cum Germania 1 Mal, 5 —⏑ 6 Mal, 6 —⏑ 1 Mal, 6 ⏑— 5 Mal. Zweite Halbzeile: 5 —⏑ 12 Mal, 7 ⏑— 1 Mal. III. Langzeile: 1. Halbzeile 5 —⏑ 7 Mal, 6 —⏑ 6 Mal. 2. Halbzeile 5 —⏑ 10 Mal, 6 ⏑— 1 Mal, 7 ⏑— 2 Mal. Also 12 jambisch schliessende Halbzeilen; sonst 5 Mal 4 —⏑ in der ersten Halbzeile. Von den 44 Z. zu 5 —⏑ sind 34 —⏑ ⏑—⏑, 10 ⏑—⏑—⏑ betont, von den 16 Z. zu 6 —⏑ 13 zu —⏑—⏑—⏑, 3 zu ⏑—⏑ ⏑—⏑.

---

1) Vielleicht ist noch zu schreiben: Str. C 2 (nec ullum) erit robur in illis. D 5 Commeatus navium; cum meatus *cod.* F 3 laude dignus est (*cod.* et) pravus. K 3 Dividat (dividet *cod.*) O 4 in Sodoma (Apoc. XI, 8. *cod.* Edomes).

XIV. 3, Du Méril 1843 p. 156. Müllenhoff und Scherer Denkmäler No. XII de S. Gallo. Ekkehard IV schreibt: Ratpertus monachus Notkeri condiscipulus fecit carmen barbaricum populo in laudem S. Galli canendum, quod nos ut tam dulcis melodia latine luderet quam proxime potuimus in latinum transtulimus. 17 Str. zu 5 Langzeilen, in denen die 1. und 2. Halbzeile ein- oder zweisilbig reimen. h nur 4, 1 und 17, 5. Der Bau der 4 ersten Zeilen der Strophen ist gleich. Die 2. Halbzeile besteht 37 Mal aus 7 — ᴗ, 30 Mal aus 8 ᴗ — (nur 8, 3 deum meum invocabo) und beginnt stets jambisch, so dass, das einzige Beispiel dieser Art aus so früher Zeit, alle Zeilen reinen jambischen Fall haben. Die erste Zeile ist 41 Mal 6 — ᴗ, 24 Mal 7 ᴗ —, 3 Mal (7, 1. 8, 2. 3.) 7 — ᴗ (1, 2 scheint misit an die Stelle des überzähligen unquam gesetzt werden zu müssen). Diese Halbzeile beginnt etwa 10 Mal mit ᴗ —, sonst mit — ᴗ. Die 1. Halbzeile der 5. Langzeile besteht aus 6 — ᴗ 12 Mal, 7 — ᴗ 1 Mal, 7 ᴗ — 2 Mal, 8 ᴗ — 14, 5, 8 — ᴗ 16, 5 und beginnt stets mit — ᴗ. Die 2. Halbzeile besteht aus 6 — ᴗ 4 Mal, 7 ᴗ — 7 Mal, 7 — ᴗ 4 Mal und je 1 Mal 8 — ᴗ und 8 ᴗ —; sie beginnt stets mit — ᴗ.

Von den Strophen.

Wie mühsam und langsam die rythmische Dichtweise von der Herrschaft der Formen der quantitirenden Poesie sich frei machte und sich eigene Wege bahnte, zeigt die Geschichte der Strophen noch deutlicher als die der Zeilenarten. In den gleichzeiligen Gedichten des Horaz sind die Zeilen meist zu Gruppen von 4 Zeilen zusammengestellt, in dem Gedicht des Augustin sind je 10 oder 12 Zeilen gruppirt. So bilden auch die Zeilen der meisten rythmischen Gedichte gleichförmige Gruppen, die ich oben notirt habe: die troch. Fünfzehnsilber meist Gruppen von 3 Z., doch auch oft von 2 oder 4 Z.; die troch. Achtsilber Gruppen von 4, 6, 8, 10 oder 12 Z.; die jamb. Trimeter von 2, 3, 4 und gern von 5 Z., die jamb. Achtsilber von 2, 6, 8, 12 und besonders häufig von 4 Z. Auch die übrigen Zeilenarten bilden gern Gruppen von 4 Z.; doch finden

sich auch Gruppen zu 3 (X, 3. XIII, 5. XIV, 2), zu 5 (XIII, 1. 3) und zu 6 Z. (XII, 1. 3). Ferner wiederholte Augustin am Schlusse jeder Strophe einen gleichlautenden Vers: in der quantitirenden Poesie ist die einfachste Strophenart die sapphische, in welcher drei gleiche Zeilen durch eine Kurzzeile abgeschlossen werden. Diese beiden Refrainarten finden sich auch in der rythmischen Poesie: die gleichen Zeilengruppen haben bald eine Zeile derselben Art zum Refrain (II, 14. 15. 23. III, 3. 8. 5. V, 3. VIII, 13. 16. IX, 4. XI, 1. XII, 2. XIV, 2), bald eine andere meist kürzere I, 18. 33. 44. II, 11. 26. VII, 1. 2. XIV, 3); zu den letzteren gehören die sapphischen Strophen (VI) und die pseudosapphischen, aus drei Trimetern und einem Fünfsilber gebildeten Strophen (II, 1. 8. 9. 10. 12. 17. 19). Dann bilden bei Commodian die ersten Buchstaben der Zeilen oft Wörter, bei Augustin bestehen die Initialen der 20 Strophen aus den Buchstaben des Alphabets, Spielereien, die bei den späteren quantitirenden Dichtern nicht selten sind. Unter den alten rythmischen Gedichten sind viele Abecedarien, so unter den troch. Fünfzehnsilbern 13 Gedichte (in I, 30 bilden die Anfänge der Halbzeilen das Alphabet), unter den Trimetern 9 Gedichte (in II, 14 beginnt auch jede 2. Zeile mit dem betreffenden Buchstaben), unter den troch. Achtsilbern No. 3 und 6 (in No. 6 beginnt auch die letzte Zeile der Strophe mit dem betr. Buchstaben), unter den jamb. Achtsilbern 4 Gedichte (in VIII, 13 beginnen in A und D sämmtliche Zeilen mit A und D); vgl. V, 3. IX, 4. XI, 1. XIV, 1; Namen oder Wörter bilden die Initialen in I, 2. 6. 41. II, 22 (in VIII, 22 die Initialen der Kurzzeilen). In den altirischen Gedichten I, 29. 31. 32 steht am Schlusse eine Gruppe von Zeilen anderer Art.

S t r o p h e n b i l d u n g zeigt sich erst spät. Wir finden aber abgesehen von den sapphischen und pseudosapphischen Strophen, die eigentlich nur aus gleichzeiligen Gruppen mit

einem refrainartigen Schlusse bestehen, nicht die Strophe der quantitirenden Poesie nachgebildet, sondern neue Artei In dem sehr alten Gedichte IX, 6 folgen sich zwei Lang zeilen zu 7 —◡ + 7 ◡ — und eine Schlusszeile zu 7 ◡. mit Reim am Schlusse der 3 Zeilen. *Gotschalk* (VII, 1 lässt auf den stets sich wiederholenden Eingang O dei miseri, miserere servi ein Paar Langzeilen zu 8 —◡ + 6 – folgen und das Ganze durch den Refrain heu quid even mihi abschliessen. Die Halbzeilen zu 8 —◡ und zu 6 — und die Refrainzeilen, alle reimen auf i.

XV, 1. Ein anderes Gedicht Gotschalks 'Ut quid iubes' (so nicht O quid iubes, nach dem Facsimile bei Coussemaker Hist de l'Harm. pl. II) bei Du Méril 1843 p. 253 besteht aus der Zeilen 8 ◡—, 8 ◡—, 8 —◡, 8 —◡, 4 —◡ mit dem Refrain O cur iubes canere. Auch hier reimen alle Zeilen auf e. Der *Rythmus* von 942 (oben VII, 2) wiederholt dreimal die Lang-zeile von 4 —◡ + 4 —◡ + 4 —◡, an die sich eine Zeile zu 4 —◡ + 4 —◡ und ein Refrain von 2 Zeilen zu 4 —◡ + 4 —◡ schliesst. Es reimen die 3 Langzeilen und die erste Kurzzeile.

XV, 2. Nur der strophenähnliche Bau, 6 + 6 + 8 Silben (Audi nos Rex Christe, Audi nos domine, Et viam nostram dirige.) und der in den 3 Zeilen gleiche Reim ist es, wesshalb man den alten Pilgergesang bei Boucherie Mélanges p. 33 noch zu den Rythmen rechnen kann. Denn sonst ist in diesen 38 Strophen, von denen die ersten 6 alle mit e reimen, weder auf Rythmus noch auf Gleichheit des Zeilenschlusses geachtet. Im Hymnus auf den *h. Gallus* (XIV, 3) folgt auf 4 unter sich gleiche Langzeilen eine von diesen verschiedene Zeile. Das Merk-würdige ist, dass während die beiden Halbzeilen jener 4 Lang zeilen ungleich sind und die erste meistens mit —◡, die zweit *stets* mit ◡— anhebt, die beiden Halbzeilen der 5. Zeile ein ander ähnlich sind und beide mit —◡ anheben.

Endlich regt sich neues Leben. In dem Gedicht über di Weltende (XIV, 1) liegt sicherlich, so sehr die schwankende Zeilen auch die Erkenntniss des Gesetzes erschweren, eine zien lich mannichfaltige Strophenform vor. Dies war gewiss d Folge jener kühnen Strophenconstructionen, die von den S

quenzendichtern gewagt wurden. So finden sich in der Cambridger Sammlung unter die Gedichte in Sequenzenform mehrere rythmische mit entwickelten Strophenformen gemischt.

XV, 3. Cambridge No. XX, Rachel, ist nur ein Fragment von 2½ Strophen. Auf 3 Langzeilen zu 4 — ∪ + 4 — ∪ + 7 ∪ — folgen 2 Kurzzeilen zu 7 ∪ —; der gleiche einsilbige Reim bindet die 5 Zeilen. h und Tw findet sich nicht.

XV, 4. Cambridge No. III de mortuo Heinrico II, a. 1024. 8 Str. Auf zwei gleiche Zeilen zu 6 — ∪, die unter sich reimen, folgen eine Zeile zu 8 — ∪ und eine zu 5 — ∪, die wiederum unter sich reimen. Diese 4 Zeilen wiederholen sich und dann folgt in jeder Strophe der Hexameter 'Heinrico requiem rex Christe dona perennem'. Der Reim ist meistens zweisilbig. Unter den 32 Sechssilbern finden sich 5 mit Taktwechsel und 2 Z. zu 6 ∪ —; von den 16 Zeilen zu 8 — ∪ zerfallen 13 in 4 — ∪ + 4 — ∪, 2 haben Taktwechsel und 8, 2 lautet ut quiescat post obitum; die 16 Zeilen zu 5 — ∪ haben alle den reinen Tonfall — ∪ ∪ — ∪. h 5.

XV, 5. Petrus Damian, Migne 145 p. 939 No. 62. 5 Str. de Maria. Der hauptsächlichste Bestandtheil ist die Zeile zu 7 ∪ —. Es folgen sich nemlich eine Langzeile zu 3 $\frac{\cup\, -}{-\, \cup}$ + 7 ∪ —, eine Kurzzeile zu 7 ∪ — und 3 Langzeilen zu 4 — ∪ + 7 ∪ —. Die 1. Zeile reimt mit der 2., die 3. mit der 4. und 5. Zeile. Der Reim ist meistens zweisilbig. h 2. Taktwechsel sind 6 in 7 ∪ —; statt 4 — ∪ steht 1 Mal 4 ∪ —.

Von den Rythmen des XII. und XIII. Jahrhunderts.

Erstrecken wir auch die erste Periode der rythmischen Dichtung über 500 Jahre, so ist doch von den Erzeugnissen derselben nicht viel zu rühmen: der Bau der Zeilen ist meistens roh, der Reim nicht regelmässig und meistens unbedeutend, die Zeilenarten wenige und nur Nachahmungen von altrömischen, die Strophenarten endlich äusserst wenige und unbeholfene. Das änderte sich um das Ende des XI. Jahrhunderts. Die rythmische Dichtweise in lateinischer Sprache blühte ähnlich wie die in deutscher oder in den romanischen Sprachen. Die epischen Dichtungen waren allerdings

fast alle den quantitirenden Hexametern aufgespart, allein die dramatische und insbesondere die lyrische Dichtung bedienten sich der rythmischen Formen zum einfachsten Liede wie zum kunstreichen Leiche, zum frechen sinnlichen Gedichte wie zu den frommen Gesängen, welche noch jetzt von der Kirche festgehalten werden. Natürlich zeigen auch die Gedichte die verschiedensten Stufen von Kunstfertigkeit. *Reiner* von Lüttich hat sich noch um 1180 trochäische Fünfzehnsilber und jambische Sechssilber der Art erlaubt:

Exscribensque communiter tuo quaeque libitu
admisi poetico synaloephas passim ritu.
Salutis amice Efficax medice.

Er gesteht freilich, er habe die dazu gehörigen 480 Hexameter in 5 Tagen gemacht. Allein auf der andern Seite stehen hervorragende Meister. Von ihnen scheint mir bis jetzt *Abaelard* der wichtigste zu sein, und es ist um so mehr zu bedauern, dass seine Gedichte theils so ungenügend theils noch gar nicht edirt sind.[1]) In den kurz vor 1130 für Heloise und ihre Genossinen gedichteten Hymnen zeigt er

1) L. Gautier, Les épopées Franc. I, 1878, p. 312 'Un grand nombre de Rhythmes inédits d'Abailard se trouvent dans le 'Bréviaire du Paraclet', qui est conservé à la Bibliothèque de Chaumont (Haute-Marne)'. Die folgenden Ausführungen werden zeigen, dass, so weit das bis jetzt veröffentlichte Material zu schliessen erlaubt, Abaelard's Gedichte weitaus die wichtigsten sind zur Beurtheilung der Frage, wie die Formen dieser Blüthezeit der rythmischen Dichtung sich gebildet haben; und wenn ich recht sehe, so sind sie auch von Wichtigkeit zur richtigen Beurtheilung der von den frühesten provenzalischen Dichtern angewendeten Formen. Die von Cousin und bei Migne (178 p. 1775—1816 genauer nach der Handschrift) gedruckten Hymnen lassen sich vielfach verbessern. Dass Greith die 6 Planctus sehr schlecht aus der Vaticanischen Handschrift Reg. 288 abgeschrieben hat, zeigte mir das Studium ihrer Rythmen und die Vergleichung des 3. Planctus, welche mein Freund E Monaci mir besorgte. Eine neue Ausgabe der gesammten Rythmen mit genauer Untersuchung ihrer Formen ist dringend zu wünschen.

rosse Feinheit im Bau der Zeilen, überraschenden Reichhum an verschiedenen Zeilenformen, aber ziemlich einfache trophenformen. Die Einfachheit in diesen hat er gewiss ur mit Rücksicht auf die Bestimmung dieser Hymnen einhalten; denn in den Planctus, besonders dem 3. und 4., igt er seine Kraft auch im kühnen Aufbau von grossen ichen. Die Gedichte, welche in dem göttinger Quaternio n Namen des *Archipoeta* tragen und die wenigen, welche mlich sicher dazu gehören, zeigen keinen besonderen ichthum, aber hohe Reinheit der Formen, und der Dichter t seine genialen Gedanken gewiss nicht so schnell in orte gefasst, wie er sagt. Die reinsten und keuschesten rmen gab *Adam von S. Victor* seinen zum Theile noch zt fortlebenden geistlichen Dichtungen. Die Gedichte, lche in der Pariser Handschrift unter dem Namen des *alther von Chatillon* vereinigt sind, zeigen keinen grossen eichthum, wohl aber manche Unreinheiten der Formen, elch letztere nicht der schlechten Ueberlieferung oder Ausbe allein zuzuschreiben sind. Sind von den lateinischen ichtungen des XII. und XIII. Jahrhunderts auch viele ntergegangen, viele noch nicht veröffentlicht, so beweisen och die gedruckten Sammlungen der Hymnen, die Carmina urana und das, was einzeln besonders von Wattenbach eröffentlicht worden ist, den ausserordentlichen Reichthum er rythmischen lateinischen Dichtung dieser Zeit, so dass ieselbe im Verein mit ihrer Schwester, der quantitirenden teinischen Dichtung, den Vergleich mit den nationalen ermanischen oder romanischen Literaturen nicht zu scheuen raucht.

Diese reiche Thätigkeit hat sich auch einen wunderaren Reichthum von Formen und mannigfache Gesetze ür deren Anwendung geschaffen, und in deren allgemeiner Anwendung zeigt sich der internationale Charakter der lateinischen rythmischen Poesie. Es sind uns einige An-

leitungen für die Anfertigung rythmischer Gedichte
halten, welche meistens aus den grösseren Anweisungen
schriftstellerische Thätigkeit, den Artes dictandi, genom
sind. Zarncke hat (in den Berichten d. sächs. Ges. d. W
1871 S. 34—96) mehrere derselben veröffentlicht; sie la
sich aus Handschriften vermehren und verbessern, wie z
die wichtigste Abhandlung bei Zarncke S. 55—81 ni
Anderes ist als ein sehr entstellter Auszug aus der Poe
des Magister Johannes Anglicus de arte prosaica, met
et rithmica.[1]) Allein diese Tractate sind spät entstan
und sprechen nur Weniges über einige Zeilenarten, dage
viel Nutzloses über die Construction der einfacheren St
phen. So müssen wir fast Alles selbst aus den Gedich
zusammen suchen. Es ist nur natürlich, dass Formen, wel
allen möglichen Gefühlen zum Ausdrucke dienten, in
verschiedensten Weise behandelt wurden. Von der Reimpr
an finden sich alle Zwischenstufen bis zu dem sorg
tigsten Versbau; in den kecken Studentenliedern ist bes
ders in der Vagantenzeile, die aus einem trochäischen Sieb
und Sechssilber besteht (7 ◡ — + 6 — ◡), oft dem ei
oder dem andern Halbvers eine Silbe vorgesetzt; der Sch
der Zeilen ist selten verletzt. Der Tonfall der Zeilen
viel regelmässiger geworden; die trochäischen Reihen ha
weniger Tonwechsel und auch in den jambischen Rei
findet sich nicht mehr wie früher trochäischer Anfang
der Ueberzahl. Dann lassen sich bei den besseren Dich
für die Anwendung des daktylischen Tonfalls, der bei T
wechsel entsteht, Gesetze aufstellen, die in manchen Zei
arten fast nie verletzt sind. Der Hiatus ist bei den be
Dichtern fast gänzlich verbannt und selbst bei denen, we

1) Handschriften sind in München Cod. lat. 6911 und in Br
cod. No. 564; vgl. Delisle Not. et Extr. 27, 2 p. 81. Weder Rocki
(in Quellen und Erörterungen IX, 1 p. 485) noch Andere haben d
wichtigsten Theil der Schrift gewürdigt.

minder auf die Form achten, nur in beschränktem Maasse zugelassen. Der Reim ist zu einem Hauptmerkmale geworden. Jede Langzeile und sehr oft auch die Halbzeile ist mit Reim belegt; dieser selbst ist nur im Anfange dieser Periode noch als einsilbige oder zweisilbige Assonanz zu finden; bald, etwa von 1150 an, sind es nur die formlosesten Gedichte, in denen nicht die beiden letzten Silben gleiche Vokale und Consonanten haben. Die reinen Reime stehen bald paarweise, bald gekreuzt, bald in längeren Reihen; oft verbinden und verschlingen sie die Zeilen der grösseren Strophen in bunter Mannichfaltigkeit.

Was aber dieser Periode vor Allem ihr Gepräge gibt, das sind die neuen Zeilen- und Strophenformen und der Aufbau der ganzen Gedichte. Sonst wird der Genuss dessen, was das Mittelalter hervorgebracht hat, oft gestört durch dessen Nachäffung von Autoritäten; konnte man in der Bibel, in einem Kirchenvater oder alten Klassiker ein Vorbild finden oder zu finden glauben, so war die stärkste Geschmacklosigkeit entschuldigt, ja als Zeichen von Gelehrsamkeit rühmlich; an den Formen der rythmischen Dichtkunst können wir, wie an denen der mittelalterlichen Baukunst reine Freude haben. Denn hier galt nur, was für passend und schön befunden wurde.

Schon im Anfange treffen wir bei Abaelard eine Fülle neuer Zeilen- und Strophenarten. Das Verhältniss der Anfänge dieser neuen Richtung der lateinischen Rythmik zu den Anfängen der provenzalischen ist nicht klar. Die Möglichkeit besteht, dass einzelne der neuen Zeilen- und Strophenarten den Gesangsweisen des Volkes oder auch der Kunstdichter nachgeahmt waren, doch für die Mehrzahl ist es sicher, dass sie nur Erfindungen der Dichter waren. Neben den schon früher gebräuchlichen Zeilen zu 8 —◡ + 7 ◡— und 6 ◡— + 6 ◡— findet sich in den weltlichen Gedichten der Zehnsilber 4 —◡ + 6 ◡— und vor Allem der Drei-

zehnsilber, die sogenannte Vagantenzeile 7 ◡— + 6 —◡ angewendet.

Die Zeilen traten zu Gruppen zusammen, noch öfter wurden aus den verschiedenen Zeilenarten Strophen gebildet, anfänglich so, dass einem Paar gleicher Zeilen ein Paar anderer Zeilen folgt, oder dass das eine Glied einer Langzeile verdoppelt wurde und diesem Paare die andere Halbzeile folgte, wie die berühmte Hymnenstrophe zu 8 —◡ + 8 —◡ + 7 ◡—; 8 —◡ + 8 —◡ 7 ◡— aus 2 Fünfzehnsilbern entstanden ist, oder zwei verschiedenen Paaren oder Langzeilen eine dritte als Schluss angereiht wurde. Auf dieser Grundlage wurden dann oft sehr kunstreiche und vielfach zusammengesetzte Strophen gebildet, in denen nicht nur die gewöhnlichen Kurzzeilen angewendet, sondern auch, wahrscheinlich nach den Gesetzen des künstlicheren Gesanges, öfter jene Kurzzeilen in Theile zerlegt wurden.

Die Gedichte wurden meistens aus gleichen Strophen gebildet; doch die künstlicheren vereinigten in sich mehrere Strophenformen. Entweder folgte auf ein Paar gleicher Strophen ein Paar anderer Strophen, auf diese wieder ein Paar von neuen Strophen u. s. f., wie in der Sequenzenform, oder einer Reihe verschiedener Strophen folgte eine zweite Reihe, in welcher dieselben Strophenarten in der gleichen Ordnung wiederkehrten, oder es wurden endlich verschiedene Strophen zu einer oder zu mehreren Gruppen frei zusammengestellt. In diesen Gedichten wurden an die Kunst des Dichters die höchsten Anforderungen gestellt, und so finden wir hier einige Male quantitirend gebaute Stücke mit rythmisch gebauten, ja einmal sogar quantitirend und rythmisch und dazu nach Art der alten bloss silbenzählenden Prosen gebaute Stücke zu einem Ganzen vereinigt. Sehen wir bei dieser ganzen Entwicklung auf das, worauf es bei Kunsterzeugnissen besonders ankommt, auf die Schönheit und die Mannichfaltigkeit, so ist Ausserordent-

liches geleistet worden. Wenigstens in den Strophen ist das Ideal eines harmonischen Baues vielfach erreicht worden. Durch den Eifer war die Leichtigkeit des Schaffens gewachsen; mit der Leichtigkeit der Kunstthätigkeit stellte sich aber bald die Künstelei ein. Die rythmische Dichtung starb dann allmählich ab; allein sie hatte sich nutzbar gemacht. Sie hatte nicht nur vielen begabten Dichtern die Formen geboten, in denen sie ihre fröhlichen oder ernsten Gefühle ausprägten, sondern sie war auch in hervorragendem Maasse Gemeingut und Bindemittel der verschiedenen Nationen gewesen und hatte Anfangs als Lehrmeisterin, dann als mahnende oder wetteifernde Freundin auf die nationalen romanischen und germanischen Dichtungen einen nachhaltigen Einfluss geübt, unter dessen Nachwirkungen die heutigen Dichtungsformen stehen.

Von der Silbenzahl der Zeilen.

Auch in dieser Periode finden sich vielfach die den echten Rythmen verwandten Stilarten. Selten natürlich sind die nach Art der alten Sequenzen gebauten Strophen. In dem kunstreichen Leiche Bur. 39 p. 127 ist nach den Worten des Dichters auch die Prosenform angewendet; ich kann dies nur auf den Anfang beziehen, wo nach einer Einleitung von 2 × 13 Silben zwei Strophen folgen, welche aus Zeilen von 12, 19, 17, 16 und 15 Silben mit dem Reime etur in der ersten, isit in der zweiten Strophe bestehen; auch im Schluss der 3. und 4. Strophe sind die Reihen mit dem Reime amen, bez. orte wohl nach Prosenart gebaut.

Näher als die S. 66 erwähnte reine Reimprosa steht der Rythmik jene Art von Knittelversen, in denen z. B. die Biblia pauperum geschrieben ist:

Incipit Speculum humanae salvationis
in quo patet casus hominis et modus reparationis.

Oder: Nullam sustineret debilitatem vel lassitudinem
numquam sentiret infirmitatem vel aegritudinem.

Der Reimprosa näher steht die Historia Apollonii Tyr Bur. 148 p. 53, wo bald lange bald kurze Glieder reimer oft mit einer Art Refrain. Die 116 Zeilen von Bur. 1 p. 14 sind wohl in 58 Langzeilen zu gruppiren, deren 1. un 2. Halbzeile reinen zweisilbigen Reim haben. Die Silben zahl der Halbzeilen schwankt von 5 zu 9, besonders häufi finden sich die Siebensilber. 8 Langzeilen haben jambische Schluss, die andern trochäischen. In Bur. 22 p. 24, we ches Gedicht sich nicht auf das Jahr 1188, sondern auf da Jahr 1146 bezieht, da jene auch von Otto von Freisin Gesta Frider. Prooem., erwähnte Prophezeiung (und zwa nach der kürzeren Fassung bei Jaffé Bibl. I, 64 und besse bei Giesebrecht IV, Docum. B, 6) in der 4. und 5. Stroph verarbeitet ist, reimt ebenfalls eine Kurzzeile auf die ander (einsilbig); dieselben bestehen aus 8 Silben mit jambischem oder 7 mit trochäischem Schlusse (ohne Hiatus) In Bur 192 p. 73 schwanken die lateinischen Zeilen zwischen 7 ◡– 7 –◡, 8 ◡– und 8 –◡. Bur. 197 + 198 p. 76: einig Stellen sind in 7 ◡– + 6 –◡, andere in 8 –◡ geschrieben sonst sind es einfache Kurzzeilen zu 6 –◡, 7 ◡–, 7 –◡ 8 –◡ und 9 –◡, meistens zu 3 oder 4 reimend. Vgl. Bur 182 p. 242, 158 p. 223, 51 p. 145. An das S. 60 er wähnte altirische Gedicht (IV, 3) erinnert das Kneiplie Bur. 175 p. 235, dessen erste 20 und letzte 26 Zeilen rein troch. Achtsilber sind, während 10 Zeilen in der Mitte zun Scherze auf 9, 10 und 11 Silben steigen.

Hievon zu unterscheiden sind diejenigen Gedichte, i welchen der regelmässigen Zeile hie und da eine Silbe vor gesetzt ist. Es sind dies insbesondere manche kecke, i der Vagantenzeile geschriebene Gedichte der Carmina Burana so 78 p. 165. 25 p. 27. 125 p. 199 und andere. Vielleich ist auch 176 p. 236 die scherzhafte Nachbildung eines Ge

dichtes von feinen Formen. Wie es hiebei zuging, zeigt die Vergleichung der nicht eben genau gebauten einleitenden Strophen 1—4 von Bur. 36 p. 121 mit ihrer Parodie Str. 1—4 von Bur. 174 p. 223.

Dies sind aber nur vereinzelte und seltene Ausnahmen. Die allgemein befolgte Regel war, dass die entsprechenden Zeilen gleichviel Silben zählen müssten.[1])

Vom Schlusse der Zeilen.

In den Schluss der Zeilen (siehe S. 51) wurde in dieser Periode selten, aber immerhin häufiger als in der 1. Periode ein einsilbiges Wort gestellt. Sehr häufig finden sich im Schlusse der nicht mit Reim belegten Zeilen die Pronomina und andere Hilfswörter der Sprache also híc et hóc, doch bei Walther von Chat. auch silvéstre mél, Cáesar vím, áquilá quae síc und Aehnliches. Im Reime werden lieber volltönende einsilbige Wörter genommen. So hat der Archipoeta in No. III 19 Hexameter der Art

Consilio cuius regitur validaque manu ius,

wo natürlich V. 21 pretundo mit der Handschrift zu bessern ist in:

Unde verecundo vultu tibi verba precum do.

(V. 4 ist haec und V. 19 non a ganz deutlich). So wundern wir uns nicht bei ihm die Versschlüsse forte: vereor te: veste: penes te; pascor: vas cor; rectus: nec thus und sonst

---

1) Joh. Anglicus (p. 68 Zarncke bemerkt von den Eigenschaften des Rythmus 'Conpar in numero sillabarum ponit pares sillabas in numero in latino sermone praecipue, quia qui componunt cenographa romana, componunt rithmos ita, ut paritas esse videatur in sillabis, licet non sit; zu cenographa (ornagrapha bei Z) bemerkt ein Scholion 'Cenographa dicuntur a cenos quod est commune et graphos quod est scriptura, quasi communis scriptura.' Joh. Angl. scheint den romanischen Dichtern faktische Ungleichheit der Silbenzahl vorzuwerfen.

ähnliche zu finden; z. B. in Strophe 29 von Ganymed u
Helena (Zeitschr. f. d. Alt., XVIII p. 127) supér te, apéri
pér te, patér te.

Unter diesen letzten Beispielen sind 2 Fälle einer s
tenen Art. Die der quantitirenden Formen oft ebenso g
wohnten Dichter hielten auch im Schlusse der rythmisch
Zeilen hie und da die quantitirende Messung der Wört
fest. So reimt Walther von Chat. lóqui: egó qui; cónfer
lucrúm fert; bei Radewin finden sich Schlüsse á deó; áb e
ín eá; bei Mone 1041 exítium: cór piúm; céciderúnt má
bus: vóto títuló quibús; ja Bur. 84 p. 171 sogar tantá
conclávi.

Der Schluss der entsprechenden Zeilen ist fast st
rein, selten unrein, wie in den hässlichen Rythmen
Reinerius Leod. (Migne 204 p. 95), wo statt 8 —⏑ oft 8 ⏑
und statt 6 ⏑— oft 6 —⏑ gesetzt ist, und in den 136
zu 8 ⏑— vom J. 1223 bei Du Méril 1847 p. 277, un
die etwa 14 Z. mit Schlüssen wie ruit, factum, inimicis g
mischt sind.

Vom Tonfall innerhalb der Zeilen.

Einige prosodische Eigenthümlichkeiten finden sich auc
in dieser Periode; so trennt Abaelard que öfter von de
vorangehenden Worte, z B. 8 ⏑— + 7—⏑: 'Dum Christi
finis utrius | que complet sacramenta' und betont demna
útrosquè; so sind heu, seu und ähnliche bald ein- ba
zweisilbig; auch Schlüsse, wie quód adhúc, nóminé tenì
álongè, déincèps, déindè, kann mau rechtfertigen.

Abgesehen von den wenigen später zu besprechend
rythmischen Daktylen bestehen die Gedichte auch die
Periode nur aus trochäischen und jambischen Reihen. D
Taktwechsel herrscht auch in dieser Periode durchaus u
Gedichte von reinem Tonfall sind sehr selten. So fin
sich bei Mone 233 ein Gedicht von 40 Langzeilen

7 ◡— a + 7 —◡ b, in dessen 40 Z. zu 7 ◡— nur 1 Taktwechsel cor méum ampléctere (Z. 15 corr. fateor aus A) vorkommt, während die 40 jambischen Zeilen zu 7 —◡ alle rein sind. In den Werken des Bernhard (Migne 184 p. 1319) sind mit 296 rein gebauten Zeilen zu 8 —◡ 74 jambische Zeilen zu 8 ◡— gemischt, von denen nur 5 Tw. haben. In den 5 hübschen trochäischen Strophen zu 7 ◡— a + 6 ◡— b; 7 ◡— c + 7 ◡— c + 6 —◡ d in Bur. 47 p. 136 ist kein Hiatus, kein Tw. zugelassen; ebenso sind die 8 trochäischen Strophen zu 4 × 8 —◡ a + 3 × 7 ◡— b + 6 —◡ a in Bur. 71 p. 41 rein von Hiatus und Tw. Vgl. noch Omer No. 5. 10. 31. Noch auffallender ist es, wenn die jambischen Reihen rein sind, wie in Bur. 122 p. 196 6 Langzeilen zu 7 —◡ + 6 ◡— ohne Hiatus und Tw.; dann Bur. 35 p. 120 (Str. 11) 4 solche Zeilen, wo ex fraudibus alternis (alterius *cod.*) et ignominia zu bessern ist; bei Adam I, 48 Str. 1—11 kommen in 22 Langzeilen zu 8 ◡— + 7 —◡ nur 3 Tw. in den Z. zu 8 ◡— und 2 in den Z. zu 7 —◡ vor. Besonders die kunstreich gebauten Sequenzen und Leiche scheinen strenger gebaut zu sein; so scheint Bur. 31 p. 115 rein von Tw. und in der Sequenz Bur. 51 p. 59 (Bartsch Sequenzen p. 242) findet sich in den ersten, jambisch gebauten Strophen kein Tw. und auch sonst nur sehr wenig. Doch in fast allen Gedichten aller Dichter ist Taktwechsel zugelassen; in den troch. Reihen allerdings seltener als in den jambischen.

Die trochäischen Zeilen zu 8 —◡ zerfallen fast stets in 4—◡ + 4—◡, wo Taktwechsel unmöglich ist; aber auch dann, wenn nach der 4. Silbe keine Pause ist, findet sich sehr selten Taktwechsel. So bei Walther von Chat. VIII, 15 Et éis non cóndescéndam; vgl. 73. 85 und X, 67, 73.; in VIII, 77 und X, 115 opfert er, wie öfter dem Citat den richtigen Rythmus 'quia in labiis suis'. Am häufigsten noch findet sich der Taktwechsel (◡—◡◡—◡—) in den

troch. Siebensilbern, wenn es auch selten ist, dass wie bei Adam II, 481 Str. 2, 5 oder wie beim Archipoeta V Str. 16, 4 Zeilen mit Tw. sich unmittelbar folgen; sonst treffen beim Archipoeta in No. VII 16 Tw. auf 66 Z., in IV 21 Tw. auf 128 Z., in IX 15 auf 132, in X (Aestuans intrinsecus) 13 Tw auf 120 Z., und in V 26 Tw. auf 100 Z. Bei Walther v. Chat. treffen in No. II etwa 20 Tw. auf 78 Z., in No. I etwa 27 auf 96 Z. In Ganymed u. Hel. treffen 10 Tw auf 268 Z., in Jupiter und Danae 15 Tw. auf 108 Z., in Phyllis und Flora (Bur. 65 p. 155) 33 Tw. auf 316 Z.

Die troch. Sechssilber 6 —⏑ sind meistens rein. Taktwechsel (⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑) ist häufiger als in 8 —⏑, aber seltener als in 7 ⏑—. So kommen in den 60 Z. zu 6 — ⏑ bei Abaelard Hymn. 60 und 61 nur 3 Tw. vor und in den 36 Z. zu 6 —⏑ in Bur. 86 p. 49 nur 2 Tw. Bei Walther von Chat. treffen in I 6 Tw. auf 66 Z., in II etwa 5 Tw. auf 48 Z., in Gan. u. Hel. 4 Tw. auf 268 Z, in Jup. u. Dan. 8 Tw. auf 108 Z., in Phyllis und Flora etwa 30 auf 316 Z., in den sapph. Strophen, in Zeitschr. f. d. Alt. 5 (1845) p. 467, 4 Tw. auf 93 Z. Beim Archipoeta treffen wir eine merkwürdige Regel: von seinen 460 Z. zu 7 —⏑ + 6 —⏑ hat nur eine einzige V, 19, 1 cum sancto Martino Tw., der höchst wahrscheinlich durch Umstellung zu entfernen ist. Es ist klar, wie wichtig dieses Merkmal ist zur Erkenntniss dessen, was ausser den Gedichten des Göttinger Quaternio etwa von dem Archipoeta gedichtet sein könnte. G. Paris bemerkt p. 19 von der Vagantenzeile (7 ⏑— + 6 —⏑) 'dans le second hémistiche (féminin) les bons versificateurs ne font jamais des fautes (er meint diesen Taktwechsel); celles qu'on trouve çà et là sont peûtêtre attribuables aux manuscrits, d'autant plus que toujours elles se redressent par une simple renversion'. Die an und für sich richtige Beobachtung ist in dieser allgemeinen Fassung entschieden falsch; ich wenigstens habe ausser jenen Gedichten der

Göttinger und Stabloer Handschrift nur sehr wenige gefunden, in welchen der zweite Theil der Vagantenzeile stets von Taktwechsel frei ist.

Bei den jambischen Reihen besteht noch immer grosse Lust, die Zeile trochäisch zu beginnen. So haben von den 72 Z. zu 5 — ◡ in Abaelard's Hymn. 48. 49 u. 50 sicher 32 den Tonfall — ◡ ◡ — ◡, von den 48 Z. in Hymn. 70—73 etwa 25. Die Zeilen zu 6 ◡ — haben ebenfalls sehr oft den Umlaut — ◡ ◡ — ◡ — statt ◡ — ◡ — ◡ —, so bei Adam ein Mal 6 unter 10 Z., des andern Mal 6 unter 18 Z.; in der Klage des Oedipus (Zschr. XIX p. 90) sind 24 Z. mit Tw. unter 84 Z.; beim Archipoeta I etwa 83 Tw. in 180 Z.

Wie in den Zeilen zu 7 — ◡ und 8 ◡ — die Möglichkeit des Taktwechsels eine doppelte ist — ◡ ◡ — ◡ — ◡ und — ◡ — ◡ ◡ — ◡, so tritt er hier auch häufiger ein. Selten ist ein Verhältniss wie bei Du Méril 1847 v. 125, wo auf 19 Z. zu 7 — ◡ nur 6 Tw. treffen; dagegen treffen ebenda p. 255 51 Tw. auf 105 Z.; bei Abaelard im Hymn. 33—36 gar 36 Tw auf 40 Z. zu 7 — ◡. Wenn in den jambischen Achtsilbern auch solche Häufung von Tw. selten ist, wie in Bur. 165 p. 228, wo auf 28 Z. 24 mit Tw. treffen, so ist ihre Zahl doch stets beträchtlich; z. B. treffen bei Abaelard Hymn. 37 - 40 auf 88 Z. 39 mit Tw., bei Adam I, 281 auf 52 Z. 29 mit Tw., II p. 8 auf 56 Z. 28 mit Tw. Während wir oben (S. 119) bei Bernhard die mit troch. Achtsilbern gemischten jambischen Achtsilber fast rein trafen, sind bei Petrus Vener., Migne 189 p. 1018, unter 56 troch. Achtsilber nur 16 jamb. Achtsilber ohne Tw., dagegen 48 mit Tw. gemischt. In der um 1118 abgeschlossenen Polenchronik des sogenannten Martinus Gallus finden sich in 120 Z. zu 8 — ◡ + 7 ◡ — in den Zeilen zu 8 — ◡ kein Tw., in den Z. zu 7 ◡ — nur 19, dagegen in 56 Z. zu 8 ◡ — nicht weniger als 31 mit Tw.

Man könnte nun die Regel so formuliren wollen: der

Bau der Zeilen sei in dieser Periode nicht viel anders als in der früheren; es seien eben bei troch. oder jamb. Schlusse die letzten 3 oder 4 Silben gebunden; die vorangehenden Silben seinen von den Dichtern nur gezählt worden; jedoch habe im Allgemeinen Vorliebe für trochäischen Tonfall geherrscht. Diese Regel wäre unrichtig; denn es gibt Gesetze, welche die Dichter auch in der Stellung derjenigen Silben beobachteten, welche den gebundenen vorangehen.

Minder wichtig ist jenes Gesetz, dass bei Taktwechsel in troch. Sechs- nnd Siebensilbern, also beim Tonfall ⏑—⏑, ⏑—⏑ und ⏑—⏑, ⏑—⏑— die drei ersten Silben nicht aus einem, sondern aus zwei Wörtern bestehen sollten. Denn dieses Gesetz findet sich nur in sehr wenigen Gedichten beobachtet. In Ganymed u. Hel. (268 Z.) finden sich in den Z. zu 7 ⏑— 10 Tw. und in den Z. zu 6 —⏑ 4 Tw.; nur 2 Z. zu 7 ⏑— beginnen mit Natúram, die andern mit Si néscis etc. In den 140 Langzeilen zu 7 ⏑— + 6 —⏑ im Pantheon des Gotfried von Viterbo (Mon. Script. XXII p. 305) beginnen die 6 Z. zu 7 ⏑— und die 5 Z. zu 6 —⏑, in denen sich Tw. findet, stets mit ⏑, —⏑ z. B. ut sánet egrotum. In den 108 Langzeilen zu 7 ⏑— + 6 —⏑ von Jupiter und Danae haben wohl 15 Z. zu 7 ⏑— und 8 zu 6 —⏑ Tw., allein keine einzige derselben beginnt mit einem dreisilbigen Worte ⏑—⏑. In den 316 Langzeilen zu 7 ⏑— + 6 —⏑ von Phyllis und Flora haben 33 Z. zu 7 ⏑— und 30 zu 6 —⏑ Tw., doch finden sich darunter nur folgende dreisilbige Anfänge Dixísti de clérico, (Acantho), Secundum; Neptunus und Aetatis.

Dagegen ist ein anderes Gesetz sehr wichtig: Man kann Tausende von Versen durchlesen, bis man solche Sechs-, Sieben- und Achtsilber findet, wie:

Transgrédiar múrum oder In lábiis túis
Congaúdeant hódie oder Sed épulas régias.
Audítui méo dábis oder Dómine lábia méa.

d. h. es wird vermieden, drei- und mehrsilbige Wörter so in die Zeile zu stellen, dass deren beide letzten Silben unbetont sind, also der Schluss des Wortes einen reinen Daktylus bildet. Ueber den Grund dieser Regel werde ich später handeln, hier zunächst über ihre Anwendung in den verschiedenen Zeilen.

Dass Niemand daran denke, es sei hier nur ein Spiel des Zufalls, vergleiche man z. B. die in Hildeberts Gedichten (Migne 171 p. 1339) gedruckte Lamentatio peccatricis animae mit dem Gedichte vom Jahre 1128 bei Du Méril 1847 p. 270. In den 420 Zeilen jenes Gedichtes findet sich kein einziger reiner Daktylus, in den 144 Zeilen dieses Gedichtes nicht weniger als 18, wobei solche, wie opere pro nefario, nicht gezählt sind.

In den troch. Sechssilbern findet sich der reine Daktylus äusserst selten. Walther von Chat. hat ihn dreimal sich gestattet

VII, 40 in déo Beélzebub transgrédiar múrum

und dem Citat zu Liebe in

V, 87 Caésarém si líberas erróribus súis.
diffúsa est grátia in lábiis túis.

Unter den 93 sapphischen Zeilen in Zeitschr. f. d. Alt. 5 (1845) p. 467 findet sich in Z. 93 esúriunt núnquam; am auffallendsten ist jener einfachste aller Leiche Bur. 62 p. 153: von den 12 Kurzzeilen zu 6 — ◡ haben 9 Tw. und von diesen wieder 5 reinen Daktylus; aber das ganze Gedicht ist dunkel und der Eingang

Nos dúo bóni sub áëre tétro
Sint tíbi tóni sub *céleri* (sceleri *cod.*) métro.
Témpore sólis stant pécora rétro

lässt auf absichtliche Verdrehung des Rythmus schliessen.

Für die troch. Siebensilber hat G. Paris dies Gesetz erkannt: p. 17 'Je ferai une remarque, c'est que la dernière

syllabe d'un proparoxytonon, étant toujours compté comme tonique, ne peut jamais être suivie d'une syllabe accentuée; ainsi on ne trouvera jamais un proparoxytonon suivi d'un disyllabe ou d'un proparoxytonon trisyllabe. Je n'ai pas rencontré d'exception a cette règle.' Die Beobachtung ist fein; allein schon in dem so beschränkten Materiale, das G. Paris studirt hatte, hätte er sichere Ausnahmen finden können. In den etwa 260 Zeilen zu 7 ◡— des Abaelard (Hymnus 56—59; planctus II—VI) findet sich kein reiner Daktylus. In den vielen troch. Siebensilbern des Adam a S. Victore findet sich kein mit reinem Daktylus schliessendes Wort; denn das, welches Bartsch Sequ. p. 188 da, wo er von dieser Zeile spricht, mit den Worten anführt 'Ein seltener Fall ist der, dass der Vers einsilbig beginnt und mit einem dreisilbigen kretisch betonten Worte fortgesetzt wird Sed conditum gratia Adam 1, 11, 28' ist ganz regelmässig betont: Séd condítum grátia. Hieraus ergibt sich, dass die 'Prose attribuée à Adam' II, 456 nicht von ihm sein kann; denn hier finden sich ausser 4 Hiatus folgende Sieben- und Achtsilber

Congaúdeant hódie Sed épulas régias
Paupéribus érogato Gládio Thómas súbditus.

In den vielen Hunderten von troch. Siebensilbern des Archipoeta findet sich kein einziger rein daktylischer Wortschluss. Walther von Chat. hat auch diese Zeile nicht immer sorgsam gebaut; so

IX, 50 quae síngula trútinans; 52 hic ígitur ártium.

vgl. IX, 103. 116. VI, 43. 67. VII, 63. In den 232 Zeilen des Scheirer Rythmus (Zschr. f. d. Alt. 23, 176) findet sich kein reiner Daktylus; also sind die Conjekturen (8, 1 Judex inquiit bone und) 11, 1 Ignóscier póterat nicht richtig. Ueberhaupt muss man lange suchen, bis man Gedichte findet, wie Omer No. 23, wo unter 42 Z. sich folgende 3

finden: Dum flósculum tenera. Aut díligens equitem. Sed réspice mílitem.

Die troch. Achtsilber sind meistens getheilt in 4 — ⏑ + 4 — ⏑, wo dann Taktwechsel überhaupt nicht vorkommen kann. Doch auch da, wo jene Pause nicht beobachtet wird, ist Taktwechsel sehr selten, und noch viel seltener finden sich dann rein daktylische Wortschlüsse, wie unter den 10 troch. Achtsilbern in Omer No. 28:

Ver pródiens in virore. Jam Véneris a caterva.
Sic révocat me Minerva. Hac ígitur ratione.

Es ist aber, wie nachher bemerkt werden wird, auch möglich, dass hier pródiéns, Véneris, révocát, ígitúr betont und so der rythmische Fehler zu einem einfachen Taktwechsel verwandelt wurde.

Der Bau der jambischen Zeilen ist überhaupt nachlässiger als der der troch. Zeilen; so findet sich rein daktylischer Wortschluss hier häufiger, und Dichter, welche denselben in den troch. Reihen nicht zugelassen haben, haben ihn wenigstens in ein oder der andern Art der jambischen Reihen öfter zugelassen.

Jambische Fünfsilber (5 — ⏑). Abaelard in Hymnus 48—50 hat unter den 32 Zeilen mit dem Tonfall — ⏑ ⏑ — ⏑ nur folgende 2: Frontibus regum und Fruitur vita. Dagegen treffen auf die viel geringere Zahl solcher Zeilen in Hymn. 70—73 13 Z. und in Planct. I 5 Z. mit rein daktylischem Wortschlusse.

Die jambischen Sechssilber (6 ⏑ —) haben sehr oft den Tonfall — ⏑ ⏑ — ⏑ — (vgl. oben S. 121); darüber, ob die drei ersten Silben — ⏑ ⏑ durch ein einziges Wort gebildet werden dürften, waren offenbar die Schulmeinungen getheilt. In Abaelards 720 Z. zu 6 ⏑ — (Hymn. 10—28) finden sich nur 4 Z. wie Cómites éligunt. Súscipit hóminem; in seinen 236 Zehnsilbern zu 4 — ⏑ + 6 ⏑ — (in Hymn. 1—9;

29—32; 45—47. 51) findet sich nur der eine Gáude vírgo vírginum glória. Adam hat weder in seinen zahlreichen Z. zu 6 ◡— noch in den ebenfalls zahlreichen Zehnsilbern zu 4—◡ + 6 ◡— reinen Daktylus sich gestattet; I, 181, wo sich unter 48 Zehnsilbern folgende finden: Cóeli práeest hódie cívibus und Ínteresse fáciat gáudiis, ist auch aus anderen technischen Gründen verdächtig. Unter den 624 Z. zu 6 ◡— des Petrus Vener. (Migne 189, 1012) fand ich nur 4 mit reinem Daktylus, wie Rédditur saeculo. In den 80 Z. zu 6 ◡— bei Bernhard (Migne 184 p. 1313) fand ich keinen reinen Daktylus, in den 120 Zehnsilbern (ebenda p. 1323) nur 2: Eadem gloria und Animae miserae. Ebenso ist Bur. 76 p. 46 (70 Z.) frei davon; in Bur. 150 p. 57 (118 Z.) findet sich nur Thalamus sequitur und Fortiter ilia. In den 84 Z. der Klage des Oedipus kommen drei vor.

Man meine aber nicht, der rein daktylische Wortschluss sei in den jamb. Sechssilbern allgemein gemieden worden. In Bur. 157 p. 223 findet er sich 7 Mal in 30 Z. Der Archipoeta hat in I etwa 83 Zehnsilber mit dem Tonfall —◡—◡, —◡◡, —◡— und unter diesen 14 der Art, wie Úbi pálam lóquitur véritas. Auch in der Apokalypse des Walther kommt er sehr oft vor; so 8 Mal in den 110 ersten Zeilen. Auf die 50 Zeilen zu 6 ◡— in Omer 22 treffen nicht weniger als 14 Z. mit rein daktylischem Worte.

In den jambischen Sieben- und Achtsilbern kann bei Taktwechsel rein daktylischer Wortschluss an 2 Stellen eintreten:

Láncea régis cóeli. Síc mors néminem láedit.
Lácrimis flénda sédulis. Ét nequítiae víndicem.

Sicher ist hier der daktylische Wortschluss in dem Falle, dass das Wort im Anfange der Zeile steht, nur wenn ein zweisilbiges Wort ihm folgt. Folgt dagegen ein viersilbiges oder ein éin- und dreisilbiges Wort, so kann man annehmen, dass das daktylische Wort hier, wie sonst immer,

auf der letzten Silbe einen zweiten Ton habe, also zu betonen sei:

Gládiís reniténtes. Eruít ab inférnis.
Móritúr pro iustítia. Mónachús simulátus est.

Doch gibt es Dichter, welche auch diese letztere, zweifelhafte Betonung vermieden haben.

In den jambischen Siebensilbern sind reine Daktylen sehr selten. Unter den 36 jamb. Siebensilbern mit Tw. bei Abaelard (Hymn. 33—36) sind vier unsichere daktylische Wortschlüsse, wie Oleum de taberna und die beiden sicheren Filios illa data und Gratiae tenet tipum. In den 105 Z. zu 7 — ⏑ bei Du Méril 1847 p. 255 sind 51 Z. mit Tw. und darunter 3 zu — ⏑ ⏑, — ⏑, — ⏑, 1 zu — ⏑, — ⏑ ⏑, — ⏑. In dem rohen Leiche Bur. 35 p. 119 sind unter etwa 12 Z. mit Tw. Féminae iúncto mári und Psállere vírgo prídem.

Die Zeilen zu 8 ⏑ — sind viel häufiger als die zu 7 — ⏑; so lassen sich auch mehr Fälle von rein daktylischem Wortschluss in ihnen nachweisen. Ausser in dem oben (S. 123) angeführten Gedichte von 1128 finden sich im Prolog der Polenchronik des sogenannten Martinus Gallus unter 31 Achtsilbern mit Taktwechsel 9 mit fehlerhaftem Rythmus, während er in den 120 Z. zu 8 — ⏑ + 7 ⏑ — nur éinmal (III, 11 resístere pótuit) sich findet. Dieses Beispiel zeigt, wie die verschiedenen Zeilen verschieden behandelt wurden. Dagegen findet sich in den 90 Z. zu 8 ⏑ — bei Bernhard Migne 184 p. 1315 kein reiner Daktylus, in den 192 ebenda S. 1317 nur 2; in den etwa 360 Z. zu 8 ⏑ — bei Abaelard nur Ángelus áutem páuperi; in etwa 460 Zeilen bei Adam nur Víndicent mémbra méritis.

Demnach hat reinen daktylischen Wortschluss Adam von S. Victor durchaus gemieden, der Archipoeta in 7 ⏑ — und 6 — ⏑ gemieden, dagegen in 4 — ⏑ + 6 ⏑ — oft zugelassen; Walther von Chat. in 7 ⏑ — und 6 — ⏑ einige Male und in 6 ⏑ — oft zugelassen; Abaelard in 6 — ⏑, 7 ⏑ —, in

6 ◡ — und 8 ◡ — gemieden, in 7 — ◡ und oft in 5 — ◡ zugelassen.[1])

Schon aus dem Bestehen dieses Gesetzes von der Vermeidung rein daktylischen Wortschlusses ergibt sich zur Genüge, dass die Silben, welche den durch Zeilenschluss gebundenen Silben vorangehen, nicht bloss gezählt werden. Dasselbe beweist die Beobachtung eines anderen Gesetzes.

Ueber die Betonung der einsilbigen Wörter bemerkt G. Paris p. 15 'Il faut y ajouter le traitement, naturellement assez arbitraire, des monosyllabes: ils ont ou n'ont pas l'accent, à la volonté du poëte, uniquement astreint à ne pas violer l'accent oratoire.' Freilich erhebt er (p. 15 u. 20) Einsprache gegen Verse, wie 'Post déum spes síngulåris. Súmma laus fílio' und, während er das Zusammenstossen von 2 betonten Silben in der Zeile sonst zurückweist, bemerkt er: Deux toniques l'une près de l'autre 'Súmma laús filio'; car de regarder 'laus' comme atonon, il n'y a pas d'apparence In Wahrheit beobachten die Dichter im Gebrauch der einsilbigen Wörter bestimmte Regeln. Wenn zwischen 2 betonten Silben nur éine unbetonte steht, so kann jedes Wort diese unbetonte bilden; sogar solche Verse wie Ét lex périt pér te sind nicht selten, ja sogar Sí sacérdos út plebs ést findet sich bei Walther von Chat. I, 102; Häufungen finden sich, wie beim Archipoeta

IV, 1, 4 Nón est ín me fórsitan, íd quod dé me séntis
IV, 28, 2 Ín te nón est mácula, nón est ín te dólus.'

Wenn dagegen bei Taktwechsel zwei unbetonte Silben sich unmittelbar folgen und die zweite unbetonte Silbe durch ein einzelnes Wort gebildet wird, so darf dies nur ein Hilfswort der Sprache sein, Pronomen, Adverb, Präposition,

1) Das Vorkommen dact. Wortschlusses in der früheren Periode habe ich nicht untersucht. Keiner kommt vor in den 248 Z. zu 8 ◡ — über den h. Emmeran aus Clat. monach. 14436 (Dümmler im N. Archiv

Conjunktion, Hilfszeitwort (auch fit); schwere einsilbige Wörter sind dagegen an dieser Stelle verboten. Ausnahmen sind bei den deutschen Dichtern sehr selten, bei den französischen finden sich mehr und besonders, wie es scheint, bei den früheren. Im Archipoeta fand ich nur die Zeile IX, 17, 2 Urbs bóna flos úrbium; in den umfangreichen Gedichten mit mehr oder weniger Taktwechsel, wie in dem Scheirer Rythmus, Ganymed und Helena, Jupiter und Danae, Phyllis und Flora und anderen, fand ich niemals ein Wort wie rex in der 2. unbetonten Silbe. Dagegen finden sich welche, aber immerhin sehr wenige, bei Abaelard, Adam, Walther von Chat. und ähnlichen. So fand ich bei Abaelard etwa 11 Zeilen zu 6 ◡— der Art 'Quárta lux décorat, den Zehnsilber Sed nóminí | túo da glóriam, 3 Z. zu 8 ◡— wie In quo súmma stat óperum, den Siebensilber Illáta mors ággregat, und die Fünfsilber Sálve crux sáncta. Átque stant rótae. Bei Adam findet sich diese Unregelmässigkeit am häufigsten in Z. zu 8 ◡—, wie Quód laudáre mens ápprobat (etwa 8); in den selteneren jamb. Sechssilbern fand ich Míra vis fídei; in den jamb. Siebensilbern Púer lux sémpitérna. Der Fünfsilber Sálve crux árbor ist durch die Formel 'salve crux' veranlasst, ebenso der Siebensilber 'Sunt fídes spes cáritas' (I, 169); vgl. Hildebert (Migne 171 p. 1411), wo sich in 203 Z. nur die eine findet Da fídem spem cháritátem. Bei Walther von Chat. kann man sich auf die Ausgábe wenig verlassen; steht in dieser z. B. II, 18 Nam íste grex hóminum, so haben Handschriften grex ipse; doch auch so finden sich nur wenige Fehler der Art, wie I, 25 Dic pápa dic póntifex, und in IV Súper ius iúrium. Vérnat vi própria; in Déus scit néscio hat Walther wieder, wie öfter, dem Citat den guten Versbau geopfert. In den Ge-

VII, 605) saec. XI; (je ein Drittheil hat zweisilbigen Reim, zweisilb. Assonanz oder einsilb. Reim).

dichten von St. Omer finden sich in No. 22 und 30 vier Sechssilber der Art Háusit lex ínguinis, in 33 Nec támen res ália, in 16 Núnquam fúit rex Ángliae, und so findet sich dieser Fehler noch mehrfach in Gedichten französischen Ursprungs; so sind bei Hildebert (Migne 171 p. 1339) in 420 Z. zu 8 ⏑— spes, rex, da und lis als zweite unbetonte Silbe gebraucht; ebenda (p. 1432) findet sich unter 138 Z.: Pirátae vis ímportúna, wo wie öfter der Dichter lieber vis als zweite unbetonte Silbe gebrauchte, als dass er durch die Umstellung Vís pirátae impórtúna einen Hiatus in die Zeile gebracht hätte. Bei Bernhard (Migne 184 p. 1317) finden sich unter 192 Zeilen zu 8 ⏑— sogar folgende 5: Quándo cor nóstrum vísitas. Tíbi laus hónor núminis. Véni véni rex óptime. Ín quo méa mens déficit. Réx virtútum rex glóriae; allein diese Ausnahmen erschüttern nicht die Regel, die in vielen Tausenden von Versen, wo sich so oft Gelegenheit zur Verletzung geboten hätte, stets beobachtet ist.

Die bisher dargelegten Gesetze über die Anwendung des Taktwechsels überhaupt und im Besonderen über die Vermeidung des daktylischen Wortschlusses in den meisten Zeilenarten und seine Zulassung in einigen wenigen, sowie über die Nichtverwendung der schweren einsilbigen Wörter in der letzten Silbe des Daktylus haben, nach meiner Ansicht wenigstens, ihren einfachen und vernünftigen Grund. Wohlklang ist auch in den rythmischen Gedichten das höchste Ziel. In den jambischen und trochäischen Reihen, d. h. im einfachen Wechsel der betonten und unbetonten Silben, braucht es nicht viel Vorsicht. Dagegen braucht es derselben beim Taktwechsel, d. h. beim Eintritt daktylischen Tonfalles oder der unmittelbaren Aufeinanderfolge von 2 unbetonten Silben. Da die erste unbetonte Silbe immer mit der vorausgehenden betonten zusammenfällt, so handelt es sich um die zweite. Hier sind nun, abgesehen natürlich von vielsilbigen Wörtern, wie 'solum imperatorem', deren

Betonung unsicher ist, drei Fälle möglich: 1) die zweite unbetonte Silbe gehört zum nächsten Worte, 2) sie wird durch ein einzelnes Wort gebildet, 3) sie bildet mit den vorausgehenden Silben éin Wort. Im 1) Falle, also in Versen, wie

Secúndo redárguor. Et víncit tacéndo,

gleitet die Stimme leicht über die beiden unbetonten Silben dahin. Ebenso, wenn 2) die 2. unbetonte Silbe durch ein einzelnes Wort und zwar durch ein Hilfswort der Sprache, durch Pronomen, Conjunktion, Praeposition, Hilfszeitwort und Aehnliches gebildet ist, wie in

Jeiúnant et ábstinent. Sémper et úndique.
Júgulátur in próelio.

Wird dieselbe aber durch ein einsilbiges Substantiv oder ein Verbum gebildet, so entsteht eine Stockung; denn in Zeilen, wie

Urbs bóna flos úrbiúm. Núlla spes érit éxitus.
Da fídem spem cháritátem,

hält die Zunge an den Wörtern flos, spes, spem an, während sie zu der unmittelbar folgenden betonten Silbe eilen sollte. Daher sind solche Zeilen fehlerhaft und wurden gemieden. Die 3) Möglichkeit ist, dass die unbetonte Silbe mit den vorausgehenden éin Wort bildet, wobei also daktylischer Wortschluss entsteht. In Zeilen, wie

Transgrédiar múrum. In lábiis túis.
Congáudeant hódie. Sed épulas régias.
Audítui méo dábis. Ét nequítiae víndicem.
Láncea régis cóeli

schnappt nach dem reinen Daktylus die Stimme ab, und der Fluss des Rythmus wird unterbrochen; dazu kommt, dass in den meisten Fällen die Zeile so zerrissen wird, dass dem Daktylus eine einzelne Silbe vorangeht; desshalb ist der rein daktylische Wortschluss besonders selten in den Zeilen zu 6 —◡ und zu 7 ◡—.

Anders geartet wird der Tonfall in den Reihen zu 5 —◡ und 6 ◡—. In Frúitur víta, Vírginum flóre entstehen

statt einer Zeile zwei Versstücke, die gut zu einander und in den Verlauf der Zeilen passen. Die Sechssilber Vírginum glória, Hódie cívibus zerfallen in zwei gleiche Theile, welche zu einander passen und im Verein mit andern Zeilen nicht stören. Diese Theilung ist so natürlich, dass, wie wir später sehen werden, die jambischen Sechssilber öfter so zerlegt und auch noch gereimt werden, z. B. Resonet consonet. Méa lux, méa dux. Hierin liegt vielleicht der Grund, warum Abaelard gerade in diesen Sechssilbern oft sich Wörter wie sol lux pax fons erlaubt, wo sonst eine Kürze steht, z. B.

Cúius pàx iúgis est. Fídes spès ílla sunt.

Aber jedenfalls ist dies der Grund, wesshalb selbst Dichter, welche sonst den rein daktylischen Wortschluss vermieden haben, ihn gerade im jambischen Sechssilber zugelassen haben, und wesshalb derselbe sich überhaupt bei dieser Zeilenart so oft findet.

Demnach ist es [1]) gleichgiltig, ob die Zeilen mit einem Jambus oder einem Trochäus anheben, ob der Tonfall im Verlauf der Zeile jambisch oder trochäisch ist, auch gleichgiltig, wie viel betonte und unbetonte Silben die Zeile zählt; dagegen müssen die entsprechenden Zeilen gleiche Anzahl von Silben und gleichen Schluss haben, und der Zeilenschluss sammt den vorangehenden Silben muss, unter Beobachtung der oben dargelegten Gesetze, wohlklingenden rythmischen Fluss haben.

Dies Gesetz widerspricht allerdings unserm jetzigen deutschen Versbau, der genaue Beobachtung des Schema's verlangt, d. h. dass die entsprechenden Zeilen auch den gleichen trochäischen oder jambischen Anfang und den

1) d. h. in allen einfacheren Zeilenverbindungen; denn in den sehr kunstvollen Strophenformen, in welchen die verschiedensten Kurzzeilen rasch abwechseln, wird zur scharfen Charakterisirung der einzelnen Zeilen das Schema meistens beobachtet.

gleichen troch. oder jamb. Tonfall der ganzen Zeile haben. Dagegen wundere ich mich, dass G. Paris den Taktwechsel licence oder faute (p. 19) nennen konnte. Denn dieser Bau der lateinischen Rythmen, wornach bei gleicher Silbenzahl und gleichem Schlusse der Tonfall der ganzen Zeile nicht nach der Schablone regelmässig, aber nach bestimmten Gesetzen wohlklingend gebaut wird, ist ja das Ideal, dem die romanischen und englischen Dichter nachstreben müssen. Man müht sich in neuester Zeit, z. B. in den französischen Gedichten, besonders in den Alexandrinern feine Gesetze des Baues nachzuweisen: ob mit Recht, kann ich nicht beurtheilen; aber das ist sicher, dass die Dichter der lateinischen Rythmen des XII. und XIII. Jahrhunderts solche, ganz feste Gesetze sich geschaffen hatten. Ich bin auch der Ueberzeugung, dass diese Dichter den Taktwechsel nicht aus Bequemlichkeit, sondern aus einem andern guten Grunde angewendet haben. Fast alle Kurzzeilen sind in diesen Jahrhunderten mit Reim und zwar mit dem vollklingenden zweisilbigen belegt; wenn nun der Tonfall aller Kurzzeilen regelmässig der gleiche ist, so ist Eintönigkeit unvermeidlich. Wie der rythmische Fluss der Silben den Wohlklang wahrt, so wehrt der Taktwechsel die Eintönigkeit ab, bringt Abwechslung und Mannichfaltigkeit in die Reihen der sonst regelmässig abwechselnden betonten und unbetonten Silben und gibt dem Dichter wie dem Deklamator die Möglichkeit, die Darstellung plastischer zu machen, wozu den griech. und roem. Dichtern die Elisionen und die Ersetzung von 1 Länge durch 2 Kürzen zu Gebot gestanden waren. Der jetzige deutsche Versbau wird oft eintönig und klappernd genannt; die romanischen und englischen Dichter haben dieselbe Freiheit der Rythmenwahl, wie die lateinischen Dichter des Mittelalters; sie haben es zwar nicht, wie jene, zu bestimmten Gesetzen über den Taktwechsel gebracht; aber auch so, wo sie in diesem Punkte nur ihrem Geschmacke überlassen

sind, befinden sie sich wohl bei jener Freiheit. Damit man den Klang solcher Verse auch im Deutschen erproben könne, bat ich meinen Freund Ludwig Laistner einige Verse des Ludus de Antichristo mit Beobachtung wenigstens der zahlreichen Taktwechsel des Originals zu übersetzen. Ludus V. 329—348:

Wort, dem Vater gléich an gö'ttlichem Wésen,
Hat Ménschenárt ín der Mágd sich erlésen:
Gott verbleibend, den Léib des Tóds empfing es,
Gott noch immer, éin ins Zéitliche ging es.
Nicht nach Weltlaufs ímmer gléichem Geschehen
Vollzóg sich dás: von Gótt war és versehen.
Christus machte únsre Schwáchheit sich eigen,
In den Schwachen sich mä'chtig zú erzeigen.
Juden durften ihn séhen in níedrer Hülle,
Die nicht ahnend der Góttheit Lébensfülle
Keinen Glauben dem Wórt, den Zéichen schenkten,
An das Kreuz ihn únter Pilátus henkten.
Der dem Tode stérbend die Kráft genommen,
Aus der Hölle erlö'set hát die Frommen —
Auferstanden íst er, stárb nicht in Wahrheit,
Herrscht ohn Ende, wird kómmen báld voll Klarheit,
In Féuersglút das Wéltgerícht vollstrecken,
Allesamt uns im Fléische áuferwecken,
Verwórfené und Áuserwä'hlte scheiden,
Böse strafen, Gúte mit Lícht bekleiden.

Vom Hiatus.

Das Zusammenstossen eines Vokals im Auslaut mit einem Vokal im Anlaut des folgenden Wortes wurde auch in dieser Periode als unschön betrachtet und desshalb vermieden, uud zwar weit mehr als in der früheren. Die meisten Dichter haben auch den Hiatus zwischen den Halbzeilen (h) vermieden. Selten ist es allerdings, dass bei einem Dichter

sich gar kein Hiatus findet, wie in den Gedichten des *Archipoeta* (abgesehen natürlich von dem Citat 'Tu autem' in I, 4, 4), der sogar in den Zeilen 7 ◡ — a + 7 ◡ — b den Hiatus zwischen den Halbzeilen vermeidet. Demnach lautet die bekannte Zeile: Meum est propositum | in taberna mori, so grosse Verbreitung auch das natürlichere Mihi est prop. gewonnen hat. Bei *Abaelard* und *Adam* trifft oft auf 100 Zeilen éin Hiatus; auch bei *Walther* von Chat. sind sie selten, so schlecht auch die Ueberlieferung ist. So ist No. I frei; II nur 78 Et férre prae áliis. III nur in 44. 55. 76. IV Apokalypse etwa 7 h und 10 (h). V in 45 und in dem Citat 88. VI 3. 18. VII, 118 (h). VIII, 9. 22. 25. (72. 77. 78. Citate) 104. IX, 2. 26. 95. 121. 154. 162. in 34 (h). X 5 h und 3 (h). In den 121 Zeilen bei Bernhard (Migne 184 p. 1315) ist éin h; in den 140 Zeilen des Gotfried von Viterbo (Pantheon, Mon. Script. XXII p. 305) 4 h vor est, 1 h vor 'in' und 1 (h). In den 56 Z. zu 8 ◡ — und den 126 Z. zu 8 — ◡ + 7 ◡ — der um 1118 beendeten Polenchronik des Martinus Gallus findet sich kein h. In den 203 Z. zu 8 — ◡ bei Hildebert (Migne 171 p. 1411) stehen aus rhetorischem Grunde 6 h nach Tu und Te und in Quanti illi tantus iste; sonst findet sich nur Dans usiae unitatem und Alpha et Ω. In den 316 Zeilen von Phyllis und Flora stehen 2 h nach de und 4 (h). In den 268 Zeilen von Ganymed und Helena 4 h vor est und 4 andere, dann 1 (h). Die 108 Zeilen von Jupiter und Danae sind frei von h wie (h). Im Scheirer Rythmus (232 Z.) steht (h) Str. 12, 4. 24, 3. 31, 4. 37, 3; h scheint nicht vorzukommen, da 28, 2 unsicher und 48, 1 falsch ist. Und welche Gedichte man auch untersucht, stets ist der Hiatus nur sparsam zugelassen; so in dem rohen, nur Silben zählenden Gedichte bei Du Méril 1847 p. 270 nur 5 Mal in 144 Zeilen zu 8 ◡ —. Ich will zum Beweise einige Partien der bunten Sammlung der Carmina Burana durchgehen:

No. 2 p. 2 kein h, ebenso kein h in 3 p. 3, 10 p. 8, 12 p. 10, 15 p. 12 (nur 2, 7), 16 p. 13, in dem rohen Gedichte 17 p. 14 nur 5 h, 18 p. 16 (nur 21, 2; nicht 11, 6) u. s. f. In No. 34 p. 118 sind die Reime noch unrein, doch nur 1 (h); in den grösseren Leichen sind zwischen den Zeilen manche (h), doch innerhalb der Zeilen wenige h: so in dem rohen 35 p. 119 5 h; 36 p. 121 3 h (5 h) und in der Nachahmung 174 p. 233 3 h, 1 (h); 38 p. 125 1 (h); 40 p. 129 kein h; 41, 42, 43 kein h; 45 p. 135 u. 275 1 h; 46 p. 135 kein h u. s. f.

Ich glaube, aus diesen und den obigen (S. 63) Beispielen ergibt sich die Gewissheit, dass der Hiatus den Dichtern lateinischer Rythmen aller Zeiten für unschön galt und dass, wenn auch romanische und germanische Dichter den Hiatus vermieden haben, dies dem Einflusse der lateinischen Rythmik zuzuschreiben ist.

Von dem Reime.

Ein Hauptmerkmal der Rythmen dieser Periode ist der reine zweisilbige Reim, welcher gleiche Vokale in den beiden letzten Silben und gleiche Consonanten am Anfang und Schluss der letzten Silbe verlangt:

iterat: superat, doloris: amoris.

Aber auch in dieser Periode finden sich noch viele Gedichte mit unreinen Reimen: es sind nur die Vokale der letzten Silbe gleich, die Schlussconsonanten ungleich (einsilbige Assonanz, selten) in somnis: edocti, oder es sind die Vokale der beiden letzten Silben gleich, fast stets mit gleichen Schlussconsonanten der letzten Silbe (zweisilbige Assonanz) prophetica: irrita, oder es sind nur die Vokale (und der schliessende Consonant) der letzten Silbe gleich (einsilbiger Reim) animas: recreas. Solche unreinen Reime finden sich zu jeder Zeit in kunstlosen, besonders in histo-

rischen Gedichten; so z. B. in dem Kreuzlied von 1146 Bur. 22 p. 24 einsilbige Reime meistens mit Ass. in der vorletzten Silbe, und in den 136 Z. zu 8 ⏑— vom Jahre 1223 bei Du Méril 1847 p. 277 unter vielen reinen zweisilbigen Reimen auch einsilbige, wie lectulo: proelio, tradidit: profuit, scandalis: piaculis. In der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts haben aber selbst sehr formenfeste Dichter noch unvollständigen oder unreinen Reim. So hat *Abaelard* hie und da nur Assonanz der letzten Silbe, weitaus in den meisten Fällen Reim der letzten Silbe mit häufiger Assonanz der vorletzten, und weniger häufig reinen Reim der beiden letzten Silben; demnach kann der Hymnus 'Mittit ad virginem' (Daniel II, 59; Migne 178 p. 1815; Du Méril 1847 p. 423), wenn er auch sowohl von Hiatus als von rein daktylischem Wortschlusse frei ist, nicht von Abaelard sein, da er nur zweisilbige Reime hat. Bartsch (Sequenzen S. 228) hat noch bei Adam a. S. Victore und bei anderen Franzosen eine Reihe unreiner oder unvollständiger Reime nachgewiesen (doch kann ich solche einsilbige Reime wie II, 157 Adam nicht zutrauen); allein auch in den mühsam gereimten Gedichten des Radewin (um 1140) findet sich oft noch Verschiedenheit der Consonanten, welche die beiden letzten Silben trennen. Wenn wir nun in vielen kleineren und grösseren Gedichten der Carmina Burana (z. B. No. 6 p. 5, 53 p. 147, 55 p. 147, 104 p. 182, 121 p. 195, 156 p. 220 und 72 p. 42, 35 p. 119, 89 p. 172, 141 p. 212, 143 p. 214) noch unvollständige und unreine Reime finden, brauchen wir dieselben desshalb nicht vor dem XII. Jahrhundert anzusetzen.

Doch der reine zweisilbige Reim hatte schon gegen Ende des XI. Jahrhunderts, wo der Reim mit besonderem Eifer gepflegt wurde (siehe S. 67) und zum gesetzmässigen Bestandtheil wenigstens der rythmischen Gedichte sich ausbildete, mehrfach Anwendung gefunden. L. Gautier (Les

Epop. Franç. I, 1878, p. 331) meint, der reine zweisilbige Reim sei im Anfange des XI. Jahrhunderts in Deutschland, wenn nicht erfunden, so doch besonders ausgebildet worden und dann um 1080 nach Frankreich gelangt, und führt einige kurze Gedichte aus Todtenrollen oder Grabinschriften (besonders aus Simons Gesta abbatum S. Bertini in Mon. Germ. Script. XIII p. 639 8 Hex. von 1065?, p. 643 6 Hex. von 1095) um 1090 an, die reine zweisilbige Reime haben. Wenn ich auch oben (S. 67) glaube nachgewiesen zu haben, dass der zweisilbige Reim viel älter ist und schon von den Galliern oder Iren ausgebildet, dann in den nächsten Jahrhunderten, zwar bekannt aber nicht bevorzugt, im Stillen fortlebte, bis er endlich zu einer höheren Rolle wieder hervorgeholt wurde, so stimmen doch mit der von Gautier angesetzten Zeit noch andere Fälle. Dümmler hat im Neuen Archiv I p. 180 30 Hexameter mit reinem zweisilbigen Reim (nur 1 Mal minus: idus) von 1095 veröffentlicht und S. 184 17 Hexameter derselben Art (nicht nur mit leoninischem, sondern auch mit Endreim) aus den ersten Jahren nach 1100. Doch sind dieses nur kurze Gedichte und mir ist es sehr unwahrscheinlich, dass die 300 leoninischen Hexameter mit reinem zweisilbigem Reim (nur 44 potest: obest; 297 signa: Corinna), welche Dümmler (Zeitschr. f. deutsches Alt. 14 p. 245) aus einer Handschrift in Ivrea hat drucken lassen, schon um 1075 entstanden seien; die historische Anspielung ist vielleicht anders zu deuten als Dümmler sie gedeutet hat. Noch weniger kann der berühmte Hymnus Veni sancte spiritus, 10 Str. zu 3 Z. (a a b) mit nur 3 Taktwechseln, keinem h und reinen zweisilbigen Reimen schon zur Zeit des Königs Robert von Frankreich entstanden sein. Dagegen finden wir im Anfange des XII. Jahrhunderts schon öfter die reinen Reime. So in den c. 200 Zeilen in der Chronik des sogenannten Martinus Gallus, die um 1118 abgeschlossen wurde. Und etwas später

sind in den grossen Rythmen des Petrus Vener. die reinen Reime gehäuft, während in dem daktylischen Hymnus auf Maria Magd. die Reime oft unrein sind z. B. Póndere quó scelerúm gravidós | éxoneráns levet ád superós. Auffallend ist auch in dieser Beziehung wie Reiner von Lüttich noch um 1180 (Migne 204 p. 79) gedichtet hat. Der rythmische Prolog zu dem Gedicht 'de Conflictu' hat reine Reime, die Hexameter des Gedichtes selbst haben entweder keinen oder einsilbigen Reim; das Gedicht über die Reliquien des h. Laurentius hat im Prolog Caudati und im eigentlichen Gedicht Leonini mit reinem Reim, ebenso die rythmische Oratio an denselben; dagegen das rythmische Officium de S. Spiritu wieder einsilbigen Reim. Wir können diese Thatsachen dahin zusammenfassen, dass in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts auch kunstreiche Dichter sich noch des einsilbigen Reimes bedienten; dass um 1150 der reine zweisilbige zwar zur unbedingten Herrschaft gekommen war, aber doch noch manche Dichter, denen sehr wenig an der Form lag, sich des verdrängten einsilbigen oder unreinen zweisilbigen bedienten. Neben dem zweisilbigen findet sich in manchen Gedichten auch d r e i s i l b i g e r so oft, dass er gewiss beabsichtigt ist. Von den 21 Strophen der Klage des Oedipus haben 9 dreisilbigen Reim in allen 4 Zeilen (enio, enui, erie, ilia, uria, ilii, itio, erui, abilis), 6 dreisilbigen Reim in je 2 oder 4 Zeilen (emina: umina, oculus: umulus, enuit: ebuit, erminis: iminis, abula: ecula, omui: acui); eine andere Spielart zeigt Mone No. 447, wo die Vokale der drei letzten Silben gleich, die Consonanten ungleich sind, fulgida: culmina, endida: errima, hodie: gloriae (filium: luciferum), angelos: angelos, merita: femina, emio: epio, omnia: gloria, virginum: filium, eperat: praebeat, issime: virgine, abili: flamini.

Es ist verboten, dass *dasselbe Wort* in der nächsten Zeile wieder den Reim bildet. Doch können rhetorische

Gründe dies verlangen, wie bei Hildebert (Migne 171 p. 1434):

Sine motu sine loco Motum praebes praees loco;

und so findet sich diese Reimart besonders oft (8 Mal) in dem Gedicht bei Hildebert (p. 1411).

Ueber die von einsilbigen oder von metrisch betonten Wörtern gebildeten Reime wie páscor: vás cor, apérte: supér te, habe ich oben beim Zeilenschlusse gehandelt (S. 118). *Falsche* Reime werden nicht nur von nachlässigen Dichtern gesetzt, welche Zeilen mit jamb. und troch. Reime mischen, wie Reiner Leod.

Túa me lúbricum Víveré pudícum,

sondern auch mit Uéberlegung als Künstelei; so Bur. 43 133 Str. 8

O quam dúlcia Sunt haec gáudia
Veneris furta sunt pía.
Ergo própera Ad haec múnera
Carent laude dona séra.

Ebenso in No. 57 p. 149 und 275 8 Stücke der Art 'Quéam | líneam | Jam pudoris tangere. Auf denselben Fall bei Adam II, 297 (gráni: Gethsémani, gýrum: mártyrum, fréti: pérpeti, cíbus: volatílibus) hat Bartsch (Sequ. S. 186) aufmerksam gemacht; doch Adam I, 135 'Dulcis ardor, ros divine, Bonitatis germine Eadem substantia' ist wohl genuinae zu schreiben. Noch Johannes Anglicus (p. 68 Zarncke; siehe oben S. 112) schreibt hierüber 'Annominatio ponit similia principia et correptionem et productionem attendit ut hic:

Nos trans mundi mária ducas, o María
Deviis per ávia nobis esto vía.

Diese Arten des Reimes sind aber nur seltene Ausnahmen. Die Fülle der gewöhnlichen, reinen Reime ist in

dieser Periode eine ausserordentlich grosse, da fast alle Kurzzeilen mit Reim belegt werden. Der gleiche Reim bindet nicht nur Paare von Zeilen, sondern durch die Auflösung der Langzeilen in Kurzzeilen ist der g e k r e u z t e und dann wiederum auf die mannichfachste Art verschlungene Reim herbeigeführt worden. So wurde aus dem Paar 8 —⏑ + 7 ⏑— c und 8 —⏑ + 7 ⏑— c zunächst 8 —⏑ b + 7 ⏑— c und 8 —⏑ b + 7 ⏑— c, daraus wieder 4 —⏑ a + 4 —⏑ a + 7 ⏑— c und 4 —⏑ b + 4 —⏑ b + 7 ⏑— c und mit Variationen 4 —⏑ a + 4 —⏑ a + 7 ⏑— c, 4 —⏑ a + 4 —⏑ a + 7 ⏑— c oder 4 —⏑ a + 4 —⏑ b + 7 ⏑— c, 4 —⏑ a + 4 —⏑ b + 7 ⏑— c, ja sogar mit Unregelmässigkeit Bur. 6 p. 5 frángit tránsit | velut umbra | quae non est corporea, wo der zwiefache Reim in der ersten den Schlussreim der zweiten Zeile ersetzt. Auch die aus gleichen Zeilen bestehenden Gedichte werden durch den Reim zu Strophen gegliedert, indem derselbe die gleichen Zeilen durch verschiedenartigen Reim auf das bunteste verschlingt. So haben bei Bernhard (Migne 184 p. 1315) die je 11 jambischen Achtsilber der 1. 3. und 5. Strophe die Reimstellung a b a b b b a a b, a b, die der 2. und 4. Strophe die Reimstellung b a b a a a b b a, a b, wobei alle a durch eris, alle b durch ia gebildet werden; die je 10 jamb. Achtsilber der folgenden 5 Strophen haben die Reimstellung s o s o o s s o o, o u wobei alle s durch itas, alle o durch io gebildet werden (in Str. 6 ist 'Et mortis festinatio' nach 'Homo quae vitae brevitas' zu stellen). So ist es nicht zu wundern, dass der gleiche Reim oft Zeilen von der verschiedensten Länge bindet; so gehen in Bur. 28 p. 33 die sämmtlichen Zeilen der 2. Strophe (5 ⏑— + 6 ⏑— + 3 × 7 ⏑— + 3 × 8 ⏑—) auf itur aus, und nicht nur reimen die Schlüsse der Vagantenzeilen mit den oft beigegebenen Hexametern, wie

> Néc regnábant schísmata séd vi modernórum
> Effodiuntur opes irritamenta malorum.

sondern in Bur. 156 p. 221 str. 6—11 reimen auch die Halbzeilen des Rythmus mit der Caesur des Hexameters, wie

Sí quis ístis útitur móre módernórum
Turpiter abutitur hac assuetudine morum.

Es ist natürlich, dass, um die Kunst zu zeigen, die Reime auch vielfach gehäuft wurden; hiefür nur wenige Beispiele: Bur. 74 p. 165 enden 22 Zeilen abwechselnd auf ium und io; Omer 25 32 Z. abwechselnd auf ies und ium; Mone 376 7 Z. auf io, 7 uit, 7 itur, 7 itas. Bur. 95 p. 174 (Marner; bei Zingerle Wien. Sitzungsber. 54, 1866, p. 319) 7 auf a, 7 e, 7 i, 7 o, 7 u; Bur. 98 p. 177 20 Z. auf ies; Mone 665 22 Z. auf ia, Flacius No. 71 29 Z. auf io. Doch scheinen die rythmischen Dichter, welche ja auch auf die Wahl der verschiedenen Zeilen, auf den Bau der Strophen und ganzen Gedichte bedacht sein mussten, nicht so viel Künstelei entwickelt zu haben als die Dichter der gereimten Hexameter [1]) (denn ausser einigen sapphischen Strophen finden sich andere quantitirende Zeilen- und Strophenarten mit Reim äusserst selten); diesen war die Form gegeben, und sie konnten sich der Reimkünstelei ungestört überlassen. Wenn z. B. die Zeilen

Peracto triduo vitam in mortuo reformans corpore
Surgit continuo nullo jam denuo passurus tempore

an Künstelei es aufnehmen können mit den Hexametern

Soluere vincula pellere vincula noxia cures
Sunt mala saecula sunt modo regula pessima plures,

so zählt das rythmische Gedicht (Migne 189 p. 1012) nur 208 Zeilen, das quantitirende (bei Flacius p. 232) fast 3000.

1) Die vielen verschiedenen Arten der gereimten Hexameter habe ich in der Abhandlung 'Radewins Gedicht über Theophilus', Sitzungsber. der Akad. 1873 I, zusammengestellt.

Ueberhaupt scheint mir dieser Tausch vorgekommen zu sein: der Reim war ursprünglich aus der rythmischen Dichtung in die quantitirende gekommen (siehe oben S. 68); der regelmässige zweisilbige Reim aber wurde in saec. XI-XII zuerst in den Hexametern herrschend und gesetzmässig und ging von da in die rythmische Dichtung über.

Von den Zeilenarten.

Die Zahl der Zeilen in der früheren Periode war eine bescheidene. Wir fanden die Kurzzeilen 5 — ᴗ, 6 ᴗ —, 6 — ᴗ, 7 ᴗ —, 7 — ᴗ, 8 ᴗ —, 8 — ᴗ und in 4 — ᴗ + 7 ᴗ — auch den Theil von 8 — ᴗ verwendet, um (nicht zahlreiche) Langzeilen zu bilden. Zu diesen Kurzzeilen ist in dieser Periode noch 5 ᴗ — zu rechnen, und auch Zeilenstücke von 1, 2 u. 3 Silben, sowie die Stücke von 4 ᴗ — und 4 — ᴗ finden sich selbständig unter jene Kurzzeilen gemengt. Diese Kurzzeilen finden sich nun in vielerlei Verbindungen; entweder folgen sich die gleichen Kurzzeilen, wie 5 ᴗ — + 5 ᴗ —, 7 ᴗ — + 7 ᴗ —, oder verschiedene, wie 8 — ᴗ + 7 ᴗ —, 7 ᴗ — + 6 — ᴗ. Von diesen Verbindungen ist der Schluss stets mit Reim belegt, das erste Stück ist bald ohne Reim, bald hat es ebenfalls Reim, als 7 ᴗ — a + 7 ᴗ — b oder 7 ᴗ — a + 7 ᴗ — a, 8 — ᴗ a + 7 ᴗ — b u. s. f. Wenn alle Kurzzeilen gereimt sind, so kann man zweifeln, ob man noch von Langzeilen sprechen darf; allein die Dichter wechseln selbst mit dem Reim. So in Kehrein Sequ. No. 147 (Daniel V, 208), wo auf 6 Zeilen zu 7 ᴗ — a + 7 ᴗ — b und 6 Z. zu 7 ᴗ — c + 6 — ᴗ d folgen 2 Z. zu 7 ᴗ — + 6 — ᴗ e, 2 Z. zu 7 ᴗ — + 7 ᴗ — f, und 4 Z. zu 7 ᴗ — + 6 — ᴗ g. Ich nehme also die Verbindungen der Kurzzeilen hier auf wie Langzeilen und reihe sie bei der Kurzzeile ein, welche das erste Stück bildet.

Sehr selten ist der Fall, dass die Zeilen von 9, 10 oder 11 Silben nicht eine regelmässige Pause haben, sich also

nicht als die Verbindung von zwei bestimmten Kurzzeilen behandeln lassen. Silbenreihen mit wechselnder Caesur oder Pause, welche bei den Griechen und Römern gewöhnlich und in den nationalen Dichtungen des Mittelalters nicht selten sind, wurden in der lateinischen rythmischen Poesie der älteren Periode ängstlich gemieden, was wohl ein Erbstück aus der trockenen Handhabung des Versbaues in der späten quantitirenden Poesie war. So kam es, dass auch die lat. rythmischen Dichter unserer Periode von der Fessel der stets gleichen Pause nur sehr selten sich frei machen konnten.

Viele rythmische Gedichte dieser Periode sind noch nicht gedruckt; selbst von den gedruckten habe ich die Hymnen nur vereinzelt in Betracht gezogen, und doch ist die Fülle der hier zusammengestellten Zeilenarten eine grosse. Bestimmte Gesetze in der Zusammenstellung der Kurzzeilen zu Langzeilen kann ich nicht finden. Aber natürlich haben sich nur die wohlklingenderen Bahn gebrochen. So wurden von den Verbindungen gleicher Glieder die mit gleichem Reime der Kurzzeilen gemieden, wenn die Kurzzeilen nur wenige Silben umfassen; 6 ◡— a + 6 ◡— a, 7 ◡— a + 7 ◡— a finden sich in der bessern Zeit selten in längerer Reihe. Von den Verbindungen der ungleichen Kurzzeilen wurden besonders die beliebt, welche bei gleichem Tonfall wechselnden Schluss hatten, also nicht 8—◡ + 7—◡ aber 8—◡ + 7 ◡— oder 8 ◡— + 7 —◡; nicht 7 ◡— + 6 ◡—, wohl aber 7 ◡— + 6—◡.

In den Verbindungen zu 4—◡ + 5 ◡— und 4—◡ + 6 ◡— kommt es sehr oft vor, dass die *Basis*, das Stück zu 4—◡, schwankt, d. h. mit 4 ◡— vertauscht werden kann. Adam hat nur 4—◡ + 6 ◡—, Abaelard hat nur 4—◡ + 7 ◡—, aber auch 4 ◡— + 5 ◡— und 4 ◡— + 6 ◡—, und fast alle anderen Dichter lassen in 4—◡ + 6 ◡— auch 4 ◡— zu. Sonst ist dies Schwanken des ersten Zeilenstückes

selten. Nur in den über 200 Z. bei Du Méril 1847 p. 128 (zu 6 ⏑ — x + 6 ⏑ — a) steht im 1. Gliede statt 6 ⏑ — x sehr oft 6 — ⏑; ebenso kann in den Zeilen zu 6 ⏑ — a + 6 ⏑ — a + 6 ⏑ — b bei Reiner Leodic. (Migne 204 p. 95) statt der beiden ersten Stücke zu 6 ⏑ — a auch 6 — ⏑ eintreten; ebenso steht in den Z. zu 8 — ⏑ + 7 ⏑ — desselben Reiners auch oft 8 ⏑ —. Sonst aber ist unreiner Schluss in diesen ersten Kurzzeilen ebenso selten wie in den letzten. Die zusammentretenden Kurzzeilen sind meistens nur um 1 Silbe länger und kürzer; denn die nicht häufige Verbindung 7 ⏑ — + 4 ⏑ —, 7 ⏑ — + 4 — ⏑ scheint mir eine Nachahmung des Gesanges zu sein.

Bartsch hat (Zeitschrift f. roman. Philol. III, 1879, 359—384) versucht, mehreren Zeilen (von 7 + 7 Silben, von 11 = 8 + 3 oder 7 + 4, von 10 = 5 + 5, und von 9 Silben) Keltischen Ursprung nachzuweisen. Er ging davon aus, er sei berechtigt, wo er bei Franzosen und Provenzalen Formen antreffe, die im Keltischen sich wiederfinden, im Lateinischen aber nicht begegnen, einen Zusammenhang anzunehmen. Da aber all diese Zeilen im Lateinischen uns begegnen, und zwar oft und schon frühe (vgl. z. B. die Zeilen zu 5 ⏑ —), so kann ich wenigstens einen solchen Einfluss des Keltischen, wie ihn Bartsch sich dachte, nicht annehmen. Die Sache steht vielmehr so: Wir sehen schon bei Abaelard eine grössere Anzahl von zusammengesetzten Zeilen, von denen wir in der früheren Periode Nichts gesehen haben, die aber auch nicht als Umbildungen antiker Zeilen angesehen werden können. Abaelard hat seine Hymnen kurz vor 1130 gedichtet; er sagt nur von den früheren Hymnen 'tanta est frequenter inaequalitas syllabarum, ut vix cantici melodiam recipiant, sine qua nullatenus Hymnus consistere potest'; dass er die Zeilenarten seiner Gedichte selbst erfunden habe, sagt er nicht. Wenn dennoch manche von ihm erfunden sind, so beweist sein Stillschweigen zum

mindesten, dass damals solche Zeilenconstructionen nichts Seltenes waren. Die Thatsache steht fest: im Uebergange des XI. zum XII. Jahrhundert tritt eine Fülle von neuen Zeilen- und, wie sich nachher zeigen wird, von neuen Strophenformen auf. Die Dichter waren offenbar damals von einem neuen Geiste erfüllt; sie wagten es, ja sie fanden es für rühmlich neue Formen zu schaffen. Die Frage ist nun, wie sie dieselben schufen. Bei dem ältesten provenzalischen Dichter ganz im Anfange des XII. Jahrhunderts und bei einigen ihm folgenden, Abaelard nahe stehenden, finden sich auch neue Zeilen- und Strophenarten, und es wäre demnach möglich, dass die lateinische Rythmik manche Formen aus der provenzalischen entlehnt habe. Ich glaube das nicht. Denn jene Formen sind im Verhältniss zu den bei Abaelard vorkommenden wenig an Zahl und in Hinsicht auf die Pausen und den Schluss der Zeilen viel unreiner als die lateinischen. Viel weiter brächten uns diese provenzalischen Dichter auch nicht; denn sie sind alle ebenfalls Kunstdichter, die ihre Formen selbst erfunden haben können. Auf der andern Seite hatten die lateinischen Dichter in den kühnen, vielgestaltigen Tongebänden der alten Sequenzen ein hohes Ziel, dem nachstrebend sie zur Schöpfung neuer Zeilen und Strophen geführt werden mussten; ferner war die Musik theoretisch und praktisch mit ausserordentlichem Fleisse betrieben worden. So haben wir schon im XI. Jahrhundert einige neue Strophenformen und bei Petrus Damiani († 1072) eine neue Strophen- und Zeilenform gesehen. Der kühne Aufbau der grossen Gedichte Abaelards (vgl. Planctus

---

1) Ich citire besonders die schon oben S. 41 genannten Carmina Burana (*Bur.*), *Du Merils* 1843, 1847 und 1854 erschienene Sammlungen, Mones Hymnen, die Oeuvres poétiques d'*Adam* de S. Victor von Gautier, *Archipoeta* in Grimms kleinen Schriften III, dann die von Mone im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit VII. 1838, S. 102 –114 und 287–297 gedruckten Gedichte der Handschrift No. 351 in

III und IV) zeigt, dass dies nicht der erste Schritt auf einem neuen Wege ist, sondern dass schon Manche vorangegangen waren, deren Namen und Gedichte wir eben nicht kennen. Meine Ansicht ist demnach, dass viele Dichter sich oft die Kurzzeilen nach eigenem Gutdünken zusammenstellten. Für den Strophenbau leugnet dies Niemand, warum sollte es bei den Zeilen anders gewesen sein?

Rythmische Daktylen.

Allerdings bestehen die regelmässigen rythmischen Reihen nur aus Trochäen und Jamben, und daktylischer Tonfall ergibt sich nur beim Eintritt von Taktwechsel. Da aber die lateinische Sprache dem daktylischen Tonfall auch in Rythmen nicht widerstrebt und da sogar in den deutschen Gedichten des Mittelalters daktylische Reihen vorkommen, so wäre es sonderbar, wenn in den lateinischen Rythmen sich gar keine rythmischen Daktylen fänden. Ich habe solche in folgenden Gedichten gefunden: a) Im Weihnachtsspiel der Carm. Bur. 202, 47 p. 92 sind 8 Strophen der Art

Cóncupescéntia míxti sapóris
In'gerit sómnia lénis amóris

also genau entsprechend den quantitirenden Daktylen in Bur. 46 p. 136

Hoc amor (?) praedicat baec macilenta
hoc sibi vendicat absque perempta

In Bur. 44 p. 134 sind verschiedenartige Stücke: Str. 2 zwei Stücke der Art:

Jámque Dióne iócis agóne rélevat, crúciat córda suórum.

Str. 3 besteht aus 2 solchen Paaren

Téla Cupídinis áurea gésto I'gnem commércia córde molésto.

---

der Stadtbibliothek zu S. *Omer*, die 10 Gedichte des *Walther* v. Chat. nach der ungenügenden Ausgabe von W. Müldener Hannover 1859; *Flacius*, varia . . de corrupto ecclesiae statu poemata a. 1754; für *Abaelard* benutzte ich die Ausgabe in Mignes Cursus Patrol. 178, für welche die Hschr. neu benützt wurde. Mit x bezeichne ich reimlosen Zeilenschluss.

In Str. 4 scheinen quantitirende Adonier und rythm. Viersilber wie 'expáveo' gemischt zu sein. Vgl. Bur. 167 p. 229 Str. 1. Die Zeilen in Brit. Mus. Egerton 274 (Philipp de Grève?, P. Meyer Archives d. miss. Sér. II, 3 p. 284)

Veritas equitas largitas corruit etc. (vgl. S. 149)

sind eher als 6 ◡— + 6 ◡— zu lesen.

Zeilenstücke von weniger als 5 Silben.

Beim Singen wird sehr oft innerhalb der Zeile eine Pause gemacht und so die Zeile in 2 Stücke zerlegt. Die Dichter haben dies nachgeahmt und diese Pause oft durch Reim kennbar gemacht. Wenn also bei Adam, der die Strophe zu 7 ◡— a a b c c b gerne anwendet, sich I, 131 findet

Spiritus paraclitus Procedens divinitus
Manet ante secula.
Populis discipulis Ad salutem sedulis
Pacis dedit oscula

und so fort durch 5 Strophen, so ist hier offenbar der erste Siebensilber in 2 Theile zu 3 ◡— a + 4 ◡— a zerlegt. Wenn bei dieser Theilung Stücke mit gleichem Schlusse entstehen, so können sie unter sich reimen; andernfalls muss jedes Stück in einer andern Zeile seinen Reimgenossen suchen. Im Allgemeinen sind diese Zerlegungen der Zeilen nicht häufig und finden sich fast nur in kunstvollen und zum Gesang bestimmten Gedichten. Man liebte es, diesen besondern Innenreim durch den sonst fast verbotenen Gebrauch eines schweren einsilbigen Wortes zu markiren, so Bur. 36 p. 123 Gratia solatia, mea dos amorum flos, mea lex livorum fex; mea dux te mea lux.

Diese Z e r l e g u n g findet sich häufig in den troch. Siebensilbern in der oben gezeigten Weise 3 ◡— a + 4 ◡— a, so in Bur. 42, 131 'nemoris vis frigoris', 'rideo cum video'; 191 p 251 o et o cum gaudio, 15 p. 12 Judica nil claudica; 10 p. 8, wo in 4 Strophen jede 2. und 5. Zeile so getheilt ist. Die andere Theilung zu 4 —◡ + 3 ◡— findet sich vielleicht in Abaelards Planctus I

Miserande iuvenis: Gentis tantae concidis.

In Bur. 45 p. 275 möchte ich der Interpunktion wegen verbinden

Brachia eius ligo, pressa figo basia, nec talia . . und
Strenua sese plicat et intricat genua, nec ianua etc.

Ebenso sind die 9 Strophen von Mone 582 zu je 2 Mal

Jesse proles quibus doles leva moles scelerum
Mater solis carens dolis lux in polis siderum

nur die Langzeilen 8 —⏑ + 7 ⏑— zerlegt in 4 —⏑ a + 4 —⏑ a, 4 —⏑ a + 3 ⏑— b. Ueber die Zeilen zu 4 —⏑ a + 4 —⏑ a + 3 ⏑— b siehe nachher.

Die trochäischen Achtsilber sind in der Regel zu 4 —⏑ + 4 —⏑ zerlegt und diese Theile oft unter sich gereimt; siehe hierüber bei der Zeile 8 —⏑. Andere Zerlegung wie Fidelis | in coelis | coetus und Volenter | decenter | laetus (Bartsch Sequ. p. 226) oder Pallentis aurore | rore und Fluit ex amore | more bei Johannes Anglicus (Zarncke p. 70) sind selten. Auch der jambische Achtsilber (8 ⏑—) wurde nicht selten in 4 ⏑— a + 4 ⏑— a zerlegt. So ist von den je 4 Zeilen zu 8 ⏑— in Bur. 20 p. 21 Str. 2 und 6 je die 3. und 4. gebildet aus 4 ⏑— a — 4 ⏑— a + 8 ⏑— a.

Andere Zeilen sind seltener zerlegt (vgl. Bartsch Sequ. p. 236). In einem Gedichte der Sterzinger Handschrift (bei Zingerle, Wiener Sitzungsber. 54, 1866, S. 324) avis suavis statt 4 —⏑; Bur. 57 p. 149 u. 275 vidi viridi, videns invidens mit falschem Reime statt 5 ⏑—. Die Theilung von 6 —⏑ zu Sic in duris curis. Irretitur citur (bei Zingerle p. 324), Lupus ut astutus, Polo sine dolo bei Mone 854 ist unschön; sonst konnte man 6 —⏑ und 6 ⏑— nur mit Hilfe des Taktwechsels theilen; so hat Abaelard Planctus I statt 6 —⏑ + 7 ⏑—:

Vae mihi, vae tibi, miserande iuvenis.
In strágem commúnem gentis tantae concidis.

Bur. 43 p. 133 Str. 5 Est pater est mater, | Est frater qui quater.

Häufiger sind die Z. 6 ⏑— zerlegt; z. B. Adam I, 50 Intonet consonet, wobei dann oft der durch ein schweres, einsilbiges Wort gebildete Reim eintritt: Bur. 149 p. 56 Anna dux mea lux | Iste quis sit ambigo. So sind vielleicht auch die Strophen im Brit. Mus. Egerton 274 (Philippe de Grève? bei P. Meyer, Archiv d. missions Sér. II, 3 p. 284) als 6 ⏑— a + b, 6 ⏑— a + b, 4 ⏑— a + b zu messen:

Veritas, aequitas, largitas corruit
Falsitas pravitas, parcitas viguit
Urbanitas evanuit.

Die Zeile 7 —⏑ scheint in 3 —⏑ a + 4 —⏑ a zerlegt zu

sein in Bur. 160 p. 225 Procantem anhelantem, Flacius 52 Ingrate pietate. Viel gefälliger ist die Theilung zu 4 ◡ — + 3 — ◡ in Bur. 45 p. 275 (7 ◡ — + 7 — ◡):

Mitior amasia Dans basia mellita.
Veluti sub anxio Suspirio sopita.

Bur. 38 p. 126 zum Schluss von Str. 5 u. 6 je 1, und zum Schluss von Str. 7 und 8 je 2 Verbindungen zu 7 ◡ — a + 4 ◡ — a + 3 — ◡ b = 7 ◡ — + 7 — ◡.

Wiederholung von Zeilenstücken.

Beim Gesang wird ganz gewöhnlich im Anfang oder am Schluss der Zeile ein beliebiges Stück derselben wiederholt. Natürlich sind diese Wiederholungen in den nicht neumirten Handschriften selten ausgeschrieben, wie Bur. 145 p. 216 Refrain Vincula, vincula, vincula rumpebat. Dieses Verfahren des Gesanges scheinen die Dichter nachgeahmt zu haben, indem sie statt der repetirten gleichen Worte, andere von demselben Tonfall setzten. Wenn so das Stück einer Langzeile, also eine Kurzzeile, doppelt oder öfter gesetzt wurde, so entstand daraus eine Strophe; so ist aus 7 ◡ — + 7 ◡ — b, + 7 ◡ — + 7 — ◡ b entstanden die Reimstrophe 7 ◡ — a a b, 7 ◡ — c c b, aus 8 — ◡ + 7 ◡ — b, + 8 — ◡ + 7 ◡ — b die berühmte Strophe 8 — ◡ a + 8 — ◡ a + 7 ◡ — b, 8 — ◡ c + 8 — ◡ c + 7 ◡ — b. Zur Zeilenbildung konnte dieses Prinzip der Wiederholung nur insofern dienen, als man Stücke der zerlegten Kurzzeile repetirte.

Sind die Zeilen in gleiche Theile zerlegt, so ist unsicher, ob man sich die Wiederholung im Anfang oder im Schluss denken soll. So Bur. 20 p. 21 Perit lex | manet fex | bibit grex und Sed cum sis | plena vis | cedat lis. Dann der Refrain von Bur. 81 p. 167 O vireat, o floreat, o gaudeat | In tempore iuventus; Bur. 8 p. 6 Spem concipis, te decipis et excipis | Ab aula summi principis. vgl. Omer 19, Bur. 42 p. 132 Schluss; so ist in Bur. 59 p. 150 eine Masse von 9 Mal 4 ◡ — auf ia eingeschlossen von 7 ◡ — ia und 8 ◡ — ia. 4 — ◡ + 4 — ◡ + 7 ◡ — (= 8 — ◡ + 7 ◡ —) ist erweitert in den 6 Zeilen zu 4 — ◡ a + 4 — ◡ a + 4 — ◡ a + 7 ◡ — b in Bur. 154 p. 217 Str. 1. 4. 7:

Eia dolor nunc me solor velut olor albus neci proximus;

vgl. Daniel Thes. II, 68. Zu einer Art Strophe geworden sind die 20 Zeilenpaare zu 4 — ◡ a + a + b, 4 — ◡ c + c + b,

die Abaelards Hymn. 74—77 bilden und von denen 4 Paare auch im Planctus V vorkommen:

Israelis murus fortis unde meus
Inimicus et amicus eras summus.

Deutlicher ist diese Erweiterung, wenn die Theile der zerlegten Zeile ungleich sind; nur kann hier öfter Zweifel eintreten, in welcher Weise man die Zeilentheile zusammenfassen will. So wird in Bur. 151 p. 59 (Bartsch Sequ. p. 242) die erste und letzte Strophe geschlossen durch 4 ⏑— + 4 ⏑— + 3 —⏑ = 7 —⏑: Exceperam | me miseram | quid feci. So Bur. 3 p. 3 8 ⏑—a, + 4 ⏑—a + 4 ⏑—a + 3 —⏑ b = 8 ⏑— + 7 —⏑; vgl. Omer 28. So erklärt sich wohl am einfachsten die Zeile 4 —⏑ a + 4 —⏑ a + 3 ⏑— b als die zerlegte und durch Verdoppelung des ersten Gliedes erweiterte Zeile 7 ⏑— = 4 —⏑ + 3 ⏑—; man kann sie freilich auch für die alte Zeile 4 —⏑ + 7 ⏑— mit Zerlegung der Z. 7 ⏑— in 4—⏑ + 3 ⏑— ansehen. Abaelard hat im Planctus III 2 Paare der Art:

O stupendam plus quam flendam virginem
O quam rarum illi virum similem.

Derselbe hat im Hymn. 78 und 79 4 Str. zu je 4 Z. der Art, denen er in Hymn. 80 und 81 4 Strophen zu 4 Z. von 4 —⏑ + 7 ⏑— parallel gesetzt hat. In Bur. 154 p. 217 schliesst Str. 2. (5.) 8 mit je 4 Z. der Art und Joh. Anglicus (p. 58 Zarncke) citirt:

Deo meo raro paro titulum
Astra castra regit egit seculum.

Wie in den Strophen die Zahl der Theile der Langzeilen, so wurde auch die Zahl der Zeilentheile noch vermehrt; so bei Petrus Clun. (Migne 189 p. 1017) 4 —⏑ + 4 —⏑ a, 4—⏑ + 4—⏑ a + 3 ⏑—b; Bur. 59 p. 150 6 Mal 4—⏑ (ecto) + cilia.

Auf diese Weise lässt sich vielleicht eine sehr schwierige Zeilenart erklären. Abaelard Planctus III hat 47 Zeilen, die fast alle zu ⏑—⏑ a + ⏑—⏑ a + —⏑⏑— b gebaut sind:

Ad féstas choréas cóelibes.
Et plánctus ut cántus célebres.

In manchen Zeilen fehlt der Innenreim, wie 'Promísso | que fráudet | dóminum', in andern tritt im ersten oder zweiten oder in beiden —⏑⏑ statt ⏑—⏑ ein: U'nicae quod nóce díluit. Hac válde vírgine nóbiles. A'nnuos vírginum elegos. Dann

finden sich 9 Z. mit dem Baue ⏑—⏑ a + ⏑—⏑ a + —⏑— ⏑—b:

Nec méae nec túae óbstes glóriae
Perágrans et plórans vácem planctibus;

nur 2 Mal steht —⏑⏑ statt ⏑—⏑.

Ich kann die erste Zeilenart nicht als Neunsilber mit Innenreim fassen; denn abgesehen von allen andern Bedenken, wie den Caesuren, kennt Abaelard keine Neunsilber der Art; auch die 2. Art kann nicht als Verbindung von Sechssilber und Fünfsilber erklärt werden; denn der Sechssilber würde 1 Mal jambisch, 8 Mal trochäisch enden. Vielmehr scheinen mir jene Verse Sechssilber (6 ⏑—), diese Achtsilber (8 ⏑—) mit Repetition der ersten drei Silben zu sein; indem statt 'Ad féstas, ad féstas vírgines' gesetzt ist 'Ad féstas choréas vírgines' und statt 'Perágrans, perágrans vacem planctibus': 'Peragrans et plorans v. pl.' Da nun die Zeile 6 (8) ⏑— ebenso gut mit —⏑⏑ als mit ⏑—⏑ beginnen kann, so gestattete sich Abaelard auch einige Male —⏑⏑ statt ⏑—⏑ zu setzen.

Wiederholung am Schlusse.

Auf die Wiederholung von Schlusssilben beim Gesang sind Zeilen zurückzuführen, wie Omer 4:

Festa dies agitur Qua sol verus oritur
Suscipit natura naturam
Redimit factura facturam.

Bei Du Méril 1847 p. 22 folgen auf 10 Z. zu 4 ⏑— + 6 ⏑— mit dem Reim eris wie 'O natio nefandi generis' 4 erweiterte Zeilen, in welchen die letzten Silben von 4 ⏑— repetirt sind, wie

Considera misera quare damnaberis
Quod literam perperam interpretaveris.

Aus diesem Prinzip der Wiederholung am Schlusse sind, wie ich glaube, die Zeilenverbindungen zu erklären, in welchen sich 4 ⏑— an die jambisch schliessenden Kurzzeilen 5 ⏑—, 7 ⏑— und 8 ⏑— anschliesst. Die Verbindung von 8 ⏑— und 4 ⏑— findet sich häufig, indem 4 ⏑— bald vorangeht, bald nachfolgt; die Verbindungen 5 ⏑— + 4 ⏑—, 7 ⏑— + 4 ⏑— habe ich bei den betreffenden Kurzzeilen besprochen.

Der Möglichkeiten, diese kurzen Zeilenstücke mit einander zu verbinden, sind oft mehrere. In manchen, wenn auch im Vergleich zur deutschen Poesie (vgl. Bartsch Germania XII,

129—194) wenigen, Gedichten sind der Zerlegungen so viele, dass eine Gliederung derselben zu gewöhnlichen Zeilen sehr schwierig ist; vgl. Bur. 200 p. 78, 160 p. 224. Flacius 42, 56 u. andere. Andererseits wird es nicht Wunder nehmen, dass ein oder das andere dieser Zeilenstücke auch selbständig gebraucht wurde. So ist der Schluss der 5 Strophen von Bur. 23 p. 25 gebildet aus 8 — ᴗ a a a + — ᴗ b + 8 — ᴗ a a + — ᴗ b, und — ᴗ — findet sich öfter zwischen längeren Zeilen eingeschoben; vergl. Bur. 84 p. 170. 201 p. 79 Das Stück ᴗ — ᴗ ist zum Abschluss von 7 ᴗ — benützt in Bur. 38 p. 126 und in dem Schlusse Bur. 161 p. 225 (nach der Hdschr.):

Sentio Veneris officio turbari
Oculus Cordis hanc praeambulus venari.

Häufiger treten die *jamb. Viersilber* (4 ᴗ —) selbständig auf. Selten als Basis einer Zeile, wie wohl in Bur. 42 p. 131:

Et aethera silentio turbavit
Exilio dum aves relegavit,

und in der Verbindung 4 ᴗ — + 6 ᴗ — (siehe bei 6 ᴗ —); häufiger mit 8 ᴗ —; dann in Verbindung mit trochäisch schliessenden Zeilen; so werden Bur. 179 p. 240 5 Z. zu 8 — ᴗ (auf iti) geschlossen mit 'non dormiant | et sermones inauditi | prosiliant; vgl. die Verbindungen 5 — ᴗ + 4 ᴗ —, 6 — ᴗ + 4 ᴗ — und 7 — ᴗ + 4 ᴗ —.

Der *trochaeische Viersilber* (4 — ᴗ) tritt häufiger selbständig auf; vgl. Mone 554, wo die Strophen aus folgenden Zeilen zusammengesetzt sind 1) 6 — ᴗ x + 4 — ᴗ a + 5 — ᴗ a + 4 — ᴗ b; 2) 4 — ᴗ x + 6 — ᴗ a + 5 — ᴗ a + 4 — ᴗ b; 3) 7 ᴗ — n + 7 — ᴗ x + 4 — ᴗ b. Die Basis bildet 4 — ᴗ in den Verbindungen 4 — ᴗ + 5 ᴗ —, 4 — ᴗ + 6 ᴗ —, 4 — ᴗ + 7 ᴗ — (4 — ᴗ + 7 — ᴗ), wo es bei vielen Dichtern mit 4 ᴗ — wechselt.

Trochaeische Fünfsilber (5 ᴗ —).

Der jambische Fünfsilber, welcher in der früheren Periode uns nicht vorgekommen ist, findet sich in dieser nicht selten. Er ist natürlich stets frei von Taktwechsel.

Abaelards hymn. 62—69 enthält 27 Str. von je 3 Z. zu 5 ᴗ — + 5 ᴗ — a, ger. zu 3, z. B. Pórtae cláviger | áulae caelicae; (1 h; in Hymn. 65 u. 66 einige fehlerhafte Zeilen; hymn. 68 = Dan. 5, 235 = Kehrein 385; vgl. Bartsch Sequ. p. 214).

5 ◡— a + 5 ◡— a findet sich in Mone 418 von 7 —◡ b + 7 —◡ b gefolgt; ebenso 5 ◡— a + 5 ◡— a + 5 —◡ b in Bur. 154 p. 218 Str. 3. 6. 9; 5 ◡— a + 5 ◡— a + 8 —◡ a 2 Mal in Bur. 43 p. 133 Str. 8. Für die Verbindung 5 ◡— a + 5 ◡— b bieten die 3 Strophen von Bur. 163 p. 226 ein schönes Beispiel, wo 8 Z. zu 5 ◡— mit Reimstellung a b a b a b a a durch 4 ◡— b abgeschlossen werden.

In verschiedenen Verbindungen geht 5 ◡— voran. So in 5 ◡— + 4 ◡—: Cur damnaberis | gens misera in Bernhards Hymn. Laetabundus. In Omer 8 schliesst jede der 5 Strophen mit 2 Mal 5 ◡— a + 4 ◡— a + 6 ◡— b; ebenso kommt in Mone 170 öfter die Verbindung vor: propter fragiles | ut agiles. Mit 6 —◡ verbunden in Bur. 133 p. 206: 4 Str. zu 5 ◡— a + 6 —◡ b + 5 ◡— a + 6 —◡ b + 5 ◡— a + 5 ◡— a + 6 —◡ b + 5 ◡— a. In Bur. 166 p. 228 ist Str. 1 zusammengesetzt aus 3 Mal 5 ◡— x + 6 —◡ a + subveni, Str. 2, 3 u. 4 dagegen aus 3 Mal 5 ◡— x + 6 ◡— a + subveni; der Refrain besteht aus 5 ◡— x + 6 ◡— a + subveni.

Gemischt findet sich 5 ◡— in Bur. 24 p. 27 mit Zeilen zu 4 + 6 ◡—, in Abael. Planct. IV 5 ◡— a + 8 ◡— a + 4 —◡ b (18 Strophen); in Bur. 11 p. 8 beginnen 9 Str. mit 2 × (5 ◡— a + 3 —◡ b + 4 ◡— c), vielleicht = 8 —◡ mit Innenreim + 4 ◡—; die Verbindung 8 —◡ + 5 ◡— a + 7 ◡— a kommt in Bur. 43 p. 133 Str. 3 zwei oder drei Mal vor.

Als Schluss findet sich 5 ◡— in verschiedenen Verbindungen; so in 4 —◡ + 5 ◡—; 6 —◡ + 5 ◡—; 7 ◡— + 5 ◡—; 8 —◡ + 5 ◡—. Den Neunsilber 4 —◡ + 5 ◡— hat Abaelard öfter verwendet; so in Planctus II 8 Z. gereimt zu 2 (3 Z. mit 4 ◡—); dann besteht Hymnus 86—94 aus 32 Strophen zu 4 × (4 —◡ + 7 ◡—) und 2 Z. zu 4 —◡ oder 4 ◡— + 5 ◡— b; vgl. Mone 1050 Str. 5 und die 12 Zeilen in dem münchener Rachelspiel, Du Méril Origines p. 172 u. 174.

Jambische Fünfsilber (5 —◡).

Ueber den Taktwechsel in dieser Zeile siehe oben S. 121, über den rein daktylischen Wortschluss S. 125. Diese Adonier wurden schon in der früheren Zeit selbständig zu Gedichten verwendet. Während in Abaelards Planctus I 6 Z. zu 5 —◡ x + 5 —◡ a stehen mit 5 daktyl. Wortschlüssen, stehen in Hymn. 48, 49 u. 50 72 Z. gereimt zu 3 (a a b), wobei jede

3. Z. (b) in 48 auf a, in 49 auf at, in 50 auf um reimt, so dass vielleicht 24 Langzeilen zu 5 — ⏑ a a b (c c b etc.) anzunehmen sind; darin finden sich nur 2 daktyl. Wortschlüsse. 5 — ⏑ a a a a und 5 — ⏑ a a a findet sich in Bur. 43 p. 133 Str. 5 u. 6.

Von den Verbindungen, in welchen 5 — ⏑ die Basis bildet, ist die auffallendste die Zeile 5 — ⏑ x + 4 ⏑ — a, welche Abaelard Hymn. 70—73 in 12 Str. zu 4 Z., gereimt zu 4, verwendet hat, ohne h, aber mit 13 rein daktyl. Wortschlüssen und den 2 Z. 'Pedes eorum | pedes recti' und 'Tamquam ex aere | sint candenti'. 31 sapphische Strophen aus 5 — ⏑ + 6 — ⏑ gebildet finden sich in Zeitschr. f. deutsch. Alt. 5 (1845) p. 467, ohne Reim; Borgia (Memorie di Benevento II, 277) hat 10 sapph. Strophen mit nur 2 Z. zu ⏑ — ⏑ — ⏑, 38 zu — ⏑ ⏑ — ⏑ und ohne Tw in den Zeilen zu 6 — ⏑; jedes Stück zu 5 — ⏑ reimt mit dem folgenden 6 — ⏑ z. B. Aula beati | praesulis barbati; der Schluss 5 — ⏑ ist ohne Reim; ich glaube nicht, dass das Gedicht vor dem XII. Jahrhundert entstanden ist. Die sapphische und die alcaeische Zeile (5 — ⏑ + 6 ⏑ —) sind gemischt in der Strophe bei Adam II, 219: 2 Mal (5 — ⏑ a + 6 — ⏑ b) + 7 ⏑ — c, + 2 Mal (5 — ⏑ d + 6 ⏑ — e) + 7 ⏑ — c und in den 3 Strophen von Bur. 83 p. 169, welche beginnen mit 2 Mal (5 — ⏑ a + 6 ⏑ — b) + 2 Mal (5 — ⏑ c + 6 ⏑ — d) + 2 Mal (5 — ⏑ e + 6 — ⏑ f); besonders aber in dem Leiche Bur. 62 p. 153, dessen Str. 1. 2. = 9. 10 bestehen aus 3 Mal (5 — ⏑ a + 6 — ⏑ b), Str. 3. 4 = 11. 12 aus 3 Mal (5 — ⏑ a + 6 ⏑ — b), Str. 5. 6. 7. 8 = 13. 14. 15. 16 aus 3 Mal (5 — ⏑ a + 5 ⏑ — b). In den 48 Z. zu 5 — ⏑ finden sich 9 rein daktyl. Wortschlüsse.

Vgl. die Zeilen 7 ⏑ — + 5 — ⏑.

Jambische Sechssilber (6 ⏑ —).

Die Zeile 6 ⏑ — ist uns in der früheren Periode in der alcaeischen Zeile 5 — ⏑ + 6 ⏑ — und öfter in der umgeformten asklepiadeischen 6 ⏑ — + 6 ⏑ — begegnet. Auch in dieser Periode tritt die asklepiadeische Zeile so oft auf, dass die einzeln verwendeten Zeilen zu 6 ⏑ — sicher nur aus der Zerlegung jener Langzeile herstammen. Ueber den Taktwechsel in dieser Zeile siehe oben S. 121 und über rein daktylische Wortschlüsse S. 125 und 132.

Weitaus am verbreitetsten ist die Zeile 6 ⏑ — x + 6 ⏑ — a. Die Hymni diurni 10—28 *Abaelards* umfassen in 90 Str. 360

Langzeilen, von denen je 2 reimen; einige Reihen finden sich im Planctus III. (in H. 14 ist Arduum coelorum callem refugiunt umzustellen in Coel. ard.; in H. 18 Nec aetas terrena in 'ferrea' zu ändern, H. 26 Ubi Christus sponsa eius est ecclesia in: Vir Christus sponsa est eius eccl.) mit 4 h und 2 (h) in den 360 Z. vgl. oben S. 125 u. 129. Die Apokalypsis des *Walther* von Chat. umfasst 440 Z., gereimt zu 4 (vgl. S. 126 u. 135). *Petrus Vener.* (Migne 189 p. 1020) hat 84 Z. gereimt zu 2, ohne h, mit vier rein daktylischen Schlüssen;' die erste Hälfte der Zeile hat 3 quantitirend betonte Schlüsse in 'Hugo pius pater. Clausus adhuc latet. Quae dentur dat deus.' *Bernhard* (Migne 184 p. 1313) hat (nach 16 Z. zu 7 ◡ — + 6 — ◡) 40 Z. zu 6 ◡ — + 6 ◡ — a gereimt zu 4, mit 2 h. Bur. 150 p. 57: 20 Str. zu 3 Z.; in Str. 16 einige falsche Zeilen, mit 3 h und 5 (h), reine Daktylen in 9, 4 und 10, 2. Im Weihnachtsspiel 202 p. 81 u. 82 5 Str. zu 4 ger., mit 1 Mal 'páriet fílium' und 2 h in 'dei et'. Du Méril 1847 p. 180, 39 Str. zu 4, gereimt zu 4. Nur 2 Mal 'E'xpedit vívere' und 'dúcere fúgias'; umzustellen 'Qui coeunt nimis | incurrunt obitum' und 'Tam cito volebant | nuptias fieri.' Denn 6 — ◡ statt 6 ◡ — fand ich nur in folgendem Gedichte. Du Méril 1847 p. 128, über 200 Z. gebunden zu 2, oft zu 4 durch ein- oder zweisilb. Reim oder Ass. Reine Daktylen, wie 'máxima crímina' kommen nicht viele vor, dagegen wird sehr oft die erste Kurzzeile (6 ◡ — x) durch 6 — ◡, wie: Affirmáre quéo. Ipsi pátiúntur. I'mmo sí secúndam', gebildet. In den 5 Strophen von Flacius 13 + 14 werden 4 Z. zu 6 ◡ — x + a geschlossen durch 6 ◡ — a, in den 3 Strophen von Flac. 21 werden 3 Z. zu 6 ◡ — x + a geschlossen durch 4 ◡ — a + 6 ◡ — a + 8 ◡ — a.

Fortlaufende Reihen von Zeilen zu 6 ◡ — a + 6 ◡ — a, d. h. mit dem gleichen Reim in beiden Kurzzeilen, sind wohl der Eintönigkeit halber vermieden worden. Dagegen finden sich Reihen von 6 ◡ — a a a b b b in Bur. 36 p. 122 Str. 5. 6. 20. 21. 30. und in der Nachahmung 174 p. 233 Str. 5. 6. 15. 16., mit Reimen wie dira sors, est mors, vitae sors, ut nix, aut vix, corde pix, die in 174 zum Theil nachgeahmt sind.

Häufiger finden sich Reihen der Langzeilen 6 ◡ — a + 6 ◡ — b, also mit gekreuztem Reim der Kurzzeilen. Bur. 76 p. 46 5 Str. von je 6 Z., zuerst 2 Mal (6 ◡ — a + 6 ◡ — b), dann 4 Mal (6 ◡ — c + 6 ◡ — d), ohne h oder reinen Dactylus. In

den 2 Str. von 74 p. 165 folgen auf 4 Z. zu 6 ◡— a + 6 ◡— b noch 6 ◡— b + 6 ◡— a + 6 ◡— b, ohne h oder rein. Dact., und mit dem Reim ium und io für a und b in den 22 Z. Eine Str. zu 4 Z. in 202, 33 p. 89 mit der Reimstellung a b a b c b c b. Flacius No. 22 hat 2 Str. von je 4 Z. zu a + b, No. 15 zuerst 3 Z. zu a + b, dann 1 Z. b + a, 1 Z. a + b.

Die asklepiadeische Zeile zerfiel in 2 völlig gleiche Theile; diese einzelnen Stücke zu 6 ◡— wurden nun in der mannigfachsten Weise verwendet. Von den verschiedenen Verbindungen der Sechssilber mit sich selber gibt *Adam* viele Beispiele: 4 Mal (6 x + a) II, 89; (II, 40: 2 Reihen von 6 a b a b u. 6 c d c d u. I, 293 von a b a b u. d d e e, jede durch 6 —◡ geschlossen); Strophen von 6 ◡— a a b c c b I, 30. 344. II, 81; Strophe von 6 ◡— a a a b c c c b II, 229, 5; Strophe zu 6 ◡— a a a a b c c c c b II, 90, zu a b a b c d e d e c II, 229, 8.

Solche Verbindungen finden sich auch sonst oft. Z. B. hat *Petrus Vener.* (Migne 189 p. 1012) 104 Paare von Langzeilen zu 6 ◡— a a b, c c b mit sehr wenig h und nur 4 Z. wie 'réditur saeculo' und mit unreinem Schlusse in Christe deus meus | ad te clamo reus und Quando sine fine | summus ab homine. Als solche Langzeilen sind auch die 11 Strophen des Reiner von Lüttich (Migne 204 p. 95) 6 ◡— a a b c c b zu denken; denn während die 6 ◡— b stets reinen Schluss haben, bestehen die mit a oder c reimenden Kurzzeilen 22 Mal aus 6 ◡— und ebenso oft aus 6 —◡. Mone 658, 44—57 hat eine künstliche Reimstrophe zu 6 ◡— a a b c c b d, e e f g g f d; Bur. 157 p. 223 4 Str. zu 6 ◡— a b a b b b a a a b mit nur 1 (h), aber 7 rein dact. Wortschlüssen; abgesehen von 4 Z. haben alle den Tonfall —◡ ◡—◡—.

Die Verbindungen, welche 6 ◡— mit anderen Kurzzeilen eingeht, so dass es die Basis der Verbindung bildet, sind nicht häufig. Z. B. 6 ◡— a + 6 —◡ b, 6 ◡— a + 6 —◡ b Bur. 40 p. 130 Str. 3; vgl. Adam II, 404; über die Zeile 6 —◡ + 7 —◡ wird am Schlusse beim Ludus de Antichristo gehandelt werden. Mit 8 ◡— oder 4 ◡— + 4 ◡— tritt 6 ◡— zusammen in Bur. 43 p. 133 Str. 8, u. 159 p. 224 Str. 2. 3.

An andere Kurzzeilen schliesst 6 ◡— sich an in: 5 ◡— + 6 ◡—, 5 —◡ + 6 ◡— und 7 —◡ + 6 ◡—; besonders in 4 + 6 ◡—. Da in dieser Verbindung die Kurzzeile zu 4 Silben den unwesentlichen Theil bildet, so behandle ich die Zeile hier.

Die Zehnsilber zu 4 + 6 ◡— kommen in verschiedenen Formen vor, je nachdem der erste Theil aus 4 ◡— oder 4—◡ oder bald 4—◡ bald 4 ◡— besteht oder endlich die Pause nach 4 öfter vernachlässigt wird.

Die Verbindung 4 ◡— + 6 ◡— findet sich ohne Reim in 4 ◡— bei Du Méril 1847 p. 222 in 10 Z., die alle auf eris reimen; Omer 22 (5 Str.) reimen die 4 ◡—a und die 6 ◡—b unter sich; am künstlichsten ist der Reim in Bur. 75. p. 45, wo in den drei Paaren Z. 1 u. 2, 4 u. 5, 7 u. 8 4 ◡—a zu 4 ◡—a und 6 ◡—b zu 6 ◡—b reimt, dagegen in den Zwischenzeilen 3 u. 6 4 ◡—b zu 6 ◡—b und 6 ◡—a zu 4 ◡—a der vorangehenden Zeilen reimt. Erweitert ist die Zeile in Flacius 129, wo 2 Mal 4 ◡—a + 4 ◡—a + 6 ◡—a eingesetzt ist (vgl. mit dem Anfang Joh. Anglicus bei Zarncke p. 74); in Omer 22, wo auf die 4 Z. zu 4 ◡—a + 6 ◡—b 2 Absätze von je 4 ◡—a + 6 ◡—a + 6 ◡—a + 6 ◡—b folgen; endlich in Omer 32, wo auf 3 Z. zu 7 —◡ a folgen 4 ◡—b + 6 ◡—b, 4 ◡—c + 4 ◡—c + 6 ◡—b; b ist in allen 8 Strophen 'ula'.

Selten besteht die Basis dieser Zehnsilber nur aus 4 —◡, wie stets bei Adam und z. B. Flacius No. 17; in der Regel ist neben 4 —◡ mehr oder minder häufig 4 ◡— zugelassen. Die Vernachlässigung der Pause kommt nur in wenigen Stücken vor, bes. in den Ludi; so in einem Osterspiel

Et dicant sur rexit a mortuis
O viri for tes vobis dabimus.

Nach der gewöhnlichen, bes. von Gautier verfochtenen Ansicht, ist dieser Zehnsilber eine rythmische Nachbildung der in späterer Zeit ziemlich beliebten daktylischen Reihe 'Quám cuperém tamen ánte necém'. Mir scheint diese Ableitung durchaus unsicher; denn ausser der Silbenzahl und dem Schlusse haben die Zeilen nichts gleich; die Caesur nach der 4. Silbe ist in der daktylischen Reihe durchaus nicht gesetzmässig, und der anlautende Daktylus sollte rythmisch zu ◡—◡ oder —◡◡ werden; im Zehnsilber ist aber —◡—◡ der regelmässige Anfang, ◡—◡— die Ausnahme. Vielleicht ist die Zeile 4—◡ + 6 ◡— eine freie Erfindung, nachgebildet den alten Zeilen zu 4—◡ + 7 ◡— und 5—◡ + 6 ◡—.

Nur aus Zehnsilbern besteht *Abaelard's* Hymn. 29—32, 22 Str. zu 4, gereimt zu 2, mit 2 h und 1 Mal Vírginum

glória'; 4 ⏑— ist nicht selten; in 29 'O vere beata pauper puerpera' tilge vere. Du Méril 1843 p. 294 90 Z. in Str. zu 4, ger. zu 2, ohne h, mit 2 rein daktyl. Wortschlüssen und oft 4 ⏑—; das Gedicht bezieht sich auf ein Ereigniss von 1087; da aber die Reime fast alle rein sind, ist seine so frühe Entstehung unsicher. Die Klage des *Oedipus* (Zeitschr. f. d. Alterth. XIX p. 90) 21 Str. zu 4 ger., wird von Joh. Anglicus p. 71 Modus rithmi autenticus ab antiquo tempore genannt, ist aber gewiss nicht alt, da sie reine zwei-, oft auch dreisilbige Reime hat (oben S. 139); der Bau ist nicht rein: 4 ⏑— 13 Mal; 24 Tw in 6 ⏑—, darunter 3 mit daktyl. Wortschluss; h 7. *Archipoeta* No. I: 45 Str. ger. zu 4, ohne h; 22 Mal 4 ⏑—; in den Z. zu 6 ⏑— 83 Tw, darunter 14 mit rein daktyl. Wortschluss. [1]) Eine Reimstrophe von Zehnsilbern zu a b a b, b a a b hat Flacius No. 17; noch künstlichere (von Philippe de Grève?) P. Meyer im Archiv. d. Missions II, 3 p. 283.

Häufiger treten die Zehnsilber mit andern Zeilenarten zu Strophen zusammen. *Abaelard's* Hymn. 1—9, 45—47 u. 51 bestehen aus 74 Strophen von 8 ⏑— a + 8 ⏑— a + 10 ⏑— b + 10 ⏑— b; in den 148 Zehnsilbern findet sich oft 4 ⏑—, kein daktyl. Wortschluss und 1 Mal stät; einige Z. zu 10 ⏑— auch in Hymn. 52 u. 53. Verschiedene Verbindungen bietet *Adam:* Strophen zu 4, ger. zu a a b b oder a a a a oder a b a b II p. 274. 220. 293; Strophen aus 2 Theilen zu je 3 mit dem Reim a a a + 4 —⏑ b I, 68 und II, 312 oder zu je 4 mit dem Reim a a a a + 4 —⏑ b I, 271; Strophen aus 2 Theilen zu je 2 Z. a a + 7 ⏑— b I, 265 u. II, 101 (106); II, 99 stehen 3 Z. zu ulo + 5 Z. zu ia. Statt 4 —⏑ steht bei Adam niemals 4 ⏑— ausser in I, 70 In térra páx | et iúbilátio; allein dies ist ein Citat; die Z. zu 6 ⏑— haben nie rein daktylischen Wortschluss. Wenn demnach in I, 181 auch die Strophenform, 2 Mal (3 Z. + 4 —⏑), keinen Anstoss erregt, so macht das Faktum, dass 8 Mal 4 ⏑— und 2 Mal daktyl. Wortschluss (vgl. 6 —⏑ in Str. 5) sich findet, es mir sehr zweifelhaft, ob diese Sequenz von Adam ist. Auch bei *Bernhard* (Migne 184 p. 1323) werden 30 Str. zu 4 Z., ge-

---

1) Verbessere aus der Hschr.: 14, 3 Redditurus; 21, 4 dampnatus; 26, 3 lucernae; 29, 3 omne (omnem?) maleficum; 30, 3 Quae; 31, 1 Insistite; 36, 1 vobis; 39, 2 hoc mihi.

reimt a a a a, durch 4 — ⏑ geschlossen; darin nur 2 Mal 4 ⏑ — und 2 daktyl. Wortschlüsse; in Flacius 74 reimt, was ich sonst nicht fand, auch die Basis der Zeile: 4 a + 6 b, 4 a + 6 b, 4 c; 4 d + 6 b, 4 d + 6 b, 4 c. In Bur. 80 p. 167, 5 Str. zu 4; obwohl die 4 Z. gleichen Reim haben, steht nicht minder nach dem 1. als dem 2. Paare ein Refrain; in No. 82 steht am Ende jeder Strophe von 4 Z. mit gleichem Reim ein reimloser Schluss von — ⏑: exul etc. Die 8. Strophe (Philipp de Grève?) bei P. Meyer Arch. d. Miss. II, 3, p. 281 besteht aus 2 Theilen zu je 2 Z. zu 10 ⏑ — und 1 Z. 8 — ⏑ mit Reim a a b. Interessant ist die Mischung dieser Zehnsilber und der troch. Fünfsilber in der wachsenden Strophe Bur. 24 p. 27 Quod spiritu | David praecinuit | Nunc exposuit u. s. w.

Trochaeische Sechssilber (6 — ⏑).

Diese Zeile ist, mit sich selbst verbunden, in der geistlichen Poesie weniger selten als in der weltlichen. Ueber Taktwechsel und rein daktylischen Wortschluss in derselben siehe S. 120 u. 123. *Abaelard* hat (Hymn. 60. 61.) 15 Str. zu 4, gereimt zu 2, ohne h mit nur 3 Tw. Die 6 Strophen von Bur. 86 p. 49 beginnen mit 2 Mal (6 — ⏑ a + 6 — ⏑ b); dagegen finden sich in Mones Hymnen viele Strophen von 2 Mal (6 — ⏑ a + b) in 789. 1051, von 6 — ⏑ a a b b in 790. 813, 29 Strophen zu 6 — ⏑ a a a + 5 ⏑ — b, 6 — ⏑ c c c + 5 ⏑ — b, 6 — ⏑ d d d + 5 ⏑ — b in No. 498, also Erweiterung von 6 — ⏑ + 5 ⏑ —.

Den ersten Theil bildet 6 — ⏑ in verschiedenen Zeilenverbindungen, so in Bur. 140 p. 211 8 Str. zu 6 — ⏑ a + 4 ⏑ — b, 6 — ⏑ + 4 ⏑ — b, und in 100 p. 178 (6 — ⏑ a + 4 ⏑ — b) × 2 + 6 — ⏑ c + 4 ⏑ — d + 6 — ⏑ e e + 4 ⏑ — d. Dann in 6 — ⏑ x + 5 ⏑ —, von welcher Zeile Mone No. 209 7 Strophen zu 4, gereimt zu 2 bietet; Bur. 107 p. 184 besteht aus 3 Str. zu 6 — ⏑ + 5 ⏑ — a, 6 — ⏑ + 5 ⏑ — a, 7 ⏑ — b, + 6 — ⏑ + 5 ⏑ — b. Vier Langzeilen zu 6 — ⏑ + 7 ⏑ — a stehen in Mone 372 Str. 7, je 2 solche finden sich im Anfange der 5 Strophen von Bur. 23 p. 25. Die Verbindung 6 — ⏑ a + 7 — ⏑ a + 7 — ⏑ a + 6 ⏑ — b findet sich in den 7 Str. von Omer 26.

Den Schluss der Zeilenverbindungen bildet 6 — ⏑ in den 4 Z. zu 4 — ⏑ + 6 — ⏑ in Abaelards Planctus V und in den

Verbindungen 5 ◡ — + 6 — ◡, 5 — ◡ + 6 — ◡, 6 ◡ — + 6 — ◡, 7 ◡ — + 6 — ◡ (!), 8 ◡ — + 6 — ◡ und 8 — ◡ + 6 — ◡. Die 5 Str. von Bur. 124 p. 198 bestehen aus 5 ◡ — a + 6 — ◡ b, 5 ◡ — a + 6 — ◡ b, 6 — ◡ + 6 — ◡ b, 4 — ◡ + 6 — ◡ b.

Trochaeische Siebensilber (7 ◡ —).

Wir fanden schon in der vorigen Periode den zweiten Theil des troch. Fünfzehnsilbers, die Zeile zu 7 ◡ —, von demselben abgetrennt und als selbständige Zeile theils mit sich selbst, theils mit anderen Kurzzeilen zu Verbindungen zusammengestellt, welche die quantitirenden Dichter nicht gekannt hatten. Dieselben sind in dieser zweiten Periode weit zahlreicher und wichtiger. Ueber den Taktwechsel in dieser Zeile siehe oben S. 120, über den hiebei möglichen rein daktylischen Wortschluss S. 123.

Zunächst geht die Zeile oft mit sich selbst Verbindungen ein: 7 ◡ — + 7 ◡ —.

7 ◡ — x + 7 ◡ — a, mit Reim nur in jeder zweiten Kurzzeile. *Abaelard* hat (in Hymn. 58 u. 59) 44 solche Langzeilen, gereimt zu 2, während in den dazu gehörigen Hymn. 56 u. 57 die ersten Kurzzeilen unter sich reimen zu 7 ◡ — a + 7 ◡ — b. Der Kern des (sonst mit vielen fremden Lappen aufgeputzten) Weihnachtspiels der Carmina *Burana* 202 p. 80—89 ist in dieser Zeilenart geschrieben: 43 Strophen zu je 4 Langzeilen, gereimt zu 4; auch in Bur. 28 p. 33 finden sich 4, dann 3, dann 4 solche Langzeilen mit gleichem Reim. Häufig in den Ludi des Hilarius, Du Méril Origines p. 226. 229. 231. 245. 251. *Walther* von Chat. hat in I u. II unter die Strophen von 7 ◡ — + 6 — ◡ a an beliebigen Stellen Strophen (im Ganzen 9) eingeschoben, die aus 3 Z. zu 7 ◡ — + 7 ◡ — a und einem bald vollständigen, bald unvollständigen, aber mit jenen 3 Zeilen reimenden Hexameter bestehen. No. IX dagegen besteht aus 131 Z. zu 7 ◡ — + 7 ◡ — a in Reimgruppen von 4, 5, 6 oder 8 Zeilen, mit 5 h, vielen Tw und daktyl. Wortschluss in 50. 52. 103. 106; dazwischen stehen einmal 19, dann 12 Hexameter mit und ohne Reim.

Die Verbindung zweier unter sich reimenden Zeilen zu 7 ◡ —, also 7 ◡ — a + 7 ◡ — a, ist nicht selten. *Abaelard* hat Planctus V 16 Z. und Pl. VI 56 Z., die meistens zu 2, oft auch zu 4 gereimt sind. Das Gedicht auf ein Ereigniss

von 1128 bei Du Méril 1847 p. 260 mit vielen unrei
oder unvollständigen Reimen besteht aus 156 Z. in Str. zu
gereimt zu 2 oder 4; darin die Z.: 'Cleri defensor pius'
'Nec audebat quis tuam (quispiam?)'. In derselben Z.
gedichtet das von Waitz veröffentlichte Liebesconcil (Zeits
f. d. Alt. 7, 1849, p. 160), 238 Langzeilen mit meis
reinen Reimen; vgl. noch Du Méril Orig. p. 167 (Tres m
Orleans). Doch scheint diese Zeilenart wegen der zu r
sich folgenden gleichen Reime als eintönig nicht viel Ankl
gefunden zu haben.

Die Verbindung von 7 ◡ — a + 7 ◡ — b, 7 ◡ — a
7 ◡ — b, also mit gekreuztem Reime, gefiel weit mehr. Sc
Abaelard hat Hymn. 56 u. 57 11 Strophen zu je 2 Langze
der Art; dann 4 Str. in Planctus II. Bur. 164 p. 227
steht aus 5 Str. von je 3, und 87 p. 50 (von a. 1208)
1 Str. von 4 solchen Zeilen. Der *Archipoeta* No. VII hat
Strophen von je 3 Zeilen zu 7 ◡ — a + 7 ◡ — b, ohne h
in den 16 Z. zu 7 ◡ — mit Tw keinen daktyl. Wortschl
(verbessere aus der Hschr.: 3, 3 crederis; 6, 2 David ma
ëtior; 6, 3 fehlt 'Et').

Lehrreich ist es zu sehen, wie *Adam* die Siebensilber
einander verbunden hat. II, 80 folgen sich a a, b b, c c,
Von den Zeilen a + b stehen 2 Paare I, 214; II, 1
4 Paare II, 252; drei Z. II, 323; 4 Z. I, 18 und 8 Z.
den gleichen Reimen I, 133. Viel häufiger hat Adam die Z
7 ◡ — a + 7 ◡ — b durch Vervielfältigung der ersten Kurz
zur Reimstrophe erweitert. Die, wie die Stabatstrophe, ge
dete Strophe 7 a a b c c b findet sich einzeln in vielen Gedich
ja I, 74 und I, 323 bestehen gänzlich aus je 9 solchen Stropl
Die aus drei solchen Gliedern bestehende Strophe ist, wie
den Zeilen 8 — ◡ + 7 ◡ —, so auch hier selten; I, 54
eine, II, 176 2 Strophen zu a a b c c b d d b. Dagegen
a a a b c c c b häufiger (I, 54. 306. II, 82. 240. 285. 293. 45
sogar a a a a b c c c c b ist nicht selten I, 229. II, 20. 116. 2
In I, 82 wechselt die Reimstellung: 4 Str. haben a a a b c
je 1 hat a b a b c c b und a a a a b b b.

So werden wir uns nicht wundern, aus den Zeilen
7 ◡ — auch sonst verschiedenartige Reimstrophen gebildet
sehen. 5 Reihen von 7 ◡ — a a a hat Bur. 202, 43 p. 91,
Mone 377. 16 Strophen von 7 a a a a hat Abaelard in Hy
78—81; 2 Reihen von je 6 Z. mit gleichem Reim in Planct.

Je 1 Strophe zu aab ccb in Planct. IV u. VI; dieselbe Str. hat Hilarius bei Du Méril Orig. p. 227. 228. 274. In Flacius 71 folgen sich 29 Z. auf io. Der Leich im Brit. Mus. Egerton 274 (Philippe de Grève? bei P. Meyer Archives des miss. II, 3, 280) beginnt mit 7 ◡— abcabc; ebenda folgt die Strophe aab ccb. 6 solche bilden Bur. 88 p. 171; aus derselben bestehen auch die 30 Z. des Hymnus 'Veni Sancte Spiritus' Mone 186, nur dass hier alle dritten Zeilen auf ium reimen. Bur. 129 p. 203 besteht aus 6 Strophen zu 7 ◡— aaabab, Omer 23 aus 7 Str. zu aababa, Omer 17 aus 7 Str. zu aabaaba, 18 aus 4 Str. zu abababcc, Flacius 95 aus 3 Str. zu ababaaab, Flac. 67 aus 7 ◡— ababab, dann 7 ◡— a + 4 ◡— b und wieder 7 ◡— abab, Flac. 47 endlich aus 7 ◡— abababab ccdd.

Von den Zeilenverbindungen, in welchen 7 ◡— einer anderen Zeile vorangeht, ist die ungleichste 7 ◡— + 4 ◡—. Sie ist, wie ich glaube, aus der Nachahmung der im Gesange häufigen Wiederholung der letzten 4 Silben entstanden; desshalb ist der gleiche Reim in 7 ◡— a und 4 ◡— a nicht selten. In Bur. 45 p. 135 u. 275 findet sich diese Zeile öfter; der Refrain von 59 p. 150 besteht aus 3 Z. zu 7 ◡— a + 4 ◡— a; 38 p. 126 Str. 7 = 8 besteht aus 7 ◡— a + 4 ◡— a, 7 ◡— b + 4 ◡— b; 4 ◡— c + 7 ◡— c, 7 ◡— d + 4 ◡— d + 3 —◡ c; vgl. die Zeilen in Bur. 130 p. 203, und mehr in Bur. 159 p. 224; dann die Sequenz des Petrus Bles. (Migne 207 p. 1129) Str. 5 u. 6 und den dort folgenden Leich Str. 3. 12. 13.

Nicht so häufig ist die Zeile ohne Reim in 7 ◡—. *Abaelard* hat in Hymn. 82 und 83 die 3. und 4. Zeile von 5 Str. gebildet aus 7 ◡— x + 4 ◡— a; nur in 1 Strophe reimt 7 ◡— mit 7 ◡—. Aehnlich hat *Adam* I, 305 Str. 5: 7 ◡— + 4 ◡— a, 7 ◡— + 4 ◡— a, + 4 —◡ b; 7 ◡— c + 4 ◡— d, 7 ◡— c + 4 ◡— d, + 4 —◡ b. Die 5 Strophen von Bur. 139 p. 210 beginnen mit 4 Z. zu 7 ◡— x + 4 ◡— a, und der Refrain von 57 p. 149 besteht aus 7 ◡— + 4 ◡— a, 7 ◡— + 4 ◡— a, 7 ◡— b + 7 ◡— b. Flacius 70 besteht nur aus 4 solchen Zeilen.

Oefter wurde die Zeile 7 ◡— a + 4 ◡— b angewendet. Mone 324 besteht aus 7 Strophen von 4 Z. zu 7 ◡— a + 4 ◡— b und dazu 7 ◡— a. Die 8 Strophen von Bur. 56 p. 148 (besser im Codex Christin. und bei Wright Myst. p. 114) beginnen mit 7 ◡— a + 4 ◡— b, 7 ◡— a + 4 ◡— b + 7 ◡— b.

Die 5 Str. von Omer 8 beginnen mit je 2 Z. der Art. Flacius 65 besteht aus 5 Z. zu 7 ⏑ — a + 4 ⏑ — b, dazu 7 ⏑ — a + 7 ⏑ — a und einem mir unklaren Schlusse. Das lateinisch-provenzalische Lied Bur. 81, str. 3 cui tant a ben beginnend, dessen Anfang, wie ich bei anderer Gelegenheit nachweisen werde, No. 169 p. 231 bildet, hat die hübsche Strophenform 7 ⏑ — a + 7 ⏑ — a + 7 ⏑ — a + 4 ⏑ — b + 7 ⏑ — a + 4 ⏑ — b. In Bur. 38 p. 125 Str. 1 u. 2 ist unter die Z. zu 7 ⏑ — ein einzelner Viersilber gemischt.

Von der Verbindung 7 ⏑ — a + 4 — ⏑ b finden sich bei *Abaelard* in Pl. V 4 Paare, 2 Paare in Mone 372. 5 Paare 7 ⏑ — x + 4 — ⏑ a a hat Hilarius bei Du Méril Orig. p. 246. Häufiger sind die Erweiterungen; so in Abaelards Pl. VI 4 Str. zu 7 ⏑ — a a b + 4 — ⏑ c + 7 ⏑ — b + 4 — ⏑ c; in Bernhards Sequenz Laetabundus folgen auf 4 Absätze zu 7 ⏑ — x + 7 ⏑ — x + 4 — ⏑ b, 2 zu 7 ⏑ — a + 7 ⏑ — a + 7 ⏑ — a + 4 — ⏑ b. Bei *Adam* finden sich 9 Strophen zu 7 ⏑ — a + a + 4 — ⏑ b, 7 ⏑ — c + c + 4 — ⏑ b in I, 74; 1 Strophe II, 100; von 7 ⏑ — a a a + 4 — ⏑ b, 7 ⏑ — c c c + 4 — ⏑ b finden sich 5 Strophen in II, 481 (?), je 1 in I, 252 u. 342. Eine Variation bietet Bur. 15 p. 12 Str. 1 zu 7 ⏑ — a b + 4 — ⏑ c + 7 ⏑ — a b + 4 — ⏑ c + 7 ⏑ — d d e e + 4 — ⏑ c.

Aus der Verbindung von 7 ⏑ — + 5 ⏑ — a (einige Male mit Reim der Z. zu 7 ⏑ —) bestehen die beiden ersten Zeilen der 9 Strophen in *Abaelard's* Hymnus 82—85; in Planctus III finden sich 2 Mal je 3 Reihen zu 7 ⏑ — a + 5 ⏑ — b. Eine Variation bilden die Strophen von Hymn. 41—44 zu 7 a + b + a + 5 ⏑ — c + 7 ⏑ — a + 5 ⏑ — c, und die 6 Strophen von Mone 1160 (Guido von Basoches) zu 7 x + a, 7 x + a, 7 x + 5 ⏑ — a. Eine noch stärkere Variation bilden die (entstellten) 5 Strophen von Flacius 81 u. 82, welche Gedichte zusammen gehören, da die Strophe gleich ist und 'Si deus est animus' den Anfang von 81 u. Schluss von 82 bildet; das Maass ist: 7 ⏑ — a + b, a + b, 7 ⏑ — c + 5 ⏑ — c + 5 ⏑ — d + 5 ⏑ — d + 5 ⏑ — d, + 7 ⏑ — e + f, e + f.

14 Zeilen zu 7 ⏑ — x + 5 — ⏑, alle einsilbig auf a reimend, hat Du Méril Origines p. 124, und 6 auf orum derselbe p. 115.

Die Vagantenzeile (7 ⏑ — + 6 — ⏑).

Keine Zeile ist in der rythmischen Poesie häufiger angewendet worden, als die wohlklingende Verbindung des troch. Siebensilbers mit dem troch. Sechssilber.

Wenn die 12 Strophen zu 4 Z. bei Petrus Damiani († 1072; Migne 145 p. 939) wirklich von ihm wären, so wären sie das älteste Beispiel; allein dagegen spricht entschieden der volle zweisilbige Reim, der die 4. Z. jeder Strophe bindet und der in den andern Gedichten des Petrus Damiani ebenso wenig sich findet als bei den übrigen Dichtern dieser Jahre. So sind einstweilen die 4 Z. zu 7 ⏑ — a + 6 — ⏑ b bei *Abaelard* (Planct. II) das älteste Beispiel. Johannes Anglicus (bei Zarncke p. 69) bemerkte 'Rithmus qui constat ex XIII sillabis aliquando consonantiam habet duplicem (7 ⏑ — a + 6 — ⏑ b), aliquando unicam (7 ⏑ — x + 6 — ⏑ b). Von diesen Arten ist die letztere weitaus häufiger.

Adam hat nur 4 Z. zu 7x + 6b in I, 267 nebst einigen Erweiterungen. Weit verbreitet ist dagegen diese Zeile in der weltlichen Dichtung, und zu diesem Ansehen hat ihr vielleicht der *Archipoeta* verholfen. Schon oben (S. 120) habe ich bemerkt, dass er in der Z. 6 — ⏑ keinen Taktwechsel sich gestattet. Er bindet stets 4 Z. durch gleichen Reim. No. IV besteht aus 128 Z. ohne h und mit 21 Tw in 7 ⏑ —. (20, 1 hat auch die Hschr. miseria; vgl. Bur. 194, 1 p. 74.) No. II, 100 Z. ohne h mit 26 Tw in 7 ⏑ —; in 19, 1 ist Sancto cum Martino' zu stellen (verbessere aus der Hschr. 2, 2 meis; 9, 3 ist viell. uideor in vereor zu ändern; 10, 2 habens (os?) decorum; 11, 2 nec; 11, 4 pro tuis; 15, 2 uix; 25, 2 regit, nicht reget). No. IX (codex Stabul.) 132 Z. ohne h mit 15 Tw in 7 ⏑ — (16, 2 ist 'potenter agens dicat opus deo gratum' wohl in 'potenter aggreditur' zu bessern). No. X 'Aestuans intrinsecus' 120 Z. ohne h mit 13 Tw in 7 ⏑ —. Ohne Tw in 6 — ⏑ ist z. B. auch Bur. 19 p. 19 'Utar contra vitia'; denn 9, 3 'Si velit causari' u. 11, 4 'ut bursa det granum' (Hschr. 'Et inbursant granum') beruhen auf Conjektur, ebenso die 3 h in 4, 1. 12, 3. 4. Roher ist der Versbau bei *Walther* von Chat. in Strophen zu 4 mit gleichem Reim der 4 Zeilen, mit Tw in 7 ⏑ — und in 6 — ⏑ und anderen Unreinheiten, von denen manche allerdings durch eine vernünftige Kritik und Handschriftenbenützung werden beseitigt werden. No. III 80 Z.

mit etwa 3 h und vielen Tw. No. V 84 Z.; die beiden letzten Zeilen sind des Citats wegen schlecht gebaut. Z. 17—19 wird durch 2 Distichen gebildet. No. VII 120 Z., ohne h mit vielen Tw, mit daktyl. Wortschluss in 40 u. 63. In den übrigen Gedichten sind vierzeilige Strophen verwendet, deren drei erste Zeilen aus 7 ◡— + 6—◡ bestehen, deren 4. Z. jedoch durch einen vollständigen oder verstümmelten Hexameter mit dem gleichen Endreim gebildet wird; es ist diess fast immer eine sogenannte auctoritas, ein Citat aus einem bekannten Schriftsteller. [1]) No. VI besteht aus 17 solchen Strophen mit 2 h (?) und daktyl. Wortschluss in 43 u. 67. No. I 22 Strophen zu 7 ◡— + 6—◡ a, unter welche 5 Str. zu 7 ◡— + 7 ◡—a gemischt sind, ohne h, mit etwa 27 Tw in den 96 Z. zu 7 ◡— und 6 Tw in den 66 Z. zu 6—◡. No. II 16 Str. zu 7 ◡— + 6—◡ a u. 5 Str. zu 7 ◡— + 7 ◡—a; mit h in Z. 78 und etwa 20 Tw in den 78 Z. zu 7 ◡— und wenigen in 6—◡. Dieser Sorte von Strophe sind verwandt jene rohen Vagantenzeilen in Bur. 156 p. 221 Str. 7—11, wo auf 2 Zeilen zu 7 (8) ◡—a + 6 (7)—◡ b folgt 7 (8) ◡—c + 6 (7)—◡ b mit einem Hexameter, dessen Caesur auf c und Ende auf b reimt, der also 7 ◡—c + 6—◡ b vertritt.

In den folgenden drei Gedichten ist, wie oben S. 122 bemerkt, bei Taktwechsel der Anfang der Zeile fast stets durch ein 1- und ein 2-silbiges Wort gebildet. Ganymed und Helena (Zeitschr. f. d. Alt. 18 p. 127), 67 Strophen zu 4 Zeilen, gereimt zu 4 mit etwa 8 h, 1 (h) und mit 10 Tw in 7 ◡— (darunter nur 9, 3 = 10, 3 natúram) und 4 Tw in 6—◡. Jupiter und Danae (ebenda p. 457), 108 Z. ohne h und mit 15 Tw in 7 ◡— und 8 in 6—◡, stets aus ◡, —◡, gebildet (4, 2 Quam érat coáctus ùt | ráperét Diónae?; 21, 3 iram statt viam). Phyllis und Flora Bur. 65 p. 155, 316 Z. mit 2 h (11, 4. 40, 8) und 4 (h) und mit 33 Tw in 7 ◡— und 30 in 6—◡, doch unter jenen nur 3, unter diesen nur 2 Tw mit ◡—◡, alle andern mit ◡, —◡.

Der Scheirer Rythmus (Zeitschr. 23 p. 176), 232 Z. ohne h und mit (h) nur in 12, 4. 24, 3. 31, 4. 37, 3; Tw viele in 7 ◡— wie in 6—◡. (8, 1 Index inquit bone, fac, ne?; 11, 1

---

1) Diese Neigung hat Walther wohl auch veranlasst, die 3. u. 6. Zeile der Stabatstrophe VIII, 63 und 66 zu bilden aus

Si manus aere vacet Pauper ubique iacet.

Hoc ignosci poterat?; 11, 4 Quod lascivo rapuit morsu, non avaro Hschr. richtig; 12, 1 sub tot aestibus? 28, 2 Et regni divitias?; thesauri et splend. Hschr.; 48, 1 tot ac unum esse?). Das grösste, in dieser Zeilenart geschriebene Gedicht ist wohl der aus 224 Strophen = 896 Zeilen bestehende Rythmus des Haymarus de expugnata Accone; die Form ist nicht eben rein, er hat nicht viele h, aber viele Tw, vermeidet jedoch den daktyl. Wortschluss (denn in 123, 398 und 536 ist galéa zu betonen, so 'néc galéae nóstrae súnt | éis ádversátae; 364 morti dant feruentes?, 370 nostri est peccati? 479 pavimenta domuum?, domini H); er reimt nicht nur prophanos: libera nos, sondern auch discessit: unde sit. Welcher Unterschied ist zwischen feinem und rohem Zeilenbau, kann man in den zwei Rythmen sehen, die unter Gotfrid's von Viterbo Namen gedruckt sind. Der eine aus dem Pantheon XXIII (Mon. Germ. Script. XXII p. 305) hat in 35 Str. zu 4, gereimt zu 4, nur 4 h vor est, 1 vor in und 1 (h), dann 6 Tw in 7 ⏑— und 5 Tw in 6—⏑, doch stets mit ⏑, —⏑, also 'ut sánet egrótum'. (Zu bessern sind wohl die Z. zu 7 ⏑— Non in lumbis Habrae: Abrahae? vgl. Hebr. 7, 9; O pugna innarrabilis: mirabilis cod. B 2; qui semel introivit: introiit; dann 6—⏑ debuit iudici: indici? Falsch sind die Zeilen Nos vincimus diabolum per sancte crucis signum: Vinc. diab. nos per crucis signum?; Hanc Christus ecclesiam ab inferis erexit; ab?). Dagegen die 48 Strophen 'Gesta Heinrici VI auctore ut videtur Gotifredo' ebenda S. 334 haben zwar im Ganzen wenig h und in den Z. zu 6—⏑ nur 10 Tw (⏑, —⏑ und ⏑—⏑), allein in den 192 Z. steht statt 7⏑—: 23 Mal 7—⏑, 14 Mal 6—⏑ und 3 Mal 8⏑—; in den übrigen 148 Z. zu 7 ⏑— sind allerdings sehr wenig Tw.

Ziemlich selten ist die Verbindung 7⏑—a + 6—⏑b. Abaelard Planctus II hat 4 Z. der Art.

Variirt findet sich die Zeile in mannigfacher Art, am häufigsten so, dass die Zeile zu 7 ⏑— oder die zu 6—⏑ wiederholt wird. *Adam* I, 267 Str. 8: 7⏑—x + 6—⏑a, 7⏑—x + 6—⏑a, 7⏑—b + 7⏑—b + 6—⏑c; 7⏑—x + 6—⏑d, 7⏑—x + 6—⏑d, 7⏑—e + 7⏑—e + 6—⏑c; hierauf Str. 9: 7⏑—aab + 6—⏑ccd, 7⏑—eeb + 6—⏑iid. II, 247 die harmonische Strophe 7⏑—aa + 6—⏑b, 7⏑—cc + 6—⏑b, eine Strophenform, die in der geistlichen Dichtung nicht selten ist. Dieselbe wurde durch Vermehrung der Zeilen zu 7⏑— erweitert, so finden sich bei Daniel Thes. 5, 67 zu-

erst 2 Str. zu 7aa 6b + 7cc 6b, dann je eine Strophe zu 7aaa 6b + 7ccc 6b und 7aaaa 6b + 7cccc 6b. Bur. 47 p. 136 besteht aus 5 hübschen Strophen von 2 Z. zu 7 ◡— a + 6 —◡ b, denen die Erweiterung 7cc 6d + 7ee 6d folgt; das Gedicht ist frei von h und Tw. Bur. 101 p. 179 besteht aus 4 Str. zu 7 ◡— a + 6 —◡ b, 7 ◡— a + 6 —◡ b, 7 ◡— c + 6 —◡ b, 7 ◡— c + 7 —◡ b, wobei die Reime von 7 ◡— öfter nur einsilbige sind. Bur. 137 p. 209 besteht aus 5 Str. zu 7 ◡— a + 7 ◡— a + 6 —◡ b, 7 ◡— (a) + 6 —◡ b mit einigen unreinen Reimen. Bur. 10 p. 8 besteht aus 4 Str. zu 7 ◡— a + 7 ◡— a (= 3 ◡— a + 4 ◡— a) + 7 ◡— a + 6 —◡ b + 7 ◡— c (= 3 ◡— c + 4 ◡— c) + 6 —◡ b.

Die Zeilenverbindung 7 ◡— x + 7 —◡ a bildet bei Du Méril 1847 p. 125 ein Gedicht von 6 Strophen zu je 3 Z., ohne h; es sind in den 19 Z. zu 7 ◡— nur 2 Tw, in den 19 Z. zu 7 —◡ 6 Tw. 14 Z. ohne Tw in 7 —◡ und nur 2 Tw in 7 ◡— bei Hilarius, Du Méril Origines p. 241. Eine Str. von 4 × (7 ◡— x + 7 —◡ a) in Bur. 202, 37 p. 90; vielleicht je 2 solche Zeilen in Bur. 31 p. 115 Str. 3. 4. 5. Strophen von 2 Zeilen zu 7 ◡— a + 7 —◡ b finden sich 2 in Bur. 46 p. 136 Str. 3. 4; 20 Str. bei Conrad von Gaming (Mone 233) ohne Tw in 7 ◡— wie in 7 —◡, nur 1 Mal 'Cor méum complectere'. Zur Strophe ist diese Verbindung auf die gewöhnliche Weise erweitert bei *Abaelard* Planctus II in dem zweimaligen 7 ◡— a + 7 ◡— a + 7 —◡ b, 7 ◡— c + 7 ◡— c + 7 —◡ b, und bei Hilarius, Du Méril Origines p. 231. In Bur. 134 p. 207 Str. 2 u. 3 folgt auf 2 Z. zu 7 ◡— a + 7 —◡ b die Erweiterung 7 ◡— c + 7 ◡— c + 7 —◡ b. In den beiden Strophen 7 = 8 von Bur. 39 p. 128 folgen auf 3 Zeilen zu 7 —◡ a 4 Langzeilen zu 7 ◡— x + 7 —◡ b.

Die Verbindung 7 ◡— a + 8 ◡— b findet sich 2 Mal in Bur. 35 p. 119 Str. 11, und je 2 Mal am Schluss der 3 Strophen von Bur. 170 p. 65. 2 Zeilen zu 7 ◡— x + 8 —◡ a in Bur. 202, 5 p. 81 (Ut haec [virga] floruit | omni carens nutrimento).

Von den Verbindungen, in welchen die Zeile zu 7 ◡— die 2 Stelle einnimmt (4 —◡ + 7 ◡—, 6 ◡— + 7 ◡—, 8 ◡— + 7 ◡—, 8 —◡ + 7 ◡—), will ich die Verbindung zu 4 —◡ + 7 ◡— hier behandeln. Diese alte Zeile (siehe

S. 90) hat am meisten *Abaelard* verwendet. Hymn. 86—94 bestehen aus 32 Strophen von je 4 Z. zu (4 — ◡ + 7 ◡ — aabb) und 2 Z. zu (4 — ◡ + 5 ◡ — cc). Während in den Zeilen 4 — ◡ + 5 ◡ — nicht selten 4 ◡ — steht, findet es sich in den Zeilen zu 4 — ◡ + 7 ◡ — nicht (hymn. 90 ändere Qui si palma | non pollemus 'nostrum' in martyrum). In Hymn. 80 und 81 hat Abaelard 4 Strophen zu je 4 Z. aaaa; diese Zeilen zu 4 — ◡ + 7 ◡ — a sind parallel den Zeilen zu 4 — ◡ a + 4 — ◡ a + 3 ◡ — b in Hymn. 78 u. 79. Die 3. und 4. Zeile der 4 Strophen von Hymn. 84 und 85 ist aus 4 — ◡ + 7 ◡ — a gebildet und parallel zu 7 ◡ — (a) + 4 ◡ — b in Hymn. 82 u. 83; auch hier steht niemals 4 ◡ — statt 4 — ◡. *Hilarius* bei Du Méril, Orig. p. 244—246, hat 2 Strophen zu (4 — ◡ + 7 ◡ —) aaaa und 2 Strophen zu aaa, stets mit 4 — ◡. Bei *Adam* sind die Zeilen zu 4 — ◡ + 7 ◡ — in I, 140 unsicher, sicher die je 2 Zeilen II, 239 und II, 383. Zur Strophe verwendet ist die Zeile bei Daniel Thes. 5, 231 (4 — ◡ + 7 ◡ — a) × 2 + 7 ◡ — a, (4 — ◡ + 7 ◡ — a) × 2 + 7 ◡ — a, wo 1 Mal die Pause nach 4 vernachlässigt ist. Das Schema der 3 Strophen von Bur. 127 p. 201 ist: (4 — ◡ + 7 ◡ — a) × 2 + 7 ◡ — b, (4 — ◡ + 7 ◡ — c) × 2 + 7 ◡ — b, 11 — ◡ d + (4 — ◡ + 7 ◡ — x) + 6 — ◡ d; doch ist in 4 — ◡ + 7 ◡ — einmal die Pause vernachlässigt, und statt 4 — ◡ steht 2 Mal — ◡ ◡ — ◡.

Jambische Siebensilber 7 — ◡.

Ueber den Taktwechsel, der in dieser Zeile an 2 Stellen eintreten kann, und über hiebei vorkommenden rein daktyl. Wortschluss siehe oben S. 121 und 126. Die Zeile ist nicht häufig und findet sich meist nur in Verbindung mit andern.

Abaelard eröffnet den Planctus IV mit 6 Z. zu 7 — ◡ mit gleichem Reim. Das längste Gedicht ist das auf die Eroberung Jerusalems Du Méril 1847 p. 255, 35 Str. von 3 Z., gereimt zu 3, mit dem Refrain 'Jerusalem exulta'; h 0, 51 Tw, darunter 8 rein daktyl. Wortschlüsse. Wegen der reinen Reime ist es mir fraglich, ob das Gedicht schon 1099 entstanden ist.

Mit anderen Zeilen gemischt ist 7 — ◡ in Bur. 126 p. 200, wo in den 5 Strophen auf 7 — ◡ aaa folgt 8 ◡ — b + 7 — ◡ a + 8 ◡ — b + 7 — ◡ a, mit 16 Tw in 7 — ◡, aber ohne daktyl. Wortschluss und ohne h im ganzen Gedicht; in den 8 Strophen von Omer 32 folgen auf 7 — ◡ aaa die jamb.

Zeilen 4 ◡ — b + 6 ◡ — b + 4 ◡ — c + 4 ◡ — c, + 6 ◡ — l (b im ganzen Gedicht = ula), mit 10 Tw in 7 — ◡, doch ohne h und ohne daktyl. Wortschluss im ganzen Gedicht.

Ausserdem dass 7 — ◡ gern zum Abschluss von Strophen oder Strophentheilen benützt wird, findet sich eine grössere Anzahl solcher Zeilen unter andere gemischt in dem rohen Gedicht Bur. 35 p. 119 Str. 3 = 13; 1; 17 und sonst, und in den Knittelversen von 17 p. 14.

Zeilenverbindungen, in denen 7 — ◡ den Anfang bildet sind selten. *Adam* I, 306 hat eine Strophe (7) zu 7 — ◡ x + 4 ◡ — a + 7 — ◡ x + 4 ◡ — a + 7 — ◡ b, 7 — ◡ x + 4 ◡ — c + 7 — ◡ x + 4 ◡ — c + 7 — ◡ b. Bur. 35 p. 120 Str. 1: bietet 4 X (7 — ◡ a + 6 ◡ — b) z. B. 'Ex fraudibus alternis et ignominia' und Bur. 122 p. 196 6 Mal dieselbe Langzeile In beiden Fällen haben sowohl 7 — ◡ als 6 ◡ — reinen jambischen Tonfall ohne Tw. Eine Erweiterung dieser Zeile ist das Maass der 5 Strophen von Omer 13 zu 7 — ◡ a + 7 — ◡ a + 6 ◡ — b + 6 ◡ — b + 7 — ◡ a + 6 ◡ — b + 7 — ◡ a (mit dem Refrain von 2 Mal: 4 ◡ — c + 4 ◡ — c + 7 — ◡ a) in Str. 1 und der letzten Zeile von Str. 2—5 reimt 7— ◡ stets mit ura, während in Str. 2—5 die 3 ersten Zeilen zu 7 — ◡ im Reime wechseln; h 0, in den 22 Z. zu 7 — ◡ 1 Tw.

Häufiger sind die Verbindungen, in welchen 7 — ◡ sich an eine andere Zeile anschliesst. Ueber 4 — ◡ + 7 — ◡, 6 ◡ — + 7 — ◡ und 6 — ◡ + 7 — ◡ wird am Schlusse bei den Maassen des Ludus de Antichristo zu handeln sein. Häufiger ist 7 ◡ — + 7 — ◡ und vor Allem 8 ◡ — + 7 — ◡; sehr selten 4 — ◡ + 4 — ◡ + 7 — ◡.

Jambische Achtsilber (8 ◡ —).

Ueber den in dieser Zeile an 2 Stellen möglichen und äusserst häufigen Taktwechsel und über hiebei vorkommenden rein daktyl. Wortschluss siehe oben S. 121 und 127. Die Zeile kommt meist in Gruppen von 4 Zeilen vor, mit der Reimfolge aabb oder abab oder aaaa. Je 4 Zeilen mit dem Reim aabb finden sich zunächst im Prolog der a. 1118 abgeschlossenen Polenchronik des sogenannten Martinus Gallus, 56 Z. ohne h, aber mit 9 daktyl. Wortschlüssen in den 31 Z. mit Tw. 22 Str. zu aabb hat *Abaelard* Hymn. 37—40; in Hymn. 1—9, 45—47 u. 51 folgen auf 2 Z. zu 8 ◡ — aa 2 Zehnsilber zu bb. In Hymn. 52—55 hat Abaelard 25 Strophen mit ge-

kreuzten Reimen a b a b; in Planctus II u. VI im Ganzen 6 Strophen zu a a a a. In diesen etwa 360 Zeilen fand ich nur einmal daktyl. Wortschluss. In der Mischung des Reimes geht *Adam* viel weiter als Abaelard; die vierzeilige Strophe hat meistens die Reimstellung a b a b, oft aber auch a a b b und aaaa (a b b a fand ich nicht); vgl. I, 63 10 Str.; I, 281 13 Str.; II, 8 14 Str.; II, 13 13 Str.; II, 303 13 Str.; II, 434 13 Str. (viel a a a a). II, 157 hat mit Ausnahme der Strophen 4, 3 und 4. 5 (it). 7 (e. a.) 9 (a. at) in den 15 Str. nur einsilbigen Reim auf a; dieser Umstand und Verse 'mélior est quam míllia', der falsche Reim Quae velle pótest mens pia', der Reim 'Quae praefulget Augustinus' unter lauter Reimen auf a machen die Autorschaft des Adam höchst zweifelhaft; auch II, 494 kann schon wegen der Reimstellung (nur a a b b) kaum von Adam sein. Bei andern Dichtern findet sich diese Mischung kaum; bei Bernhard (Migne 184 p. 1317) 48 Str. zu 4, gereimt zu 4, mit 2 daktyl. Wortschlüssen; bei Hildebert (Migne 171 p. 1339) 105 Str. zu 4, ger. zu 4 mit etwa 26 h, ohne 8 — ⏑ (denn in Vitam contempsi supernam ist superam zu bessern), und ohne daktyl. Wortschluss (denn in der Schilderung des Paradieses ist 'Ager additur lucidus Jamque sub agro lucidus' in aditur und Fonsque zu bessern). Du Méril 1847 p. 266 ff. hat drei Gedichte veröffentlicht, die sich auf dasselbe Ereigniss a. 1128 beziehen; sie bestehen aus Strophen zu 4 Z., gereimt zu 4; im 1) p. 266 zu 14 Str. finden sich 6 h, 8 Mal troch. Schluss wie patrem tuum jugulasti, 1 Mal tánti scéleris cónscii; im 2) p. 268, 13 Str., 4 h, die Schlüsse sine fine u. corde pio und 4 daktyl. Wortschlüsse; im 3) p. 270, 36 Str., h 5, etwa 7 troch. Schlüsse und mindestens 17 rein daktyl. Wortschlüsse, so dass hier von rythmischem Bau der Zeile keine Rede ist, sondern nur von gleicher Silbenzahl und meistens gleichem Zeilenschluss. In den 34 Strophen vom Jahr 1223 (Du Méril 1847 p. 277) finden sich 14 Zeilen mit unreinem Schlusse, aber nur der eine, unsichere daktyl. Wortschluss: Libera nunc de carcere.

Von späteren kunstvolleren Dichtern werden aus den Zeilen zu 8 ⏑ — mannigfache Reimstrophen gebildet. So besteht Bur. 5 p. 4 aus 3 Str. zu a b b a, c d d c c ohne h und ohne daktyl. Wortschluss. Bur. 165 p. 228 aus 4 Str. zu a b a b c x c ohne daktyl. Wortschluss. Mancherlei Reimstrophen finden sich in den von Flacius veröffentlichten späteren Gedichten, so No. 23

aabccb (3 Str.); 94 abab, baab; 113 abababab (3 Str.); 30 (2 Str.) ababcc, abba, abb; No. 85 und 86, die zusammengehören, abab aabb, aab aabb; No. 87 aaabbb bbbccdddd; No, 69 mit Einschiebung von 4 ⏑— aaab + 4 ⏑ b + bb + 4 ⏑— b + bb; eine noch künstlichere Stellung in Brit. Mus. Egerton 274 (Philippe de Grève?, bei P. Meyer in Archives d. miss. II, 3 p. 281) Str. 12—17 und bei Bernhard (Migne 184 p. 1315; oben S. 141).

Von den Verbindungen, welche 8 ⏑— mit andern Zeilen eingeht, ist die von 8 ⏑— + 4 ⏑— sehr häufig; denn in den künstlicheren Gedichten wird 8 ⏑— oft zerlegt in 4 ⏑— + 4 ⏑— z. B. Omer 13 Refr. 'O partium | disparium | mirabilis iunctura | Remedium | nascentium | de carne peritura' statt 8 ⏑— + 7 —⏑; so findet sich die Verbindung von 4 ⏑— und 8 ⏑—, z. B. oft in der Sequenz und in dem Leich bei Petrus Bles. (Migne 207 p. 1127 u. 1129). Hilarius bei Du Méril Origines p. 276 hat 2 Str. zu 8 ⏑— aaa + 4 —⏑ b, 8 ⏑— ccc + 4 —⏑ b. Du Méril Origines p. 110 (Resurrectio aus Orleans) hat 9 Str. zu 8 ⏑— aa + 5 —⏑ b mit unreinem Reim. Die Verbindung von 8 ⏑— und 6 —⏑ ist selten; z. B. Bur. 146 p. 216; vgl. Omer 19: 4 ⏑— a + 4 ⏑— a + 4 ⏑— a + 4 ⏑— a + 6 —⏑ b + 4 ⏑— a + 6 —⏑ b. Die Verbindung 8 ⏑— a + 7 ⏑— a, die in der früheren Periode bei Petrus Damiani (Migne 145 No. 40. 121. 172) häufig ist, habe ich in dieser Periode nicht gefunden, wenn man nicht *Adam* II, 80 Strophe 6 zu 2 Mal 4 ⏑— a + 4 ⏑— a + 7 ⏑— b hierher rechnen will.

Die wohlklingende Verbindung 8 ⏑— a + 7 —⏑ b hat immer mehr Beifall gefunden. *Adam* I, p. 48 hat 11 Strophen zu je 2 Zeilen ohne Reim in 8 ⏑—; in den 22 Z. zu 8 ⏑— sind nur 3 Tw, in den 22 Z. zu 7 —⏑ nur 2 Tw. Bur. 202 p. 94 No. 62 5 Str. zu je 2 Mal (8 ⏑— a + 7 —⏑ b); in Bur. 36 p. 122 bestehen Str. 11—14, 25—27 und in 174 p. 234 Str. 10. 11. 21. 22 aus je 2 Zeilen zu 8 ⏑— a + 7 —⏑ b mit manchen Tw, aber keinem daktyl. Wortschluss. Die Gedichte des Priors Conrad von Gaming, Mone 901 u. 957, bestehen ebenfalls aus (24 u. 18) Strophen zu je 2 Z. zu 8 ⏑— a + 7 —⏑ mit sehr wenig Tw und keinem daktyl. Wortschlusse. Zwei solcher Langzeilen bilden den Anfang der 3 Strophen von Bur. 68 p. 38. Hilarius hat bei Du Méril Origines p. 230 und p. 253 je 1 Str. zu (4 ⏑— a + 4 ⏑— a + 7 —⏑) aabb.

Die Zeile ist variirt in Bur. 16 p. 13, wo 6 Strophen ohne h bestehen aus 3 Mal (8 ◡— a + 7 —◡ b) + 7 —◡ b + 8 ◡— a + 7 —◡ b, ohne daktyl. Schluss in den Z. zu 8 ◡— oder 7 —◡. Eine ähnliche Strophe findet sich 3 Mal in Flacius No. 18: 3 Mal (8 ◡— a + 7 —◡ b) + 7 —◡ b + 8 ◡— c + 8 ◡— c + 7 —◡ b; dieselbe Strophe steht in No. 19, so dass man 18 u. 19 verbinden möchte, wenn nicht am Schluss von 18 eine Strophe aus 7 ◡— stünde. Flacius 89 besteht aus 3 Strophen zu 2 Mal (8 ◡— a + 7 —◡ b) + 3 Mal 6 ◡— c + 7 —◡ b; No. 105 aus 3 Str. zu 8 ◡— a b a b + 7 —◡ c, + 8 ◡— b + 7 —◡ c; No. 93 aus 8 ◡— a b a b c c + 7 —◡ d, + 8 ◡— e e + 7 —◡ d und nach dem Stücke von 2 Mal (8 —◡ n + 7 ◡— o) aus dem Schlusse von 8 ◡— h h + 7 —◡ i, + 8 ◡— k k + 7 —◡ i. Diese Strophe zu 8 ◡— a a + 7 —◡ b, + 8 ◡— c c + 7 —◡ b findet sich 2 Mal in dem Leiche in Brit. Mus. Egerton 274 (Philippe de Grève? bei P. Meyer in Archiv. d. miss. II, 3 p. 280) und scheint später beliebt geworden zu sein; die grossen, aber späten Gedichte bei Flacius p. 90—100, p. 175—189, p. 482—495 (nach 1312) bestehen aus solchen Strophen.

Selten findet sich 8 ◡— als zweites Glied einer Zeilenverbindung; so in 7 ◡— + 8 ◡— und in 8 —◡ + 8 ◡—.

Trochaeische Achtsilber (8 —◡).

Die troch. Achtsilber zerfielen schon in der früheren Periode (S. 88) bei manchen Dichtern fast stets in 2 Theile zu 4 —◡. In dieser Periode ist dies die Regel, das Fehlen der Pause ist Ausnahme. Taktwechsel ist also sehr selten; wenn er vorkommt, so ist meistens das erste Stück 4 —◡ durch 4 ◡— ersetzt. Die Theile zu 4 —◡ wurden sehr oft unter sich gereimt. Die Zeilen 8 —◡ haben selten gekreuzte Reime.

Die Zeilen zu 8 —◡ treten oft in Gruppen zu 2 auf; so *Adam* II, 181 13 Str. zu 4 Z., gereimt zu 2 ohne h oder Tw, stets mit Pause nach 4 —◡. *Abaelard* hat im Planctus III 2 Mal die Verbindung 4 —◡ a + a + 8 —◡ b, 4 —◡ c + c + 8 —◡ b. Bei Hildebert (Migne 171 p. 1411) stehen 203 Z. ger. zu 2; 1 Mal fehlt die Pause, 1 Mal steht das Citat 'Da fidem spem caritatem'. Ebenda p. 1432 138 Z. ger. zu 2; 6 h; einige Male fehlt die Pause; einige Tw, um den Hiatus zu vermeiden: 'Piratae vis importuna. Nescire quem est humanum. Rapina sit in ruinam'. Du Méril 1843 p. 190 150 Z.

zu 2 gereimt. Bur. 186 p. 72, 30 Z. zu 2 ger. mit 'mólliter gérens me ípsum'; 168 p. 230 11 Str. zu 4, ger. zu 2; darunter 5 Z. ohne Pause; 73 p. 43. 36 Z. zu 2 gereimt, mit 3 Z. ohne Pause. 175 p. 235, 56 Z. zu 2 ger. Z. 1—20, 30—56 sind regelmässig, nur 2 Zeilen ohne Pause; die Zeilen 21—29 schwellen des Scherzes halber auf 9, 10, 11 Silben an. Gruppen von je 4 Zeilen bilden die 36 Z. bei Hildebert (Migne 171 p. 1720) ohne h und Tw, doch mit 7 Z. ohne Pause nach 4—◡. Der *Archipoeta* hat in No. II 94 Z., ohne Pause in 35. 36. 92 und ohne Tw und h. Es folgen sich 16 Z. auf onum, 5 onam, 7 ivus, 6 ui, 10 orte, 7 orat, 14 atum, 3 ittas, 6 itas, 10 este, 9 itis; bei Beginn einer neuen Reimart steht stets ein grosser Anfangsbuchstabe; stets sind es 5 oder mehr Zeilen mit gleichem Reim, doch 66—68 bilden eine Gruppe von nur 3. Grimm hat eben nach Tutus ibo quo me mittas den Vers 'Hederarum ferens vittas' übersehen. Das folgende Non ist gross geschrieben; (V. 80 ist insanus aus der Hschr. herzustellen). Zu diesen einfachen Massen gleichgereimter Zeilen bildet das entgegengesetzte Extrem die Reimstrophe in Brit. Mus. Egerton 274 (Philippe de Grève? bei P. Meyer Archiv. d. miss. II, 3, 280) mit 8—◡ aaa bbbba, ccddee.

Nicht stets sind die Z. zu 8—◡ rein; Mone 521 besteht aus 72 Z. gereimt zu 2 oder 4 fast stets mit reinen zweisilbigen Reimen, also wohl später als saec. XI; unter die Z. zu 8—◡ sind 6 Paare zu 8 ◡— und 1 Paar zu 7 ◡— gemischt; viele Z. zu 8—◡ haben nicht die Pause, 11 haben Tw., darunter 6 rein daktyl. Wortschlüsse. Viel schlimmer sind die Zeilen des Reinerius Leod. um 1180 (Migne 204 p. 95) im Officium de S. Spiritu; unter 36 Z. 8—◡ sind fast 20 Z. zu 8 ◡—: also 8 Silben ohne Rücksicht auf Rythmus oder Schluss.

In mancherlei Zeilenverbindungen bildet 8—◡ den ersten Theil. 8—◡ + 4 ◡— liegt zu Grunde der Variation in Bur. 179 p. 240, 6 Str. zu 8—◡ aaaaa + 4 ◡—b + 8—◡ a + 4 ◡—b. Die Zeile 8—◡ + 5 ◡— findet sich öfter in Mone 170 wie Gaude plaude ama clama | voce valida; ebenso bei Joh. Anglicus (Zarncke p. 70) Pallentis aurore rore | vultus defluit | Fluit ex amore more | qui mox conruit. Leicht variirt ist diese Zeile in Bur. 131 p. 204, 4 Str. zu 8—◡ a + 5 ◡—b + 8—◡ a + 5 ◡—b, + 5 ◡—c + 8—◡ d + 8—◡ d + 5 ◡—c, womit der Strophenbau von Bur. 114 p. 189 (5 Str.) völlig übereinstimmt, nur dass hier die Theile

von 8 —◡ auch Reim haben: also 4 —◡ a + 4 —◡ a + 5 ◡— b, 4 —◡ c + 4 —◡ c + 5 ◡— b, 5 ◡— d + 4 —◡ e + 4 —◡ e + 8 —◡ e + 5 ◡— d (die deutsche Nachahmung ist fehlerhaft); nur der Schluss ist verändert in Bur. 110 p. 186 (4 Str.): 4 —◡ a + a + 5 ◡— b, 4 —◡ c + c + 5 ◡— d, 7 ◡— e + 4 —◡ f + 4 —◡ f + 5 ◡— e und noch abweichender ist 155 p. 219 Str. 1, 2, 6: 8 —◡ a + 4 —◡ a + 4 —◡ a + 5 ◡— b + 5 ◡— b + 4 —◡ c + 4 —◡ c + 7 ◡— d + 7 ◡— d.

Die Zeile 8 —◡ a + 6 —◡ b findet sich bei *Abaelard* im Planctus I 6 Mal. Hilarius bei Du Méril Orig. p. 253 hat 2 Z. zu (4 —◡ a + 4 —◡ a + 6 —◡) b b und 2 Z. zu (8 —◡ c + 6 —◡) d d. In Bur. 36 p. 122 bestehen Strophe 8. 9. 23. 24 und in 174 p. 233 Str. 8. 9. 18. 19 aus 4 —◡ a + 4 —◡ a + 6 —◡ b, 4 —◡ c + 4 —◡ c + 6 —◡ b; Bur. 46 p. 135 beginnt mit 4 Zeilen zu 8 —◡ a + 6 —◡ b, von denen je 2 zu einander reimen. Omer 5 besteht aus 4 Str. zu 4 Mal (8 —◡ a + 6 —◡ b) mit Refrain von 7 ◡— a b a b. Einseitige Erweiterungen dieser Zeile sind die 6 Strophen von Bur. 52 p. 145 zu 8 —◡ a a a a a + 6 —◡ b (ora) und die 6 Str. von Bur. 120 p. 195 zu 8 —◡ a a a a a a + 6 —◡ b (uta), mit 3 Z. ohne Pause und Tw in 6, 1 (3, 3 u. 4 sind wohl umzustellen). Eine schönere Erweiterung bilden die 4 Strophen von Omer 14 zu 8 —◡ a + 6 —◡ a + 6 —◡ b + 8 —◡ a + 6 —◡ b, und Bur. 36 p. 122 Str. 7. 22. 31 = 174 p. 233 Str. 7. 17 zu 8 —◡ a ('ante' in No. 36) + 6 —◡ b + 8 —◡ a + 8 —◡ a + 6 —◡ b. Harmonisch gebaut ist die Strophe zu 8 —◡ a + a + 6 —◡ b, 8 —◡ c + c + 6 —◡ b, deren 6 das Gedicht bei *Adam* I, 223 bilden. Drei Strophen der Art finden sich in Flacius No. 74, zum Theil mit der künstlichen Reimstellung 4 —◡ a + 4 —◡ b, + 4 —◡ a + 4 —◡ b + 6 —◡ c, + 4 —◡ b + 4 —◡ a, + 4 —◡ b + 4 —◡ a + 6 —◡ c. Diese Strophe wiederum ist variirt im Brit. Mus. Egerton 274 (Philippe de Grève? bei P. Meyer Archives des Missions II, 3 p. 288): 8 a + 6 b + 8 a + 6 b + 7 —◡ b, + 8 a + 6 b + 8 a + 8 a + 6 b + 6 b, + 8 a + 8 a + 8 a + 6 b + 6 b, + 8 a + 6 b + 8 a + 8 a + 6 b.

Die Zeile 8 —◡ + 7 —◡ liegt zu Grunde der Zeile 4 —◡ a + 4 —◡ a + 7 —◡ b, deren 40, zu 2 gereimt bei 7 —◡, *Abaelard's* Hymn. 33—36 bilden: von den 40 Z. zu 7 —◡ haben 35 Tw und mindestens 5 rein daktyl. Wortschluss.

Die regelmässige Verbindung von 8 — ◡ und 8 ◡ — ist nicht selten. Bei *Petrus Vener.* (Migne 189 p. 1018) wechselt stets 8 — ◡ a + 8 — ◡ a mit 8 ◡ — b + 8 ◡ — b (vgl. Gotschalk oben S. 108) mit 48 Tw in den 64 Z. zu 8 ◡ —. Bei Bernhard (Migne 184 p. 1319) stehen 37 Strophen zu 8 — ◡ a a b b + 8 ◡ — c, + 8 — ◡ d d e e + 8 ◡ — c, mit ziemlich vielen h, aber nur 5 Tw in den 74 Z. zu 8 ◡ —. Mone 483 besteht aus 5 Strophen zu 8 — ◡ a + a + 8 ◡ — b, 8 — ◡ c + c + 8 ◡ — b.

Weitaus die gebräuchlichste von diesen Verbindungen ist der *alte Fünfzehnsilber.* 118 Zeilen zu 8 — ◡ + 7 ◡ — mit oft unreinem oder unvollständigem Reime in 7 ◡ — zu 2 in der Zeitschr. f. d. Alt. 5 (1845) p. 464. In den 36 durch reinen Reim zu je 2 gebundenen Fünfzehnsilbern des *Reiner* von Lüttich findet sich 11 Mal 8 ◡ — statt 8 — ◡, ja in Admisi poetico synaloephas passim ritu fehlt sogar die Pause; nicht besser sind die 6 Z. im Officium de S. Spiritu (p. 95). In der um 1118 schon vollendeten Polenchronik des sogenannten *Martinus Gallus* hat nur 7 ◡ — den Reim, allein 8 — ◡ zerfällt stets in 4 — ◡ + 4 — ◡ und sämmtliche Zeilen sind frei von h; zu je 2 sind die Zeilen gereimt in II, 27 (6 Z.) und III, 11 (20 Z.), zu je 3 in I, 16 (30 Z.) und III Prolog (60 Z.; in 22 lies mit H: In his ergo collaudemus deum et Laurentium.); II Prolog 10 Z. auf imus. Bei *Adam* findet sich sowohl 8 — ◡ x + 7 ◡ — a (I, 377. I, 175. — II, 446 ist der Reime wegen unecht —) als 8 — ◡ a + 7 ◡ — b (I, 19) und 4 — ◡ a + 4 — ◡ a + 7 ◡ — b (I, 40. 169; bes. II, 365). Dieselbe Zeile 8 — ◡ a + 7 ◡ — b findet sich in 7 Strophen zu 4 gleich gereimten Zeilen bei Alanus (Migne 210 p. 577); dann bei Flacius No. 33 und 101.

Die Erweiterung dieser Zeile zu 8 — ◡ a + 8 — ◡ a + 7 ◡ — b, 8 — ◡ c + 8 — ◡ c + 7 ◡ — b, die Strophe des Stabat mater, ist das wichtigste Strophenmaass der geistlichen rythmischen Dichtung. Besonders oft hat *Adam* sie angewendet. Schon *Petrus Vener.* († a. 1158) hat (Migne 189 p. 1018) 2 Strophen. Bei Bernhard (Migne 184 p. 1315) 6 Strophen, deren 7 ◡ — stets auf eris reimt. *Walther* von Chat. hat in No. VIII 28 und in No. X 25 Strophen mit einigen Tw und nicht häufiger Vernachlässigung der Pause in 8 — ◡. Die Erweiterung hat *Adam* nirgends weiter getrieben als bei diesen Strophen. In II, 335 folgen sich Strophen zu 8 a a + 7 ◡ — b,

8cc + 7 ◡— b, dann 8 a a a + 7 ◡— b, 8 c c c + 7 ◡— b, endlich 8 a a b b + 7 ◡— c, 8 d d e e + 7 ◡— c. Besonders liebte er es, die Theile von 8 —◡ wieder zu reimen, so oft 4—◡ a a b b + 7 ◡— c, 4 —◡ d d e e + 7 ◡— c; 4 —◡ a a b b c c + 7 ◡— d, 4 —◡ e e f f g g + 7 ◡— d II, 117, ja I, 307 8 —◡ a a a + 7 ◡— b + 4 —◡ c c. d d. e e + 7 ◡— b; I, 334 ist Adam zu 4 —◡ a a. b b. c c. d d + 7 ◡— e, 4 —◡ f f g g h h i i + 7 ◡— e und II, 204 gar bis zu 4 —◡ a b a b. c d c d. e f e f + 7 ◡— g, 4 —◡ h i h i. k l k l. m n m n + 7 ◡— g gestiegen.[1]) Hilarius, bei Du Méril Origines p. 243, hat 8 a a b b 7 c, 8 d d e e 7 c, 8 f f g g 7 c; (vgl. p. 275).

Unregelmässige Variationen der Zeile 8 —◡ + 7 ◡— oder der Stabatstrophe finden sich mancherlei. So folgen im Leiche des Brit. Mus. Egerton 274 (Philippe de Grève? bei P. Meyer Arch. d. miss. II, 3 280) auf eine Stabatstrophe 2 Strophen zu 8 —◡ a a b b + 7 ◡— c + 7 ◡— c + 8 —◡ a. Das in der Form durchaus reine Gedicht Bur. 71 p. 41 besteht aus 8 Str. zu 8 —◡ a a a a + 7 ◡— b b b + 6 —◡ c; genau denselben Bau (nur andern Reim in 6 —◡) haben die 3 Strophen von Flacius No. 16. In Flacius 31 folgt in 2 Strophen auf 8—◡ a b a b + 8 ◡— c c + 8 —◡ b der Schluss 8 —◡ d + 7 ◡— e + 8 —◡ d + 7 ◡— e, + 8 —◡ f + f + 7 ◡— x.

Einfache Zeilen von mehr als 8 Silben.

Neunsilber. Die 3 Strophen von Bur. 113 p. 188 bestehen aus 8 —◡ a + 9 ◡— b + 8 —◡ a + 9 ◡— b, denen 8 ◡— c + 8 ◡— x + 8 ◡— c folgt. Die 6 Zeilen zu 9 ◡— haben reinen troch. Tonfall und 4 lassen sich in 4 —◡ + 5 ◡—, 2 in 6 —◡ + 3 ◡— theilen. In Bur. 36 p. 123, bestehen die Str. 15. 16. 17. 28 und in Bur. 174 p. 233 die Str. 12, deren Schluss verdorben ist, aus je 4 gleich reimenden, längeren Zeilen mit einem Schluss von 4 ◡—. Von jenen längeren Zeilen bestehen 2 aus 8 ◡—, wie Florenti desolatio, 1 aus 10 Silben, wie Sed hesitat adhuc nobilitas, die übrigen aus 9 Silben mit jambischem Schluss; sie sehen aus wie Z. zu 8 ◡—, in welchen, wie es beim Gesang leicht geschieht, einmal statt

1) Sehr beliebt ist bei Adam eine Erweiterung der Zeile nach der andern Seite: 8 —◡ a + 8 —◡ a, + 7 ◡— b c c b; in sehr vielen Gedichten finden sich eine oder 2 von diesen Strophen eingemischt, selten 3 wie in I, 212. II, 240.

éiner unbetonten Silbe 2 gesetzt sind. Bur. 128 p. 202 be steht aus 4 Strophen zu 9 ◡— a + 8 ◡— b, 9 ◡— a + 8 ◡— b, 7 ◡— c + (8) ◡— x + 6 ◡— c; die 4 Z. zu 9 ◡— haben weder bestimmten Tonfall noch Pause.

Bur. 68 p. 38 besteht aus 3 Str. zu 8 ◡— a + 7 —◡ b 8 ◡— a + 7 —◡ b, 9 —◡ b + 8 ◡— a, 9 —◡ b + 8 ◡— a die Z. zu 9 —◡ haben keine wiederkehrende Pause, keinei bestimmten Tonfall und mehrere daktyl. Wortschlüsse. In Bur 51 p. 145 sind Zeilen zu 8 —◡, 9 ◡—, 9 —◡ und 10 —◡ gemischt.

Zehnsilber. Mone 359 besteht aus 4 Strophen vo Zehnsilbern mit troch. Schlusse und der Reimstellung a b a l a a b b. Von den 32 Z. haben 24 rein troch. Tonfall —◡—◡ —◡—◡—◡, 8 Z. leichten Taktwechsel. Hilarius, Du Méril Orig p. 250, hat 10 solche Zeilen, mit 2 Tw. In Bur. 167 p. 22! besteht die erste Strophe aus 4 Zehnsilbern mit troch. Schlusse worin vielleicht scherzhafte Daktylen stecken: Síc mea fáta can éndo solór, darauf deutet wenigstens der folgende rythmisch Hexameter

Cura crescente labore vigente vigore labente

(vgl. die Trini Salientes: qui cruciatur ad hoc reparatur ut hi patiatur in meiner Abhandlung über Radewins Theophilus Sitzungsber. 1873 I p. 32); in Str. 2 u. 3 haben die Zehn silber jambischen Schluss.

Von den Strophen.

In den gleichzeiligen Gedichten bildet der Reim di Gruppen oder Strophen: Reimstrophen ('consonantia ad dif ferentiam facit in rythmo simplici' Johannes Angl.); in nich gleichzeiligen Gedichten kennzeichnet ausser dem Reim di Verschiedenheit der Zeilen die Absätze. Beispiele verschie dener Reimstrophen sind bei den Zeilenarten angeführt.

Die einfachste Art der Strophenbildung ist die gepaart a a b b oder a a a a. Diese Paarung ist auch in den ge reimten Hexametern regelmässig. So ist es unmöglich, das beim *Archipoeta* No. VI auf 22 leoninische Hexameter 2: caudati folgten; Grimm hat den nach III, 2 stehenden Ver

'Sic da pauperibus sic in celis coacerva' übersehen; (verbessere auch 4 totus. III, 1 loquatur); so entstehen 6 Strophen zu aaaa. Bei *Abaelard* ist diese gepaarte Stellung die vorherrschende: so 6 —⏑ aabb, 8 ⏑— aabb, (5 —⏑ + 4 ⏑—) aaaa, (5 ⏑— + 5 ⏑—) aaa, (4 —⏑ + 6 ⏑—) aabb, (6 ⏑— + 6 ⏑—) aabb. Auch wenn die Strophe aus verschiedenen Zeilenarten zusammengesetzt ist, stehen sie meistens paarweise: so 8 ⏑— aa + (4 + 6 ⏑—) bb, dann die 6zeiligen Strophen (4 —⏑ + 7 ⏑—) aabb + (4 + 5 ⏑—) cc, die 14zeiligen 7 ⏑— aaaabbbb + 8 ⏑ cc + (4 —⏑ + 7 ⏑—) dddd.

Bei den andern Dichtern ist diese schlichte Strophenbildung selten. Die nächste Stufe ist die gekreuzte Stellung der Zeilen a b a b. Diese sehr verbreitete Art findet sich bei *Abaelard*, freilich nicht sehr häufig, sowohl bei gleichen Zeilen 7 ⏑— abab, 8 ⏑— abab, als bei ungleichen 8 —⏑ a + 6 —⏑ b. *Adam* mischt in gleichzeiligen Gedichten fast stets die Reimstrophen, z. B. bald 8 ⏑— abab, bald aabb, bald aaaa; (vgl. S. 162 u. 171).

Der wichtigste Fortschritt in der Strophenbildung war der, dass von einer Verbindung zweier Kurzzeilen die eine wiederholt wurde (s. S. 150); gewöhnlich ist dies die erste, so dass bei einmaliger Verdoppelung aus dem Zeilenpaar a + b, a + b die Strophe aabccb entsteht; die Zahl der wiederholten Glieder steigt bis auf aaaabccccb, selten darüber. Diese Form findet sich bei *Abaelard* sowohl bei gleichen Zeilen: 4 —⏑ aabccb, 5 —⏑ aabccb, 7 ⏑— aabccb, als bei ungleichen: 4 —⏑ aa 3 ⏑— b + 4 —⏑ cc 3 ⏑— b, 7 ⏑— aa 7 —⏑ b + 7 ⏑— cc 7 —⏑ b. Diese Art der Strophenbildung hat *Adam* in der Regel angewendet. Er liebt es, das Gedicht mit der Strophenbildung aabccb zu beginnen, mit aaabcccb fortzusetzen und mit aaaabccccb zu beenden, wobei in den aus 8 —⏑ + 7 ⏑— erweiterten Zeilen noch oft durch die Auf-

lösung von 8 —⏑ in 4 —⏑ a + 4 —⏑ a die doppelte Zahl von Reimstellen geschaffen wird. Sehr selten ist in einer Strophe die erweiterte Zeile dreimal gesetzt 8 —⏑ aa 7 ⏑— b + 8 —⏑ cc 7 ⏑— b + 8 —⏑ dd 7 ⏑— b (Adam II, 177 u. 271) und 7 ⏑— aabccbeeb (I, 54 u. II, 176). Auf diesem Prinzip der Zeilenerweiterung baut Johannes Anglicus sein System auf.

Selten wird das zweite Glied allein vermehrt wie in Omer 22, wo auf 4 × (4 ⏑— a + 6 ⏑— b) folgt 4 ⏑— a + 6 ⏑— aab, 4 ⏑— a + 6 ⏑— aab; häufiger beide Glieder, so bei *Abaelard* 6 ⏑— aa + 7 ⏑— bcbc und bei *Adam* oft 8 —⏑ aa + 7 ⏑— bccb, und Bur. 71 p. 41: 8 —⏑ aaaa + 7 ⏑— bbb + 6 —⏑; vgl. S. 177. Oft werden bei der Erweiterung die Stücke umgestellt, so: 8 —⏑ a 5 ⏑— b 8 —⏑ a 5 ⏑— b, 5 ⏑— c 8 —⏑ d 8 —⏑ d 5 ⏑— c, oder 5 ⏑— a 6 —⏑ b 5a 6b 5a, 5a 6b 5a. Wie Gedichte aus wachsenden Strophen, so werden auch Strophen aus wachsenden Zeilen gebildet, so Bur. 24 p. 27 aus 5 ⏑— und 10 (4 + 6) ⏑—: 10a + 5a + 10aa + 5a + 10aaa + 5a + 10a. In anderen Fällen wird dieselbe Kurzzeile als Schluss festgehalten, aber verschiedene Zeilen vorangesetzt: so Bur. 124 p. 198 5 ⏑— a + 6 —⏑ b, 5 ⏑— a + 6 —⏑ b, 6 —⏑ + 6 —⏑ b, 4 —⏑ + 6 —⏑ b.

Diese Strophenarten kann man aus den vorhandenen Zeilenarten erklären. In sehr vielen Fällen sind die verschiedenen Kurzzeilen in freier und willkürlicher Weise zusammengesetzt. So bei *Abaelard* auf noch einfache Weise in den 6 Strophen zu 5 ⏑— a + 8 ⏑— a + 4 —⏑ b, 5c 8c 4b, 5d 8d 4b (Planct. IV), in den 4 Str. zu 7 ⏑— aa + 7 ⏑— b 4 —⏑ c + 7 ⏑— b 4 —⏑ c und den zahlreichen Str. zu 7 ⏑— a + x + a + 5 ⏑— b + 7 ⏑— a 5 ⏑— b. Mit der Uebung stieg die Fertigkeit, und wir finden in vielen Gedichten noch vielgestaltigere und verschlungenere Zeilenstrophen, als die oben verzeichneten Reimstrophen es waren.

Bedeutenden Einfluss scheint Philippe de Grève († 1237) gehabt zu haben. Paul Meyer hat in den Archiv. d. Miss. II, 3, 257 ausführliche Nachricht über die Handschrift Egerton 274 des britischen Museums gegeben, wo vor einer Sammlung sehr kunstreicher lateinischer und französischer Gedichte der Name des Philipp steht. In Romania VII, 1878, p. 99 hat er über einige ähnliche Gedichte in der Handschrift des Brit. Mus. (addit. 30,091) berichtet. Schon vorher hatte Coussemaker (l'Art harmonique) aus der sehr reichhaltigen Hschr. 196 zu Montpellier viele Auszüge gegeben. Diese Sammlungen hängen alle unter sich zusammen. Zu ihnen gehören noch mehrere andere. In einem Fragment in München wird Flacius 7 In veritate comperi als 'motetus episcopi Wilhelmi Parisiensis' angeführt; aus einer Sammlung solcher Gedichte sind viele in die Carmina Burana übergegangen, noch mehr bieten die No. 1—148 bei Flacius, und eine sehr reichhaltige, mit Melodien versehene Sammlung enthält die schöne Handschrift der Laurentiana (Plut. 29, 1; vgl. Bethmann in Pertz Archiv XII p. 719). Aus diesen Quellen sollte einmal klar gestellt werden, was die lateinischen rythmischen Dichter in kunstreichem Strophenbau geleistet haben.

Vom Aufbau der Gedichte.

Die Dichter blieben nicht stehen beim harmonischen Bau einer einzelnen Strophe, sie erstreckten ihre Kunst auch auf den Aufbau der ganzen Gedichte. Baldric († 1131), Du Méril 1843 p. 292, hat vielleicht schon um 1090 7 kunstreiche quantitirend gebaute Strophen gedichtet, von denen I = III = V, II = IV und VI = VII ist (Du Méril hat III u. IV verstellt). In den rythmischen Gedichten finden wir, auch abgesehen von den geistlichen Sequenzen, sehr kunstreiche Anlage. Zunächst die reine *Sequenzenform* in Bur. 171 p. 65, wo Str. 1 = 2, 3 = 4, 5 = 6, 7 = 8;

ebenso 38 p. 125 (4 verschiedene Strophenpaare); 40 p. 129 (5 Paare, da Str. 1—4 in je 2 Theile zerfällt und 5 = 6 ist); 45 p. 135 u. 275 (4 Paare); 51 p. 59 (Bartsch Sequ. p. 242; 6 Paare); Petrus Blesensis bei Migne 207 p. 1127 (5 Paare); Flacius No. 74. Dann jene *strengen Leiche,* in denen sich dieselbe Strophenreihe wiederholt. So jener einfachste aller Leiche Bur. 62 p. 153 Str. 1. 2 = 9. 10; 3. 4 = 11. 12; 5. 6. 7. 8 = 13. 14. 15. 16. Bur. 85 p. 47, wo Str. 1 = 4; 2 = 5; 3 = 6 (Str. 1 u. 4, 3 u. 6 sind Variationen von 8—⏑ und 7 ⏑—, Str. 2 u. 5 von 7 ⏑— und 6—⏑). In Bur. 20 p. 21 ist Str. 1 = 5, 2 = 6, 3 = 7, 4 wahrscheinlich = 8. Drei gleiche Reihen hat Bur. 154 p. 217, wo Str. 1 = 4 = 7, 2 = 5 = 8, 3 = 6 = 9 ist (Str. 1. 4. 7 sind Variationen von 8—⏑ und 7 ⏑—; Str. 2. 5. 8 von 7 ⏑—, und Str. 3. 6. 9 von 5 ⏑— + 5—⏑ + 6 ⏑—). Eines der grössten Gedichte der Art ist Bur. 36 p. 121; nach einer Einleitung in schwankenden Zeilen (Str. 1—4) folgen Str. 5. 6 = 20. 21 = 30; Str. 7 = 22 = 31 (mit dem gleichen Reim ante); 8. 9 = 23. 24; 11—14 = 25—27; 15—17 = 28; 18 = 29. Eine vollständige Nachahmung dieses Leiches fand ich in Bur. 174 p. 233. Auch in den rohen Formen von Bur. 35 p. 119 ist ein Leich versteckt, wie die Gleichheit der Str. 4. 5. 6 mit 14. 15. 16 und die Aehnlichkeit von 3 mit 8 und 17 andeutet. Einen einfachen Leich dieser Art hat auch *Abaelard* Planctus IV, wo die Reihen 7—⏑ aaaaaa, 7 ⏑—bbbbbb, 6 ⏑—ab abcdcd und 9 Mal (5 ⏑—a + 8 ⏑—a + 4—⏑ b) sich nur mit der Aenderung wiederholen, dass statt 7—⏑ eintritt 7 ⏑—aaaaaa.

Die 5 andern Planctus des *Abaelard* sind frei aufgebaute Gedichte; er liebt hiebei öfter die chiastische Stellung so z. B. in Planctus I: auf die Einleitung zu (5—⏑ + 5—⏑) aaaaaa folgen 4 Str. zu (6 ⏑—aa 7 ⏑—bcbc) und 2 Str. zu (8—⏑a 6—⏑b 8—⏑a 6—⏑b), auf diese

das Centrum des Gedichtes 7 ◡— a a a a, worauf die vorhergehenden Theile in anderer Ordnung folgen: 2 Str. aus 8 —◡ und 6 — ◡ gebildet und 6 ◡ — a 7 ◡ — b, 6 ◡ — a 7 ◡ — b mit 2 Zeilen = 6 — ◡ + 7 ◡ — b. Den kunstreichsten Aufbau hat Planctus III. Hier finden sich die oben S. 151 besprochenen Zeilen zu ◡ — ◡ a, ◡ — ◡ a, — ◡ — b (= 9 ◡ —) und ◡ — ◡ a, ◡ — ◡ a, — ◡ — ◡ — b (= 11 ◡ —). Das Gedicht besteht nach der Einleitung von 9 ◡— a a a a, a a a a + (4 — ◡ b + 4 — ◡ b + 3 ◡ —) d d + 9 ◡ — e e e e + (4 — ◡ f + 4 — ◡ f + 3 ◡ —) g g + 9 ◡ — h h h h aus 2 grossen Theilen, in deren erstem Jephtas Zusammentreffen mit der Tochter, im zweiten das Opfer selbst geschildert wird. Der erste Theil besteht aus zwei fast gleichen Abschnitten, die mit 'Victor hic e proelio' und 'Ut sexu sic animo' beginnen und aus 7 ◡ —, 11 ◡ — a a a, 7 ◡ —, 3 × (7 ◡ — c + 5 ◡ — b), 7 ◡ —, 11 ◡ — d d d gebildet sind. Der 2. Theil 'His gestis rediit' besteht aus 4 Abschnitten a) (6 ◡ — + 6 ◡ —) a a a + 12 × 9 ◡ —, b) Reihen von 7 ◡ —, 6 ◡ —, 7 ◡ —, 6 ◡ —, 7 ◡ —, c) 2 Strophen zu 2 Mal (4 — ◡ a + 4 — ◡ a + 8 — ◡ b) + 7 ◡ — c c d d, d) 16 Z. zu 9 ◡ —. Einfach ist der Leich bei Petrus Vener. (Migne 189 p. 1017), der nach dem Eingang von 4 — ◡ + 5 ◡ — aus Variationen von 4 — ◡ + 4 — ◡ und 7 ◡ — besteht. 300 Zeilen umfasst das Gedicht bei Petrus Bles. (Migne 207 p. 1130). Kunstreicher sind Bur. 43 p. 132 und das Gedicht (von Philippe de Grève) bei P. Meyer Arch. d. miss. II, 3 p. 280. Unsicher ist, wohin man ein solches Gemisch von Strophen rechnen soll, wie es sich in dem nach 1241 entstandenen Gedicht über die Ungarn findet (Forschungen 12 p. 643).

Der Höhepunkt der künstlichen Form ist erreicht, wenn in ein und demselben Gedichte sich verschiedene Dichtweisen mischen. Schlecht gebaute quantitirende daktylische Zehnsilber enthält Bur. 98 p. 177; einige scheinen auch in Bur.

161 p. 225 eingesetzt zu sein. Dagegen fand ich in den freien Leichen Bur. 46 p. 135, 44 p. 134 und 39 p. 127 grössere quantitirend gebaute Stücke neben rythmisch gebauten. So besteht No. 46 aus rythmischen Strophen von 8—⏑ + 6—⏑, 8—⏑ + 7⏑—, 7⏑— + 7—⏑ und 7⏑— aaaa, welchen quantit. gebaute Daktylen 'Hoc amor (?) praedicat | haec macilenta' folgen. In Bur. 44 folgen auf rythmische Daktylen mit Str. 4 'Felix seu peream' quantit. gebaute daktylische Trimeter und Tetrameter. Das merkwürdigste Stück scheint mir No. 39 zu sein, wo nach des Dichters eigener Angabe prosa, versus (d. h. quantitirend gebaute Zeilen), satira und rythmachia gemischt sind (siehe oben S. 115).

Die rythmischen Formen des Ludus de Antichristo.

Prüfen wir nun nach den bisher entwickelten Grundsätzen die Formen des Ludus de Antichristo, so ergeben sich auffallende Thatsachen. Die gleiche Silbenzahl in den entsprechenden Zeilen beobachtet der Dichter streng; ich glaube die 4 Strophen 1—32 richtig hergestellt zu haben; und, wo in den Dreizehnsilbern die Silbenzahl in der Handschrift verletzt ist, führen fast immer auch andere Merkmale darauf, dass der Schreiber den Text entstellt hat. Ich habe sie desshalb überall hergestellt. Den Schluss der Zeilen behandelt der Dichter mit besonderer Feinheit. In den 300 reimlosen Halbzeilen ist der jambische Zeilenschluss selten durch ein *einsilbiges* Wort gebildet und dann nur durch die Hilfswörter der Sprache, nemlich 1 Mal in, 1 nos, 7 est, 2 sum, 1 es, 1 sunt, 1 sit, und bei trochäischem Schlusse ét es, ád nos, ubinám sunt und ín me. Ist der Schluss gereimt, so wird er nie durch ein einsilbiges Wort gebildet. Mit einem zweisilbigen Wort schliessen von den in der ersten Zeilenhälfte stehenden und reimlosen

66 Zeilen zu 6 —⏑ 51, von den 17 ebenda stehenden Zeilen zu 7 —⏑ gar 11; dagegen von den die Langzeilen beendenden und mit Reim belegten 54 Zeilen zu 6 —⏑ schliessen nur 6 mit zweisilbigen Wörtern, und von den ebenda stehenden 270 mit Reim belegten Zeilen zu 7 —⏑ schliessen nur 8 mit zweisilbigen, 77 mit dreisilbigen, 131 mit viersilbigen und 54 mit fünf- und mehrsilbigen Wörtern. Der Dichter hat also von 83 nicht gereimten trochäischen Versschlüssen 62, dagegen von 324 gereimten trochäischen Versschlüssen nur 14 durch ein zweisilbiges Wort gebildet, es demnach gemieden, ein zweisilbiges Wort in den trochäischen Reim zu stellen. Die gleiche Sorgfalt zeigt sich im Reime selbst: er ist stets zweisilbig und rein, und Fehler, wie in 392 das mit sich selbst reimende pietatis, finden sich nicht.

In den andern Stücken zeigt der Dichter nicht die gleiche Sorgfalt oder Schulung. Den Hiatus zu meiden, gibt er sich nicht viel Mühe; so hat er in den 300 Dreizehnsilbern etwa 25 Hiatus im Innern der Halbzeilen und etwa 8 zwischen denselben. Aehnlich steht es mit dem Taktwechsel. Die in den lyrischen Stücken (V. 1—48, 151—170, 365—368 und 399—402) vorkommenden 16 Z. zu 7 —⏑ haben 3 Tw, die 8 Z. zu 8 ⏑— sind rein, die 15 Z. zu 8 —⏑ haben 4 Tw, die 19 Z. zu 9 ⏑— haben 7 Tw und die 10 Z. zu 11 ⏑— 3 Tw. In den 300 Dreizehnsilbern und 38 Zeilen zu 4 —⏑ + 7 —⏑ kommen vor: 38 Z. zu 4 Silben, von denen 34 aus 4 —⏑, 4 aus 4 ⏑— bestehen; 167 Z. zu 6 ⏑—, davon 70 mit Tw; 120 Z. zu 6 —⏑, davon nur 17 mit Tw; 30 Z. zu 7 ⏑— ohne und nur 7 mit Tw; 284 Z. zu 7 —⏑, darunter 118 mit Tw. Also auch hier ist Taktwechsel in den trochäischen Zeilen 6 —⏑ und 7 ⏑— seltener als in den jambischen 6 ⏑— und 7 —⏑. Rein daktylischer Wortschluss bei Taktwechsel kommt vor, aber selten; in 6 ⏑—: V. 90 pósitam fáteor, dann in 177. 253. 271. 290. 397; in 6 —⏑: 139

viríliter ágens, 219 haec múnera regi, 231 sunt péssima péstis; in 7 ⏑— nicht. In den so zahlreichen Zeilen zu 7—⏑ findet sich von der sichern Art des daktylischen Wortschlusses (siehe S. 126), wo auf den Daktylus ein zweisilbiges Wort folgt, nur V. 365 Tíbi grátias dámus, dagegen 18 Verse, in denen auf das daktylische Wort ein viersilbiges und 1 Vers, in dem ein einsilbiges Wort folgt, welche Verse aber wohl anders zu betonen (máneánt veneránda, máneát in aetérnum) und nicht hierher zu rechnen sind. Unter den 15 Z. zu 8—⏑ findet sich der unsichere 44 Te iúbeo detestari und unter den 19 Z. zu 9 ⏑— der sichere 31 Offícia quórum cérnimus; die 10 Z. zu 11 ⏑— sind frei von daktylischem Wortschluss.

Das Merkwürdigste sind die von dem Dichter verwendeten Zeilenarten. Die im Anfang des Gedichtes vorkommenden Zeilen zu 9 ⏑— ohne bestimmte Pause sind sehr selten, die Zeilen zu 11 ⏑— (153—170) ohne bestimmte Pause sind ohne Beispiele. In den Zeilen zu 8—⏑ wird nicht nur die gewöhnliche Pause nach 4—⏑ vernachlässigt, sondern sogar Taktwechsel gestattet. Von 329 an treten 38 Z. zu 4—⏑ + 7—⏑ a auf, in denen 4 Mal 4 ⏑— statt 4—⏑ gesetzt ist. Diese Zeilenart fand ich nirgends sonst und könnte sie nur mit den Zeilen zu 4—⏑ a + 4—⏑ a + 7—⏑ b bei Abaelard Hymn. 33—36 vergleichen. Die Dreizehnsilber hat der Dichter so gebaut, dass er den Schluss der ganzen Zeile stets trochäisch bildete, dann nach der 6. oder 7. Silbe regelmässige Pause machte und die erste Halbzeile entweder jambisch oder trochäisch schloss. So ergeben sich folgende 4 Zeilenarten 1) 6 ⏑— + 7—⏑, 2) 6—⏑ + 7—⏑, 3) 7 ⏑— + 6—⏑, 4) 7—⏑ + 6—⏑:

1) Quam nóstrae répetit poténtiáe maiéstas.
2) Dígna érgo póena corrépti résipíscant.
3) Tótus múndus fúerat físcus Rómanórum.
4) Protérve sé oppónunt túae máiestáti.

Vier Zeilen im Anfange haben keine dieser regelmässigen Pausen: 50. 51 (= 103. 104). 60. 61. z. B.

60 Salutem mandat imperator Romanorum.

Es ist, wie S. 18 u. 144 gezeigt wurde, sehr selten, dass der Schluss der ersten Halbzeile bald trochäisch, bald jambisch ist; unser Dichter gestattet sich diesen Wechsel auch in den Zeilen (7 —◡ oder 7 ◡— + 7 ◡—) 365—368. Aber geradezu ohne Beispiel in den lateinischen Rythmen ist es, wie er in diesen Dreizehnsilbern (und so wohl auch in den oben genannten Zeilen zu 9 ◡— und 11 ◡—) die Pause wechselt und sich durch diese Emancipation von der Schablone der Freiheit nähert, welche die antiken und die modernen Dichter haben. Einen Einblick in die Art, wie er dichtete, gewährt folgende Beobachtung: unter dem 1. Hundert von Dreizehnsilbern finden sich 62 Z. zu 6 + 7 —◡ gegenüber 30 Z. zu 7 + 6 —◡; im 2. Hundert 87 Z. zu 6 + 7 —◡ gegenüber 13 Z. zu 7 + 6 —◡; im 3. Hundert 97 Z. zu 6 + 7 —◡ gegenüber 3 Z. zu 7 + 6 —◡. Offenbar schwankte der Dichter, als er seine Dichtung begann, zwischen den verschiedenen Arten und hat damals auch jene 4 Zeilen ohne Pause nach der 6. oder 7. Silbe zugelassen; während des Dichtens gewann er eine Vorliebe für die Zeilen mit der Pause nach der 6. Silbe und besonders für die mit jambischem Schlusse vor dieser Pause (180 Z. zu 6 ◡— + 7 —◡ gegenüber 66 Z. zu 6 —◡ + 7 ◡—). In dieser Thatsache liegt der Beweis, dass der Dichter sich seine Zeilen selbst construirt hat. Natürlich konnten in jener Zeit, wo dieses Selbstschaffen so gewöhnlich war, auch Andere dieselben Verbindungen finden. Allein nur die eine Form 7 ◡— + 6 —◡ ist gleich der weitverbreiteten Vagantenzeile. Für die Form 6 —◡ + 7 —◡ und 7 —◡ + 6 —◡ habe ich kein Beispiel gefunden. Bartsch Sequ. S. 196 sagt 'Bemerkenswerth ist bei Adam I, 174:

Indissolubili bitumine fundata
Miris ac variis lapidibus distincta

die seltene Anwendung dreizehnsilbiger Verse (jambisch) mit einer Caesur nach der 6. Silbe, also der französische Alexandriner.' [1]) Ich habe oben S. 104 eine Reihe von Zeilen zu 6 + 7 — ⏑ mit demselben Schwanken der Basis von 6 ⏑ — zu 6 — ⏑ nachgewiesen; allein, obwohl auch in jenem merkwürdigen Gedichte der nemliche Stoff wie in unserm Ludus behandelt ist, so hat doch unser Dichter seine Zeilenform 6 + 7 — ⏑ nicht von dort entlehnt. Das beweist einmal die Vermengung der Zeile 6 + 7 — ⏑ mit 7 + 6 — ⏑, die in dem Gedicht von Montpellier nicht vorkommt, sodann der Umstand, dass trotz des gleichen Inhaltes unser Ludus keine Anklänge an jenes Gedicht enthält. Wie Bartsch in jenen Dreizehnsilbern den französischen Alexandriner fand, so fanden Andere in den Zeilen unseres Ludus die Nibelungenzeile, und die Zeile 7 ⏑ — + 6 — ⏑ ist gleich mit der berühmten Vagantenzeile. Unser Dichter ist von selbst und zufällig zu diesen Zeilenarten gekommen. Das zeigt vielleicht Weg in jenen so schwierigen Fragen über manche Formen der epischen Poesie der verschiedenen Völker. Sie sind sich oft sehr ähnlich, und manche haben desshalb behauptet, dass ein Volk sie von dem andern entlehnt habe. Die erzählende Dichtung braucht ebenmässig dahin fliessende Zeilen; sie nimmt nun entweder die längsten der Kurzzeilen, die Zeilen zu 8 ⏑ — oder 8 — ⏑, oder Langzeilen. Die Langzeilen zerlegt die menschliche Stimme stets in 2 Theile, deren jeden sie in éinem Zuge spricht. So wird jede Langzeile durch Caesur oder Pause in 2 Kurzzeilen zerlegt. Diese müssen natürlich einander im Umfange ähnlich sein. Zur

1) In dem Gedicht des Philippe de Grève (?) bei Paul Meyer, Archives d. Missions II, 3 p. 280 findet sich die aus 6 ⏑ — + 7 — ⏑ erweiterte Strophe 6 ⏑ — a a 7 — b, 6 ⏑ — c c 7 — ⏑ b.

Bildung solcher nicht zu kurzer und nicht zu langer Zeilen sind die Verbindungen der Kurzzeilen zu 6 und zu 7 Silben und wenn zwischen die betonten Silben öfter 2 unbetonte treten, auch die zu 8 Silben die geeignetsten. Wenn also bei verschiedenen Dichtern und Völkern sich ganz ähnliche aus jenen Elementen gebildete Zeilen finden, so ist diese Aehnlichkeit eine ebenso zufällige, oder vielmehr ebenso natürliche, wie die Aehnlichkeit dieser Dreizehnsilber mit dem Alexandriner, mit der Nibelungen- und der Vagantenzeile.

Der Strophenbau unseres Dichters ist ein sehr unentwickelter und einfacher. Die Dreizehnsilber und die Zeilen zu 4—⏑ + 7—⏑ reimen alle paarweise; desshalb muss nach V. 283 und 359 eine Zeile ausgefallen sein. *Gepaart* sind auch die Zeilen in den 5 Strophen (151—170) zu 8—⏑ a a + 11 ⏑— b b, in der Strophe (45—48) 8—⏑ a a + 9 ⏑— b b, in der Strophe (365—368) (7 + 7 ⏑—) a a b b und 399 (7 ⏑— + 7 ⏑—) a a. Einfachen *gekreuzten* Reim zeigen die 4 Strophen (1—32) zu 8 ⏑— a + 7—⏑ b + 8 ⏑— a + 7—⏑ b, 9 ⏑— c + 7—⏑ d + 9 ⏑— c + 7—⏑ d und die 3 erweiterten Strophen 9 ⏑— a a a 8—⏑ b, 9 ⏑— c c c 8—⏑ b, 9 ⏑— d d d 8—⏑ b. Höher ist die Kunst des Dichters nicht gestiegen.

Sorgfalt zeigt demnach nur der Reim und der Bau des Schlusses. Der einfache Strophenbau weist auf frühe Zeit der Entstehung. Die häufige Zulassung des Hiatus und die (seltene) des daktylischen Wortschlusses, besonders aber der Wechsel des jambischen und trochäischen Schlusses der ersten Halbzeile und das Schwanken der Pause von der 6. zur 7. Silbe widersprechen den Regeln der Schule. Zum Theil zeigt sich hier derselbe unabhängige Geist, welcher in der Umformung des vorliegenden Sagenstoffes und in dem Entwurf des ganzen Dramas sich gezeigt hat.

Nachträge.

Zu S. 68. Die ältesten gereimten Hexameter sind wohl die von Dragoni, Cenni storici sulla Chiesa Cremonese p. 334, und Troya, Storia d'Italia IV. 2 p 538 veröffentlichten. Zuerst 2 Leonini mit clari: Ribaldi, aequorum: virorum, dann 1 Hex. mit Innenreim, 1 Hex. mit Eigennamen und desshalb ohne Reim, dann 3 Paare caudati 'dictus: relictus, creatus: glorificatus, Jani: vani' mit dem 4. Paare (octuageni: septuageni?):

Ducentum atque decem tum quatuor octuagenae
Sunt anni domini sex et bis septuagenta (676).

Den so natürlichen Endreim hatte ich im Anfange der Geschichte der gereimten Hexameter oft vermisst.

Zu S. 67 u. 138 *(Zweisilbiger Reim vor 1100)*. Neben Wipo ist bes. *Ekkehart IV* von S. Gallen zu nennen. In dem Prolog des um 1030 dem Johannes, Abt von Trier und der Limburg, gewidmeten Liber Benedictionum nennt er seine meistens zweisilbig gereimten Leoninischen Hexameter 'presso tramite stricti' mit der eigenen Erklärung 'propter consonantiam duplarum plerumque syllabarum, ut monuisti, minus potenter inquiens, concinnari per unam; (vgl. Dümmler in Zeitschr. f. d. Alterthum 14, 1867, S. 11).

Zu S. 75. Durch die besondere Liberalität der französischen Regierung habe ich die Pariser Handschrift 4976 (die Epitomae des Virgilius Maro) erhalten. Der Text ist reichhaltiger und oft besser als der Mai's. Das oben Gesagte finde ich bestätigt; so hat die Hschr. 'Festa I, deum sol II, lempnia III (vgl. S. 57 u. 78); auch diese Fassung des Textes bietet kein quantitirend gebautes Citat, dagegen wird z. B. das Cantamentum bei Mai Epit. III 'Mea Matrona tuam amplector zonam' zu 2 richtigen rythmischen Zeilen gebessert 'Mea, mea Matrona, tuum amplector soma'.

Zu S. 53 u. 103. Der longobardische rythmische Hexameter.

Als Zeugnisse, wie tief die Bildung in der Longobardenzeit gesunken sei, führt man (vgl. Corssen, Aussprache II p. 397) Inschriften der Zeit an, — mit Recht, wenn dies wirklich, wie die Gelehrten meinen, quantitirend gebaute Hexameter sein sollten Das ist unmöglich. Denn aus derselben Zeit und derselben Gegend gibt es gut gebaute Hexameter, und jene Zeilen, die der Fehler wegen gewiss allgemeinen Spott erregt hätten, stehen auf den Gräbern von Königen und ihnen Nahestehenden. Dann steht (nach den von Prof. Eugen Bormann gütigst mir übersendeten

Collationen von Cod. Vat. Palat. 833 saec. IX, fol. 50) neben der Inschrift Gruter p. 1169 Z. 1 'RITM.', Z. 3 'MKTR.', so dass die beiden ersten Zeilen wohl als troch. Fünfzehnsilber (im 1. fehlen 2 Silben) zu fassen sind; neben der berühmten Inschrift auf den Bischof Damian (unten No. 2) steht ebenfalls 'RITHM.' Dadurch ist bewiesen, dass solche Inschriften durchaus nicht als quantitirend gebaute angesehen werden sollten.

Die Gedichte, welche ich diesen Spuren folgend zusammenfand und hier in aller Kürze verzeichnen muss, bestehen aus Zeilen, die in der Regel 15 Silben zählen (vgl. No. 2. 4. 5.), seltener 14 und 16 (vgl. No. 2. 4. 5.) und noch seltener 13 oder 17 (vgl. No. 2. und 9?). Diese Zeilen enden stets mit — ⏑ ⏑ — ⏑ (ausgenommen einige Zeilen in No. 1 und 10), und zerfallen, den Caesuren des Hexameters entsprechend, in 2 ungleiche Theile (vgl. das Facsimile von No. 5 bei Troya). Der I., kleinere, Theil besteht sehr selten aus 6 ⏑ —, meistens aus 6 — ⏑, 7 ⏑ — und seltener aus 7 — ⏑ mit oder ohne Tw, selten aus 8 ⏑ — und noch seltener aus 8 — ⏑; der II., längere, Theil besteht selten aus 7 — ⏑: —́ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑, oft aus 8 — ⏑ (—́ ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ oder ⏑ —́ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑), und noch öfter aus 9 — ⏑ ohne Tw: —́ ⏑ —́ ⏑ —́ ⏑ ⏑ —́ ⏑, fast nie aus 9 — ⏑ mit Tw: ⏑ —́ ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑.

Die Gedichte verzeichne ich nach Troya, Storia d'Italia tomo IV, parte III (Codice diplomatico Longobardo), wo sie alle abgedruckt sind, und den Longobardischen Regesten im Neuen Archiv III, 1877, pag. 229-318:

1) Epitaphium des Königs Cuningbert, Pavia a. 700; 8 Z.; 2 unreine Schlüsse: robustissimus rex und viduata gemet. Troya p. 50, Reg. p. 241. 2) Epit. des Damian, Bischof von Pavia a. 710; in der Hschr. als RITHM. bezeichnet, 26 Z. zu 15 (17), 16 (6), 14 (2), 17 (1) Silben; der II. Theil (11 Mal 9 — ⏑: —́ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑, 7 Mal 8 — ⏑: —́ ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑) beginnt nur 3 Mal mit einer unbetonten Silbe. Troya p. 111; Reg. p. 244. 3) Epit. des Königs Ansprandus, Pavia a. 712; 8 Z. (in Z. 4 fehlt ein Wort). Troya p. 122; Reg. p. 245. 4) Epit. ducis Audoaldi, Pavia a. 718; 13 Z. Troya p. 269; Reg. p. 247. 5) Epit. Theodotae, Pavia a. 705 oder 720; 28 Z. Troya p. 70; Reg. p. 249. 6) De Fundatione Civitatis novae, circ. a. 734; 7 Zeilen, deren Schlüsse fehlen. Troya p. 599; Reg. p. 255. 7) Epit. Cumiani episcopi, Bobbio a. 736; 16 Z. (II. Theil 12 Mal —́ ⏑ —́ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑). Troya p. 628; Reg. p. 256. 8) Epit. Cunipergae, Cuniberti regis filiae, Pavia circ. a. 740; 11 Z. Troya p. 78: Reg. 260. 9) Verdorben zu sein scheint Gruter Inscr. p. 1169 No. 4 (aus Piacenza), 12 Z. mit dem mir unverständlichen Schlusse: Tabella en heroicum triligat exametrum.

10) Ich weiss nicht, ob hierher gehört Gruter p. 1169 No. 5 (aus Piacenza), 10 Z., von denen jedoch 5 mit — ⏑ — ⏑ schliessen. 11) Die Grabschrift des Bischofs Felix († a. 724 in Ravenna in Mon. Germ. Script. Longob. p. 375) scheint zuerst Nachbildungen von Distichen zu enthalten (vgl die Schlüsse 'praesules digni deo; Felix amator fuit. magnanime floruit. etc. = dem 2. Theil des Pentameters?), dann von 'Cuius ope fretus' an Nachbildungen von Hexametern.[1])

Vielleicht sind die oben S. 102 besprochenen Zeilen zu 6 ⏑ — + 8 — ⏑ ⏑ — ⏑ eine Abart dieser rythmischen Hexameter; sicher ist dies die Zeile, in welcher ein Dichter (also saec. VIII?) viele Räthsel geschrieben hat: ungefähr 370 Zeilen in Gruppen von je 6 bei Mone Anzeiger 1839 S. 219 und Riese Anthol. lat I p. 296—304 und II p. LXVI —LXXVI; jede Zeile besteht aus 14 Silben und zerfällt in 2 Stücke das I. besteht aus 6, das II. aus 8 Silben zu —́ ⏑ —́ ⏑ —́ ⏑ und —́ ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ —́ ⏑:

égo náta dúos pátres habére dinóscor;

auf etwa 10 Verse trifft ein Taktwechsel: ⏑ —́ ⏑ ⏑ —́ ⏑ oder ⏑ —́ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑, z. B.

extrémos ad brúmae me prímo cónfero mense

Diese bei den Longobarden vorkommenden rythmischen Hexameter haben sich weder weit verbreitet noch lange erhalten.

---

1) Die Inschriften 'O Rhode dulcis anima' (Gruter p. 1176, 7; Fleetwood pag 476, 1), 'Bardorum bella' (Peregrini-Pratilli, Hist. princ. Longob. III p. 335) und 'Christe fave' (Troya p. 545; Reg. p. 253) scheinen mir ursprünglich anständige quantit. Hexameter enthalten zu haben, die durch Zuthaten entstellt wurden

---

W i l h. M e y e r gibt in Uebereinstimmung mit H. Prof. T r u m p p zu S. 104 seiner Abhandlung 'die Geschichte des Kreuzholzes' (Abh. XVI 2. Abth.) und zu S. V von Trumpps Abhandlung 'Das Hexaemeron des Pseudoepiphanius' die Erklärung ab, dass er selbst das arab. aethiop Hexaemeron niemals für eine Uebersetzung oder Umarbeitung des syrischen Epiphaniustextes gehalten hat, (auch die Bemerkung in Vita Adae et Evae S. 190 war in diesem Sinne gemeint), und dass er jetzt, nach Vergleichung des von Lagarde (Symmikta II) übersetzten syrischen Textes des Epiphanius de Mensuris (cap. 21) mit dem von Trumpp übersetzten arab. aethiop. Hexaemeron, die feste Ueberzeugung gewonnen hat, diese arab. aethiop. Schrift habe sowohl mit dem griechischen als mit dem syrischen Texte des Epiphanius durchaus Nichts zu schaffen, sei vielmehr aus andern, noch zu erforschenden Quellen abgeleitet.

Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

Sitzung vom 7. Januar 1882.

Herr v. Riehl hielt einen Vortrag:

„Arcangelo Corelli im Wendepunkte zweier musikgeschichtlichen Epochen."

I.

Das siebenzehnte Jahrhundert trägt in der Musikgeschichte den Character einer Episode.

Es hat keine so grossen, schöpferischen Meister aufzuweisen, wie das sechzehnte in den überragenden Gestalten Palestrina's und Orlando Lasso's oder wie das achtzehnte in Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, deren Hauptwerke heute noch lebendig fortwirken. Die allermeisten Tonschöpfungen des siebenzehnten Jahrhunderts bieten im Gegensatze hierzu fast nur noch antiquarisches, historisches Interesse. Seine Meister wurden von den Vorgängern und Nachfolgern verdunkelt und verfielen der Geschichte.

Allein zum Ersatze ist dieses Jahrhundert höchst wichtig für die Genesis neuer musikalischer Formen, die sich aus älteren Anfängen damals langsam zu steigender Klarheit und wachsendem Einfluss entwickelten und aus untergeordneten Versuchen des sechzehnten Jahrhunderts zur

Herrschaft neuer Kunstgattungen im achtzehnten hinüberleiteten.

Die Meister dieser episodischen Zeit lösten bewusst und unbewusst die mittelaltrigen Musikformen auf, welche durch Palestrina ihren reichsten und reinsten Inhalt gewonnen hatten, und entwarfen die Grundlinien der modernen Formen. Und wer im Sinne solch überleitender Vorarbeit der Geschichte verfällt, der hat darum doch nicht umsonst gearbeitet.

Ist also auch das siebenzehnte Jahrhundert arm für den heutigen praktischen Musiker und für den geniessenden Musikfreund, so gewährt es dafür dem wissenschaftlichen Forscher, vorab auf dem Gebiete der musikalischen Technik und Tektonik, überaus reiche Ausbeute, die noch lange nicht ganz gehoben ist.

Jene neuen Formen und Gattungen waren: die italienische Oper und das französische Musikdrama, die weltliche Cantate und das Oratorium mit den Unterformen des Recitativs und der Arie; dann die Sonate und Suite mit ihren zahlreichen Verzweigungen bis hinauf zur Symphonie und zum Streichquartett.

Zwar hatte das sechzehnte Jahrhundert hier überall bereits die ersten Keime gebracht, wie das achtzehnte die klassische Blüthe bringen sollte; aber dazwischen bereitete das siebenzehnte den Boden und förderte und regelte das Wachsthum der neuen Form und Art.

Und nicht blos der Form. Denn auch im geistigen Gehalte, im Kunstideal ward damals eine grosse Wandlung angebahnt. Im sechzehnten Jahrhundert hatte noch die strenge objective Kirchenmusik geherrscht, in der ersten Hälfte des achtzehnten hingegen gelangte die freiere, subjectivere geistliche Musik zur höchsten Macht; die Messe weicht dem Oratorium, um vollends in der zweiten Hälfte der weltlichen Tonkunst den überragenden Platz zu räumen.

Daneben war die rein instrumentale Kunst, die absolute Musik, im sechzehnten Jahrhundert noch in ganz untergeordneter Dienstbarkeit verharrt, während wir sie in der ersten Hälfte des achtzehnten bereits ebenbürtig neben dem Gesange erblicken. Und rasch gelangt sie dann in der folgenden symphonischen Periode zur fast despotischen Herrschaft.

Der scharfe Gegensatz des achtzehnten Jahrhunderts zum sechzehnten, der gewaltige Umschwung begreift sich aber nur durch die dazwischen liegende rastlos zersetzende und ebenso rastlos formbildende Thätigkeit des siebenzehnten Jahrhunderts.

Unter den Meistern dieser episodischen Zeit behauptet der Römer Arcangelo Corelli (geb. zu Fusignano 1653, gest. zu Rom 1713) einen hervorragenden Platz.

Man hat ihn stets geehrt als den Begründer des kunstreichen Geigenspiels und des concertmässigen Geigensatzes, als den Ahnherrn einer langen Geschlechterreihe glänzender Geigenvirtuosen, die in ununterbrochener Folge von Meistern und Schülern bis auf Viotti herabreicht. Allein es erging ihm dabei wie geraume Zeit sogar Seb. Bach: über dem Virtuosen Corelli wurde der Komponist Corelli vergessen, dessen beste Werke sich gerade dadurch auszeichnen, dass sie auf alles blos virtuosenhafte Beiwerk strenge verzichten, wie man lange genug über dem Orgelvirtuosen Bach den universal epochemachenden Tonsetzer Bach vergessen hat. Beides ist leicht begreiflich. Der reproduktive Musiker gehört der Gegenwart voll und ganz; je schöpferischer dagegen der „productive" Musiker war, um so mehr gehört er auch der Zukunft. Die Zeitgenossen spendeten Corelli das höchste Lob, indem sie ihn „Virtuosissimo di Violino" nannten und auf mehreren gleichzeitigen Porträts ist er mit einem Notenblatte in der Hand dargestellt, welches die Anfangstakte seiner fünften Solo-Sonate zeigt. Diese Solo-

Sonaten des Virtuosen galten lange und gelten vielfach auch heute noch für sein ausgezeichnetstes Werk, jedenfalls waren sie das verbreitetste, und unter ihnen gewann die zwölfte La Follia, die grösste Popularität bis auf diesen Tag, obgleich sie doch wohl die schwächste und inhaltlich ärmste von allen ist. Aber sie ist die virtuosenhafteste. Eine Aussprache dieser alten Tradition, die in dem Komponisten Corelli zunächst den Virtuosen ehrt, finden wir selbst noch bei Fètis, wenn derselbe in seiner Biographie universelle des Musiciens die Solo-Sonaten als Corelli's Chef d'oeuvre bezeichnet.

Allein der Schwerpunkt des grossen kunstgeschichtlichen Einflusses, den Corelli als Komponist übte, liegt nicht in diesem Werke sondern in seinen Geigen-Trios und in den Concerti grossi. Die letzteren bieten uns den Schlüssel zum historischen Verständniss der italienischen Orchestrirung wie sie, im scharfen Gegensatze zu Bachs Orchester bis in's letzte Drittheil des vorigen Jahrhunderts auch in Deutschland herrschte; die ersteren dagegen, die Kirchen und Kammer-Trios, sind die Vorläufer des klassischen deutschen Streich-Quartetts, wobei freilich das verbindende Mittelglied jener zahlreichen italienischen Trio-Componisten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht übersehen werden darf, die den strengen Styl Corellis unter dem Einflusse des Opern-Satzes schmeidigten, popularisirten und trivialisirten, — eine Gruppe von Kleinmeistern, die jetzt ganz verschollen und historisch noch gar nicht gewürdigt ist.

Der Kammer-Komponist Corelli, der Meister des alten Streich-Trios und der Prophet des neuen Streichquartetts ist es, auf welchen ich hier vorzugsweise mein Augenmerk richte.

Er wird uns aber in dieser historischen Stellung nur verständlich, wenn wir seine Werke untersuchen im Zusammenhang mit der ganzen musikalischen Bewegung seiner

Zeit, im Wendepunkt jener zwei grossen Epochen. Gleich einem Januskopfe schaut er vor- und rückwärts. Das gilt zumal von der Periode seiner eingreifendsten schöpferischen Thätigkeit, in den achtziger und neunziger Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts. Was Corelli damals geworden war, das ist er in seinem späteren Lebensalter auch wesentlich geblieben.

II.

Corelli gehört zu jenen Meistern, die sich auf ein enges Kunstgebiet beschränken (wir besitzen von ihm nur Kammer- und Konzertmusik für Streichinstrumente). Innerhalb dieser Gattung hielt er dann weiter eine bestimmte Form fast ausschliessend fest, — die Sonatenform, oder genauer die Form der Kirchensonate und der Suite. Auch im Aufbau dieser Form gestattet er sich im Einzelnen wenig Freiheit, ringt aber nach fein abgestuften Unterschieden der Empfindung und des Ausdrucks. Grosses und Gewaltiges hat er uns nicht zu sagen; aber was er uns sagt ist die vornehm feine, oft geistreiche Aussprache eines edeln, reinen und innigen Gemüths.

Ein kühner Neuerer war er durchaus nicht. Diese Rolle würde schon seinem persönlichen Wesen widersprochen haben, welches als bescheiden, schlicht, anspruchslos, ja mitunter sogar als schüchtern und verlegen geschildert wird, selbst in jenen Tagen, wo er sich eines europäischen Rufes erfreute und mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft wurde. Sein Gesicht, aristokratisch fein wie seine Musik — wenigstens nach dem Stiche von Anderloni [1]) — erinnert eher an einen etwas reservirten vornehmen Herrn, an den „Marquis

---

1) In einer Radirung nachgebildet bei Vidal, Les instruments à archet. Paris 1877 II. Vol. p. 114.

von Ladenburg", welchen Titel ihm der Kurfürst Philipp Wilhelm von der Pfalz verlieh,[2]) als an einen Künstler.

Corelli war nicht frühreif; er veröffentlichte sein erstes Werk erst im dreissigsten Lebensjahre (1683), steht aber mit demselben auch schon fest und fertig in abgeschlossener Eigenart vor uns, die sich später nur glättet, läutert und erweitert, nicht aber im Wesen verändert. Er schrieb vergleichsweise nur wenig, nur sechs Werke. Allein dies sind dann wirkliche Opera, wie er sie auch ausdrücklich nennt; sie umfassen zusammen 72 Sonaten.

Sie gliedern sich in zwei Gruppen, welche zugleich chronologisch als zwei Perioden erscheinen:

Erste Periode: Opus 1—4; 48 Kirchen- und Kammer-Trios von 1683—1694 — Corelli führt den älteren mehrstimmigen Sonatenstyl der Italiener zu seinem Höhepunkte und bereitet die Formen des späteren klassischen Streichquartettes vor.

Zweite Periode: Op. 5 und 6; 12 Solo-Sonaten für die Violine 1700 und 12 Concerti grossi 1712. Hier tritt Corelli der Virtuose mehr in den Vordergrund, erscheint aber in dem letzten Werke zugleich auch als Mitbegründer einer

---

2) Laut der Inschrift auf Corelli's Grabmal im Pantheon zu Rom. Dort heisst es Arcangelo Corellio . . . Philippi Wilhelmi Comitis Palatini Rheni S. R. I. Principis ac electoris beneficentia Marchioni de Laden(s)burg . . . Petrus Cardinalis Ottobonus . . . monumentum ponere curavit. Philipp Wilhelm regierte von 1685—90; er war, wie Häusser sagt (Gesch. der rhein. Pfalz II, 761), „unter seinen Zeitgenossen als ein gelehrter Fürst gerühmt". Corelli soll sich einige Zeit am kurpfälzischen Hofe aufgehalten haben; dies könnte aber nur während der Regierung des Kurfürsten Karl (1680—85) gewesen sein. Wenn Wasielewski („die Violine und ihre Meister" S. 44) angiebt, dass Kurfürst Philipp Wilhelm jene Gedenktafel habe errichten lassen, so wird dies schon durch den Wortlaut der Inschrift widerlegt, abgesehen davon, dass Philipp Wilhelm bereits 23 Jahre vor Corelli gestorben ist und diesem also schwerlich einen Grabstein gesetzt haben wird.

auf grössere Vollstimmigkeit gebauten neuen Orchestrirung, zunächst des Streichchores.

Das Ansehen und der Einfluss dieser Kompositionen nicht blos in Italien sondern im musikalischen Europa ist schon durch die zum Theil recht schönen gestochenen Ausgaben bezeugt, welche bei Lebzeiten des Meisters und unmittelbar nachher in Rom, Bologna, London, Amsterdam, Antwerpen und Paris erschienen. Einen alten deutschen Druck finde ich nirgends verzeichnet. Es könnte dies auffallen, da Corelli einige Zeit in Deutschland gelebt und gewirkt hat, in fortdauernder Beziehung zu deutschen Künstlern und Fürsten stand (noch sein letztes Werk ist dem Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz [3]) gewidmet), und nach dem Zeugnisse von Printz, Quanz, Mattheson u. A. unter den deutschen Musikern noch lange als eine grosse Autorität geachtet und studiert wurde. Die Armuth Deutschlands nach dem dreissigjährigen Kriege und der traurige Zustand unsers damaligen Musikalien-Verlags und -Handels erklärt aber wohl zur Genüge, dass sich die Deutschen, hier wie anderswo, statt in einheimischen Drucken mit Paris und London zu wetteifern, lieber mit einheimischen Abschriften der Pariser und Londoner Drucke begnügten.

Erst in neuester Zeit unternahm es Chrysander in seinen „Denkmälern der Tonkunst" eine deutsche Ausgabe Corelli's in diplomatisch getreuem Abdrucke der Römischen und

---

3) Kurfürst Johann Wilhelm (reg. v. 1690—1716), durch seine Kunst- und Prunkliebe bekannt, war der Gründer der Düsseldorfer Gemälde-Gallerie. Auch Corelli, mit Carlo Cignani und Carlo Maratta befreundet, war ein leidenschaftlicher Bilder-Sammler und brachte eine stattliche Privat-Gallerie zusammen, die er dem Kardinal Ottoboni vermachte. Händel sagte (nach Hawkins, bei Chrysander, Händel I 226), Gemälde, die er umsonst sehen konnte, seien Corelli's besondere Liebhaberei gewesen. Allein durch das unentgeltliche Betrachten von Bildern pflegt man doch keine Sammlung zu erwerben.

Bologneser Originaldrucke durch Joseph Joachim herstellen zu lassen. Diese höchst verdienstliche Ausgabe gerieth aber in's Stocken und so besitzen wir davon bis jetzt nur den ersten Band, welcher die 48 Trios, also die frühere Periode Corellis umfasst. Es ist dies aber der kunstgeschichtlich wichtigste Theil von unseres Meisters Schaffen, und da seine späteren Solo-Sonaten ohnedies immer verbreiteter waren und in Neudrucken zugänglicher geblieben sind, als jene fast verschollenen Trios, so darf man wohl sagen, dass selbst durch die unvollendete Chrysander'sche Ausgabe das Studium und die Kenntniss Corelli's wieder neu erweckt worden ist. Zu bedauern bleibt nur, dass sein letztes Werk, die Concerti grossi, bis auf diesen Tag zu den bibliothekarischen Seltenheiten gehört.

Auch in anderer Weise wurde das Studium Corelli's neuerdings gefördert durch Jos. Wilh. von Wasielewski, der in seinen beiden Schriften: „Die Violine und ihre Meister" (1869) und „Die Violine im 17. Jahrhundert und die Anfänge der Instrumentalcomposition" (1874) unsern Künstler eingehend und gründlich gewürdigt hat. Dass übrigens auch ein so ausgezeichneter Kenner wie Wasielewski sich erst einleben musste in die Kenntniss Corelli's, beweist das Verhältniss der zweiten Schrift zu der erstgenannten. Das jüngere Buch ergänzt, vertieft und berichtigt die Ausführungen des älteren, und beide zusammengenommen geben erst das treffend gezeichnete Bild unsers Meisters. Noch grösseren Dank des Forschers aber erwarb sich Wasielewski durch die Partitur-Ausgabe von 38 „Instrumentalsätzen vom Ende des 16. bis Ende des 17. Jahrhunderts" (Bonn, M. Cohen 1874). Wir erhalten hier eine reiche Auswahl zwei-, drei- und mehrstimmiger Sonatenwerke von den Vorläufern Corelli's seit Florentio Maschera (1593) bis zu seinen Zeitgenossen Bassani, Veracini und Giuseppe Torelli, nach Handschriften und Drucken der Bibliotheken von Berlin,

Dresden, Brüssel und Bologna. Und dieses ebenso seltene als werthvolle Material setzt uns erst in den Stand, durch Vergleichung mit den Vorgängern die Schranke wie die Grösse von Corelli's historischem Verdienste genauer zu würdigen.

Wasielewski hat aber hiermit die Untersuchung über Corelli keineswegs abgeschlossen, sondern dieselbe vielmehr erst recht eröffnet, und so glaube ich denn auch im Nachfolgenden auf manche unbeachtete Thatsache aufmerksam machen und manche neue Gesichtspunkte hervorheben zu können.

III.

Nicht weil Corelli im Anfang sondern weil er in der Mitte der neuen instrumentalen Bewegung steht, weil er ihren ersten Höhepunkt bezeichnet, erscheint er epochemachend. Er hat die Geigensonate und das Streichtrio nicht erfunden, aber er hat die älteste Form beider Gattungen so scharf gefestet, so klar ausgerundet und mit einem so entsprechenden Inhalte erfüllt, dass seine Sonate und sein Trio für lange Zeit massgebend blieb, soweit nur der Einfluss der italienischen Musik reichte. Sein Name wurde zum Stichwort der Periode und blieb im Gedächtniss der Nachkommen auch als die Namen und Werke seiner Vorgänger und Nachfolger längst vergessen waren.

Die Instrumentalsätze eines Marini, Neri, Vitali, Bassani, Veracini gehören doch zunächst der Spezialgeschichte der italienischen Musik; Corelli gehört der allgemeinen Musikgeschichte.

Seine Werke drangen schon um desswillen über Italien hinaus in die Welt, weil er selber persönlich in die Welt gekommen war, weil persönliche und künstlerische Bezüge ihn, den Italiener zugleich mit den beiden andern grossen Musikvölkern verbanden, mit den Deutschen und Franzosen.

Im 17. Jahrhundert begannen die Musiker zu wandern: ein persönlicher internationaler Austausch hebt an, wie ihn die frühere Zeit nicht gekannt hat. Am fleissigsten wanderten die Ialiener, und ihre Wanderschaft steigert sich nicht selten zur Auswanderung, um in der Fremde dauernd colonisatorisch zu wirken, auf Grund der Ueberzeugung, dass Italien das Land der höheren musikalischen Cultur sei.

Hier gehen die Instrumentalkomponisten voran, welche als Virtuosen ihre eigenen Werke vortrugen und an den Höfen musikliebender Fürsten gerne einen längeren Aufenthalt nahmen. Deutschland, Frankreich und England wurde am häufigsten besucht, in späterer Zeit lockte auch Russland. Nicht ganz so beweglich waren die Opernkomponisten, dafür wanderten aber die Sänger und brachten die italienischen Opern mit. Am sesshaftesten waren die Kirchenmusiker. Ihr persönlicher Einfluss blieb darum auch viel mehr örtlich begrenzt, ihre Werke oft örtlich verborgen, wobei zudem noch die konfessionellen Schranken hemmend in den Weg traten. Die sinkende Macht der Kirchenmusik seit dem Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts gegenüber der aufsteigenden Herrschaft der weltlichen wird zu einem Theile schon durch die scheinbar geringfügige Thatsache erklärt, dass der weltliche Musiker in alle Welt wanderte, während der Kirchenmusiker zu Hause blieb.

Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts wanderten die Italiener nach Deutschland um zu lehren und blieben Italiener; die Deutschen wanderten nach Italien um zu lernen und verwälschten dort nicht selten. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts kehrte sich aber die Sache um. Die Bedeutendsten der ausgewanderten Italiener verdeutschten oder französisirten sich in der Fremde, wie Sacchini, Piccini, Cherubini, Viotti, Clementi; denn die nationalen Centren des europäischen Musiklebens lagen nun nicht mehr in Rom und Neapel sondern in Wien und Paris.

Das so überaus wichtige musikalische Wanderleben und Auswandererwesen jener beiden Perioden verdiente nach Ursache und Wirkung einmal selbständig untersucht zu werden.

Corelli ist nicht viel und nicht lange gereist; aber seine Wanderjahre sind zugleich seine Lehrjahre gewesen; erst nachdem er von ihnen heimgekehrt, begann er seine Werke zu veröffentlichen, und für seinen späteren internationalen Einfluss waren seine Reisen doch sehr massgebend.

Sein erster Ausflug nach Paris (1672), von wo ihn Lully's Eifersucht wieder verscheucht haben soll, gilt neuerdings für sagenhaft oder schlechthin für erdichtet, weil Hawkins [4]), der von dieser Reise erzählt, seine Nachricht nicht näher begründet habe, auch sonst über einen Aufenthalt Corelli's in Paris nichts aufzufinden sei.

Allein wenn wir in den Biographien der älteren Musiker, und vollends der kleineren Meister, nur diejenigen Thatsachen gelten lassen wollten, welche urkundlich belegt sind, dann bliebe von den meisten Musikergeschichten wenig oder gar nichts mehr übrig. Und wo will man denn weiter heute noch in Paris einen Nachweis darüber finden, dass sich vor mehr als zweihundert Jahren einmal ein neunzehnjähriger, damals noch sehr unbekannter italienischer Musiker des Studiums halber vorübergehend dort aufgehalten habe?

Hawkins sagt von Corelli: About the year 1672 his curiosity led him to visit Paris probably with a view to attend the improvements which were making in music under the influence of Cardinal Mazarin.

Vidal (a. a. O. II, 111 ff.) citirt diese Stelle, um den Zweifel an Corelli's Pariser Aufenthalt zu bestärken; denn Mazarin († 1661) sei damals schon elf Jahre todt gewesen. Auf Mazarin's Todesjahr kommt es aber hierbei meines Erachtens gar nicht an. Wenn unter dem Einflusse des Kar-

---

4) History of the science and practic of music, T. IV, 308.

dinals wirklich „improvements“, Verbesserungen, in der Musik gemacht worden waren, so konnten dieselben auch über seinen Tod hinaus nachwirken und noch lange nachher einen fremden Künstler zum Studium herbeilocken. Es fragt sich nur, welches diese Verbesserungen gewesen sein könnten?

Mazarin wird in der Geschichte des Pariser Opernwesens genannt, insofern er 1647 den Versuch machte, durch eine italienische Truppe die italienische Oper bei den Franzosen einzubürgern. Dieser Versuch misslang jedoch vollständig und führte später (nach des Kardinals Tode) vielmehr zum Gegentheil, nämlich zu den Anfängen einer national französischen Oper. Von Verbesserungen unter dem Einflusse des Kardinals kann also hier doch nicht geredet werden.

Dagegen gibt uns Vidal selbst, nur wenige Blätter vor seiner Kritik der Hawkins'schen Stelle, auf Seite 102, sehr dankenswerthe Notizen aus sonst schwer zugänglichen zeitgenössischen Quellen, die uns an eine „Verbesserung“ ganz anderer Art unter Mazarin's Auspicien denken lassen. Zu der Zeit, da der Kardinal auf der Höhe seiner Macht stand, veranlasste Ludwig XIV. die Einführung der Streichinstrumente bei der Kirchenmusik durch Lully, und als im März 1660 der päpstliche Heirathsdispens für Ludwig und die Infantin Maria Theresia in Paris einlief, wurde dieses Ereigniss durch ein vom Streichchor begleitetes Tedeum gefeiert. Ein langer Streit entbrannte über diese Neuerung der kirchlichen Instrumentalmusik, die den Einen ein Fortschritt, den Andern eine Profanation däuchte; allein sie behauptete sich. Ein Jahr nach Corelli's angeblichem Aufenthalte in Paris schreibt der Mercure galant: On ne chante presque plus d'airs à quatre parties dans les temples et les menuets y sont devenus à la mode.

Nun wurde es später eine der Lebensaufgaben Corellis, die Instrumentalmusik in der Kirche immer fester einzubürgern, und er hat epochemachend die Geigen neben die

Orgel und über die Orgel gestellt. In seinen für die Kirche geschriebenen Streich-Trios läuft der Einfluss der französischen Suite ganz deutlich mit unter, ja es fehlt sogar der ächte Menuett nicht (z. B. Op. I, Son. 7, Satz 3), dem nur die ausdrückliche Ueberschrift mangelt.

Sollte da nicht wenigstens die Hypothese erlaubt sein, dass bei den „improvements", welche unter Mazarin's Einfluss, oder mindestens zur Zeit, da der Kardinal herrschte, in der französischen Musik eingeführt wurden, an die Geigenmusik in der Kirche zu denken sei, und dass also gerade die Stelle bei Hawkins, um derentwillen man Corelli's Pariser Reise bezweifelt, dieselbe vielmehr wahrscheinlicher mache? Aber selbst wenn unser Meister jene Reise gar nicht unternommen hätte, behält die Sage davon, wie so manche Künstler-Anekdote, dennoch eine tiefe innere Wahrheit: sie versinnbildet Corellis Richtung und seinen geistigen Rapport mit der musikalischen Bewegung in Frankreich.

Von Lully, der damals die französische Musik geradezu persönlich vertritt, dürfen wir aber auch in anderem Sinne nicht absehen, wenn wir Corelli würdigen wollen.

Man beachtet Lully gewöhnlich nur als den Schöpfer der Tragédie lyrique, und in dieser weitwirkenden That gründet auch sein grosser historischer Name. Allein die Forderung, die Musik dem Worte, die Melodie den rhetorischen Accenten zu opfern, wurde von Lully selbst nur auf den dramatischen Gesang beschränkt, und in ihrem Erfolg beschränkte sie sich zunächst nur auf die französische Opernbühne für einen kurzen Zeitraum. Von dieser Tendenz bleibt Corelli völlig unberührt. Er bereitet die Herrschaft der absoluten Melodie vor bei einer rein musikalischen Architektonik des Instrumentalsatzes und ist insofern ein folgerechterer Widersacher des französischen Musikdramatikers als selbst die gleichzeitigen italienischen Operncomponisten.

Aber Lully paralysirte seine eigene Einseitigkeit durch die zahlreichen instrumentalen Intermezzos, Pantomimen Ballette, mit welchen er seine melodielos deklamatorischen Gesangscenen durchwob. Ja er war früher schon ein anerkannter Meister dieser absoluten, architektonischen Musik bevor er (seit 1673) der Meister der dramatischen Recitation wurde. Lully's Tänze, Pantomimen und Ouvertüren verbreiteten sich auch in's Ausland, während sein dramatische Gesang nur in Frankreich Wurzel fassen konnte. Obgleich er, meines Wissens, niemals grössere selbständige Instrumentalwerke komponirte, verdient er doch einen Platz in der Geschichte der Instrumentalmusik. Und zwischen diesem Lully und unserm Corelli besteht allerdings ein geistiges Band. Beiden gemeinsam ist das Streben, zum Urquell der Melodie, zum Volksliede zurückzugreifen, wo es als Tanzlied sein schärfstes rhythmisches Gepräge und den nächsten Uebergang vom Gesang zum Instrumente gefunden hat; Beiden gemeinsam aber auch das Streben, die Tanzweise über sich selbst zu erheben, so dass sie sich als melodisch schöne Form der Aussprache mannichfaltigster Stimmungen bietet.

Man braucht nur die Correnten, Sarabanden und Giguen in den Sonaten der Vorgänger Corelli's, eines Marini, Maggini, Vitali, Bassani (vgl. Wasielewski „Instrumentalsätze" S. 1[illegible] 18, 46, 56, 57), mit den entsprechenden Corelli'schen Tanzweisen zu vergleichen, um zu erkennen, wie Corelli diese, ich möchte sagen kunsthandwerklichen, Formen doch erst auf ihre künstlerische Potenz erhoben hat.

Hierin ist er denn auch Lully weit überlegen; aber dieser französisirte Florentiner, dessen Kunstverstand grösser war als sein Genie, überragt dafür seinen römischen Landsmann durch die vielgestaltigen neuen Probleme, welche er der Tanzmusik zu erschliessen sucht, ganz besonders nach Seiten der orchestralen Tonmalerei. Auf diesem Wege folgte

ihm Corelli nicht, wohl aber Franz Couperin in vielen Klaviersätzen seiner „Ordres". Couperin's Technik aber wirkte anregend auf Sebastian Bach, wie Corelli's auf Händel. Und so sehen wir Deutsche, Italiener und Franzosen auch hier wieder in weittragender Wechselbeziehung, und wenn Corelli auch niemals in Paris gewesen wäre, so führen doch die Wege seines Schaffens öfters nach Paris.

Unbestritten ist, dass Corelli um 1680 längere Zeit in Deutschland verweilte und zwar am bayerischen und pfälzischen Hofe. Printz sah ihn am markgräflichen Hofe zu Ansbach, wo später Giuseppe Torelli wirkte und starb; Chrysander berichtet von seiner Anwesenheit in Hannover, wo damals die Instrumental-Kapelle vorzugsweise Lully spielte.[5])

Was Corelli auf seinen deutschen Wanderjahren bei unsern Künstlern gelernt und welchen rückwirkenden Einfluss er etwa auf dieselben geübt habe, das lässt sich nicht mehr nachweisen; nur der spätere Einfluss seiner Werke und seiner Schüler bis in die zweite und dritte Generation liegt uns deutlich vor Augen.

Seine direktesten persönlichen Beziehungen zur deutschen Kunst knüpfen sich aber örtlich nicht an München oder Heidelberg, Ansbach oder Hannover, sondern an Rom, wo er (1708) mit Händel zusammentraf.

Händel war damals dreiundzwanzig, Corelli fünfundfünfzig Jahre alt. Die grössten Gegensätze des Künstlercharakters standen in den beiden Männern verkörpert nebeneinander: — der junge Deutsche dem bereits auf der Höhe des Mannesalters stehenden Italiener an Geist und Gaben gewaltig überlegen, ein universal angelegtes Genie, voll Drang und Kraft, die ganze weite Welt seiner Kunst zu umfassen, während Jener, ein feines, in gemessenen Schranken

---

5) Chrysander, Händel I, 357.

trefflich entwickeltes Talent, mit dem grösseren Theile seine Schaffens schon abgeschlossen hatte; — Händel ungestüm selbstgewiss; Corelli zurückhaltend und bescheiden; der Ein nach dem Tiefen, Grossen und Gewaltigen ringend, de Andere eine anmuthige, sinnig gemüthvolle Kunst in ruhigem Gleichmass pflegend. Man erzählt gewöhnlich nach Hawkins, wie Händel seinen Humor über Corelli habe spielen lassen, und wie dieser nicht im Stande gewesen sei, eine Ouverture Händels mit dem Feuer vorzutragen, welches de deutsche Meister forderte und dem Italiener vergebens zu veranschaulichen suchte. Dies lässt sich wohl begreifen Doch sollte man dabei nicht vergessen, dass andererseits Händel auch seine Achtung vor dem älteren und mit Rech berühmten Meister dadurch thatsächlich aussprach, dass e auf dessen Wunsch nachher eine Sinfonia im mehr italienischen Geschmack statt jener Ouverture setzte. Kunstgeschichtlich wichtiger als diese Anekdote ist aber der Austausch und die gegenseitige Anregung, welche wir in de Werken beider Meister nach ihrem Zusammentreffen in Rom wahrnehmen. Mit Recht bemerkt Wasielewski, dass Hände die methodisch normale Behandlung der Streichinstrument Corelli's in sich aufgenommen habe, während andererseit Corelli's Instrumentalsatz in seinen vier Jahre später veröffentlichten Concerti grossi bisweilen sehr stark an Hände Orchesterstyl erinnere.

Die vorstehenden Andeutungen genügen wohl, um dar zuthun, dass der bescheidene, auf so eng begränztem Kunstgebiet thätige Corelli zu seiner Zeit nicht bloss Italien angehörte sondern der musikalischen Welt und die damalige internationale Machtstellung der italienischen Musik, empfangend und schaffend, wesentlich fördern half.

IV.

Ich wende mich nun zu einer genaueren Untersuchung von Corelli's Kirchen- und Kammer-Trios (Op. I — IV), in welchen ich nach Form und Inhalt die bedeutendsten Vorstudien des siebenzehnten Jahrhunderts zu der späteren klassischen Kammermusik des deutschen Streichquartetts erblicke.

Der dreistimmige Satz ging hier dem vierstimmigen voraus; durch hundert und mehr Jahre musste das Streichtrio bis zur äussersten Uebersättigung dargeboten werden, bevor es durch das Streichquartett verdrängt wurde. Wenn Corelli die Dreistimmigkeit mit ganz besonderer Vorliebe handhabt, so folgt er hierin nur dem herrschenden Geschmacke seiner Zeit und seines Volkes, den er aber veredelt und festigt.

Durch das Trio nimmt er Stellung als weltlicher Componist gegenüber den Kirchencomponisten, als Meister der Geige gegenüber den Meistern der Orgel und des Kirchengesanges. Der Kirchensatz gründete auf der Vierstimmigkeit und strebte nach noch reicherer Polyphonie; denn er ging aus vom Chorgesang und den natürlichen vier Lagen der menschlichen Stimme. Der weltliche Instrumentalsatz dagegen ist, gleich dem Volksliede, von der Einzelstimme ausgegangen, welche zunächst eine zweite, dann eine dritte Stimme zur Begleitung sucht.

Diese Gegensätze stehen zu Corelli's Tagen noch schroff neben einander. Während sich Ottavio Pitoni bemühte, eine zwölfchörige, d. h. achtundvierzigstimmige Messe zu schreiben,[6]) erblickten die italienischen Opern- und Geigencomponisten vielmehr in durchsichtiger reiner Dreistimmigkeit den Triumph einer schönen, anmuthigen Harmonie.

6) S. Proske Musica divina, Tom. I. LVI.

Der höhere Rang der Dreistimmigkeit vor der Polyphonie ward zu einem förmlichen Dogma des musikalischen Fortschrittes. Matheson [7]) behauptet, dass in einem Trio mehr Kunst stecke als in vielstimmigen Sätzen, dass ein rechtes Trio das grösseste Meisterstück der Harmonie sei; er beruft sich dabei auf die gleiche Ansicht italienischer und französischer Schriftsteller und lässt seine Weisheit in den Versen des Christoph Donaverus gipfeln:

Crede, tribus bene qui cecinit, bene pluribus ille
Noverit harmonico concinuisse sono.

Die gedachte Dreistimmigkeit ist dann aber hoffentlich correcter wie die Prosodie dieses Distichons.

Obgleich nun der vielstimmige Satz als besonders kirchlich, der dreistimmige als weltlich galt, setzte Corelli doch auch seine Kirchensonaten für drei Stimmen. Er hält so folgerecht auf die reine Dreistimmigkeit, dass er in seinen sämmtlichen 48 Trios den Geigen nicht einen einzigen Doppelgriff gibt. In seinen Solosonaten dagegen wimmelt es von Doppelgriffen, weil der Geiger mit dem Basso continuo drei reale Stimmen darstellen soll. Diese Sonaten sind darum viel schwerer wie jene Trios; denn der Geiger hat hier für Zwei zu spielen. Wir begreifen dann auch, dass später eine fremde Hand die Solosonaten als Trios bearbeitete und solchergestalt Verwirrung in den Katalog der Corelli'schen Werke brachte. Der Bearbeiter zog nur die Dreistimmigkeit an's Licht, die bereits in den scheinbar zweistimmigen Sätzen steckte. Schon der blosse Titel „Trio" wirkte vor hundertundfünfzig Jahren wie eine Empfehlung. Eine Sonate für Violine und Klavier, die wir heute ein Duo nennen, nannte man darum auch ein Trio, weil man in diesem Falle das Klavier für zwei Stimmen zählte. Setzte

---

7) „Neu eröffnetes Orchester" (1713) und „Vollkomm. Kapellmeister" (1739) S. 344 f.

man dagegen zu drei Solostimmen ein begleitendes Klavier, so zählte man das letztere nicht mit und nannte das von vier Spielern ausgeführte Musikstück gleichfalls ein Trio.

In Corelli's Concerti grossi, welche orchestral angelegt und stellenweise zu vier-, ja sechsstimmigem Satze gesteigert sind, bilden die drei Solo-Instrumente doch wieder ein Trio, als Kern des Ganzen.

Dies führt zu der weiteren Thatsache, dass das italienische Opern-Orchester noch bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, auch wenn es über vollen Streich- und Blasechor verfügte, dennoch zumeist dreistimmig gehalten war (die Viola mit dem Basse oder die zweite Violine mit der ersten gehend). Die Instrumentation der Opern-Arien Hasse's, der zu Dresden über das beste Orchester seiner Zeit verfügte, bewegt sich, scheinbar dürftig aber absichtlich, in überwiegender Dreistimmigkeit und selbst noch Jomelli's Opern-Partituren zeigen meist ein nur dreistimmig geführtes Streichquartett; in seinen Messen und seinem Miserere dagegen behandelt er das Quartett vierstimmig; denn hier schrieb er für die Kirche.

Seb. Bach, von der Kirchenmusik ausgehend, steht jenem italienischen Orchester ganz ferne; er denkt polyphon, auch wenn er eine Arie begleitet. Händel, weit mehr von italienischer Kunst berührt, und durch die Oper zum Oratorium dringend, behauptet eine mittlere Stellung.

Auf die Frage, wie sich denn jene so langdauernde und weitgreifende Vorliebe der Italiener für den dreistimmigen Satz ästhetisch erklären lasse, dürfte Folgendes zu antworten sein: Man rang die Melodie zu befreien. Die thematische Vielstimmigkeit aber hatte die Melodie gefesselt und verhüllt. Die Melodie ist der Zeichnung, die Harmonie der Farbe vergleichbar; Corelli und die italienischen Operncomponisten strebten vor allem nach einfach schöner, klarer Zeichnung bei nur leichtem, durchsichtigem Farbenauftrag.

Sie arbeiteten wohl thematisch, aber die sich kreuzenden Stimmen sollten doch immer der Hauptstimme, der leitenden Melodie dienen. Die Entwickelung des freien Satzes aus dem gebundenen war ihr Problem, und drei Stimmen führten leichter zu dessen Lösung als vier oder mehrere. Die Kunst im vielstimmigen Satz bald frei bald gebunden zu schreiben, melodisch und thematisch zugleich, die Kunst, die alte und neue Technik zu verschmelzen und auf die höhere Potenz des ächten Quartettstyls zu erheben, ist dann vollauf erst Haydn und Mozart gelungen, und auch diesen erst in ihrer mittleren Periode. Corelli's Trios sind primitive und doch überaus feine Vorstudien dazu.

Zum Verständniss seiner durchsichtig dreistimmigen Schreibart ist aber nicht bloss der Rückblick auf die alten Contrapunktisten förderlich, sondern auch der Vorblick auf die Satzweise unsèrer Zeit. Wir sind neuerdings in der Musik immer coloristischer geworden, ganz wie in der Malerei, und streben darum nach tief gesättigten, stark contrastirenden Modulationen, die nur durch selbständige vollklingende Mittelstimmen erreicht werden können. Das hierdurch gewonnene harmonische Helldunkel dämpft und verschleiert dann die melodischen Hauptumrisse nicht minder stark als es die alten Contrapunkte gethan, aber in ganz anderer Weise. Gerade dieses Helldunkel, welches wesentlich im Alt und Tenor liegt, floh Corelli. Er wollte einen lichten, frischen Klang mit klarsten Conturen der Melodie. Darum schrieb er seine Trios auch nicht für Violine, Viola und Violoncell, sondern für zwei Violinen und Bass. So hatten es seine Vorgänger gethan, so thaten auch seine Nachfolger bis weit über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Die beiden Geigen, enge geführt, häufig gekreuzt, bewegen sich dabei überwiegend in einer höheren Mittellage; der Bass schreitet in der Tiefe, manchmal volle zwei Oktaven von den Oberstimmen entfernt, seinen einsamen Weg und steigt nur selten zur Tenorlage auf.

Man hat schon oft bemerkt, dass Corelli's Geigenstimmen das dreigestrichene d nur selten überschreiten und hat dies durch die erst schwach entwickelte Technik des damaligen Violinspiels erklärt. Diese Technik war aber nach anderer Richtung (Doppelgriffe und Harpeggien) gar nicht schwach. Corelli bedurfte keiner hohen und höchsten Lagen, weil er keine tieferen Mittelstimmen hat, welche die Oberstimme gedeckt und verdunkelt hätten. Je tiefer und voller d. h. dunkler, unsere Mittelstimmen wurden, um so höher mussten dagegen die Geigen geführt werden, um ihren hellen herrschenden Klang zu behaupten.

Wenn aber Corelli's Geigen nicht hoch gehen, so gehen sie andererseits auch nicht tief, und auf Letzteres hat man meines Wissens noch nicht aufmerksam gemacht. Man kann die erste Stimme seiner meisten Triosätze, ja mitunter eines ganzen Trios spielen, ohne die G-Saite auch nur ein einzigesmal zu berühren. Und selbst die zweite Geige steigt nur selten, nur gleichsam nothgedrungen zu den vollen tiefen Klängen der G-Saite herab; höchstens wird bei feierlich langsamen Schlusskadenzen von dieser Regel eine Ausnahme gemacht. Corelli verschmäht es also geradezu, die sämmtlichen Klangregister seines Instrumentes auszubeuten, und hier stand doch keine technische Schwierigkeit im Wege. Allein er braucht keinen Alt und Tenor, er will keinen haben, weil ihm der helle, freudige Klang der höheren Saiten schöner dünkt und die Sopran-Melodie, welche er so einseitig sucht, am klarsten hervortreten lässt. Seine beiden Geigenstimmen sind concertirende Soprane, die sich in gleicher Lage kreuzen. Dies wurde noch lange nachher als förmliches Dogma der Theorie gefordert. Im Jahre 1752 schreibt noch Quantz [8]: „Ein Trio muss so beschaffen

8) Vergleiche „Joh. Joach. Quantzens Versuch einer Anweisung die Flöte traversière zu spielen", S. 303, ein Werk, welches keineswegs blos

sein, dass man kaum errathen könne, welche von beiden (Ober-) Stimmen die erste sei." Wie getreu die Praktiker selbst jener späteren Zeit noch diesem Gebote folgten, das bezeugen z. B. die Trios Alessandro Besozzis (1700—1775) und Johann Christian Bach's (des „Mailänder Bach"), zweier Meister, die zwar nach Anlage und Inhalt der Sätze bereits ganz andere Wege eingeschlagen haben wie Corelli, von denen aber im Punkte der Stimmlagen und der instrumentalen Technik noch wörtlich dasselbe gilt, was ich hier von Corelli sagte.

Bei Corelli's Solo-Sonaten (op. 5) dagegen gestaltet sich die Sache sofort anders: der hoch geführte Bass des begleitenden Cembalo und die Oberstimme liegen hier weit enger bei einander als in den Trios und die Geige steigt nicht selten und wirkungsreich zur tieferen Lage herab. Nicht ein verändertes Ziel sondern die anderen Mittel der Klangwirkung gestatteten und geboten Beides.

V.

Corelli steht in einer Uebergangsperiode. So folgerecht, ja einseitig darum auch seine Trio-Technik nach dem neuen Ziele der Befreiung und Herrschaft der Melodie ringen mag, so scharf und streng er die damals moderne und weltliche Dreistimmigkeit durchführt, so hängt seinem dreistimmigen Satze doch noch die Eierschale der alten Kirchenmusik an: — der „Basso continuo", mitgespielt von der Orgel bei den Kirchensonaten, vom Klavier oder der Orgel bei den Kammersonaten.

Mit diesem „Continuo" stehen wir vor dem Kreuz aller modernen praktischen Musiker, die sich bemühen, solche Werke des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts

---

eine Flötenschule sondern auch eine Kompositionsschule und eine Fundgrube lehrreicher historischer Notizen ist.

durch die Aufführung für uns neu zu beleben; und was ich hier sage, gilt nicht blos von Corelli und seinen Genossen, sondern auch von gar manchem Continuo Bach's und Händel's.

Im Continuo legt uns der alte Meister folgendes Räthsel vor: er gibt ein streng dreistimmiges Werk, die drei Stimmen sind voll und ganz in der Partitur ausgeschrieben, aber mit dem Basse (Violone o Arcileuto) geht nun noch unausgesetzt die Orgel oder das Klavier, welche nichts Neues und Selbständiges bieten, sondern nur die in Ziffern angedeuteten Harmonien verdoppeln und ergänzen sollen. Also hatte der Komponist doch das Bedürfniss gesättigterer Mittelstimmen, also empfand er doch die Leere des übergrossen Abstandes zwischen Sopran und Bass! Und er füllt sie aus — nicht durch eine vierte selbständige Stimme, denn da wäre ja das Trio ein Quartett geworden, sondern durch ein viertes Instrument, welches aber keine selbständige Stimme führt, also durch eine Tautologie. Erst ein Menschenalter nach Corelli's Tode begannen die Italiener bei ihren Trios diesen Continuo hinwegzulassen; bei den Solos und bei vielstimmigen Werken hat er sich noch länger behauptet.

Zu den drei Stimmen, deren Gang auf's Genaueste vorgeschrieben ist, gesellt sich im Continuo ein viertes Instrument, welches improvisirend ausfüllen soll. Auch dieses Improvisiren erscheint uns unorganisch, und wir möchten heutzutag eine solche Improvisation wohl kaum mehr dulden, selbst wenn sich der rechte Mann dazu fände. Wir suchen also den Continuo schriftlich zu enträthseln, wir schreiben ihn aus.

Wie die alten Meister sich diese Enträthselung dachten, das hat uns Joh. Ph. Kirnberger in einem klassischen Muster gezeigt, indem er den Continuo der Trio-Sonate aus dem „Musikalischen Opfer“ seines Lehrers Seb. Bach vierstimmig

aussetzte.[9]) Und so hat man sich denn auch neuerdings oft genug in mehr oder minder stylgerechter Ausfüllung alter Continuo-Bässe versucht und könnte dergleichen auch leicht bei Corelli's Partituren einfügen.

Denken wir uns die Kirchensonaten von einem grossen Streichchor ausgeführt und die fortlaufende Orgelbegleitung durch wechselnde harmonische Fülle oder Aussparung wie durch geschickte Registrirung fein abgestuft, dann mag das Ganze auch für ein modernes Ohr wirksam klingen. Die blos verstärkende und ergänzende Rolle des Orgel-Continuo stört uns nicht, weil wir durch Kirchengesang und Oratorienwerke an dieselbe gewöhnt sind. Bei diesen ist denn auch der historische Ursprung aller Continuo-Bässe zu suchen. Der Kirchenchor bedurfte der fortwährenden Tonangabe und Harmonie-Verstärkung durch die Orgel, und als man den Gesang auf Instrumente übertrug und so zur selbständigen polyphonen Instrumentalmusik kam, nahm man den ausfüllenden Fundamental-Bass der Orgel aus alter Gewohnheit mit und übertrug ihn im Zimmer auf's Klavier. Erst als der letzte Continuo aus dem Konzertsaale verschwand, war die Emancipation der Instrumentalmusik von der Kirchenmusik vollendet.

Soweit ist nun aber Corelli auch in seinen Kammer-Trios noch lange nicht. Ueberwiegend aus Tänzen zusammengesetzt, haben diese doch noch den Continuo des Klaviers, der uns die wirksame Ausführung der reizenden kleinen Werke auf's äusserste erschwert. Schon aus dem Grunde, weil die tonschwachen Cembali des siebenzehnten Jahrhunderts ganz andere Instrumente waren als unsere volltönenden Flügel. Besetzen wir ein solches Trio einfach, so erdrücken die unaufhörlichen Accordenfolgen des modernen

---

9) Diese Ergänzung Kirnbergers ist neuerdings abgedruckt in der Peters'schen Ausgabe jenes Trios.

Klaviers die feine Stimmführung der Geigen. Auch widerstrebt es unserm Fundamentalbegriff der höheren Kammermusik, zu drei realen Stimmen unablässig noch eine blose Ausfüllstimme zu hören. Und überdiess ist das früher so bescheiden dienende Klavier seit Mozart und Beethoven so herrschgewaltig und herrschsüchtig geworden, dass uns dessen blosse Diener-Rolle befremdet und stört.

Nach vielen praktischen Versuchen, die ich angestellt, fand ich zuletzt folgende Wege, um die so überaus schönen Corelli'schen Kammer-Trios, ohne irgendwelche fremdartige Zuthat, dem modernen Ohre zu retten. Entweder: Man spare den voll ausgeschriebenen Continuo des Klaviers nur für kräftige Tutti-Stellen auf, und lasse bei den zarteren und weicheren Partieen die drei Streichinstrumente für sich allein den vollen Zauber reiner Dreistimmigkeit entfalten. Oder: man beseitige den Continuo ganz und gar. Dies kann aber nur geschehen, indem man die Lage des Basses häufig um eine Oktave erhöht und dadurch den allzugrossen und leeren Abstand zwischen Ober- und Unterstimmen aufhebt. Ein Blick in die Partituren lehrt, dass uns dies der Komponist sehr leicht gemacht hat, und da wir doch Corelli's Bass-Instrument, Violone oder Arcileuto, gewiss nicht mehr anwenden werden; sondern unser Violoncello, so haben wir auch ein Recht, seinen Bass violoncell-mässig umzuschreiben. Noch viel schöner jedoch, namentlich auch bei grosser Besetzung, wird sich die Klangwirkung gestalten, wenn wir die Bassstimme, häufig um eine Oktave erhöht, durchaus der Viola übertragen und dann bei Forte- und Tutti-Stellen, das Violoncello in der tieferen Oktave mit einsetzen lassen, gleich dem Pedalbasse einer Orgel. Der Corelli so eigenthümliche Character der Zartheit und Innigkeit kommt auf diese Weise wohl am schönsten zur Aussprache, während die Verdoppelung des Basses verhütet, dass derselbe nicht durchweg „zu jung“ klingt.

VI.

Corelli's Kirchensonaten wurden ihrer Zeit in Italien beim Gottesdienste gespielt. Ich berichtete bereits, dass damals die Geigen in die Pariser Kirchen eingedrungen waren. Auch in Italien vollzog und festigte sich gleichzeitig, wenn nicht früher, diese Neuerung. Schon Carissimi hatte Instrumente zu seinen Motetten gefügt, und Corelli's „Lehrer und Vorbild" Giovanni Battista Bassani hatte in Bologna seine Messen und Motetten von Geigen begleiten lassen. Nur in Rom hielt man die profanen Instrumente strenge fern vom Gottesdienst. Allein Corelli's Sonaten weckten so sehr die Andacht und Bewunderung der Römer, dass von nun an auch in den römischen Kirchen die Sonate ihren Platz eroberte, und das begleitende Orchester von den kunstreichen Gesängen der Messe nicht mehr zurückzuhalten war.

Die leidenschaftliche Vorliebe für concertmässige Instrumentalmusik beim Gottesdienste steigerte sich dann im achtzehnten Jahrhundert bis zum Uebermasse. Erzählt uns doch Dittersdorf in seiner Selbstbiographie, dass der Geiger Spagnoletto in der Kirche San Paolo in Bologna ein Violinconcert von Tartini zwischen den Psalmen und der Vesper gespielt habe unter dem stillen Beifall eines grossen Publikums von Kennern und Musikfreunden.

Die Kirchensonaten Corelli's bestehen grösstentheils aus vier Sätzen: einem langsamen Satze als Introduktion, einer Allegro-Fuge, einem langsamen Mittelsatze, der mitunter auch zum blosen Ueberleitungs-Satze zusammenschrumpft und einem raschen, öfters fugirten Schlusssatze. Das Ganze fällt solchergestalt in einen etwas bedenklichen Parallelismu auseinander. Dies verhinderte jedoch nicht, dass diese Forn die übrigens Corelli nicht geschaffen hat, sich noch bis üb die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erhielt, wie w denn sogar noch von einem Zeitgenossen Haydn's u

Mozart's, Florian Gassmann (1729—74) sechs Kirchenquartette für Streich-Instrumente mit je zwei langsamen Sätzen und zwei Fugen besitzen.

Die Präludien und langsamen Mittelsätze in Corelli's Kirchentrios sind zwiefacher Art, entweder eine blose Einleitungsmusik oder selbständige hymnenartige Adagios.

Ausnahmsweise schreibt unser Meister wohl auch ein Allegro-Präludium. Dies zeigt dann (wie z. B. Op. I 7 u. 9; Op. III 6) die Form der alten Toccata in einem etudenartigen Spiel mit ganz kurzen nachahmenden Motiven und Figuren-Gruppen. In solchem präludirendem Suchen und Anschlagen der Grundharmonie (schon der Wortbegriff der Toccata und der synonymen früher gleichfalls gebräuchlichen Tastata deutet darauf hin) hatten sich die alten Orgelmeister zuerst von der Gesangmelodie zu einer rein instrumentalen Figurirung von Läufen und Harpeggien herüber gewagt. [10])

---

10) Die Frage, was eine Toccata sei? lässt sich so allgemein gar nicht beantworten; denn zu verschiedenen Zeiten, ja bei verschiedenen Meistern derselben Zeit hat dieses Wort einen ganz verschiedenen Sinn. In den Intonazioni d'Organo der beiden Gabrieli (1593) stehen die Toccaten als sehr breit ausgeführte Vorspiele neben den weit knapper und kürzer präludirenden „Intonationen". In Frescobaldis Fiori Musicali (1635) ist die Toccata gegentheils ein ganz kurzes Präludium. In dem „Wegweiser die Orgel recht zu schlagen", Augsb. 1692, ist umgekehrt die Tastata ein kurzes Vorspiel, die Toccata und Toccatina dagegen eine kleine, aus zwei bis drei Sätzchen gebildete Orgelsonatine. In Joh. Speth's Ars magna consoni et dissoni (Ende des 17. Jahrhdts.) ist die Toccata eine freie, über mehrere Motive ausgeführte Fantasia. Georg Muffat in seinem Apparatus musico-organisticus (1690) gibt vollständigen drei- bis viersätzig aufgebauten Orgelsonaten den Titel Toccata. In Seb. Bach's Klavier-Uebung Vierter Theil (um 1742) stehen zwei Toccaten, welche wir Fugen-Phantasien mit breit angelegtem Vor- und Nachspiel nennen würden. Clementi macht in einer Sonate von 1781 die Toccata gar zum Finale! und gibt unter diesem Namen einen regelrechten zweitheiligen Sonaten-Satz, Presto, der durch gar nichts mehr als etwa die

Tieferen künstlerischen Werth als die Präludien besitzt jene zweite Gruppe der langsamen Sätze in Corelli's Sonaten, welche ich hymnenartige Largos oder Adagios nannte. In der Regel in die Mitte gestellt, finden sie sich mitunter auch am Anfange wie z. B. das überaus edle und stimmungsvolle Grave, womit die fünfte Sonate des ersten Werkes beginnt.

Corelli soll ein besonderer Verehrer Palestrinas gewesen sein und sich bei seinem Aufenthalte in Deutschland um die Verbreitung Palestrina'scher Werke eifrig bemüht haben. Letzteres möge dahingestellt bleiben. Aber manche jener Adagios erscheinen wirklich vom Geiste des grossen Pränestiners berührt. In einfachster Rhythmik angelegt, im schlichtesten Choraltone und doch höchst geistvoll harmonisirt, athmen diese Hymnen eine kindesreine Frömmigkeit, die uns bald an das Et in terra pax hominibus der Missa brevis von Palestrina, bald an Mozart's Ave verum erinnert. Wir hören Streichinstrumente und glauben einen reinen A capella-Gesang zu hören. Die Kirchentonarten haben freilich dem neuen Dur und Moll bereits Platz gemacht; dennoch dünken wir uns vom Ende des siebenzehnten Jahrhunderts zum Ende des sechzehnten zurückversetzt. Es wird uns auf einmal wieder klar, dass die Instrumentalmusik anfangs nichts weiter als ein auf Instrumenten gespielter Gesang gewesen ist, wie es bei Forster's Liederbuch von 1539 heisst: „Zu singen und (oder) auf allerlei Instrumenten zu gebrauchen,“ und wie wir bei Frescobaldi's wundersamen

---

reiche Figurirung an die alte Toccata erinnert. Stylvolle neueste Toccaten (von Rheinberger u. A.) dürfen wir wohl als selbständige Instrumentalsätze bezeichnen, welche auf zwei kurzen, stark contrastirenden contrapunktischen Motiven aufgebaut und bald thematisch streng, bald freier durchgeführt sind mit energisch entwickelter Figurirung, die dann, bei der Kürze der Motive etudenartig klingt und also wieder auf Gabrieli's Toccatenform zurückdeutet.

Orgelsätzen über das Kyrie und Christe eleison des gregorianischen Chorals [11]) keine Orgel mehr hören sondern einen Kirchenchor ohne Worte.

So wäre es auch leicht manchem Corelli'schen Grave und Adagio Worte zu unterlegen, und wir hätten einen Kirchenchor. (Vgl. die Mittelsätze von Op. I, 3; 9; Op. III, 7; 8.) Gleich den Altmeistern der Orgel hält er hier seine Geigen und Bässe fast durchweg im Tonumfang der Singstimme; er gibt ihnen keine Fortschreitung, keine Figurirung, die nicht streng gesanglich wäre.

So manche Adagios Tartini's und anderer späterer Italiener sind gleichfalls Gesänge ohne Text, auf die Geige übertragen; aber sie sind Solo-Gesänge, die bereits den Einfluss der Opern-Arie verrathen; Corelli's Adagios sind akkordliche Chorgesänge im Kirchenstyl. Man ahnt dabei nicht, dass er ein Zeitgenosse und Freund des sonst so herrschgewaltigen Opernkomponisten Alessandro Scarlatti war. Die eben so frisch aufblühende Oper hat noch keine Macht über ihn gewonnen.

Wohl aber finden sich einzelne Sätze in seinen Sonaten, die den Einfluss des schlichten weltlichen Volksliedes neben dem Kirchengesang verrathen. Denn zum melodischen Motiv drängt es ihn überall, obgleich er auch die thematischen Motive des gelehrten Satzes gar wohl zu handhaben versteht. Aber die contrapunktisch-thematischen Motive hatte er in der Schule gelernt, die melodischen quollen ihm aus der Seele. Er steht zwischen zwei grossen Epochen, und dem melodischen Motiv gehörte die Zukunft. Noch herrschte der Kanon und die Fuge und sollte durch Händel und Bach sogar zu weit höherer und höchster Herrschaft gelangen;

---

11) Aus den „Fiori musicali" neuerdings abgedruckt bei Franz Commer „Kompositionen für die Orgel aus dem 16., 17. u. 18. Jahrhdt.", Heft II.

aber fünzig Jahre nach Corelli's Tode siegte die freie Melodie und mit diesem Siege erstand unsere klassische symphonische Periode. Corelli hat sie geweissagt.

Ich wende mich zu den Allegro-Sätzen seiner Kirchen-Trios. Sie basiren entweder auf Formen der Tanzmusik oder — der Fuge, wobei der Meister dann auch mitunter eine Tanzweise fugirt.

Manche dieser Tanzweisen sind recht heiter, ja muthwillig, wobei die fröhliche Laune dann freilich durch ernsthafte contrapunktische Arbeit gezügelt, aber keineswegs unterdrückt wird. So ist z. B. in Op. I, 9 das Schlussallegro eigentlich eine Corrente, jener Tanz, mit welchem man die Bälle des siebenzehnten Jahrhunderts, wie heutzutage mit der Polonäse zu eröffnen pflegte. Die kanonischen Imitationen der drei Stimmen erinnern uns zwar daran, dass wir nicht im Tanzsaale sondern in der Kirche sind, allein der Komponist scheint doch das Bedürfniss einer noch deutlicheren Mahnung selber empfunden zu haben, denn er lässt die Corrente in vier hochfeierliche Adagiotakte auslaufen, die nun fast wie ein „Amen" klingen! Das Finale der folgenden Sonate ist eine verkappte Gavotte, der nächstfolgenden eine Giga, die man nicht einmal verkappt nennen kann. Bach hat in so mancher Sarabande seiner Suiten und Partiten den Kirchenstyl in die Tanzmusik getragen; Corelli bringt umgekehrt die Tanzweise in die Kirche. Und doch haben wir auch hierbei nicht entfernt den störenden Eindruck des Fremdartigen oder Frivolen. Der Meister ist nicht minder fromm, wenn er sich im leichten Schwunge des Menuett als wenn er sich im Schwerschritte des Chorals bewegt. Für religiös und künstlerisch naive Gemüther gibt es keinen besondern Kirchenstyl; die weltliche Kunst wird von selber kirchlich, wenn wir sie möglichst rein und hoch fassen. Skeptische und künstlerisch reflektirte Perioden

und Menschen suchen dagegen das Kirchliche im Heraufbeschwören abgestorbener alterthümlicher Formen.

Und nun noch ein Wort von den Fugen der Corellischen Kirchensonaten. Es wäre ungerecht, dieselben mit den strengen, ernsten, herben, spröden, tiefsinnigen, grossartigen Fugen unserer deutschen Orgelmeister von Froberger bis zu Buxtehude und Händel und Bach zu vergleichen. Sie können sich mit den besseren und besten dieser Werke weder an äusserer Kunst noch an Tiefe des Gehaltes messen. Aber sie sind und bleiben doch frische, kräftige, fein und geistreich gearbeitete Fugen, die den langsamen Sätzen ein wirksames Gegengewicht bieten. Ihr Hauptreiz liegt in den rhythmisch und melodisch meist sehr originell und schön erfundenen Themen; wer aber mit der Fugen-Technik vertraut ist, der weiss, dass nur derjenige ein gutes Fugen-Thema erfinden kann, der es auch gut durchzuführen versteht; denn die verschiedenen Möglichkeiten stylgerechter Durchführung müssen schon von vornherein in dem Thema stecken und in ihm vorgeahnt und vorgedacht sein.

Den Gesammtcharakter der Corelli'schen Kirchensonaten möge noch eine Parallele erläutern. Unter den gleichzeitigen deutschen Meistern der instrumentalen Kirchenmusik steht Keiner nach Geist und Richtung Corelli näher als Georg Muffat. Er kam nach Paris und studierte Lully; dann weilte er zu Rom, als Corelli eben seine ersten epochemachenden Werke veröffentlicht hatte. Aus Muffat's Orgel-Toccaten[12]) (1690) spricht uns derselbe reine, milde, kindlich fromme Geist an, wie aus Corelli's Werken, derselbe Sinn für die formschöne Melodie eignet Beiden; in der Technik des Satzes begegnen sie sich häufig; Muffat ist harmonisch gründlicher und tiefer und hält strenger an den typischen

12) Vergl. namentlich die beiden Toccaten, welche Prof. Herzog in seinem „Album für Organisten“ S. 55 u. 67 mittheilt.

Formen des alten Kirchensatzes, Corelli ist erfindungsreicher, originaler und bahnbrechender. Der liebenswürdige Passauer Dom-Kapellmeister wurde vergessen, während der römische Geigenvirtuose weltbekannt blieb. Aber in unserer Zeit, wo wir Muffat wiedergefunden und schätzen gelernt haben, verstehen wir unsern italienisch anmuthigen deutschen Meister erst ganz und begreifen, dass er so schreiben konnte, wie er schrieb und doch auch ein Zeitgenosse und Landsmann des tiefsinnig mächtigen, herben Dietrich Buxtehude sein konnte, wenn wir ihn mit Corelli zusammenhalten — im Wendepunkte zweier Epochen.

VII.

Zu Corelli's Zeit gab es noch keine öffentlichen Konzert-Institute wie heutzutage. Wenn er Sonaten in der Kirche spielte, so hatte er dort wohl ein grosses und gemischtes Auditorium und trat an die volle Oeffentlichkeit: Kammermusik dagegen schrieb man für einen erlesenen Kreis von Kennern und Kunstfreunden, für das Hauskonzert und zwar zunächst im vornehmen Hause. Aus den Sälen der Fürsten- und Adelsschlösser drang diese aristokratische Kunst dann aber auch in den Kreis bürgerlicher Leute, die sich keine Kammermusiker halten konnten, die aber selbst gesellig musizirten; die Kammermusik wird später zugleich Hausmusik. Durch die Dilettanten ist sie volksthümlich und mächtig geworden. Ihre Triebkraft stockte und ihre Macht sank, als sie zuletzt den Dilettanten über den Kopf gewachsen war.

Diese Entwickelung währt von der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts bis in die ersten Jahrzehnte des neunzehnten, von Corelli bis Beethoven. Wesen und Wachsthum unserer Kunstgattung lässt sich ohne diese äusserlichen Thatsachen gar nicht erklären. Bei aller Art Musik ist die Frage, unter welchem Dache sie ursprünglich gepflegt wurde, überaus wichtig.

Corelli fand dieses gastliche Dach für seine Person wie für seine Kunst in dem Palaste des Kardinals Pietro Ottoboni[13]), der an jedem Montag Konzerte aufführen liess durch seine eigenen Instrumentalisten, die päpstlichen Sänger und bedeutende fremde Künstler, unter welchen Händels Namen vor Allen glänzt. Der Kardinal bot bei diesen Musikabenden, die Corelli leitete, seinen Gästen nicht blos die erlesensten Kunstgenüsse (auch die Poesie gesellte sich zur Musik), sondern entfaltete auch äusserlich eine „majestätische Pracht".

Die „Akademien" Ottoboni's sind ebenso vorbildlich für die spätere ähnliche Kunstpflege deutscher und namentlich österreichischer Fürsten und Edeln, wie Corelli's Trios, Sonaten und Konzerte vorbildlich wurden für die späteren Formen der klassischen deutschen Instrumentalmusik.

Wir begreifen den durchweg vornehmen Character der Corelli'schen Kammertrios erst ganz, wenn wir sie uns für jenen erlesenen kunstaristokratischen Zirkel geschrieben denken.

In der Gliederung der Sätze unterscheiden sich dieselben von den Kirchentrios durch die Suitenform. Bei den späteren zwölf Solosonaten hat Corelli nur sechsen diese Form gegeben, der andern Hälfte die Kirchenform; bei den Concerti grossi stellt sich die Form der Kirchensonate zur Form der Suite wie acht zu vier.

Die bewegliche Tanzweise erhält in den Kammertrios ihr Gegengewicht durch feierliche Präludien, zwischendurch eingestreute Adagio-Mittelsätze und den getragenen Hymnen- oder Liedes-Ton der Sarabanden. So verflechten sich auch hier wieder Motive des Kirchensatzes mit einer oft fein kontrapunktirten Tanzmusik. Bei Tartini und anderen

---

13) Ausführliches über diesen merkwürdigen Mäcen gibt Chrysander, Händel I, 211 ff.

späteren Meistern finden wir noch lange die gleiche Mischung.

Scheinbar eine blose Mosaik kleiner Tonstücke, welche lediglich durch die Einheit der Tonart zusammengehalten werden, zeigen die Kammertrios bei genauerem Studium doch auch ein Band innerer Einheit, der einheitlichen Gemüthsstimmung, die in Kontrasten und Parallelen oft recht fein zum Kampfe und zum Abschlusse kommt. Man vergleiche z. B. in Opus II das frische, muntere elfte Trio mit dem zart anmuthigen zehnten, und halte beiden andererseits das achte gegenüber, welches einen tief schwermüthigen Character ausspricht. Jedes dieser drei Trios hat eine Allemande; rhythmisch sind diese drei Tänze sehr ähnlich gehalten; allein die Allemande der munteren Sonate soll Presto gespielt werden, die Allemandé der anmuthigen Allegro und jene der melancholischen gar als ein schwer einher schreitendes Grave. Weit entfernt also blos Tanzstücke zusammenzureihen, beugt Corelli die Tanzweise sogar im Tempo der angestrebten Stimmung und gibt Tänze, die gar keine Tänze mehr sind. Denn die ächte Allemande verträgt das Grave sowenig wie das Presto, da ihr vielmehr das Allegro moderato eignet. (Nach Mattheson [14]) soll sie „das Bild eines zufriedenen oder vergnügten Gemüthes sein, das sich an guter Ordnung und Ruhe ergötzt".)

Corelli war nicht der erste Italiener, welcher so frei verfuhr. Auch bei seinen Vorgängern wird die feierliche Sorabanda mitunter bereits zum Allegro oder gar zum Presto.

Dies führt mich zu einem andern Punkte. Corelli beschränkt sich in seinen Trios auf nur wenige Tanzformen (Allemande, Corrente, Gavotte, Sarabanda und Giga, wozu noch ein einzigesmal die Ciaconna kommt). Er hält Haus mit diesen fünf Arten, während die späteren Suiten-Kom-

---

14) Vollk. Kapellmeister S. 232.

ponisten eine weit reichere und buntere Musterkarte von Tanzweisen führen. Durch jene Beschränkung erhalten seine Trios eine gewisse Einförmigkeit, die ich nicht rühmen will, gewinnen andererseits aber auch eine Einheitlichkeit, die dann doch ein Vorzug ist.

Da es sich hier um spanische, französische und deutsche Nationaltänze handelt, so könnte man erwarten, dass Corelli diese Unterschiede ausbeuten und in Rythmik, Melodik und Modulation, recht naturalistisch nachbildend, gegen einander setzen werde. Dies thut er jedoch ganz und gar nicht. Er glättet statt zu schärfen und italienisirt die spanische Sarabanda nicht minder wie die deutsche Allemande oder die französische Gavotte. Namentlich wandelt er die spröde Grandezza der Sarabanda gerne um in den zarten weichen Gesang einer italienischen Canzonette oder auch in schlicht andächtige Hymnen-Weise. Der Melodik des heimischen Volksliedes müssen sich bei ihm alle ausländischen Tanzweisen beugen, so dass sie durchaus nicht mehr ächt klingen, aber das gesammte Kunstwerk der Sonate klingt dafür um so ächter. Die Tanzformen gaben ihm nur die Grundlage rhythmischer Manichfaltigkeit, und das Characteristische weicht dem Schönen.

Hier wie in manchem anderen Stücke deutet Corelli prophetisch auf Haydn, der uns den französischen Menuett so gründlich verdeutscht und in so manchem Andante den italienischen Siciliano, in so manchem Rondo sogar die Zigeunermusik in's Deutsche übersetzt hat. Die Romantiker des neunzehnten Jahrhunderts bestrebten sich in ähnlichen Fällen umgekehrt, die deutsche Musik zu magyarisiren oder zu slavisiren.

Eine klar und folgerecht entwickelte Aesthetik der Tonkunst gab es zu Corelli's Zeiten noch nicht. Und wann hat es eine solche überhaupt gegeben? Die Künstler tasteten und experimentirten damals noch, die wahren Ziele

der neuen Instrumentalmusik zu finden. Die Gefahr einer Verirrung in den Nebel der Tonmalerei und Tondichterei lag dabei nahe genug, wie Kuhnau zeigt, wenn er „biblische Historien mit Auslegung" in 6 Sonaten giebt, Buxtehude, wenn er die Natur der 7 Planeten in 7 Klaviersuiten darstellen will, Froberger, wenn er seine Reiseabenteuer in Instrumentalsätzen schildert. Auch Couperin der in den seltsamen Ueberschriften seiner Klavierstücke bald Räthsel aufgibt bald Räthsel löst und uns gar eine ganze fünfaktige Komödie auf den Tasten vorspielen will,[15]) gerieth auf diesen Abweg. Nur lässt man sich in solchen Dingen kleine schalkhafte Spielereien eher gefallen als ernstgemeinte grosse Probleme. Dass auch altitalienische Geigen-Komponisten die Klippe der Tonmalerei streiften, bestätigt Wasielewski durch die in den „Instrumentalsätzen" etc. mitgetheilten Proben von Carlo Farina (1627) und Marco Uccellini (1669).

Von derlei Verirrung blieb Corelli vollständig frei. Statt des vergeblichen Bestrebens, Bilder und Vorstellungen in Tönen zu malen, die man nur in Worten schildern und aussprechen kann, begnügt er sich weislich, die innere Logik des musikalischen Aufbaues in einer durch Melodie und Harmonie allein zu erzielenden innerlichsten Aussprache der Empfindung und Stimmung voll und rein wirken zu lassen. Er ebnete dadurch die Bahn, auf welcher später unsere klassischen Meister der Symphonie und des Quartetts das Höchste erreichten, indem sie in ihrer Instrumentalmusik nichts weiter gaben als — Musik.

Stylistisch zeichnen sich Corelli's Kirchen- und Kammertrios durch hohe Einfachheit aus, die darum doch nicht arm oder leer klingt, selbst heute nicht, nach fast zweihundert Jahren.

---

15) S. „Werke von Couperin", herausg. v. Joh. Brahms, in den „Denkmälern der Tonkunst", S. 208 ff.

Die Grösse der damaligen italienische Meister des Instrumentalsatzes wie der Oper gründet überhaupt in dem Streben, durch die denkbar einfachsten Mittel ergreifend schön zu wirken; sobald dieselben Künstler durch die Lust an dem äusserlichen Formenspiel der Coloratur und anderem melodischen Schnörkelwerk verlockt, diesem Streben untreu werden, sinken sie dann aber auch doppelt tief herab. Wo einem A. Scarlatti, Pergolese, Leo und selbst Hasse wahrhaft Schönes und Grosses gelang, da war es allemal das einfach Schöne und einfach Grosse. Kein Kunstschriftsteller hat gerade diese eigenste Signatur jener Italiener schärfer erfasst und beredter dargestellt als Wilhelm Heinse in seiner „Hildegard von Hohenthal", einem Buche, welches, trotz der poetischen Schlacken der verunglückten Romanform, in seinen abhandelnden Theilen mit unvergleichlicher Intuition in Geist und Form jener Meister eindringt und einführt.

Schöpferisch bahnbrechend in der gedachten Richtung war Giacomo Carissimi vorangegangen; schon vor Corelli hatte er von 1640—80 auf dem Gebiete des Gesanges ganz ähnliche Ziele verfolgt wie unser Meister auf dem instrumentalen. Man könnte ihn den Corelli der Kantate nennen. Vom kirchlichen Style ausgehend, vereinfachte er denselben, indem er ihn mit dem volksthümlich schlichten Melos verband. Sein Ideal war das einfach Schöne. „Wie schwer ist es, so leicht zu sein!" soll er angesichts seines eigenen Schaffens gesagt haben. Dasselbe Wort liesse sich auch in Corelli's Mund legen, während bei Bach's Werken die Zuhörer vielmehr umgekehrt ausrufen möchten: „Wie leicht ward es ihm, so schwer zu sein!"

Die Violinstimmen der Corellischen Trio's sind fast durchweg streng gesanglich geführt; alles Beiwerk von blos schmückenden Coloraturen, Mordenten, Trillern etc. ist verschmäht; nicht einmal der damals unvermeidliche Triller bei der Schlusskadenz ist vorgeschrieben.

Ob diese Stimmen so ganz ohne Verzierung vorgetragen wurden, wie sie geschrieben stehen? Ich bezweifl es. Allein wir sind dem Komponisten dankbar, dass er di übliche Verschnörkelung und Verkröpfung seiner in ihre einfachen Cantilene so reizenden Melodien dem Belieben de ausführenden Künstlers anheimgestellt hat. Nach unsern Belieben fügen wir sie dann auch nicht zu. Wie dankba würden wir gleicherweise Couperin sein, wenn er gerades verfahren wäre wie Corelli und seine oft köstlichen Melodiee nicht mit endlosem Beiwerk von Trillern und Mordente selber wieder verdorben hätte! Er stellt uns nun vor di Gewissensfrage, ob wir diese Melodien schmucklos schö spielen sollen, wie sie im Grunde gedacht, oder zopfig auf geputzt, wie sie leider geschrieben sind. Aber Couperi ist Klavier-Komponist, und die Klavier-Sonate wurde vo jeher schnörkelhafter behandelt als der mehrstimmige Geigen satz. Durch's Klavier wären wir auch niemals zu der edel Feinheit des Quartettstyls gekommen.

Was ich hier von der erquickend reinen gesangliche Führung der Violinstimmen Corelli's sagte, das gilt vollau nur bei seinen Trios. In den Solosonaten wuchert scho vielerlei Verschnörkelung. Namentlich lockt ihn hier de Versuch eines freien Allegros (dessen volles Gelingen ers einer späteren Zeit vorbehalten war) zu einer Art Akkord Coloratur, die zopfig trocken fast wie eine Schulübun klingt (z. B. Sonate III, Satz 4; VI, 3 etc.), und er ent geht dieser Manier selbst in fugirten Sätzen nicht; in de „Follia" aber erscheint sie in schlimmster Gestalt. Wen diese Sonaten den Trios auch in breiterer Anlage einzelne Sätze und kühnerer Führung so mancher Melodie, mitunte auch in originellerer Harmonisirung überlegen sind, so stehe sie doch im Ganzen hinter jenen schon darum zurück, we bereits der Mehlthau des Virtuosenthums auf ihnen lieg Nicht in dem Prunk glänzend reicher Technik, sondern i

der rührenden kindlichen Reinheit, in dem zarten Goldton des keuschen einfach Schönen ruht Corelli's Grösse, — die Grösse eines Virtuosen, der aller Virtuosität entsagt —, ruht das Geheimniss des ergreifenden Eindrucks, den seine Werke auch heute noch machen, wenn sie fein, rein und innig vorgetragen werden. Und hierin sind seine älteren Trios den Solosonaten weit voraus.

Merkwürdig ist, dass trotz des Virtuosenthums, welches sich in der Solotechnik der italienischen Geiger nach Corelli immer breiter macht und bei Tartini (das Recht der Gattung überhaupt vorausgesetzt) zu imponirender Meisterleistung steigert, — die eigentlichen Trio-Komponisten an dem Kanon der melodischen Einfachheit überwiegend festhielten. Eben darum wurden sie vielleicht kunstgeschichtlich so wenig beachtet, denn lange genug sahen die Kritiker im Fortschritte der Technik schlechthin den Fortschritt der Kunst. Allein eben darum auch bilden sie eine Brücke zum klassischen Streichquartett, welches aus der Virtuosensonate nicht erwachsen konnte und nur solange rein und ächt blieb, als es sich dem Virtuosenthum jeglicher Art ferne zu halten verstand.

Diese zahllosen, jetzt völlig vergessenen Trios der späteren Periode übten einen stillen aber tiefgreifenden Einfluss. Hat doch selbst Phil. Em. Bach, der uns in seinen Klaviersonaten so ganz andere, neue Wege führte, in jungen Jahren dem italienischen Trio nach Form und Art gehuldigt.[16]) Und Haydn schrieb, wohl schon gleichzeitig mit seinen ersten Quartetten, die wiederum eine neue Bahn einschlugen, nebenbei doch auch noch Trios für 2 Geigen und Violoncello nach der beliebten alten Weise. C. F. Pohl hat in seiner inhaltreichen und grundlegenden Biographie Haydn's (Band I, S. 344 ff.) hierauf aufmerksam gemacht,

16) Bitter, Ph. E. Bach S. 59.

dabei aber, wie mir scheint, die Bedeutung dieser Trios, ihren Gegensatz zur alten Orgelmusik und ihren Zusammenhang mit der neu aufsteigenden Quartettmusik nicht eingehend genug gewürdigt. Pohl führt 34 solcher Trio-Komponisten der späteren Zeit an, Deutsche und Italiener in bunter Reihe, und doch wohl alle, wenigstens in ihren Triowerken vom italienischen Geiste berührt. Ich möchte zu Pohl's Verzeichniss ergänzend noch folgende Meister fügen deren Trios mir bei meinen Studien durch die Hände gegangen sind: Alessandro Besozzi, Franc. Zanetti, Demachi Franc. Negri, Carlo Monza, Giov. Ferrandini, Giov. Elia Selva, Pietro Beretta, Joh. Christ. Bach, Leopold Gassmann, Florian Deller, Anton Stamitz. Diese Komponisten wenden sich, wenigstens in den mir bekannten Trios, von der Form der Kirchensonate wie von der Suitenform gleicherweise ab und bringen dafür ein dreitheiliges Trio, dessen erster Satz Andante, Adagio oder Moderato, der zweite ein breit ausgeführtes, selten fugirtes Allegro, der dritte ein Menuett ist oder doch Tempo di Menuetto. Man erkennt diese Grundform in den ältesten Klavier- und Violinsonaten wieder die Mozart in seiner Kindheit (1763—68) schrieb und in vielen Klaviersonaten und Klaviertrios Haydn's. Das Volks- oder Kirchenlied ist dann bei jenen Spät-Italienern kaum mehr melodisch beeinflussend gewesen, wohl aber die Cantilene der Opernarie. Im Quartett und der Symphonie schuf Haydn einen ganz andern Aufbau der Sätze. Seine Schüler blieben aber auch im Quartett noch ausnahmsweise der dreitheiligen Form des spätitalienischen Trios getreu So hat Ignaz Pleyel in der (wohl in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts componirten und dem Könige von Neapel gewidmeten) achten Sammlung seiner Quartette noch ein solches, welches ganz nach Art jener italienischen Trio aus einem Adagio, einem contrapunktisch gehaltenen Allegro und einem Schluss-Menuett, sämmtlich in gleicher Tonart

besteht, — vielleicht als ein Zeichen der Huldigung für den königlichen Gönner in Italien.

VIII.

Bei einem Geigen-Komponisten, der so ganz aus der Seele seines Instrumentes erfand und schrieb wie Corelli, fragen wir auch nach der Art der Instrumente, die ihm dienten und auf welche er rechnete. Können wir uns doch auch den grossen Unterschied in Bach's, Mozart's und Beethoven's Klaviermusik nicht vollauf erklären ohne einen Seitenblick auf die grundverschiedenen Instrumente ihrer Zeit. Bei Corelli steigert sich das Interesse der Frage noch durch den Umstand, dass sein Leben in die Periode der höchsten Blüthe jenes niemals wieder erreichten Kunstgewerbes der grossen Cremoneser Meister fiel.

Als Corelli seine 48 Trios schrieb standen ihm zweierlei ausgezeichnete Instrumente bereits zu Gebote: die Brescianer Geigen eines Maggini (1590—1640) mit ihrem kräftigen aber noch etwas herben und melancholischen Klang, und die Cremoneser Geigen der Amati, insbesondere des Nicolo Amati (1596—1664) mit ihrem kleineren, aber äusserst weichen, „leise verschleierten, jungfräulichen" Silberton. Dieser zwiefache, eng verbundene Klangcharakter des spröden und doch edel zarten Tones entspricht auch dem Geiste von Corelli's Werken.

Der grösseste aller Meister des Geigenbaues, Antonio Stradivari, war zwar ein Zeitgenosse Corelli's, ja sogar neun Jahre älter als dieser. Allein zu der Zeit, da Corelli durch seine Trios die Kammermusik zu neuer Höhe emporhob, arbeitete Stradivari noch in der Weise seines Lehrers Nicolo Amati (sogenannte amatisirte Stradivari-Geigen, bis 1680). Dann mühete er sich, neue und eigenartige Verbesserungen des Geigenbaues zu erfinden (bis 1700), und erst von da bis gegen 1725 stand er auf der Höhe seiner originalen Meisterschaft.

Diese Periode fällt noch zu einem guten Theil mit der zweiten Periode Corelli's zusammen (1700-1712), mit der Zeit seiner Virtuosen-Sonaten und seiner orchestralen Konzerte.

Vidal sagt (a. a. O. I, 120): Lorsque Stradivari faisait ses recherches pour arriver à la perfection du violon, il avait à sa disposition des violinistes de talent et bien certainement Corelli n'a pas été étranger aux essais multipliès qu'a dû faire le grand maître pour mener à bonne fin ses expériences. Obgleich ein direkter Einfluss Corelli's auf die Verbesserungen des Stradivari nicht nachgewiesen ist, so hat diese Ansicht bei der künstlerischen Herrscherstellung, die unser Meister damals in Italien einnahm doch viele Wahrscheinlichkeit.

Man könnte also sagen: die Brescianer und ältere Cremoneser Schule des Geigenbaues wirkte mitbestimmend auf Corelli's Spiel und Schreibart. Dagegen wirkten seine Kunstbestrebungen mitbestimmend auf die Fortschritte, durch welche die jüngere Cremoneser Schule (Antonio Stradivari und Giuseppe Guarneri) den Gipfel der Tüchtigkeit und des Ruhmes im Geigenbau erreichte.

Die Bässe Corelli's aber zeigen deutlich, dass er das Violoncello im heutigen Sinne, wie wir es den Bemühungen Stradivari's (seit 1700) verdanken, bei seinen Trios noch nicht besessen hat. Eher liesse die Führung des Basses seiner Solosonaten schon an ein mitgehendes Cello denken. Aber erst in den Concerti grossi tritt dasselbe als Solo-Instrument unter dem Namen eines Violoncello di concertino ausdrücklich hervor.

So verkünden Corelli's Werke selbst in diesen äusserlichen Dingen den Wendepunkt zweier musikgeschichtlicher Epochen.

Herr Gregorovius hält einen Vortrag über:

„Die Gründung der ersten wissenschaftlichen Akademie Corsicas",

und teilt folgendes mit:

Am 19. December 1880 hat sich in Bastia, der bedeutendsten Stadt dieser Insel, eine Gesellschaft gebildet unter dem Namen: Société des sciences historiques et naturelles de la Corse. Sie hat sich ein Statut in französischer Sprache gegeben, ein Directorium ernannt, und zu ihrem Präsidenten den Professor am Lyceum Bastia's, Herrn Abbé Letteron, zu ihren Vicepräsidenten den Baron Cervoni und den Rat am Appellhof Herrn de Caraffa erwählt.

Die Liste ihrer Mitglieder weist schon heute eine starke Beteiligung von Corsen auf; viele historische Namen alter, noch fortdauernder Geschlechter Corsicas sind darin verzeichnet, von den Arrighi, Casanova, Colonna, Gaffori, Vincentelli bis zu den Bonaparte.

Dem Programm der Societät gemäss hat dieses durchaus patriotische Institut zu seinem Hauptzwecke gemacht die naturwissenschaftliche Erforschung der Insel und die Förderung des Studiums der Landesgeschichte. Und gerade hier bietet sich der Vaterlandsliebe der Corsen ein weites Gebiet der Thätigkeit dar. Der Vortragende nimmt sich hier die Gelegenheit, von dem eigenartig abgeschlossenen, individuellen Character der Geschichte Corsicas zu sprechen, welche sich Jahrhunderte lang in den Heldenkämpfen des Eilandes gegen die Herrschaft der Republik Genua bewegt hat, bis sie in der Gesetzgebung des Pasquale Paoli culminirt und in die Gestalt des Welteroberers Napoleon aus-

geht, von dessen Zeit an Corsica keine politische Geschichte mehr hat.

Der Vortragende verbreitet sich sodann über die Geschichtschreiber der Insel, welche im Verhältniss zu ihrer geringen Raumausdehnung und Volkszahl sogar mehr und bessere Historiographen hervorgebracht hat, als andere Inseln des Mittelmeeres. Er erinnert an die Entstehung der corsischen Landeschronik im Beginne des 15. Jahrhunderts und ihre Zusammenfassung in dem Nationalwerke Filippinis, des Zeitgenossen Sampiero's, und gibt eine Uebersicht der corsischen Geschichtschreiber bis auf die Gegenwart.

Da die mittelalterliche Historiographie Corsica's heute einer kritischen Revision bedarf, so hat sich die neugegründete Gesellschaft die lobenswerte Aufgabe gestellt, aus den Archiven der Insel wie des Festlandes neues Urkundenmaterial zu ziehen, noch nicht edirte corsische Memoiren zu sammeln, und dann in ihren Bulletins zu veröffentlichen. Diese Publicationen wurden in der Regel monatlich ausgegeben. Der Vortragende legt die Reihe der während des ersten Jahres 1881 von der Societät veröffentlichten Bulletins der Classe zur Einsicht vor. Unter den darin abgedruckten schätzenswerten Beiträgen zur corsischen Geschichte hebt er besonders hervor, die neu begonnene Sammlung von unedirten Briefen des Pasquale Paoli, welche jene ergänzen soll, die Niccolò Tommaseo im elften Bande des Archivio Storico Italiano im Jahre 1846 herausgegeben hatte. Nach ihm aus Bastia zugekommenen Nachrichten haben sich im corsischen Privatbesitz heute schon mehr als 2000 noch nicht edirte Briefe Paoli's vorgefunden.

Herr Gregorovius machte endlich der Classe den Vorschlag, sich in Verbindung mit der neu gegründeten wissenschaftlichen Societät Bastias zu setzen durch Austausch der akademischen Publicationen, was einstimmig genehmigt wird.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 4. Februar 1882.

Herr Bursian hielt einen Vortrag:

„Der Rhetor Menandros und seine Schriften."

Derselbe wird in den Abhandlungen veröffentlicht.

Der Classensekretär legt eine Abhandlung des Herrn G. F. Unger vor:

„Die historischen Glosseme in Xenophons Hellenika."

In der ersten, bis zum Ende des peloponnesischen Krieges reichenden Abtheilung der Hellenika (I—II 3) findet sich eine Anzahl sachlich meist werthvoller Angaben — betreffend die Summe abgelaufener oder das Datum neu anhebender Kriegsjahre, ferner abgerissene Notizen über einzelne Ereignisse und andere Mittheilungen geschichtlichen Inhalts —, welche von vielen Kritikern für unächte Zusätze erklärt worden sind. Einen Theil derselben hat schon Marsham (canon chronicus, 1672) und Dodwell (de cyclis, 1701; chronologia Xenophontea, 1702) angefochten; die Verdachtgründe, welche sie geltend machten, waren so einleuchtend, dass die meisten Späteren ihrem Urtheile zustimmten, viele weiter giengen und der unächten Stellen noch mehr auffanden oder aufzufinden glaubten; im weitesten Umfang und oft in überzeugender Weise übte die Athetese Brückner, de notationibus annorum in historia graeca Xenophontis

suspectis, 1838. Nach ihm sind viele Stellen wiede
Schutz genommen worden; aber alle zu vertheidigen h
nur sehr wenige gewagt und der Versuch ist schlecht g
ausgefallen. Gegenwärtig gelten die Jahrsummen und
Datirungen allgemein für interpolirt; von den andern St
sind zwar die meisten in den Ausgaben der Unächth
klammern entledigt, jedoch nicht sowohl in Folge
überzeugenden, alle Bedenken niederschlagenden Verthe
ung, welche ihnen etwa zu Theil geworden wäre, als
mehr wegen des Bestehens einer zweiten Controverse,
deren bis jetzt noch nicht gelungener Schlichtung die
scheidung der Frage nach der Aechtheit vieler angefocht
Stellen abhängt. Sie werden verdächtigt, weil ihr I
einem andern Jahre anzugehören scheint als der des
grenzenden ächten Textes; aber dieses Hauptkriterium
selbst oft fraglich und unsicher. Von den sieben Ja
wechseln, welche während der von Xenophon Hell. I
II 3 behandelten Zeit (Herbst 411 — Herbst 404) ei
treten sind, finden sich sechs theils ausdrücklich angeg
theils durch Erwähnung von Winters Ende oder Früh
Anfang genügend angedeutet; einer ist nicht kenntlich
macht und steht weiter nichts fest, als dass er entw
im ersten oder im fünften Capitel des I. Buchs zu su
ist: im ersten Fall treffen die I 2, 1. 3, 1. 4, 2 bemerl
gemachten Jahrübergänge in 409 408 407, im ander
410 409 408; erst von I, 6, 1 und dem J. 406 an ist
Zeitrechnung sicher.

Der Zweck vorliegender Untersuchung ist, zunächst
Zeit der Hell. I 1—5 erzählten Ereignisse und damit
Stelle des fraglichen Jahreswechsels zu ermitteln; auf d
Grundlage dann die Ausscheidung der unächten Stücke
zunehmen; endlich die Entstehung der Interpolation zu
klären und den verlorenen Werken nachzuforschen, als d
Fragmente man die werthvollen Glosseme anzusehen ha

I. Ordnung der Jahre.

Der erste, welcher sich mit der Frage nach der Stelle des zweifelhaft gelassenen Uebergangs in ein neues Kriegsjahr eindringender beschäftigte, war Dodwell. Er suchte ihn im ersten Capitel und liess demgemäss im Laufe desselben den Wechsel von 410, bei *τῷ δὲ ἄλλῳ ἔτει* I 2, 1 den von 409 eintreten und bezog I 3, 1 *ἐπεὶ δ' ὁ χειμὼν ἔληγε* auf 408, *ἀρχομένου δὲ τοῦ ἔαρος* I 4, 2 auf 407; dass die Uebergänge von 406 405 404 in dem dreimal vorkommenden *τῷ δ' ἐπιόντι ἔτει* I 6, 1. II 1, 10. 3, 1 zu finden sind, war ausser Frage gestellt, weil das Datum der von I 6, 1 an erzählten Vorgänge durch Zeugnisse anderer Schriftsteller bekannt ist. Die Jahrordnung Dodwells erhielt sich lange Zeit unangefochten in Kraft; erst Haacke, de postremis belli pelop. annis 1822 stellte die Behauptung auf, dass das erste Capitel nur die Zeit eines halben Jahres umfasst, das Datum aller von I 2, 1 bis I 5, 1 behandelten Ereignisse um ein Jahr früher als bei Dodwell zu setzen und erst in I 5 der Jahreswechsel von 407 zu suchen ist. Das Gewicht der Gründe, welche er geltend machte, war so bedeutend, dass zuerst Boeckh, dann Krüger, allmählich fast alle deutschen Forscher, welche mit dieser Frage sich zu beschäftigen Anlass hatten, auf seine Seite traten und Dodwells Ansicht nur in seiner Heimat, bei Clinton, Grote und andern, sich in ungeschwächter Anerkennung behauptete. Eine neue, noch jetzt fortwirkende Wendung führte Emil Müller, de Xenophontis historiae graecae parte priore, 1856 herbei, welcher beide Fragen mit grosser Sachkenntniss in Angriff nahm und in scharfsinniger Weise viele Punkte in eine neue Beleuchtung brachte. Die Dodwell'sche Ansicht hat durch ihn wieder Anhänger gewonnen, noch grösser war sein Erfolg in der Unächtheitsfrage: sein Werk ist es, dass auch von solchen nur noch wenige Stellen entschieden

beanstandet werden, die seiner Ansicht über die Jahr
theilung beizustimmen nicht vermocht haben. Die Trif
keit der Gründe, welche für Haacke sprechen, und die
waltsamkeit der Mittel, welche Müller behufs ihrer W
räumung anwendet, hat Breitenbach, das Jahr der Rü
kehr des Alkibiades, neue Jahrbb. f. Philol. 1872 p. 72
treffend hervorgehoben, auch einen positiven Fortsch
durch den Nachweis der Stelle gemacht, an welcher all
wenn der vermisste Jahreswechsel in I 5 zu suchen ist, d
selbe gefunden werden kann; indess auf durchschlagen
Erfolg durfte er schon desswegen nicht rechnen, weil
auf die andere Frage nicht näher eingegangen ist und s
dort lediglich die Ansichten Müllers angeeignet hat, wel
mit dessen Behandlung der Jahrübergänge in engstem Z
sammenhang stehen. Dazu kommt aber, dass auch se
Widerlegung Müllers mit der Thatsache nicht fertig wi
welche die Hauptstütze der Dodwell'schen Ansicht bildet

Diese besteht darin, dass die im ersten Capitel erzähl
Vorgänge sichtlich über Frühlings Anfang 410 herabreich
es also unmöglich ist, mit Haacke den I 2, 1 gemelde
Jahreswechsel auf diesen dort bereits überschrittenen Z
punkt zu beziehen. Andrerseits besitzt aber auch Haack
Anordnung einen unerschütterlichen Halt an den Wor
ἐνιαυτοὶ τρεῖς ἦσαν I 4, 7, welche sich auf den Zwisch
raum zwischen dem I 4, 2 angegebenen Jahreswechsel u
dem J. 405 beziehen und es zwingend nothwendig mach
diesen Wechsel in das J. 408 zu setzen, von wo wir da
rückwärts gehend mit dem I 3, 1 angedeuteten Ueberga
auf 409, mit dem zuerst erwähnten von I 2, 1 also d
wieder auf 410 kommen. Dieses unüberwindlich scheine
Dilemma lässt vermuthen, dass beide Parteien irgend ein
Grundirrthum, ein *πρῶτον ψεῦδος* mit einander gem
haben, und eine genauere Betrachtung der beiderseitig
Beweisgründe darf wohl hoffen, zur Erkenntniss desselb

durchzudringen. Die Dodwell'sche Ansicht hat ausser dem vorhin erwähnten Argument nur noch ein einziges, ein Archontendatum des Dionysios von Halikarnassos, der es bloss gelegentlich vorbringt und auch in anderen Daten dieser Art sich von Flüchtigkeitsfehlern [1]) nicht frei erhalten hat. Dagegen die Haacke'sche lässt sich von Jahr zu Jahr durch Belege bestätigen, welche sich zum Theil auf den inneren Zusammenhang der laufenden Geschichte mit Thatsachen anerkannten und unumstösslichen Datums stützen, und zugleich bildet eben der gegen sie sprechende Umstand, dass der Inhalt des ersten Capitels über den Frühlingsanfang 410 herabführt, ein noch grösseres Hinderniss für die Anordnung Dodwells und Müllers selbst: denn sein zeitlicher Ueberschuss beträgt nicht, wie es diese voraussetzt, ein ganzes Jahr sondern höchstens ein paar Monate, er führt nicht in den Frühlingsanfang 409, sondern, wenn weit herab, in Mitte 410.

Lässt sich annehmen, dass Xenophons Kriegsjahr erst einige Zeit nach Frühlings Eintritt anhebt, so ist die einzige nennenswerthe Schwierigkeit, welche Haacke und seine Nachfolger nicht bewältigt haben, aus dem Wege geräumt. Diese Annahme darf in der That aufgestellt werden. Es ist bekannt, dass der Ueberfall von Plataia durch die Thebaner im Beginn des Frühlings 431, welchen Thukydides zur Grundlage des Anfangs der Jahre des peloponnesischen Krieges nimmt, nicht das einzige Ereigniss war, welches auf solche Ehre Anspruch hatte: mit ebenso viel Recht konnte man die erste Feindseligkeit, welche von den Peloponnesiern selbst verübt wurde und die Athener selbst betraf, zur Epoche nehmen, den Einfall jener in Attika bei Oinoe, und Thukydides hat, was ebenso bekannt ist, incon-

1) Vgl. den bekannten betreffs des Arch. Thudemos, de Dinarcho 13 p. 999.

sequenter Weise einmal (V 20) das selbst gethan. E
inconsequent behandelt er die Uebergabe Athens als S(
des Krieges, dessen letzte Zuckungen ein halbes Jahr
nach verendeten; erst mit der Ergebung der attischen
ruchen auf Samos hat er abgeschlossen. Diese sieht]
phon als Ende des Krieges an: hat er sich hierin
nach seinem Vorgänger gerichtet, warum soll er es in
sehung der Anfangsepoche gethan haben? Die Vorau:
ung aller Erklärer, dass seine Kriegsjahre mit Früh
Eintritt beginnen, stützt sich auf eine einzige, von \
(mit Recht) für unächt erklärte Stelle (I 3, 1), welche
methodischer Weise eben desswegen aus dem Spiel
lassen sollen. Des Genaueren wird von der Jahre]
Xenophons am Schlusse dieses ersten Abschnitts die
sein; hier nur so viel, dass jener Einfall bei Oinoe un
gefähr ebenso viel Zeit (1—2 Monate) nach dem Ueb
von Plataia stattgefunden hat als der über Frühlings
tritt 410 herabführende Zeitüberschuss der Vorgänge
Hell. I 1 ausmacht.

I 2, 1: 410.

Die Unmöglichkeit, mit dem Inhalt von I 1 die Zeit
Herbst 411 bis Frühlingsanfang 409 auszufüllen, ge
Müller p. 55 f. insofern selbst zu, als er die Behauptung
stellt, der Text dieses Capitels sei sehr lückenhaft überli(
seinen Versuch, die angeblichen Lücken zu ergänzen un
Ereignisse in diesem Sinn zu datiren, hat bereits Br(
bach p. 76 widerlegt. Die Zeit jener Vorgänge reicht
weiter als in den Mai 410. Die Schlacht bei Abydos
im November 411 statt, I 1, 2 *ἀρχομένου χειμῶνος*[1])

1) Winters Anfang ist der Frühuntergang des Siebengestirns
mers Anfang dessen Frühaufgang. Nach neueren Berechnungen fiel
zur Zeit des peloponnesischen Krieges unter dem Horizont von

siegreichen Feldherrn bedurften, um den Erfolg gebührend auszunutzen und die Macht Athens im Norden und Osten wiederherzustellen, namhafte Verstärkungen; um sie zu erwirken, überbrachte einer von ihnen, Thrasylos, die Glücksbotschaft persönlich in Athen. Das Gesuch wurde bewilligt und Xenophon erzählt seine Ausfahrt mit den Verstärkungen unmittelbar nachdem er den Jahreswechsel vermerkt hat, welchen die eine Partei 410, die andere 409 vor sich gehen lässt. Dass diese erst *ἀρχομένου τοῦ θέρους*, d. i. Mitte Mai 409 abgiengen, ist begreiflich: der Zugang von Schiffen konnte erst nach dem Winter erwartet werden und da inzwischen am Ende dieser Jahreszeit in der Schlacht von Kyzikos die feindliche Flotte fast vollständig vernichtet worden war, so bestand kein dringender Anlass zu sofortiger Absendung im Frühling 410; dass diese aber noch bis in den Mai des nächsten Jahres hinausgeschoben worden wäre, findet Haacke mit Recht undenkbar, zumal bei der Bereitwilligkeit, welche das Volk von Anfang an zeigte, und bei dem grossen Interesse, das es selbst haben musste; es mangelt an allen Anzeichen einer Verzögerung, für die auch Müller p. 25 keine Erklärung zu geben weiss. Als unter Thrasylos Führung ein von Agis[1]) drohender Angriff auf die Stadt vereitelt wurde, da zeigten die Athener noch grösseren Eifer seinem Gesuch zu willfahren, und die Volksversammlung fasste Beschluss über die Stärke und Beschaffenheit der Streitkräfte, welche er bekommen sollte, I 1, 34 *διὰ ταῦτα ἔτι προθυμότεροι ἦσαν ἐφ' ἃ ἧκε καὶ ἐπεψηφί-*

---

4. November, dieser 16. Mai; doch geben die alten Astronomen für jenen ein späteres Datum (Euktemon 10. November), s. Boeckh Sonnenkr. p. 86. 95.

1) Aus *προνομὴν ποιούμενος* § 33 lässt sich nicht mit Sicherheit auf gute Jahreszeit schliessen, vgl. IV 1, 6 *διεχείμαζε σὺν προνομαῖς τὰ ἐπιτήδεια λαμβάνων* (Luckenbach, de ordine rerum a pugna apud Aegospotamos p. 45).

σαντο κτλ. Dies geschah um die Zeit der Schlacht von Kyzikos; nicht lange nach dieser gieng Thrasylos ab: als die Nachricht von ihr nach Athen kam, schreibt Diodoros XIII 52, da wurde das ganze Volk von Begeisterung ergriffen, grossartige Opfer und Feste den Göttern gewidmet, für den Krieg aber Mannschaften ausgehoben und Schiffe ausgerüstet, welche man dem Alkibiades zuschickte.

Die Friedensgesandtschaft, welche nach der Schlacht bei Kyzikos von Sparta nach Athen abgieng, setzt Philochoros bei Schol. Eur. Or. 361 unter Arch. Theopompos = Ol. 92, 2. 411/0; massgebend für die Zeitbestimmung der Schlacht ist Diodors Angabe, Mindaros habe seine Flotte ἤδη τοῦ χειμῶνος λήγοντος (XIII 49) zusammengezogen, um die Scharte von Abydos auszuwetzen. Dies geschah also spätestens Mitte März 410, möglicher Weise schon Ende Februar zur Zeit des ersten Wiederbeginns der Seefahrt. Er fuhr von Abydos hinüber gegen Sestos; die attische Flotte, durch Absendungen bedeutend geschwächt, wich nach Kardia zurück, wo Alkibiades mit fünf Schiffen eintraf und auf die Nachricht, dass die Feinde von Abydos nach Kyzikos gefahren seien, die Schiffe nach Sestos zurückgehen liess. Als sie dort eben gegen den Feind ausfahren wollten, kamen Theramenes und Thrasybulos mit 40 Schiffen heran, in Parion vereinigte sich die ganze Flotte, Tags darauf kam es zur Schlacht (Xen. I 1, 11—16). Diese mit Müller in den Mai 410 zu setzen, verbietet das Zeugniss Diodors, gegen welches Müller keinen besseren Einwand vorzubringen weiss als dass der Gewährsmann desselben, Ephoros, ein unzuverlässiger Gewährsmann sei. Die Schlacht fällt spätestens Anfang April, frühestens Mitte März; nach ihr folgen Ereignisse, welche den Schluss des Kriegsjahres jedenfalls in den Lauf des Frühlings bringen.

Am Tage nach dieser Schlacht ergab sich Kyzikos den Athenern; 20 Tage später fuhren sie nach Selymbria; dort

und in Perinthos gut empfangen, suchten sie Chrysopolis am Bosporus auf, befestigten den Ort und errichteten eine Zollstätte daselbst; mit der Rückfahrt in den Hellespont, etwa Ende April oder Anfang Mai, endigen die Bewegungen der attischen Flotte in diesem Kriegsjahr (Hell. I 1, 19—22). Auf Seiten der Peloponnesier macht die Verlegung einer Besatzung nach Byzantion den Schluss. Als Agis von Dekeleia aus eine Menge Kornschiffe [1]) dem Peiraieus zusteuern sah, kam er auf den Gedanken, Athen die Zufuhren aus dem Pontus abzuschneiden; sein Plan wurde genehmigt und Klearchos, welcher die Schlacht bei Kyzikos mitgemacht hatte, mit 15 von Megara, den Boiotern und andern Bundesgenossen gestellten und bemannten Schiffen ausgeschickt; drei von ihnen fielen im Hellespont dem attischen Wachtgeschwader in die Hand, mit den andern erreichte er glücklich Byzantion. Jene Kornschiffe, deren Anblick die angegebene Wirkung hervorgebracht hatten, waren ohne Zweifel die ersten, die seit Winter im Frühjahr aus dem Pontus zurückkamen, also um Anfang März 410 im Peiraieus ausgelaufen und gegen Anfang April wieder angelangt; ihre Ausfahrt lässt sich noch einige Tage, ihre Zurückkunft zwei Wochen früher denken als hier angenommen ist. [2])

---

1) *πλοῖα πολλὰ σίτου* I 1, 35, nicht die zur regelmässigen Zeit, im September kommenden, für welche *τὰ πλοῖα* der ständige Ausdruck ist (II 1, 17. V 4, 21. Demosth. c. Polycl. 19).

2) Der *εἰαρινὸς πλόος* Hesiods op. 676 beginnt mit Arkturs Spätaufgang (op. 650), dem bei den Bauern, Seefahrern und Astronomen (deren Witterungskalender, die Parapegmen, auf den Gebrauch jener berechnet waren) üblichen Frühlingsanfang; im Text haben wir überall den modernen, auch den alten Geschichtschreibern gewohnten der Nachtgleiche vorausgesetzt. Der sog. scheinbare Spätaufgang des Arktur traf in Athen damals auf 24. Februar, Boeckh Sonnenkr. p. 96. Plinius hist. nat. II 122 (vgl. 125) schreibt sogar mit Beziehung auf den 8. Februar: ver aperit navigantibus maria; Vegetius IV 39 nennt den 10. März natalis navigationis; Clodius Tuscus zum 17. März: *μέγα πέλαγος πλέ-*

Von da bis zur zweiten Woche des Mai bleibt Spielr genug für das Unternehmen des Agis.

In den Mai führt den Jahreswechsel Xenophons sc der Wortlaut von I 2, 1 *τῷ δὲ ἄλλῳ ἔτει Ἀθηναῖοι Θορικὸν ἐτείχισαν, Θρασύλος δὲ τά τε ψηφισθέντα π λαβὼν καὶ πεντακισχιλίους τῶν ναυτῶν πελταστὰς ποιι μενος ἐξέπλευσεν ἀρχομένου τοῦ θέρους εἰς Σάμον.* Aus Corresponsion von *Ἀθηναῖοι μὲν* mit *Θρασύλος δὲ* erh dass beide Unternehmungen zu gleicher Zeit begonnen hal wäre die des Thrasylos erheblich später in's Werk ge worden, so würde *μὲν* nicht am Platze sein. Zwischen Anfang der Befestigung von Thorikos und der Ausf des Thrasylos um 16. Mai liegen also nur die wenigen T welche die Wehrhaftmachung der Schiffsmannschaft v nahm. Jenes *μὲν — δὲ* kann den Begriff der Gleichzei keit nur dadurch erhalten, dass sich die gemeinsame stimmung *τῷ ἄλλῳ ἔτει* auf einen bestimmten Zeitpu d. i. auf den Eintritt des neuen Kriegsjahres, nicht auf beliebige Zeit des ganzen Jahres bezieht. Auf diesen werden wir auch durch den Zweck jener Befestigung führt, welche offenbar, wie auch die Erklärer bemer durch den Plan des Agis veranlasst worden ist: wenn Spartaner die Kornschiffe nicht nach Athen lassen woll so konnten sie auch wieder, wie früher schon gesche an der Südostküste Attikas ihnen nachstellen. Der Anf jenes Kriegsjahres mag also etwa auf den 9. Mai faller

Gegen die Verlegung dieses Jahreswechsels in 409

εται. Gegenwärtig befahren die Hydrioten und Spezzioten vom an das Meer, Aug. Mommsen griech. Jahreszeiten p. 19; so früh noch früher haben natürlich allezeit nur kühne oder dringliche U nehmungen begonnen. Von Athen bis Olbia lassen sich neun, bis tikapaion (von der Istermündung bis zur Südspitze der Krim ge Wegs auf hoher See, Skyl. 68) zwölf Tage Fahrt zählen, auf den bü lichen Tag 1000 Stadien gerechnet.

scheidet auch der sicilische Synchronismus. Thrasylos landete, nachdem er drei Tage in Samos verweilt hatte, (um 21. Mai) auf der gegenüberliegenden Küste von Pygela, verwüstete die Gegend, berannte die Mauern und schlug die Milesier, welche den Einwohnern zu Hülfe gekommen waren; Tags darauf fuhr er nach Notion, von da nach Kolophon, welches zu den Athenern übergieng; in der Nacht machte er einen Einfall im angrenzenden Lydien *ἀκμάζοντος τοῦ σίτου* (I 2, 4). Am 17. Tage darnach, also Mitte Juni, erschien er vor Ephesos und griff die Stadt mit Tages Anbruch auf zwei Seiten an, erlitt aber eine schwere Niederlage, weil die Uebermacht gegen ihn war: Tissaphernes hatte der Stadt ein Heer zu Hülfe geschickt und die Mannschaft von 27 sicilischen Kriegsschiffen leisteten tapferen Beistand. Von diesen heisst es I 2, 8 *ἐβοήθησαν — καὶ Συρακόσιοι οἵ τ' ἀπὸ τῶν προτέρων εἴκοσι νεῶν καὶ ἀπὸ ἑτέρων πέντε, αἳ ἔτυχον τότε παραγενόμεναι (νεωστὶ ἥκουσαι μετὰ — τῶν στρατηγῶν), καὶ Σελινούσιαι δύο.* Im Juni 409 waren die Griechen Siciliens selbst so bedrängt, dass sie ihre Mannschaften zu Hause dringender brauchten als je. Im Anfang des Frühlings 409 (Diod. XIII 54, vgl. mit 44 extr.) landete Hannibal mit mehr als 100000 (nach Ephoros 204000) Mann in Lilybaion, vereinigte mit seinem Heere das der Egestaner und andern Bundesgenossen, rückte vor Selinus und eroberte binnen drei Monaten (Hell. I 1, 37) zuerst diese Stadt, dann Himera. Die Selinuntier lagen schon seit 410 mit Carthago im Krieg, mussten also auf einen Angriff schon lange gefasst sein und hatten sich auch nach Unterstützung umgesehen (Diod. XIII 44); es ist also undenkbar, dass sie die zwei Kriegsschiffe mit 400 streitbaren Männern inzwischen heimzurufen unterlassen oder gar, was Müller und andere durch Verbindung von *καὶ Σελινούσιαι δύο* mit dem Relativsatz in den Text hinein lesen, im Frühjahr 409 jene erst nach Asien geschickt

hätten. Die unerträgliche Härte, welche an dieser Ver
dung auffällt, benützt Müller, um die seine Zeitrechı
störenden Worte als ein aus Thukyd. VIII 26 *καὶ* :
νούντιαι δύο eingedrungenes Glossem zu streichen; n
hätte es doch gelegen, eine so unpassende Construction
nicht anzunehmen: *καὶ Σελινούσιαι δύο* gehört zu *ἐβοήϑ*:
καὶ Συρακόσιοι, die anakoluthische Veränderung im .
druck des Subjects entschuldigt und erklärt sich aus
Dazwischentritt und der Anziehungskraft der Parentl
Die Erwähnung der Selinuntier ist, wie Riemann, qua
tione Hellenicon textus restituendus sit, diss. Paris 1
bemerkt, wegen § 10 *Σελινουσίοις δὲ* unentbehrlich
Müller scheint dies selbst gefühlt zu haben, da er noch
zweiten Vorschlag macht, *καὶ Σελινούσιοι* zu schrei
Dieser ist freilich schon aus äusseren Gründen wenig
leuchtend und hat auch bei Niemand Beifall gefunden; s
lich aber kommt es auf dasselbe heraus, ob man mit Mi
und den meisten Erklärern die zwei im J. 412 gekomm
Schiffe der Selinuntier bei Kyzikos untergegangen
bloss die Mannschaft, oder (was das Richtige ist) auch
Schiffe in Ephesos anwesend denkt: Thatsache ist, das
Juni bei Ephesos die Mannschaft den Ephesern hilft;
kann aber wegen der sicilischen Vorgänge nur 410, ı
409, geschehen sein.[1])

1) Im Text ist vielleicht mit Riemann *αἱ* nach *καὶ* einzus
Schenkl in Bursians Jahresb. 1879. XVII 9 hält die Stelle für lü
haft, lässt aber die Möglichkeit zu, dass die zwei Schiffe währen
Schlacht von Kyzikos irgendwohin detachirt waren und so dem
derben, welches alle andern betraf, entgiengen. Letzteres ist wahrs
lich der Fall gewesen. Alle von Mindaros bei Kyzikos befehligten S
giengen verloren (Xen. I 1, 18. Diod. XIII 51. Plut. Alc. 28); ·
die von Selinus dabei gewesen, so müsste man mit Kurz annehmen,
sie gleich den peloponnesischen und syrakusischen durch den Neub
Antandros ersetzt worden seien (Xen. I 1, 24 f.); dass Pharnabaz
allein von der Wohlthat der Holzanweisung ausgeschlossen habe,

Die Selinuntier wurden 410 von den Egestanern, welchen Carthago punische und campanische Hülfstruppen geschickt hatte, geschlagen; sie wandten sich dann nach Syrakus mit der Bitte um Beistand, die Egestaner baten in Carthago um weitere Verstärkungen. Hier fasste man nun den Plan, die Griechen aus der ganzen Insel zu jagen und rüstete desswegen 'den Sommer und den darauffolgenden Winter hindurch', Diod. XIII 44. Selbstverständlich werden die Selinuntier, als sie sich nach fremder Hülfe umsahen, nicht die Absicht gehabt haben, noch länger die Peloponnesier mit 400 streitbaren Männern, die sie jetzt selbst dringend bedurften, zu unterstützen: die Botschaft, welche diese zurückrief, ist wohl gleichzeitig mit der nach Syrakus bestimmten abgegangen, nach der eben citirten Angabe zu schliessen zwischen Mai und Juli 410. Daraus erklärt sich eine auf-

---

unbegreiflich. Es ist aber nirgends zu lesen, dass Mindaros sämmtliche verfügbare Schiffe zu der Unternehmung, welche so unglücklich ausfiel, genommen: vielmehr erhellt aus Diodoros, welcher XIII 45 ihm zuerst 84, dem Dorieus 13 Schiffe zuweist und die Summe nach der Vereinigung beider ausdrücklich auf 97 angibt, dass nach dem Verlust von 30 Schiffen in der Schlacht bei Abydos (Xen. I 1, 7. Plut. Alc. 27) ihm noch 67 geblieben sind; diese erreichten aber vor der Schlacht von Kyzikos durch Nachschub mindestens die frühere Zahl von 97, Diod. XIII 49 *ἔκ τε τῆς Πελοποννήσου πολλαὶ παρεγενήθησαν καὶ παρὰ τῶν ἄλλων ὁμοίως*. Wenn also bei Kyzikos 60 (Xen. I 1, 11) oder 80 (Diod. XIII 50) untergegangen sind, so war damit nicht die ganze Flotte vernichtet; vielmehr behaupteten sich bezeugter Massen noch namhafte Ueberbleibsel in den Gewässern ausserhalb des Hellespont unmittelbar nach der Schlacht, Plut. Alc. 28 *οὐ μόνον τὸν Ἑλλήσποντον εἶχον βεβαίως (οἱ Ἀθηναῖοι) ἀλλὰ καὶ τῆς ἄλλης θαλάσσης ἐξήλασαν τοὺς Λακεδαιμονίους*. Mindaros glaubte noch bei Beginn derselben nur die 40 Schiffe sich gegenüber zu haben, welche bei Eröffnung des Unternehmens in Sestos gestanden waren; gegen diese genügten 60 vollauf und eben daraus, dass er die Zeit vor dem Wiedereintreffen der andern aus Makedonien benützen wollte, erklärt sich sein früher Aufbruch noch vor Ende des Winters.

fallende Uebergehung bei Xenophon. Nach der Niederla
von Ephesos bat Thrasylos um die Leichen der 400 g
fallenen Athener und fuhr nach Notion, wo sie beerd
wurden; in Methymna, wohin er sich von da begab, s
er die 25 syrakusischen Schiffe von Ephesos heransegel
er griff sie an, nahm vier weg und jagte die andern zurü
(I 1, 12). Die Nichterwähnung der zwei selinuntisch
Schiffe an dieser Stelle wird als ein Beweis der angeblich
Unächtheit von *καὶ Σελινούσιαι δύο* angesehen; sie erkl
sich vielmehr daraus, dass jene inzwischen den Heimruf
halten und befolgt hatten.

Die Unmöglichkeit, die Schlacht von Ephesos in
J. 409 zu verlegen, geht ferner aus Xenophons Mittheilu
von der Mitwirkung der syrakusischen Mannschaft und v
der kurz zuvor erfolgten Zusendung fünf neuer Schiffe h
vor. Als Hannibal Ende März 409 in Lilybaion lande
meldeten das die Selinuntier sogleich nach Syrakus u
baten um Hülfe (XIII 54); dort liess man auf sich wart
zunächst wegen eines Krieges mit den Chalkidiern, als m
aber dann auf die Nachricht von der Belagerung dies
beilegte und (der ebenso undankbaren wie grausamen B
handlung, welche das eroberte Selinus erfahren sollte, nic
gewärtig) grosse jedoch zeitraubende Rüstungen mach
unterlag die Stadt, ehe sie fertig waren. Entweder im Z
sammenhang mit diesen Vorbereitungen oder (wie Mül
p. 46 annimmt) nach dem Fall von Selinus, jedenfalls sp
testens bei Beginn der andern Belagerung haben die Syr
kuser ihre Schiffe zurückgerufen: denn der Angriff auf d
an dem Kriege zwischen Egesta und Selinus gar nicht b
theiligt gewesene Himera musste auch den Kurzsichtigst
über die Absichten Hannibals die Augen öffnen. Ueber
Zeit der Rückkehr des Geschwaders besitzen wir das b
stimmte Zeugniss Diodors XIII 54, nach welchem sie in d
letzten Tagen der Belagerung Himeras erfolgte; dieses zu b

mängeln hat Müller p. 46 um so weniger Grund, als es ja mit seiner eigenen Ansicht von der Zeit des Heimrufes stimmt und das Einzige, was er daran auszusetzen hat, der Vorwurf, dass Diodor so spreche als hätten die Sikelioten damals bloss jene 25 Schiffe besessen, ist erstens, wie der Wortlaut *κατέπλευσαν πρὸς τὴν Ἱμέραν πέντε πρὸς ταῖς εἴκοσι τριήρεις παρὰ τῶν Σικελιωτῶν, ἃς πρότερον μὲν ἀπεστάλκεισαν ταῖς Λακεδαιμονίοις ἐπὶ συμμαχίαν τότε δ' ἀνέστρεψαν ἀπὸ τῆς στρατείας* lehrt, völlig unbegründet, zweitens aber ändert er gar nichts an der gemeldeten Thatsache selbst. Da Himera nach Müllers eigner, zutreffender Rechnung im Juni 409 erobert worden ist und damals die Schiffe schon zurückgekehrt waren, so können diese nicht wohl ein Gefecht Mitte dieses Monats bei Ephesos mitgemacht haben, jedenfalls aber nicht im Juli 409 oder noch später bei Methymna geschlagen worden sein.[1]) Diodors Zeugniss wird überdies durch ein zweites, von M. hier nicht berücksichtigtes bestätigt, Justin. V 4 Syracusanorum auxilia inlatum a Carthaginiensibus Siciliae bellum domum revocavit; es setzt voraus, dass die Heimberufung der Schiffe spätestens beim Anfang der Belagerung von Gela ergangen ist.

Nach alle dem wird man das Gewicht eines Zeugnisses, des einzigen, welches für die Dodwellsche Anordnung der Jahre spricht, nicht sonderlich hoch anzuschlagen brauchen. Dionysios v. Halik. über Lysias 21 *Διόδοτος, εἷς τῶν μετὰ Θρασύλλου καταλεγέντων ἐν τῷ Πελοποννησιακῷ πολέμῳ, μέλλων ἐκπλεῖν εἰς τὴν Ἀσίαν ἐπὶ Γλαυκίππου ἄρχοντος*

1) Xen. I 2, 10 *ἐπεὶ ἡ πόλις ἀπωλώλει* bezieht Müller unrichtig auf die Zeit zwischen den Schlachten von Ephesos und Methymna; wenn Ende Juni 409, wie er dem entsprechend annimmt, die Nachricht von dem Falle der Stadt Selinus nach Ephesos gekommen wäre, so würde ja die Fahrt der Abgesandten, welche dieselbe überbrachten und die Schiffe heimriefen, so lange gedauert haben wie die ganze Belagerung von Himera.

ἔχων νήπια παιδία διαθήκας ἐποιήσατο setzt die Ausfahrt des Thrasylos Ol. 92, 3. 410/09, wodurch sie in den Mai 409 zu stehen käme. Diodotos fand in der Schlacht bei Ephesos den Tod, sein Bruder aber, den er für diesen Fall zum Vormund bestimmt hatte, bestahl, nachdem er eine Zeit lang den Todesfall verheimlicht hatte, acht Jahre lang die Hinterbliebenen um ihr Vermögen. Diese acht Jahre spielen eine Hauptrolle in der Rede, in den von Dionysios aufbewahrten Fragmenten werden sie dreimal erwähnt (c. 25; zweimal c. 27); das erste beginnt mit der Mittheilung des Todes an die Familie, c. 25 *ἐπεὶ δὲ τῷ χρόνῳ ἐδήλωσε τὸν θάνατον αὐτοῖς καὶ ἐποίησαν τὰ νομιζόμενα, τὸν μὲν πρῶτον ἐνιαυτὸν ἐν Πειραιεῖ διῃτῶντο.* Diese geschah um die Zeit, da Glaukippos ins Amt trat (14. Juli 410); vielleicht hat also Lysias an einer andern Stelle jenes erste Jahr nach Glaukippos benannt und Dionysios ihr seine Datirung entlehnt.

Im Winter nach den Kämpfen des Thrasylos kam Koryphasion wieder in den Besitz der Spartaner, Hell. I 2, 18; nachdem es seit Mai 425 15 Jahre lang in Feindeshand gewesen, Diod. XIII 64 *Λακεδαιμόνιοι ἐγκρατεῖς ἐγένοντο τῆς Πύλου πεντεκαίδεκα ἔτη τῶν Ἀθηναίων αὐτὴν κατεσχηκότων ἀφ' ὅτου Δημοσθένης αὐτὴν ἐπετείχισε*; also im Winter 410|09, nicht 409|8. Aus der dritten Prytanie des Glaukipposjahres (22. Sept. — 6. Nov. 410) wird eine Zahlung an den dortigen Befehlshaber erwähnt, CIA I 188; dass nur wenige Monate später der Hunger die Uebergabe habe herbeiführen können, findet Müller p. 44 unwahrscheinlich; wir meinen aber, dass 4—5 Monate dazu vollständig ausreichen konnten, auch war nur die Knappheit, nicht völliges Ausgehen der Lebensmittel der Beweggrund, in Verbindung mit der Unfähigkeit, bei karger Nahrung und täglicher Verminderung der Kampffähigen gegen den unausgesetzten Ansturm der Belagerer den Ort zu halten, Diod. a. a. O. *μέχρι μέν τινος ἀντεῖχον προσδοκῶντες παρὰ τῶν*

Λακεδαιμονίων βοήθειαν· ὡς δ'οἱ μὲν πολέμιοι τὰς προσβολὰς ἐκ διαδοχῆς ἐποιοῦντο, τῶν δὲ ἰδίων οἱ μὲν ἐκ τῶν τραυμάτων ἀπέθνησκον οἱ δ'ἐκ τῆς σιτοδείας κακῶς ἀπήλλαττον, ὑπόσπονδοι τὸν τόπον ἐξέλιπον. Waren die Vorräthe schon völlig zu Ende gewesen, so kam auf die übrigen Verhältnisse nichts mehr an. Der andere Einwand Müllers gegen Haacke, dass es nicht begreiflich sei, woher die Spartaner sechs Monate nach der Schlacht von Kyzikos die Kraft und den Muth genommen haben, Pylos zu Wasser und zu Land zu belagern, ist von geringer Bedeutung: der Hauptangriff geschah auf der Landseite und ein attisches Geschwader hat sich, wie aus Diodors Darstellung hervorgeht, nicht sehen lassen.

I 3, 1: 409.

Bei der Gesandtschaft beider kriegführenden Parteien, die zu Beginn der Belagerung von Byzantion die Reise zum Grosskönig antrat, befand sich laut Hell. I 3, 13 auch der frühere Feldherr der Syrakuser, Hermokrates, welcher, zur Zeit der Schlacht von Kyzikos geächtet, auf Bitten des Heers den Befehl bis zum Eintreffen der neuen Heerführer behalten (I 1, 27—29), dann aber sich unter den Schutz des Pharnabazos gestellt hatte (I 1, 31); während des Winteraufenthalts bei diesem in Gordion erfuhren die Gesandten den Fall von Byzantion (I 4, 2); als sie mit Frühlings Anfang weiter reisten, stiessen sie auf eine von Susa zurückkommende spartanische Gesandtschaft und zugleich auf den eben die Statthalterschaft antretenden Kyros, welcher die attischen Botschafter festhielt (I 4, 5). Von den andern Theilnehmern der gemischten Botschaft meldet Xenophon nichts; da aber ihr Zweck sowohl durch das Vorgehen des Kyros als durch die Nachrichten, welche die Spartaner vom Hofe brachten, vereitelt war, so muss angenommen werden,

dass sie sich aufgelöst hat. Bei Dodwells Anordnung fällt der Anfang der Gesandtschaftsreise und der Belagerung von Byzantion in das Spätjahr 408, und ihr Abbruch in den Frühling 407; aber seit Sommer oder Herbst 408 finden wir Hermokrates bereits in Sicilien mit dem Unternehmen beschäftigt, seine Aufnahme in Syrakus zu erzwingen (Diod. XIII 63): dazu passt bloss Haackes Jahrvertheilung, bei welcher die Gesandtschaftsreise desselben 409—408 stattfindet. Müller p. 51 nimmt mit Schneider an, Hermokrates sei schon vor der Belagerung Byzantions Mitte 409 in Sicilien angekommen, habe das bei Diodor XIII 63 und 75 bis zur Verbannung des Diokles Erzählte bis Herbst 409 vollbracht, im Frühling 408 Hellas wieder aufgesucht und an der Gesandtschaft sich 408/7 betheiligt; nach ihrer Auflösung sei er im Frühling 407 zum zweiten Mal nach Sicilien gegangen und dort im Herbst 407 gefallen. Aber schon die XIII 63 geschilderten Ereignisse nehmen mindestens ein Vierteljahr weg und enden mit dem Schluss der Jahresgeschichte, welcher den Eintritt der rauhen Jahreszeit anzuzeigen scheint (*παρεσκευάζετο πρὸς τὴν αὑτοῦ κάϑοδον ἐπιμελῶς, εἰδὼς τοὺς ἀντιπολιτευομένους ἀντιπράξοντας*). Erst im Laufe der nächsten Jahresgeschichte kommt es zum Sturz seines Hauptgegners, des Diokles; als er trotzdem in Syrakus nicht eingelassen wurde, gieng er nach Selinus zurück; nach einiger Zeit (*μετά τινα χρόνον* XIII 75) rückte er, von seinen Anhängern gerufen wieder vor Syrakus und fand dort im Kampfe den Tod. Eine Entfernung des Hermokrates in der Zwischenzeit, noch dazu eine so lange von einem Jahre und darüber, hätte Diodor nicht wohl übersehen können, am allerwenigsten wenn mit ihr die Gesandtschaftsreise verbunden war, und sie lässt sich auch nirgends einschieben; daher haben die Bearbeiter der Geschichte Siciliens diese Annahme einhellig verworfen, vgl.

Völkerling de rebus Siculis 1868 p. 58; Holm II 424; Meltzer Gesch. d. Karth. I 264.[1])

I 4, 2: 408.

Als die oben erwähnte gemischte Gesandtschaft nach dem Winteraufenthalt, den sie mit Pharnabazos in Gordion genommen, im Anfang des Frühlings (*ἀρχομένου τοῦ ἔαρος* I 4, 2) die Reise fortsetzte, begegnete ihr Kyros und nöthigte den Satrapen, die Athener festzunehmen; erst drei volle Jahre darnach (§ 7 *ἐπειδὴ ἐνιαυτοὶ τρεῖς ἦσαν*) bewog Pharnabazos jenen ihre Entlassung zu gestatten, sie wurden von Ariobarzanes nach Kios geleitet, von wo sie zum attischen Heer fuhren. Vom Frühling 407, an welchen Dodwell bei *ἀρχομένου τοῦ ἔαρος* denkt, würden die drei Jahre in 404 führen; aber seit dem Herbst 405 gab es kein attisches Heer ausserhalb des Landes. Die Ausflucht Müllers p. 30, diese Gesandtschaft sei nicht aus dem Lager des Alkibiades sondern aus Athen gekommen, hat Breitenbach p. 62 widerlegt; Müller verdächtigt aber auch die Worte *ἐπειδὴ — ἦσαν*, weil der Beweggrund, welchen Kyros zur Festnahme der Gesandten hatte (§ 5 *βουλόμενος τοὺς Ἀθηναίους μὴ εἰδέναι τὰ πραττόμενα*), nach Jahresfrist schon hinfällig gewesen sein würde. Wie freilich jemand auf den Gedanken gekommen sein soll, diesen Satz einzuschieben, und was vorher an seiner Stelle gestanden hat, gibt er nicht an. Nitsche ZGW. 1873 p. 946 kommt ihm zu Hülfe, indem er *ἐν*

---

1) Diodor folgt XIII 63 (und 75) nicht mehr dem c. 54—62 in der Geschichte der Belagerungen von Selinus und Himera benutzten Timaios. Dieser hatte die Zahl der in Asien gewesenen Schiffe auf 25 angegeben (c. 61, die vier bei Methymna verlorenen waren also dank der Unterstützung des Pharnabazos durch neugebaute ersetzt worden), dagegen c. 63 sind ihrer wie c. 34 eilf mehr. Diese andere Quelle ist wahrscheinlich Ephoros; daraus und aus der Verbindung zweier Quellen mit verschiedener Zeitrechnung erklärt sich der Anachronismus Diodors, welcher c. 63 und 75 um ein Jahr zu früh datirt, vgl. Philol. XL 54 ff.

Ἰλούζοις statt *ἐνιαυτοὶ τρεῖς* zu schreiben vorschlägt. Der vorausgehende Gegensatz *Φαρνάβαζος τέως μὲν κατεῖχε τοὺς πρέσβεις, φάσκων τότε μὲν ἀνάξειν αὐτοὺς παρὰ βασιλέα τότε δὲ οἴκαδε ἀποπέμψειν ὡς μηδὲν μέμψηται* erfordert jedoch eine Zeitbestimmung wie sie in *ἐπειδὴ δὲ ἐνιαυτοὶ τρεῖς ἦσαν, ἐδεήθη τοῦ Κύρου* zum Gedanken passend und dem Sprachgebrauch Xenophons (vgl. z. B. II 1, 25 *πρὶν δὲ ἡμέρας δέκα γενέσθαι*) angemessen vorliegt; durch die Ortsangabe wird die Stelle ganz unverständlich und Nitsche hat es unterlassen, seine Conjectur zu erklären. Der Ort, wo Pharnabazos die Gesandten festhielt, kann Iluza nicht gewesen sein, weil es zur Statthalterschaft des Kyros gehörte; auch würde dann kein Gegensatz vorhanden sein, weil die Internirung im Gebiet des Pharnabazos schon im ersten Glied (*τέως μὲν κατεῖχε*) ausgesprochen und ein Wechsel ihres Aufenthaltes nicht angegeben ist. Der Leser findet überhaupt nicht, welches Subject zu *ἦσαν* gedacht werden soll: ist nicht *οἱ πρέσβεις* sondern *Κῦρος καὶ Φαρνάβαζος* nach Nitsches Ansicht zu ergänzen, so vermisst man eine Aufklärung über Anlass und Zeit dieser neuen Zusammenkunft; an einen Besuch des Ortes bei der Fortsetzung der damaligen Reise des Kyros zu denken würde wenig Wahrscheinlichkeit haben, weil Iluza fern von Gordion und der dort nach Susa führenden Strasse im Südwesten Grossphrygiens an der lydischen Grenze lag,[1]) wohin ihn Pharnabazos schwerlich begleitet hat. Die Gesandten waren

1) Iluza wird als Stadt von Phrygia Pacatiana (auch Karophrygia genannt, der westliche Theil Grossphrygiens) im Synekdemos des Hierokles c. 22 und in den Listen der Bischofsitze angeführt, welche den Namen zum Theil Eluza schreiben (8, 411. 9, 321 Iluza; 10, 434. [illegible] 284 Eluza; 3, 321 Elaza, s. Parthey's Hierocles); überall erscheint es in der Umgebung von Städten der südwestlichen Gegend. Dadurch wird die Vermuthung Mannerts bestätigt, welcher es mit Aludda, zwischen Akmonion und dem lydischen Philadelpheia, von diesem 65, von jenem

in der Satrapie desselben, im hellespontischen Phrygien internirt, aber die Verfügung über sie stand bei Kyros; dieser kümmerte sich in Sardes wenig um ihr Schicksal, liess sie wohl gar absichtlich schmachten: vor der Heimreise, welche er im Sommer 405 antrat, mag er eine Zusammenkunft mit Pharnabazos gehabt haben und bei dieser Gelegenheit von jenem an sie erinnert worden sein.

Ein Scholion zu Aristot. eth. V, veröffentlicht von Bywater im Hermes V 82, verbessert von Usener NJbb. CIII 316 enthält zwei neue Fragmente der Atthis des Androtion: *'Εὐκτήμων Κυδαθηναιεύς. ἐπὶ τούτου πρέσβεις ἦλθον ἀπὸ Λακεδαίμονος Ἀθήναζε Μέγελλος καὶ Ἔνδιος καὶ Φιλοχαρίδας.' καὶ ἐπάγει 'τῶν δὲ περιγενομένων ἀπέδοσαν μνᾶν ὑπὲρ ἑκάστου λαβόντες'. πρόσειπὼν γάρ ἦν, ὅτι τοῦτο συνέθεντο ὑπὲρ τῶν ἁλισκομένων.* Euktemon trat am 21. Juli 408 ins Amt; bald nachher erschienen die Gesandten, denn der Vorgang ist der erste in der Jahresgeschichte. Während die nach der Schlacht von Kyzikos erschienene Gesandtschaft Austausch der Gefangenen beantragt hatte (Diod. XIII 52 *βουλόμεθα τῶν αἰχμαλώτων λυτροῦντες ἀνθ' ἑνὸς Ἀθηναίου λαβεῖν ἕνα Λάκωνα*), wird hier bloss von Lösegeld gesprochen: nur die Athener waren demnach im Besitz von Gefangenen. Diese werden als Ueberlebende bezeichnet: also hatte auch eine namhafte Zahl im Kampfe den Tod gefunden. Beides setzt eine grosse Niederlage der Peloponnesier voraus, welche nicht lange vorher stattgefunden hatte; bei Dodwells Anordnung findet man aber kein hieher passendes Ereigniss seit jener früheren Botschaft: vier syrakusische Schiffe sammt der Mannschaft wurden (409 Dodw.) bei Methymna weggenommen, aber diese entrann im nächsten

25 röm. Milien entfernt, identificirt: neben Iluza und Eluza kann auch die Aussprache Aluza bestanden haben und *δδ* tritt auch im Aiolischen für *ζ* ein.

Winter aus der Gefangenschaft (I 2, 14); der Harmost
Chalkedon fand (Frühj. 408 Dodw.) mit einem Theil se
Leute bei einem Ausfall den Tod, die anderen rett
sich in die Stadt (I 3, 7. Diod. XIII 66. Plut. Alc. 30)

In der ganzen Geschichte dieser Zeit gibt es keinen V
gang, auf welchen Androtions Angaben passen als die Erol
ung von Byzantion, geschehen im Anfang 408 nach Haa
407 nach Dodwell. Die Besatzung bestand nach Plut. Alc
aus Peloponnesiern, Boiotern und Megarern; die Peloponne
aber waren ausschliesslich Lakedaimonier, Xen. I 3, 15 *περ
κων τινὲς καὶ τῶν νεοδαμωδῶν οὐ πολλοί.* Es war die Ma
schaft der zwölf Schiffe, welche Klearchos im Auftrag
Agis nach Byzantion gebracht hatte. Auch wenn,
nicht mit Sicherheit aus I 1, 35 zu ersehen ist, die (klein
Hälfte derselben nach Chalkedon gelegt worden war,
blieben für Byzantion 1500—2000 Mann, von welchen n
I 1, 35 *νεῶν στρατιωτίδων μᾶλλον ἢ ταχειῶν* ein guter T
aus Hopliten bestand. Nach Diodor XIII 67, aus de
Bericht sich die Abweichungen Xenophons und Pluta
von einander und von ihm erklären lassen, lieferte die
Hälfte der Besatzung den durch Verrath eingedrung
Athenern eine Schlacht, in welcher sie zum grössten
aufgerieben, der Rest aber gefangen genommen wurde
Zahl desselben gibt Plut. Alc. 31 *τοὺς περιγενομένους
τριακοσίους ζῶντας ἔλαβε;* bei Diod. XIII 67 *οἱ π
φθέντες εἰς πεντακοσίους κατέφυγον πρὸς τοὺς ἐν τοῖς
βωμούς* sind die gefangenen Byzantier (die spartani
sinnten hatten sich, was wir bloss aus Diodor e
an diesem Kampf betheiligt) eingezählt, welchen
die Freiheit geschenkt wurde. Nachher ergab sich
andere Hälfte der Besatzung (zum grössten Theil
der eigentlichen Schiffsmannschaft bestehend), welche
des Kampfes die Schiffe im Hafen gehütet hatte
mögen etwa 450—700 gefallen, 1000—1700 in

schaft gerathen sein. Diese wurden sogleich nach Athen geschickt; eine grosse Menge anderer brachte Alkibiades im Juni mit (Diod. XIII 68); die Summe aller Peloponnesier, welche während seiner Heerführung als Gefangene nach Athen kamen, betrug nicht weniger als 5000 (Athen. XII 49).

I 5, 11: 407.

Nach den eleusinischen Mysterien, also Ende Boedromion (September) hob Alkibiades 1500 Hopliten und 150 Reiter aus und fuhr mit 100 Schiffen gegen Andros. Die Andrier wurden im Feld geschlagen, dann eingeschlossen; wenige Tage später segelte er nach Samos und führte von dort aus den Krieg (*κἀκεῖθεν ὁρμώμενος ἐπολέμει* I 4, 23). Daraus, dass Xenophons Erzählung hier zu den Unternehmungen der Peloponnesier übergeht (I 5, 1 ff.) und aus der späten Jahreszeit, in welcher Alkibiades ausfuhr, ist zu schliessen, dass jetzt der Winter eingebrochen war. Die Lakedaimonier aber, fährt X. I 5, 1 fort, hatten nicht lange vorher, weil die Nauarchie des Kratesippidas abgelaufen war, den Lysandros als Nauarchen ausgeschickt (*πρότερον τούτων οὐ πολλῷ χρόνῳ ἐξέπεμψαν*). Bei Dodwells Anordnung wäre Lysandros im Herbst des J. 407 dem Kratesippidas nachgefolgt, also nur ein halbes Jahr Nauarch gewesen: denn von I 6, 1 *τῷ δ' ἐπιόντι ἔτει Λυσάνδρῳ παρεληλυθότος ἤδη τοῦ χρόνου ἔπεμψαν Καλλικρατίδαν* steht die Zeit (406) fest. Die Nauarchie dauerte, wie allgemein und mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen wird, mindestens ein Jahr, unter Umständen auch 1½, 2 und mehr; selbst angenommen aber, es habe kein festes Minimum ihrer Dauer bestanden, so würde man doch einen Nauarchen nicht bloss für die rauhe Jahreszeit gewählt haben, in welcher er seine Tüchtigkeit gar nicht bewähren konnte. Müller bezieht daher jenes *πρότερον τούτων οὐ πολλῷ χρόνῳ* auf alles von

§ 20 an Erzählte, d. i. auf die ganze seit der Ankunft de Alkibiades in Athen (25. Thargelion, Mitte Juni) verlaufen Zeit und lässt den Wechsel der Nauarchie mit dem Früh ling 407 eintreten, so dass sie Lysandros ein volles Jah bekleidet hätte. Aber *τούτων* muss jedenfalls auf den letzte vorhergenannten Vorgang, die Ankunft des Alkibiades i Samos bezogen werden: auch wenn man die nächstvorher gegangenen dazu nimmt, bleibt doch jene der Hauptgegen stand der zeitlichen Vergleichung: von einem im Frühlin geschehenen Vorgang aber konnte in einer analistische Erzählung nicht gesagt werden, dass es nicht lange vc einem Ereigniss des Octobers stattgefunden habe.

Als ein Jahresamt scheint die Nauarchie denselbe Normalanfang gehabt zu haben wie die andern Jahresämt der Spartaner, nämlich das Kalenderneujahr im Herbst [1] entsprechend dem attischen 1. Pyanopsion, was mit Do well, Haacke u. a. auch Beloch Rh. Mus. XXXIV 117 annimmt; wollte man die Dauer verlängern, so wurde wah scheinlich ein Kalenderhalbjahr oder mehrere hinzugefüg In unserem Falle bekleidet demnach Lysandros die Na archie vom 1. Pyanopsion (Herbst 408) bis 1. Munychi (Frühling 406) attischer Benennung. Er kam nach Rhod nahm dort Schiffe, mit welchen er nach Kos und Milet dann nach Ephesos fuhr, wo er verweilte, bis Kyros Sardes anlangte. Dieser war im Frühjahr auf dem W zwischen Susa und Gordion mit den griechischen Gesand zusammengetroffen: da er ausser Lydien auch Grossphryg und Kappadokien zu verwalten hatte, so musste es i nahe liegen, die Gelegenheit der Durchreise gleich zur E sichtigung seiner Provinzen zu benützen, Audienzen zu theilen, persönliche und sachliche Aenderungen zu treffe

1) Dass es dem makedonischen, nicht dem attischen Neujahr e sprach, wird Philol. XL 91 gezeigt.

es ist daher keineswegs auffallend, wenn er erst im Herbst Sardes erreicht. Nachdem Lysandros von Sardes zurückgekehrt war, liess er die Schiffe an's Land ziehen und hielt längere Rast, während die Schiffe trockneten und ausgebessert wurden, I 5, 10 *ἀνελκύσας τὰς ἐν Ἐφέσῳ ναῦς ἡσυχίαν ἦγεν, ἐπισκευάζων καὶ ἀναψύχων αὐτάς.* In diesen Worten ist, wie Breitenbach erkannt hat, der Uebergang zur Winterruhe 408/7 angedeutet und der Eintritt in die gute Zeit des J. 407 daher nicht I 5, 1, wie früher angenommen wurde, sondern I 5, 11 zu suchen, wo Xenophon die Erzählung von den Unternehmungen des Alkibiades wieder aufnimmt.

Die Jahrepoche.

Für die Zeit nach dem peloponnesischen Krieg legt Xenophon Naturjahre zu Grund, beginnend wie bei Herodotos Hieronymos Timaios Duris und andern Geschichtschreibern mit Frühlings Anfang. Zwischen dem Winterfeldzug des Epameinondas in Lakonien und der Botschaft, welche die Spartaner im Frühjahr 369 nach Ablauf desselben an die Athener sandten, liegt ihm der Jahreswechsel, VII 1, 1 *τῷ δὲ ὑστέρῳ ἔτει Λακεδαιμόνιοι πρέσβεις ἦλθον Ἀθήναζε.* Dass dieser genau auf den Eintritt des Frühlings fiel, lehrt die Vergleichung von V 4, 63 *εἰς τὰς Θήβας οὐκ ἐμβεβληκότων τῶν πολεμίων οὔτ' ἐν ᾧ Κλεόμβροτος ἦγε τὴν στρατιὰν ἔτει οὔτ' ἐν ᾧ Τιμόθεος περιέπλευσε.* Das erste der hier genannten zwei Jahre trifft auf 376: in seinen Lauf fiel nicht bloss der ganze Feldzug des Kleombrotos, sondern laut § 61 auch die Schlacht von Naxos, welche nach Plut. Phok. 6 am 16. Boedromion (9. Oktober 376) stattfand; von der Zeit aber, in welcher Kleombrotos auszog, heisst es § 59 *ἔαρ ὑπέφαινε.* Der grosse Seezug, auf welchem Timotheos die Akarnanen, Kephallenen, Kerkyraier und andere Völker am ionischen Meere gewann, nahm wahr-

scheinlich den grössten Theil der guten Jahreszeit von 375 weg.

Hätte Xenophon auch in der Geschichte des peloponnesischen Krieges das Jahr mit Frühlings Anfang begonnen, so wäre es demnach fraglich, ob er nicht auch dort nach Naturjahren rechnet; erst durch den Nachweis, dass er dort erheblich später anfängt, erhält die herkömmliche Annahme, dass er die Anfangsepoche jenes Krieges zu Grunde legt, ihre Berechtigung. Geliefert ist derselbe im Obigen für den Wechsel von 410, welcher laut I 2, 1 in die erste Hälfte des Mai fällt; die späteren Jahranfänge sind durch keine Zeitangabe näher bestimmt, ausgenommen den letzten. Dieser tritt II, 3, 1 nach der Uebergabe Athens (II 2, 23) und vor der Wahl der Dreissig ein, also nach 16. Munychion, dem Datum der Uebergabe (Plut. Lys. 15), welches dem 25. April 404 entspricht.[1]) Ferner wird II 3, 9—10 das Ende des Krieges in den Ausgang des Sommers (τελευτῶντος τοῦ ϑέρους), 27 Jahre 6 Monate nach seinem Ausbruch und unter den Ephoren Endios gesetzt. Da dieser erst (am 4.) Oktober 404 das Amt angetreten hat, so ist, wie Em. Müller erkannt hat, unter ϑέρος hier nicht der eigentliche Sommer zu verstehen, auf welchen mit Arktur Frühaufgang Mitte Septembers (zu Athen im J. 432 am 18. Sept., Boeckh Sonnenkr. p. 84) der Herbst folgt; eben desswegen und weil die sechs Monate erst nach dem 25. April anheben, kann auch nicht an die Zweitheilung des Jahres bei Thukydides gedacht werden, in welcher die Herbstnacht-

1) Die im Text gegebenen Reductionen auf julianische Jahre lassen eine Fehlerweite von 1—2 Tagen auf oder ab zu; ihre Rechtfertigung s. Attischer Kalender, Akad. Sitzungsb. 1875. II 1 ff. und Att. Schaltkreis, Philol. XXXIX 512 ff. Wer die dort begründete, im Wesentlichen schon von Boeckh aufgestellte Annahme, dass zwischen 423 und 421 ein Schaltmonat ausgemerzt worden ist, verwerfen wollte, würde gar den 24. Mai oder einen benachbarten Tag statt des 25. April erhalten.

gleiche die Grenze zwischen Sommer und Winter bildet. Es bleibt also nur übrig, den Sommer über den ganzen Herbst hin bis zum Eintritt des eigentlichen Winters im November auszudehnen, und dies bestätigt sich sowohl dadurch, dass *θέρος* im weiteren Sinn bei Xenophon mit dem Frühling anfängt (Philologus XXXVII 5), was auf die Bedeutung mildere Zeit des Jahres überhaupt schliessen lässt, als durch II 1, 1 *ἕως μὲν θέρος ἦν, ἀπό τε τῆς ὥρας ἐτρέφοντο καὶ ἐργαζόμενοι μισθοῦ κατὰ τὴν χώραν· ἐπεὶ δὲ χειμὼν ἐγένετο καὶ τροφὴν οὐκ εἶχον γυμνοί τε ἦσαν καὶ ἀνυπόδητοι, ξυνίσταντο ἀλλήλοις.* Von den Früchten des Landes, welche die bessere Jahreszeit (*ὥρα*) bot, konnte man bis zum Ende der Weinlese geniessen; diese und die Aussaat des Getreides gaben Gelegenheit zu Arbeit und Verdienst bis zum Eintritt des Winters (Plin. hist. XVIII 319 u. 224—5). Der Krieg endigte also, wenn *ἑξάμηνος* auf sechs volle Monate gedeutet wird, nach dem 16. Pyanopsion = 19. Oktober und vor dem 4. (oder 10.) November 404.[1])

Xenophon hat natürlich, da er seine Darstellung nach Kriegsjahren ordnet, wie Thukydides einen bestimmten Tag als Anfang derselben gedacht: nämlich den des ersten Einfalls der Peloponnesier in Attika. Dieselben Gründe ferner, welche Thukydides bewogen, seine Jahrepoche auf das Kalenderdatum, nicht auf die Naturzeit des Kriegsausbruches zu stellen,[2]) mussten auch auf ihn bestimmend wirken: das Naturjahr lieferte nur selten Mittel zu genauer Bestimmung einzelner Ereignisse, durch die Sonnwenden und Nacht-

1) Auch die zwischen dem 3. September 404 (II 1, 4) und dem Ende des Krieges liegenden Vorgänge setzen den Verlauf einer längeren Zeit voraus: die Einnahme von Samos, Auswanderung der Kleruchen und Zurückführung der früheren Besitzer, Einsetzung eines neuen Regiments, Entlassung der Bundesgenossen, Heimfahrt, Ablieferung der attischen Flotte, der erübrigten 470 Talente und anderer Werthe.

2) Zur Zeitrechnung des Thukydides. Akad. Sitzungsb. 1875. I 38.

gleichen, durch die hervorragendsten Phasen des Siebengestirns, Arkturus, Orion, Sirius liessen sich nicht viele Zeiten und auch diese meist nur annähernd fixiren; ein Laie in der Astronomie und wer für Laien schrieb, musste behufs der Setzung eines Ereignisses auf einen bestimmten Tag sich an den bürgerlichen Kalender halten. Man könnte meinen (wie man es von Thukydides irrthümlich gemeint hat), Xenophon habe den nächst gelegenen Zeitpunkt des Naturjahrs, also den Anfang des Sommers gewählt; aber I 2, 1 erwähnt er zuerst den Anfang des Jahres und dann, als etwas später eingetreten, den des Sommers. Er hat vielmehr das Kalenderdatum des ersten Einfalls zur Epoche genommen: II 3, 9 sagt er *ἑξάμηνος καὶ ἑπτὰ καὶ εἴκοσιν ἔτη τῷ πολέμῳ ἐτελεύτα*, nicht *ἥμισυ καὶ ἑπτὰ κτλ.*, und verräth damit, dass er vom Monatstage des Einfalls zu zählen angefangen hat: denn das Naturjahr der Griechen hat keine Monate, diese sind dem Mondjahr eigen.

Die Zeit des Einfalls hat Thukydides nicht angegeben, nur vom Ende der Berennung Oinoe's, mit welcher die Feindseligkeiten eröffnet wurden, schreibt er II 19, dass sie am 80. Tag nach dem Ueberfall Plataias (also etwa, vom viertletzten Anthesterion (Att. Kal. p. 10) ab gerechnet, am 16. Thargelion) abgebrochen worden ist; die Mitte dieses Zeitraums würde der 8. Munychion bilden. Die sechs Monate II 3, 9 führten im J. 404 vom Jahranfang bis z den Ablauf des Herbstes: je nachdem man Winters Anfang auf 4. Nov. (3. Maimakterion) oder 10. Nov. (9. Maimakt.) stellt, erhält man als vorläufige Spätgrenze den 3. oder 9. Thargelion. Die Frühgrenze bildet der 16. Munychion, als Datum der Uebergabe Athens [1]): in den nächsten Zeiten

1) Demnach ist nicht bloss Thuk. V 20 *αὐτόδεκα ἐτῶν διελθόντων καὶ ἡμερῶν ὀλίγων παρενεγκουσῶν*, wie Zeitrechn. d. Thukyd. p. 46 (geschrieben vor Erkenntniss der Jahrepoche Xenophons) aus V 24 erschlossen wurde, sondern auch V 26 *ἑπτὰ καὶ εἴκοσιν ἔτη καὶ ἡμέρας*

nach diesem begann Xenophons letztes Kriegsjahr (II 2, 23. 3, 1). Den Abstand zwischen beiden berechnet Thukydides V 26 auf 'nicht viele Tage'; also ist frühestens der 18. Munychion statthaft. Im J. 410 verlief zwischen der Epoche und dem Anfang des Sommers kaum mehr Zeit, als die Uebernahme der Schiffe und Mannschaften nebst der Wehrhaftmachung des Schiffsvolkes wegnahm: dem 16. Mai (Sommers Anfang) entsprach aber damals der 1. Thargelion. Spätestens also der 27., frühestens der 18., ungefähr der 22. Munychion ist das Datum des Einfalls von Oinoe: die 27 Tage vom 26. Elaphebolion bis dahin passen zur Dauer der Thuk. V 21 (vgl. 19) — 24 verlaufenen Vorgänge. Dem 22. Munychion entsprechen folgende Tage des julianischen Jahrs:

431	26. Mai	407	4. Mai
410	8. Mai	406	23. April
409	26. April	405	12. Mai
408	14. Mai	404	1. Mai.

II. Ausscheidung der Glosseme.

Jahr 411. I 1, 37 [*καὶ ὁ ἐνιαυτὸς ἔληγεν, ἐν ᾧ Καρχηδόνιοι Ἀννίβα ἡγουμένου στρατεύσαντες ἐπὶ Σικελίαν δέκα μυριάσι στρατιᾶς αἱροῦσιν ἐν τρισὶ μησὶ δύο πόλεις Ἑλληνίδας*

οὐ πολλὰς παρενεγκούσας gegen Boeckh *παραφέρειν* 'abweichen' im Sinn eines Deficits und *καὶ* als 'und zwar' zu nehmen. Der Ausdruck ist geflissentlich zweideutig gehalten, weil an beiden Stellen im Widerspruch mit allen andern Angaben des Werks der Einbruch bei Oinoe statt des Ueberfalls von Plataia zur Epoche erhoben wird; der Anwendung auf jenes frühere Ereigniss soll eine Hinterthüre offen bleiben: dazu passt die bestimmte (addirende) Bedeutung, welche *καὶ* sonst hat, während die bestimmte von *παραφέρειν* (verabsäumen) auf Subtraction führt. Gerade nur an diesen Stellen, wo Thukydides von sich selbst abweicht, findet sich der seltsame Ausdruck; an andern weiss er sich deutlich auszudrücken, z. B. IV 32 *νεῶν ἑβδομήκοντα καὶ ὀλίγῳ πλειόνων* einer-, II 2 *πεντήκοντα δυοῖν δέοντα ἔτη* andrerseits.

Σελινοῦντα καὶ Ἱμέραν.] *Τῷ δὲ ἄλλῳ ἔτει κτλ.*[1]) Di(
lagerung der zwei Städte nach einander dauerte vom
bis zum Juni 409 (p. 246); Xenophon würde also einen
chronismus von zwei Jahren (bei Dodwells und Müller(
ordnung von einem) begangen haben, wenn die Stelle
wäre. Müller nimmt an, dass er denselben begangen
und die Späteren sind hier, wie bei den meisten eige
historischen Glossemen, seinem Vorgang gefolgt, auc
welche seine Anordnung nicht billigen. Aber dass ein
schichtschreiber einen so groben Fehler in Bezug au:
eignisse, bei deren Eintritt er das 30. Lebensjahr
überschritten hatte, begangen haben sollte, widerst
aller Wahrscheinlichkeit, um so mehr als dieselben mit
Inhalt seines Werkes in Zusammenhang standen, un
derartiger Irrthum ist ihm nirgends nachgewiesen wo
Natürlich müsste er auch von der Jahreszeit ders
nichts gewusst haben, da seine Epoche mitten in jene
Monate hineinfällt, er also den Bericht hätte auf
Jahre vertheilen müssen. Welche Stirne gehörte
Vorgänge, von welchen er weder Jahr noch Jahr
kannte, über die er nur eine dunkle Kunde vom H
sagen hatte, unter einem bestimmten Jahr einzureihe
sie doch dem Plan seines Werkes fern lagen: Ereig
des peloponnesischen Krieges waren sie nicht, 'hellen
(*Ἑλληνικά*) im Sinne seines Werkes auch nicht: den
sicilischen Geschichten der Zeit von 403 bis 362 w
in demselben vollständig übergangen. Unsere Stelle
jedenfalls denselben Verfasser wie die andern Notizen
Vorgänge Siciliens: sie alle finden sich nur in der Ab
ung, welche anerkannt auch an andern Stellen histo
Glosseme enthält; dieselbe Unkenntniss der Zeiten und
selbe Geschichtstabellenstil, den unsere Stelle zeigt, f

1) Ueber das Citat bei Stephanos vgl. cap. III.

sich in den andern; auch die Wahl der Worte beweist gleichen Ursprung. Mit *καὶ ὁ ἐνιαυτὸς ἔληγεν ἐν ᾧ Καρχηδόνιοι στρατεύσαντες ἐπὶ Σικελίαν δέκα μυριάσι στρατιᾶς αἱροῦσιν ἐν τρισὶ μησὶ — Ἱμέραν* vgl. I 5, 21 *καὶ ὁ ἐνιαυτὸς ἔληγεν, ἐν ᾧ Καρχηδόνιοι ἐς Σικελίαν στρατεύσαντες — στρατιᾶς δώδεκα μυριάσιν εἷλον Ἀκράγαντα προσκαθεζόμενοι ἑπτὰ μῆνας* und die dortige Bemerkung. Bei diesem und den übrigen sicilischen Stücken aber werden sich noch mehr Beweise der Unächtheit finden. Andere sprachliche Anzeichen betreffs unserer Stelle s. zu I 2, 19 und II 3, 5.

Jahr 410. I 2, 1 *Τῷ δὲ ἄλλῳ ἔτει [ᾧ ἦν ὀλυμπιὰς τρίτη καὶ ἐνενηκοστή, ᾗ προστεθεῖσα ξυνωρὶς ἐνίκα Εὐαγόρου Ἠλείου, τὸ δὲ στάδιον Εὐβώτας Κυρηναῖος, ἐπὶ ἐφόρου μὲν ὄντος ἐν Σπάρτῃ Εὐαρχίππου, ἄρχοντος δ' ἐν Ἀθήναις Εὐκτήμονος] Ἀθηναῖοι μὲν Θορικὸν ἐτείχισαν.* Die Stelle bildet im Text die unmittelbare Fortsetzung der eben besprochenen. Die 93. Olympienfeier fand 2¼ Jahre später, im August 408 statt, Euarchippos trat im Oktober, Euktemon im Juli 408 ins Amt. Die eingeschlossenen Worte, ebenso die Stellen verwandten Inhalts werden allgemein unsrem Historiker abgesprochen, sowohl wegen des Anachronismus als weil vor Timaios (Polyb. XII 12) Niemand den einzelnen Jahrbeschreibungen solche Datirungen vorgesetzt hat.

410. I 2, 19 [*καὶ ὁ ἐνιαυτὸς ἔληγεν οὗτος, ἐν ᾧ καὶ Μῆδοι ἀπὸ Δαρείου τοῦ Περσῶν βασιλέως ἀποστάντες πάλιν προσεχώρησαν αὐτῷ.*] *Τοῦ δ' ἐπιόντος ἔτους* (s. das nächste Glossem). Die Zeit dieses Aufstandes ist unbekannt: es wird sonst nirgends seiner Erwähnung gethan; aus dem gemeinsamen Ursprung der verdächtigen Notizen darf geschlossen werden, dass er im nächsten Jahr nach demjenigen, unter welchem in der Quelle derselben der Fall von Selinus und Himera angegeben war, also 408 stattgefunden hat. Xenophon, welcher, wie zu I 1, 37 erinnert worden ist, nicht einmal die Schicksale der Hellenenstädte Siciliens als

Ἑλληνικὰ behandelt, sollte die nächste beste Empörung im persischen Reich erwähnenswerth gefunden haben? Allerdings war, wie Müller p. 17 bemerkt, der Zustand desselben für die Geschichte Griechenlands nicht gleichgültig, der Aufstand der Meder hat aber auf dieselbe nicht eingewirkt; konnte es auch nicht, weil er noch in demselben Jahre niedergeschlagen wurde. Xenophon übergeht den Abfall des grössten Unterthanenlandes, Aegyptens, und die Entstehung eines zur Zeit, da er schrieb, noch blühenden Reiches daselbst mit Stillschweigen, ein Ereigniss, welches durch seine Folgen die persische Macht in ihren Grundlagen erschütterte und weitgreifende Einflüsse auf Hellas übte; er übergeht die Kriege dieses Reiches mit Persien ebenso wie er für den Aufstand des Kyros, dessen Wirkung doch das Unternehmen des Agesilaos war, keine besondere Rubrik öffnet; ebenso verfährt er mit dem grossen Aufstand des Euagoras auf Cypern, der doch ein Hellene und mit Hellenen verbündet war. Die Unächtheit der Stelle zeigt sich auch an der Form. Hätte Xenophon das Ereigniss für erwähnenswerth gehalten, so würde er es als einen integrirenden Bestandtheil der Erzählung behandelt, es in einen Hauptsatz eingekleidet und vor Erwähnung des Jahresschlusses angebracht haben; das wäre seiner Weise, welche auch die des Thukydides und aller Historiker ist, angemessen gewesen: wie er solche ausserhalb des Zusammenhangs stehende Vorgänge zu behandeln pflegt, zeigt der unmittelbar vorhergehende § 18 *τῷ δ' αὐτῷ χρόνῳ καὶ Λακεδαιμόνιοι τοὺς ἐς τὸ Κορυφάσιον ἀφεστῶτας — ἀφῆκαν. κατὰ δὲ τὸν αὐτὸν καιρὸν καὶ ἐν Ἡρακλείᾳ τῇ Τραχινίᾳ Ἀχαιοὶ — προέδοσαν κτλ.*; ferner II 1, 4 *κατὰ δὲ τοῦτον τὸν καιρὸν Λυκόφρων ὁ Φεραῖος — ἐνίκησε κτλ.* und andere Stellen. Hier dagegen wird zuerst der Jahresschluss angebracht und dann erst mittelst eines Relativsatzes die gleichsam vergessene Notiz von dem Aufstande nachträglich angeflickt,

in derselben Weise und mit denselben Worten wie in den Glossemen I 1, 37 *καί ὁ ἐνιαυτὸς ἔληγεν ἐν ᾧ Καρχηδόνιοι αἱροῦσι*, I 5, 21 *καὶ ὁ ἐνιαυτὸς ἔληγεν ἐν ᾧ Καρχηδόνιοι εἷλον*, II 2, 24 *καὶ ὁ ἐνιαυτὸς ἔληγεν ἐν ᾧ Διονύσιος ἐτυράννησε*. Denselben stilistischen Fehler zeigt I 6, 1 *ᾧ ἥ τε σελήνη ἐξέλιπεν κτλ.* nach *τῷ δ' ἐπιόντι ἔτει*. Die Construction *ἀπὸ Δαρείου ἀποστάντες* ist, wie das II 3, 5 zweimal vorkommende *ἀπέστησαν ἀπὸ Διονυσίου* lehrt, constanter Sprachgebrauch der Notizen; Xenophon selbst schreibt bald *ἀποστῆναι ἀπό τινος* bald *ἀποστῆναί τινος*.

Jahr 409. I 3, 1 [*τοῦ δ' ἐπιόντος ἔτους ὁ ἐν Φωκαίᾳ νεὼς τῆς Ἀθηνᾶς ἐνεπρήσθη πρηστῆρος ἐμπεσόντος.*] *ἐπεὶ δ' ὁ χειμὼν ἔληγε* [*Παντακλέους μὲν ἐφορεύοντος, ἄρχοντος δ' Ἀντιγένους*] [*ἔαρος ἀρχομένου δυοῖν καὶ εἴκοσιν ἐτῶν τῷ πολέμῳ παρεληλυθότων*] *οἱ Ἀθηναῖοι ἔπλευσαν εἰς Προικόννησον*. Antigenes und Pantakles traten erst 407, nicht 409, ins Amt, auch nicht zu Frühlings Anfang, sondern jener mitten im Sommer, dieser im Herbst. Ihre Erwähnung gilt allgemein als unächt; ebenso, was man nicht hätte erwarten sollen, die Jahrsummirung. Die Form derselben ist untadelig, ebenso die Richtigkeit der allgemein üblichen Ansicht von Xenophons Jahrepoche vorausgesetzt der Inhalt: wenn das Jahr mit dem Frühling anhob, so waren wirklich von 431 bis 409 22 Jahre verflossen. Dass die zwei andern, entschieden unächten, Summirungen: I 6, 1 (*παρεληλυθότων*) *τῷ πολέμῳ τεττάρων καὶ εἴκοσιν ἐτῶν* und II 1, 7 *ἐτῶν ἤδη τῷ πολέμῳ πέντε καὶ εἴκοσι παρεληλυθότων* ähnlich gestaltet sind, erregt Verdacht, ist aber doch kein triftiger Beweis der Unächtheit: der Urheber derselben könnte ja unsere Stelle, an welcher eine Summirung zum ersten Mal auftritt, zum Muster genommen haben. Erst die Erkenntniss, dass Xenophon die Jahrepoche nicht an den Anfang des Frühlings setzen konnte, weil der 22. Munychion niemals in eine so frühe Zeit fiel, rechtfertigt die Ausstossung

der Worte *δυοῖν — παρεληλυθότων.* Umgekehrt gilt di
Notiz von dem Tempelbrand in Phokaia [1]) jetzt allgemei
für ächt, obgleich ein schlagender Beweis des Gegentheil
vorliegt. Sollte wirklich Jemand es für denkbar halten
dass Xenophon, mag er das Jahr mit dem Frühlingsanfan
oder mehrere Wochen darnach um den 22. Munychion be-
gonnen haben, die Erwähnung des Jahranfangs, wie i
unserem Texte geschieht, im Laufe des Winters angebrach
habe, oder kann man behaupten, dass mit *τοῦ δ' ἐπιόντο
ἔτους νεὼς ἐνεπρήσθη, ἐπεὶ δ' ὁ χειμὼν ἔληγε (ἔαρος ἀρχο-
μένου) οἱ Ἀθηναῖοι ἔπλευσαν* etwas anderes als das geschieht
da es doch feststeht und von Niemand geleugnet wird, das
ἐπιόντος ἔτους auf das Frühjahr (409, Dodw. 408), *χειμῶνο*
aber auf den unmittelbar vorhergegangenen Winter (410/9
Dodw. 409/8) zu beziehen ist?

Die Worte *ἔαρος ἀρχομένου* nach *ἐπεὶ δ' ὁ χειμὼν ἔλη*
würden unanfechtbar sein, wenn Xenophon sich die chrono
logische Terminologie des Thukydides angeeignet und unt.
χειμὼν ein ganzes Semester, das der rauheren Jahreszei
verstanden hätte; [2]) so aber, da *χειμὼν* bei ihm nur d
eigentlichen Winter bedeutet, bürden sie ihm eine Tauto
logie auf und zwar eine der schlimmsten, den Leser a
meisten beleidigenden Art, welche zwei begrifflich identisc
Ausdrücke nicht, wie es in den aus rhetorischen Gründ
erlaubten Fällen geschieht, durch copulative Partikeln inne
halb desselben Satzes mit einander verbindet, sondern d
einen zur Protasis, den andern zu deren Apodosis mach

1) Er gehört vermuthlich dem J. 407 an, weil die von dem Inte
polator um zwei Jahre früher gesetzte Belagerung von Selinus u
Himera in 409, die dem nächsten zugewiesene von Akragas in 406
setzen ist; genauer gesprochen dem im Herbst 407 zu Ende gehend
Jahre, s. cap. III. Ueber die Kakophonie *ἐνεπρήσθη πρηστῆρος* s.
II 3, 5.

2) Hierüber s. oben p. 262.

Anderer Art und dem Gebiete der Tautologie gar nicht angehörig sind Fälle wie I 4, 1 *ἐν Γορδίῳ ὄντες τὸν χειμῶνα τὰ πεπραγμένα ἤκουσαν, ἀρχομένου δὲ τοῦ ἔαρος κτλ.* und II 1, 1 *ἕως μὲν θέρος ἦν, ἐτρέφοντο — ἐπεὶ δὲ χειμὼν ἐγένετο καὶ τροφὴν οὐκ εἶχον κτλ.* Hiezu kommt, dass *ὁ χειμὼν ἔληγε*, weil es im zeitlichen Nebensatz steht, nicht den Ablauf des Winters selbst sondern die letzten Wochen dieser Jahreszeit bedeutet, wie II 3, 9 *ἀπέδωκε τελευτῶντος τοῦ θέρους* (oben p. 262), der Frühling also damit noch nicht begonnen hat. Anders *ἔληγε, ἐτελεύτα τὸ ἔτος, ὁ χειμὼν, τὸ θέρος* im Hauptsatz bei Thukydides, was auch noch nicht den Abschluss an sich, sondern den letzten Abschnitt bezeichnet, dadurch aber, dass in demselben kein Ereigniss stattgefunden hat, welches der Geschichtschreiber hätte erzählen können, auch den Abschluss selbst mit in sich begreift: diesen allein würde *ἔληξεν, ἐτελεύτησεν, διῆλθεν* ausdrücken.

Jahr 407. I 5, 21 [*καὶ ὁ ἐνιαυτὸς ἔληγεν, ἐν ᾧ Καρχηδόνιοι ἐς Σικελίαν στρατεύσαντες εἴκοσι καὶ ἑκατὸν τριήρεσι καὶ πεζῆς στρατιᾶς δώδεκα μυριάσιν εἷλον Ἀκράγαντα λιμῷ, μάχῃ μὲν ἡττηθέντες προσκαθεζόμενοι δὲ ἑπτὰ μῆνας.*] *τῷ δ' ἐπιόντι* (s. d. folgende Glossem). Die Belagerung von Akragas begann um Anfang Mai 406 und endigte im December desselben Jahres, Diodor XIII 91 *μικρὸν πρὸ τῆς χειμερινῆς τροπῆς*; dieser gibt ihr 8 Monate Dauer; ihr Anfang fällt demnach später als die erst I 6, 1 erwähnte Mondfinsterniss des 15. April 406. Den Anachronismus mit Müller u. a. auf Rechnung Xenophons zu setzen, ist um so weniger am Platz, als auch andere Anzeichen der Unächtheit vorliegen: schon oben erwähnt ist die im historischen Stil fehlerhafte Anflickung der Notiz mittelst eines Relativsatzes nach dem Vermerk des Jahresschlusses und die wörtliche Uebereinstimmung eines Theils mit dem Glossem I 1, 37; dazu kommt, dass die Einnahme von

Akragas zum zweiten Mal II 2, 24 und zwar als ein E
eigniss der dort behandelten, sowohl der ächten Darstellu
als den verdächtigen Notizen zufolge um zwei Jahre späte
Zeit erwähnt wird.[1]) Mindestens eine von beiden Stell
ist also nothwendig für interpolirt anzusehen: auch bei jen
sind andere Anzeichen des fremden Ursprungs vorhande
beide aber, wie die Uebereinstimmung der Sprache leh
aus gleicher Quelle geflossen: mit *Καρχηδόνιοι εἷλον Ἀκρ
γαντα λιμῷ μάχῃ ἡττηθέντες* hier vergl. dort *μάχῃ ἡττ
θέντων Καρχηδονίων, σπάνει δὲ σίτου ἑλόντων Ἀκράγαντ*
s. auch zu II 3, 5.

Jahr 406. I 6, 1 *τῷ δ' ἐπιόντι ἔτει [ᾧ ἥ τε σελή
ἐξέλιπεν ἑσπέρας καὶ ὁ παλαιὸς τῆς Ἀθηνᾶς νεὼς ἐν Ἀθ
ναις ἐνεπρήσθη] [Πιτύα μὲν ἐφορεύοντος ἄρχοντος δὲ Κα
λίου Ἀθήνησιν] οἱ Λακεδαιμόνιοι τῷ Λυσάνδρῳ παρεληλ
θότος ἤδη τοῦ χρόνου [καὶ τῷ πολέμῳ τεττάρων καὶ εἴκοσ
ἐτῶν] ἔπεμψαν ἐπὶ τὰς ναῦς Καλλικρατίδαν.* Die Jah
summirung ist falsch (es hätte 25 heissen sollen) und
unrechter Stelle eingelegt: *παρεληλυθότος τοῦ χρόνου* ste
in ursächlichem Zusammenhang mit *ἔπεμψαν*, während *ἐπ*
nur zeitlich gemeint und bloss auf *τῷ δ' ἐπιόντι* zu b
ziehen, also auch dort zu erwarten ist. Die Datirung i
abermals anachronistisch: Kallias und Pityas haben zw
406 ihr Amt angetreten, aber jener höchst wahrscheinlic
dieser sicher erst nach der Aussendung des Lysandros. D
Notizen am Anfang hat Müller halb und halb verworfe
freilich mit unzureichenden Gründen: er findet *ἑσπέρ*
neben *τῷ ἐπιόντι ἔτει* unpassend, wir wissen nicht warun
die Bemerkung über das Erechtheion wird jetzt durch ei

1) Die Quelle des Interpolators liess das Jahr um den 1. Oktob
wechseln (s. zu II 2, 24); die Belagerung vertheilte sich also über zw
Jahre derselben, von welchen das spätere, als Jahr der im Hauptverb
angezeigten Handlung, für das Datum der ganzen Notiz (407, zu ve
bessern in 405) zu gelten hat.

Inschrift bestätigt, s. Köhler im Hermes II 20. Die Mondfinsterniss ereignete sich am 15. April 406 Abends; von 8—9 Uhr war sie total. Dieser Tag entspricht nach unserer Rechnung im Allgemeinen dem 14., in unserem Falle aber, weil der griechische Tag mit Sonnenuntergang anfängt, dem 15. Munychion, hat also, auch wenn man eine Fehlerweite von ein paar Tagen annimmt, schwerlich schon dem neuen, ‘nicht viele Tage’ nach 16. Munychion beginnenden Kriegsjahr angehört. Der Beweis der Unächtheit liegt in der zu I 2, 19 besprochenen Anflickung geschichtlicher Mittheilungen an die Jahrepoche und darin, dass Xenophon Ereignisse dieser Art nicht um ihrer selbst willen erwähnt sondern, wie die Sonnenfinsterniss II 3, 4, nur dann wenn sie mit einem politischen Vorgang zusammenhängen.

406 II 1, 7—9 *τὰς μέντοι ναῦς παρέδοσαν Λυσάνδρῳ [ἐτῶν ἤδη τῷ πολέμῳ πέντε καὶ εἴκοσι παρεληλυθότων]. [τούτῳ δὲ τῷ ἐνιαυτῷ καὶ Κῦρος ἀπέκτεινεν Αὐτοβοισάκην καὶ Μιτραῖον υἱεῖς ὄντας τῆς Δαρειχίου ἀδελφῆς τῆς τοῦ Ξέρξου τοῦ Δαρείου* [1]) *πατρὸς, ὅτι αὐτῷ ἀπαντῶντες οὐ διέωσαν διὰ τῆς κόρης τὰς χεῖρας, ὃ ποιοῦσι βασιλεῖ μόνον. ἡ δὲ κόρη ἐστὶ μακρότερον ἢ χειρίς, ἐν ᾗ τὴν χεῖρα ἔχων οὐδὲν ἂν δύναιτο ποιῆσαι. Ἱεραμένης μὲν οὖν καὶ ἡ γυνὴ ἔλεγον πρὸς Δαρειαῖον δεινὸν εἶναι, εἰ περιόψεται τὴν λίαν ὕβριν τούτου· ὁ δὲ αὐτὸν μεταπέμπεται ὡς ἀρρωστῶν πέμψας ἀγγέλους.]* Die Summirung gibt unrichtig 25 statt 26 Jahre und ist in der vorliegenden Form an unrechter Stelle angebracht, bei einem Ereigniss, welches nach § 10 vor Jahresablauf geschehen ist, statt *ἔτους πέμπτου καὶ εἰκοστοῦ τελευτῶντος*. Die von Breitenbach früher gegen die Aechtheit von § 8—9 vorgebrachten Gründe hat Müller p. 17

---

1) Wohl Besserungsversuch eines Abschreibers (der nur an dieser Stelle erkannte, dass unter Dareiaios der König zu verstehen ist) statt *Δαρειαίου*.

mit solchem Erfolge bekämpft, dass mit den andern Herai
gebern auch jener auf seine Seite getreten ist. Das Aı
treten der Form Dareiaios statt der gewöhnlichen, au
von Xenophon (Anab. I 1, 1) gebrauchten hält er für wenig
wichtig; die andere auffallende Form *Ξέρξου* statt *Ἀρι
ξέρξου* beseitigt er durch Ausstossung der ohnehin dur
ihre Breite anstössigen und überflüssigen Worte *τῆς τ
πατρός*.[1]) Am schwersten fällt der Umstand in's Gewicl
dass die hier in das J. 406 gesetzte Heimberufung des Kyı
§ 13 noch einmal und zwar als ein Ereigniss des nächst
Kriegsjahres berichtet wird, und diese Dublette lässt si
durch die willkürliche Behauptung, nur das Vergehen d
Kyros falle in das alte, die Heimladung aber in das neı
Jahr, nicht bei Seite schaffen. In einer annalistisch geor
neten Geschichtsdarstellung, wie es die xenophontische is
gehört jede Meldung eben desswegen dem Jahre an, unte
welchem sie vorgetragen wird, vorgreifende Erwähnunge
werden als solche entweder durch allgemeine Ausdrücke wi
z. B. *ὑστέρῳ χρόνῳ* II 4, 43 oder durch Jahrangabe wi
I 4, 7 kenntlich gemacht; an unsrer Stelle findet sich kei
solcher Fingerzeig, vielmehr wird *ὁ δὲ αὐτὸν μεταπέμπετα
πέμψας ἀγγέλους* durch das unmittelbar darauffolgende *τ
δ' ἐπιόντι ἔτει* so gut wie ausdrücklich dem alten Jahı
zugewiesen. Ueberdies gibt die Form des zweiten Berich
deutlich genug zu erkennen, dass in diesem eine dem Les
noch nicht bekannte Thatsache mitgetheilt wird: es heis
§ 13 *ἐπεὶ αὐτῷ παρὰ τοῦ πατρὸς ἧκεν ἄγγελος*, nicht
ἄγγελος, und anstatt in zurückverweisenden Ausdrücken de
Auftrag der Botschaft anzudeuten, wird derselbe als de
Leser neu vollständig angegeben: *λέγων ὅτι ἀρρωστῶν ἐκεῖν
καλοίη*.

---

1) Kein Verstoss gegen den Sprachgebrauch Xenophons ist d
Anwendung von *κόρη* (Schleppärmel): *κάνδυς* in der Cyropädie bezeichn
das mit solchen Aermeln versehene Kleid.

Ebenso schwer wiegt ein Verdachtgrund, welchen Breitenbach und Müller gar nicht in's Auge gefasst haben. Xenophon sieht die Erkrankung des Königs, welche dem Kyros gemeldet wurde, als Thatsache und als den wirklichen Grund seiner Heimberufung an, § 15 *Κῦρος πρὸς τὸν πατέρα ἀρρωστοῦντα μετάπεμπτος ἀνέβαινε;* er hält sie für die Krankheit, welcher Dareios schliesslich (ein Jahr) später unterlag, Anab. I 1, 2 *ἐπεὶ ἠσθένει καὶ ὑπώπτευε τελευτὴν τοῦ βίου, Κῦρον μεταπέμπεται;* ebenso Plutarch Artax. 2 *τοῦ πατρὸς νοσοῦντος ἤδη μετάπεμπτος.* Anders und wahrscheinlich besser ist die Quelle des Glossems unterrichtet: ihr ist die Beschwerde der Aeltern des gemordeten Brüderpaares die wahre Ursache des Rufes, die Erkrankung des Königs aber ein erdichteter Vorwand (*μεταπέμπεται ὡς ἀρρωστῶν*); als Kyros heimkam, mag die letzte Krankheit desselben ihren Anfang genommen haben und so jene falsche Meldung, welche Kyros selbst geglaubt und dem Lysander als Wahrheit mitgetheilt hatte, eine scheinbare Bestätigung gefunden haben. Eine weniger bedeutende, aber doch eine Abweichung liegt auch darin, dass Xenophon einen einzigen Abgesandten (§ 13 *ἄγγελος*), die verdächtige Stelle aber mehrere (*ἀγγέλους*) nennt. Ueber andere Eigenthümlichkeiten s. unten p. 285 ff.

Jahr 405. II 1, 10 *τῷ δ' ἐπιόντι ἔτει [ἐπὶ Ἀρχύτα μὲν ἐφορεύοντος ἄρχοντος δ' ἐν Ἀθήναις Ἀλεξίου] Λύσανδρος ἀφικόμενος εἰς Ἔφεσον μετεπέμψατο Ἐτεόνικον.* Die Ankunft Lysanders fällt, wie aus dem ächten Schluss der vorhergehenden Jahresgeschichte (*τὰς δὲ ναῦς παρέδοσαν Λυσάνδρῳ*) und aus den Zeitverhältnissen der ihr nachfolgenden Ereignisse hervorgeht, in den Anfang des neuen Kriegsjahrs (Mitte Mai); Alexias trat erst im Juli, Archytas im Oktober das Amt an.

405. II 2, 24 [*καὶ ὁ ἐνιαυτὸς ἔληγεν, ἐν ᾧ μεσοῦντι Διονύσιος ὁ Ἑρμοκράτους Συρακόσιος ἐτυράννησε, μάχῃ μὲν*

πρότερον ἡττηθέντων ὑπὸ Συρακοσίων Καρχηδονίων, σπάι
δὲ σίτου ἑλόντων Ἀκράγαντα, ἐκλιπόντων τῶν Σικελιωτι
τὴν πόλιν.] τῷ δ' ἐπιόντι ἔτει (folgt das nächste Glossen
Die im ächten Text unmittelbar vorher erzählte Ueberga
Athens gehört dem Schluss des Kriegsjahres 405 (genau
405/4) an, sie geschah am 25. April 404; die Mitte de
selben, in welche hier die Erhebung des Dionysios zu
Tyrannen gesetzt wird, fällt November 405: aber Dionysi
wurde im März 405, also im vorhergehenden Kriegsjah
406/5, Tyrann. Diodor erzählt dies Ereigniss dem Timai
nach (Volquardsen, Quellen Diodors p. 92), dessen Jah
epoche Frühlings Anfang ist (Philologus XL 70), unter Be
behaltung der Jahrrechnung desselben: in den Anfang d
Jahresgeschichte fällt der Beginn der Belagerung von Akrag
(XIII 86, um 1. Mai 406, oben p. 271); einige Zeit na
dem im December 406 (vgl. XIII 91) erfolgten Fall d
Stadt gewinnt Dionysios die Tyrannis; dies und den B
schluss der Punier, im kommenden Frühjahr 405 anzugreife
berichtet der Schluss der Jahrbeschreibung (XIII 96); vo
der Ausführung jenes Beschlusses ist daher am Anfang de
nächsten Jahrgeschichte die Rede (c. 108). Diodors Dar
stellung steht mit allen anderweitigen Nachrichten im beste
Einklang, insbesondere dienen ihr die über Dionysios Thron
besteigung vorhandenen Data, welche dieses Datum in O
93, 3. 406/5 bringen, und die übereinstimmenden Angabe
von der 38jährigen Dauer seiner Ol. 103, 1 (Anfang 36
beendigten Herrschaft zur Bestätigung, s. Clinton zu O
93, 3 und 103, 1. Demgemäss haben alle Bearbeiter d
Geschichte Siciliens den Anfang des Dionysios in die ang
gebene Zeit gesetzt und wenn E. Müller p. 48, um de
selben in den September 405 zu bringen, die von Diod
erzählte Vorgeschichte derselben auf 9, statt 3 Monate au
dehnt, so ist das ein willkürliches Verfahren, welches übe
dies sowohl von einer falschen Ansicht über Xenopho

Jahrrechnung ausgeht als auch den Angaben über die späteren Ereignisse Gewalt anthut, s. unten zu II 3, 5.

Der Interpolator hat einen Gewährsmann benützt, welcher nach makedonischer Weise das Jahr mit der Herbstnachtgleiche anfieng: da dessen Mitte, welcher die Thronerhebung des Dionysius angehörte, auf März 405 fiel, so hatte es mit Oktober 406 begonnen; hierüber s. cap. III. Dass entweder diese Stelle oder ihre Dublette I 5, 21 unächt ist, wurde schon p. 272 bemerkt: gegen die Aechtheit der vorliegenden zeugt die nicht bloss Xenophons, sondern jedes Geschichtschreibers unwürdige Formlosigkeit der Sprache, welche sich in der Häufung einander coordinirter, aber zu einander und zum Hauptverbum in ganz verschiedenen Beziehungen stehender Participien und in der Kakophonie *ὑπὸ Συρακοσίων Καρχηδονίων* zu erkennen gibt. Müller p. 49 streicht die Worte *μάχῃ μὲν — τὴν πόλιν* wegen der schlechten Sprache; aber auch die relativische Anfügung des von ihm als ächt behandelten Restes ist vom Uebel (s. zu I 2, 19) und der Zweck, welchem die Streichung dienen soll, wird durch sie nicht erreicht, die Dublette nicht beseitigt: wäre eine von beiden Stellen ächt, so müsste es die unsrige sein, weil in der andern die Einnahme von Akragas zwei Jahre vor der Erhebung des Dionysius gesetzt wird, während in Wahrheit nur drei (selbst nach Müllers Rechnung bloss neun) Monate in der Mitte liegen. Unsere Stelle setzt ganz richtig beide Ereignisse in ein und dasselbe Jahr; indem sie aber dieses nach makedonischem Kalender berechnet, erweist sie sich als die Notiz eines andern Schriftstellers, nicht Xenophons.

Jahr 404. II 3, 1 *τῷ δ' ἐπιόντι ἔτει [ᾧ ἦν ὀλυμπιάς, ᾗ τὸ στάδιον ἐνίκα Κροκίνας Θετταλὸς, Ἐνδίου ἐν Σπάρτῃ ἐφορεύοντος Πυθοδώρου δ' ἐν Ἀθήναις ἄρχοντος, ὃν Ἀθηναῖοι, ὅτι ἐν ὀλιγαρχίᾳ ᾑρέθη, οὐκ ὀνομάζουσιν ἀλλ' ἀναρχίαν τὸν ἐνιαυτὸν καλοῦσιν. ἐγένετο δὲ ἡ ὀλιγαρχία ὧδε]*

ἔδοξε τῷ δήμῳ τριάκοντα ἄνδρας ἑλέσθαι. Die Einlage stö den grammatischen Zusammenhang; der Antritt des Pyth doros (im September) und des Endios (Oktober) fallen i den Lauf, nicht, wie es hier scheint, an den Anfang d xenophontischen Jahres; die Erklärung der Anarchie i unrichtig und kann von keinem Athener damaliger Ze herrühren, s. unten p. 288.

II 3, 4. Die Notiz von dem Sieg des Thessalers Ly kophron über seine Gegner ist mit Unrecht verdächti worden: sie steht chronologisch am rechten Platz und b richtet ein wichtiges Ereigniss der Geschichte von Althell die Begründung der Tyrannis von Pherai; auch alle späte Inhaber derselben werden von Xenophon einer zum Th ausführlichen Besprechung gewürdigt.

404. II 3, 5 [*ἐν δὲ τῷ αὐτῷ χρόνῳ καὶ Διονύσιος Συρακόσιος τύραννος μάχῃ ἡττηθεὶς ὑπὸ Καρχηδονίων Γέλα καὶ Καμαρίναν ἀπώλεσε. μετ' ὀλίγον δὲ καὶ Λεοντῖνοι Συρα κοσίοις συνοικοῦντες ἀπέστησαν εἰς τὴν αὑτῶν πόλιν ἀπ Διονυσίου καὶ Συρακοσίων. παραχρῆμα δὲ καὶ οἱ Συρακόσιοι ἱππεῖς ἀπὸ*[1] *Διονυσίου εἰς Κατάνην ἀπέστησαν.*] *Οἱ δὲ Σάμιοι κτλ.* Das Eingeschlossene hat Brückner mit Recht beanstandet. Den Worten *ἐν τῷ αὐτῷ χρόνῳ* zufolge müsste sein Inhalt in den September und Oktober 404 fallen (vor her ist von der Sonnenfinsterniss des 3. Sept. 404 die Rede nachher von der Beendigung des peloponnesischen Kriege um 1. Nov. d. J.), aber die Belagerung von Gela und di andern hier gemeldeten Ereignisse gehören, worüber all Kenner der Geschichte Siciliens einig sind, dem J. 405 a Müller, der schon die Erhebung des Dionysios unrichti aus dem März 405 in den September dieses Jahres verleg hat, behauptet p. 49, um die Stelle zu retten, der Inhal

1) So, *ἀπὸ* und *ἀπέστησαν*, ist statt *ὑπὸ* und *ἀπεστάλησαν* z lesen, s. Philologus XXXIII 690.

derselben falle in das J. 404; was er zur Begründung dieser Ansicht anführt, beschränkt sich auf die Behauptung, dass Diodor im Widerspruch mit sich selbst den Angriff auf Gela in den der Belagerung von Akragas (406 v. Chr.) folgenden Sommer und doch in die Zeit nach der Einnahme Athens (Frühj. 404) setze. Bei Diodor ist von einem solchen Widerspruche nichts zu entdecken. Er behandelt in der Jahresgeschichte von Ol. 93, 4 zuerst den peloponnesischen Krieg und beschliesst sie in Beziehung auf diesen XIII 107 mit der Einnahme Athens; c. 108 geht er nach zwei noch dem östlichen Schauplatze angehörigen Notizen (Tod des Dareios II am Ende von Ol. 93, 4 und Blüthe des Dichters Antimachos) zur westlichen Abtheilung der Jahresgeschichte, zu den sicilischen Vorgängen über, welche er mit der stehenden Formel κατὰ δὲ τὴν Σικελίαν eröffnet: auf diesem Schauplatz macht der Angriff auf Gela den Anfang und hier ist mit der Erzählung des Timaios auch wieder, wie immer, dessen Jahrepoche zu Grunde gelegt: Ol. 93, 4 läuft hier von Frühlings Anfang 405 bis Winters Ende 404, vgl. Philol. XL 82. Ueber die Jahrform des Glossems s. cap. III.

Die sprachliche Fassung der Stelle ist ganz und gar unclassisch, ja überhaupt vollständig stil- und formlos: viermal begegnet ein- und derselbe Name, in zwei Fällen (ὁ Συρακόσιος und καὶ Συρακοσίων) noch dazu überflüssiger Weise; die schon bei I 1, 37 und 5, 21 gerügte schablonenhafte, sei es aus Armuth an sprachlichen Mitteln oder aus salopper Fahrlässigkeit entsprungene Stereotypie des Ausdrucks erreicht ihren höchsten Grad in dem rohen Parallelismus μετ' ὀλίγον δὲ καὶ Λεοντῖνοι ἀπέστησαν ἐς τὴν πόλιν ἀπὸ Διονυσίου, παραχρῆμα δὲ καὶ οἱ Συρακόσιοι ἱππεῖς ἀπὸ Διονυσίου ἐς Κατάνην ἀπέστησαν: kaum dass in παραχρῆμα neben μετ' ὀλίγον (wie II 2, 24 σπάνει σίτου neben I 5, 21 λιμῷ) ein schwacher Versuch gemacht wird, die Wiederholungen nicht allzusehr zu häufen. Der Ausdruck μάχῃ

ἡττηθεὶς (wie I 5, 21. II 2, 24) und die Construction ἀπ στῆναι ἀπὸ gehören zu dem stehenden Sprachgebrauch d Interpolators; seine Gleichgültigkeit gegen kakophonisc Wiederholung zeigt auch I 3, 1 ἐνεπρήσθη πρηστῆρος; I 1 und 5, 21 στρατεύσαντες — στρατιᾶς; II 1, 9 μεταπέμπει — πέμψας und die Häufung der Genetive ἡττηθέντων ὑ Συρακοσίων Καρχηδονίων — ἑλόντων — ἐκλιπόντων II 2, : Jenes ἐνεπρήσθη würde Xenophon mit κατεκαύθη vertaus haben, aber der Interpolator hat, wie es scheint, nur ein geringen Wortvorrath zur Verfügung: wie dort ὁ ἐν Φ καίᾳ νεὼς τῆς Ἀθηνᾶς ἐνεπρήσθη so schreibt er I 6, 1 τῆς Ἀθηνᾶς νεὼς ἐν Ἀθήναις ἐνεπρήσθη. — Auch der I halt verräth einen späteren Schriftsteller. Ein Zeitgenos der Ereignisse würde nicht geschrieben haben: Dionysi verlor Gela und Kamarina; diese Städte waren damals noc selbständig und Dionysios nur Herrscher von Syrakus, konnte nicht verlieren, was er nicht besessen hatte.

II 3, 9—10. Die Worte ἐς ὃ ἐξάμηνος — οἴκαδε κατε πλευσεν werden von allen ausser Clinton und Müller fü unächt erklärt, obgleich sie dieser p. 12 fg. so gut ve theidigt hat, dass es schwer hält zu begreifen, wie die be reits widerlegten Verdachtgründe jetzt noch vorgebrac werden können. Die Erwähnung des dreissigjährigen Friede ist nichts weniger als 'albern': bei dem Eintritt des neu Friedens wird passend an den alten, durch den jetzt bee digten Krieg abgebrochenen erinnert; an ἐξάμηνος ist na Wegräumung des störenden aber in den besten Hdss. fe lenden Artikels ὁ nichts Auffälliges mehr zu finden; d falsche, von einem Abschreiber, welcher 27½ Kriegsjah mit 29 Ephoren nicht zusammenreimen konnte, herrühren Zahl 28½ ist in 27½ zu verwandeln und die Zählung v 29 Ephoren nicht nur nicht falsch, sondern im Gegenth einzig richtig, weil bei Lysanders Heimkehr eben das Ja und damit die Ephoren neu gewechselt hatten. Ein pos

tiver Beweis der Aechtheit liegt darin, dass nur die Ephoren aufgezählt werden; jeder andere würde entweder auch die Archonten oder nur diese angegeben haben; Xenophon dagegen schrieb auf spartanischem Boden und zu einer Zeit, da Sparta anerkannt die Führerschaft in ganz Hellas hatte. Die späteren Autoren kennen keine Datirung nach Ephoren, während die attische allgemein in Uebung war; ob noch im späten Mittelalter eine Ephorenliste vorhanden war, ist fraglich, dagegen erklärt sich eben daraus, dass Xenophon zwar diese Ephoren, nicht aber die nach 404 angegeben hat, das Aufhören der datirenden Glosseme nach unserer Stelle.

III. Ursprung der Glosseme.

Die Glosseme zerfallen in chronologische und eigentlich historische; jene wieder in summirende (I 3, 19. 6, 1. II 1, 7) und datirende (I 2, 1. 3, 1. 6, 1. II 1, 10. 3, 1); von den historischen gibt nur eines (II 1, 8—9) eine eigentliche Erzählung, die andern (I 1, 37. 2, 19. 3, 1. 5, 21. II 1, 8. 2, 24. 3, 5) enthalten blosse Erwähnungen, summarische Notizen wie man sie im Texte einer Zeittafel zu finden pflegt.

Die Summirung der Kriegsjahre ist an zwei von den drei Stellen falsch (I 6, 1. II 1, 7), also ohne Anwendung eines die Zeit von 411—404 behandelnden literarischen Hülfsmittels gemacht. Der Urheber dieser Glosseme kennt die Geschichte jener Zeit nur aus Xenophon: nachdem er I 2, 19 in *ἐπεὶ δ' ὁ χειμὼν ἔληγε* die (vermeintliche) Andeutung eines Jahreswechsels gefunden und die unter dieser Voraussetzung richtige Summe von 22 zu Winters Ende 409 abgelaufenen Kriegsjahren hinzugeschrieben hatte, lieferte ihm I 4, 2 *ἀρχομένου δὲ τοῦ ἔαρος* das Anzeichen des nächsten Jahreswechsels, dagegen verkannte er die auch von vielen Neueren missachtete dunkle Andeutung des darauffolgenden (I 5, 10); so kam es, dass er bei den ausdrücklich ange-

gebenen Uebergängen von 406 und 405 irrig 25 und res
26 Kriegsjahre ablaufen liess statt 26 und 27. Woh
wusste er aber, dass bei I 3, 1 das 22. Jahr zu Ende ging
Entweder war sein Exemplar der Hellenika am Anfang no
vollständig und fand sich dort angegeben, dass die Erzäl
lung im 21. Jahre anhebt, von wo der I 2, 1 angezeig
Uebergang ihn in das 22. Kriegsjahr führte; zu dem Ir
thum, Frühlings Anfang für Xenophons Kriegsjahrepoc
zu halten, konnte er durch die Wahrnehmung kommen, da
dieser bald von dem Anfang eines neuen Jahres, bald, a
scheinend hiemit in gleichem Sinn, vom Ende des Winte
oder vom Anfang des Frühlings spricht. Oder, was wah
scheinlicher,[1]) er erinnerte sich, dass Thukydides den Uebe
fall von Plataia und viele Anfangsereignisse späterer Krieg
jahre in den Anfang des Frühlings gesetzt hatte und b
in die Mitte des 21. Jahres gekommen war; Kenntniss d
thukydideischen Werkes dürfen wir einem Leser der For
setzung desselben, Interesse für die Jahrepoche des eine
dem Ergänzer der Epochenangaben des andern wohl zu
trauen.

Dass dieser Interpolator ein anderer ist als der U
heber der datirenden Glosseme, hat Em. Müller p. 16 a
dem Widerspruch gezeigt, welcher zwischen ihrer Jahrrec
nung besteht. Den Jahresübergang von 409, welchem jen
(halb richtig) die Summe von 22 vollendeten Kriegsjahre
beischreibt, stattet dieser mit der Datirung von 407 aus
von da bis zu dem Wechsel von 406 zählt jener um zw
Jahre weiter, dieser nur um eines. Müllers Beobachtun
lässt sich zunächst dahin erweitern, dass auch die Erzählun
und die Notizen anderen Ursprungs sind als die Jahrsumme

1) Der Einschub von ἔαρος ἀρχομένου I 3, 1 lässt vermuthe
dass ihm der Anfang des Kriegsjahres mit dem Frühling von vor
herein festzustehen schien.

und dass der summirende Interpolator älter ist als die (oder der) Verfasser der anderen Zusätze. Die Summirung am Ende von II 1, 7 *τὰς ναῦς παρέδοσαν Λυσάνδρῳ [ἐτῶν ἤδη τῷ πολέμῳ πέντε καὶ εἴκοσι παρεληλυθότων]* ist offenbar in der Voraussetzung dort angebracht, dass unmittelbar nach ihr die ursprünglich d. i. im ächten Text in der That an *παρέδοσαν Λυσάνδρῳ* angeschlossene Fortsetzung § 10 *τῷ δ' ἐπιόντι ἔτει* folgt; erst später wurde die Erzählung § 8—9 *τούτῳ δὲ τῷ ἐνιαυτῷ καὶ Κῦρος ἀπέκτεινεν κτλ.* zwischen beiden Stellen eingeschoben: stand diese schon im Text, so würde das summirende Glossem erst nach oder bei den letzten Worten der Erzählung angebracht worden sein. Die eigentlich für die Einlage desselben ins Auge gefasste Stelle war vielleicht eine noch jetzt später kommende Stelle, eben der neue Uebergang *τῷ δ' ἐπιόντι ἔτει* selbst, und der Umstand, dass das Glossem entweder auf schmalem, mehrere Zeilenausgänge begleitenden Rand oder zwischen den Zeilen geschrieben war, verschuldete die unrichtige Einordnung in den Text der ersten Abschrift. Auch in den datirenden Glossemen ist das Vorhandensein der unächten Jahrsummen bereits vorausgesetzt. Den von Xenophon ohne Anzeige eines Jahreswechsels gelassenen Zeitraum zwischen I 2, 1. 410 und I 6, 1. 406 behandelt der Summator als dreijährig (410—407), indem er zwei Jahreswechsel in demselben vor sich gehen lässt, der datirende Interpolator als zweijährig (408—406), von einem einzigen Wechsel unterbrochen: er erkennt diesen in *ἐπεὶ ὁ χειμὼν ἔληγε* I 3, 1 und setzt die Data des nach seiner Rechnung nächsten Jahres (407) bei, unterlässt das aber bei *ἀρχομένου τοῦ ἔαρος* I 4, 2. Warum? weil der Summator bei I 3, 1 hinzugefügt hatte *δυοῖν καὶ εἴκοσιν ἐτῶν — παρεληλυθότων*, während bei I 4, 2 er zwar, wie seine späteren Summirungen lehren, einen neuen Wechsel angenommen, ihn aber durch einen ähnlichen Zusatz bemerklich zu machen unterlassen

hatte. Was von den Datirungen, gilt auch von den Notizen beide sind, wie sich später zeigen wird, gleicher Herkunf

Eine von den Notizen (I 1, 37) wird in dem Auszu aus Stephanos v. Byz. citirt, p. 690 *Χειμέρα, πόλις Σικελία Ξενοφῶν Ἑλληνικῶν πρώτῳ ʽστρατεύοντες δ᾽ ἐπὶ Σικελίαν δέκ μυριάσι στρατιᾶς αἱροῦσιν ἐν τρισὶ μησὶ δύο πόλεις Ἑλλην. δας Σελινοῦντά τε καὶ Χειμέραν᾽. τὸ δ᾽ ἐθνικὸν Χειμεραῖ ὡς Ἱμεραῖος;* doch hat Meineke, wie es scheint ohne an d uns hier beschäftigende Glossemenfrage zu denken, de ganzen Artikel ʽut imperiti et pessimo codice usi interpol toris additamentum᾽ eingeklammert. Die Unkunde, welch sich in der Annahme einer sicilischen Stadt Cheimera ve räth, wäre zwar für einen Stephanos nicht zu gross; ab die Textverderbniss ist desto grösser: *στρατεύσαντες* in *στρα τεύοντες* übergegangen, diesem ein *δὲ* hinzugefügt, welche die an Ort und Stelle vorausgehenden Worte *Καρχηδόνι Ἀννίβα ἡγουμένου* nicht zulassen, *Σελινοῦντα καὶ Ἱμέραν* i *Σελινοῦντά τε καὶ Χειμέραν* verwandelt. Der letzte diese Fehler setzt zwei ältere, sich nach einander fortpflanzend und vermehrende Entstellungen voraus: aus *καὶ Ἱμέρα* musste zunächst *καὶ Εἱμέραν*, aus diesem durch Krasis *Χει μέραν* entstehen, ehe ein Dritter daran denken konnte, da Asyndeton *Σελινοῦντα Χειμέραν* in *Σελ. τε καὶ Χειμ.* z corrigiren. Die Notizen müssten also vor der Zeit des Ste phanos, welcher im fünften Jahrhundert schrieb, bereits di verderbliche Thätigkeit von drei Schreibern nach einande erfahren, in ihrer ursprünglichen Gestalt also spätestens in vierten schon bestanden, die unächten Summirungen abe noch früher den Text der Hellenika verunstaltet haben Dies ist um so unwahrscheinlicher, als einerseits der Aus zug aus Stephanos auch nicht wenige andere Glosseme ent hält und uns nur in jungen Handschriften (die beste, de Rehdigeramus ist ein Papiercodex) überliefert ist, währen noch in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts Eustathio

ein weit besseres Exemplar benutzen konnte, andererseits aber von den Handschriften der Hellenika die älteste erst im XIV. Jahrhundert geschrieben ist.

Die zuerst in den Text eingedrungenen Glosseme, welche die Jahrsummen enthalten, konnten allgemeine Verbreitung erlangen, weil die Handschrift, welche sie enthielt, oder die von ihr abgeleiteten vollständiger zu sein schienen als die andern; das Gleiche lässt sich von einer zweiten späteren Interpolation annehmen; aber kaum von mehr als einer. Vielmehr darf man die drei jüngeren Glossemenclassen für das Werk eines und desselben Interpolators ansehen: bei keiner von ihnen lässt es sich wahrscheinlich machen, dass sie beiden andern oder einer von ihnen zur Vorlage gedient hat; alle drei setzen ferner die Benützung literarischer Hülfsmittel voraus; auch kommt die ganze Gattung der historischen Glosseme in der Geschichte der Classikertexte so selten vor, dass die Thätigkeit so vieler Interpolatoren dieser Art an einem einzigen Texte kaum zu begreifen wäre. Die Data insbesondere und die Notizen stehen mit einander im engsten Zusammenhang, selbst die Abweichung, welche zwischen ihnen besteht, lässt sich auf einen gemeinsamen Verfasser zurückführen und der Umstand, dass beim Jahr 404, wo die Datirung (wegen Unkenntniss der Ephorennamen von 403 bis zur Mantineiaschlacht) aufhört, auch die Notizen ihr Ende finden, führt auf gleichen Ursprung beider; von der Erzählung lässt sich wenigstens sagen, dass kein Grund für die Annahme einer andern Herkunft spricht.

Die Erzählung II 1, 8—9 ist einem Schriftsteller entlehnt, zu dessen Zeit das persische Reich noch bestand; dies schliessen wir aus dem Praesens § 8 ὃ ποιοῦσι βασιλεῖ μόνῳ. Von der Erkrankung des Königs, welche Xenophon und der Gewährsmann Plutarchs für eine Thatsache und für die wahre Ursache der Heimberufung des Kyros halten, weiss derselbe oder glaubt es wenigstens zu wissen, dass sie

nur vorgeschützt, die Ladung vielmehr durch eine Palast-intrigue herbeigeführt worden war: was er erzählt, beruh entweder auf Hofklatsch oder auf der tieferen Kenntnis eines in die Serailvorgänge Eingeweihten; in beiden Fälle passt es am besten auf Ktesias, welcher 17 Jahre an Hofe zuerst des Dareios II, dann des Artaxerxes II leben Nachrichten beider Art in Menge zusammengetragen hat In unserem Falle war er, als Leibarzt des Dareios, wie kei anderer in der Lage, zu wissen, ob derselbe damals kran gewesen ist oder nicht, und die Erzählung gibt auch ohn Zweifel den eigentlichen Sachverhalt wieder. Auch Mülle p. 18 meint, wenn sie nicht von Xenophon herrühre, müsste Ktesias ihre Quelle gewesen sein, bezweifelt aber, dass diese einem Abschreiber zugänglich gewesen sei. Wir finden keinen Grund, dies in Abrede zu stellen: im neunten Jahrhundert war das Werk in Byzantion noch zu haben, damals veranstaltete Photios den Auszug, welchen wir in seiner 'Bibliothek' noch besitzen: er konnte sich von da mindestens bis in das XIII. Jahrhundert erhalten, in welchem unter der Herrschaft der Lateiner ein grosser Thei der alten Bücher- und Kunstschätze vernichtet worden ist Bis mindestens in dieses zurück darf man die unsern Handschriften des Xenophon und Stephanos gemeinsame Interpolation ohne Bedenken verlegen; der Einwand Müller aber würde ja die auch von ihm und allen für unächt erklärten Datirungen mittreffen.

Die Namensform *Δαρειαῖος* findet sich nur bei Ktesia (Phot. bibl. p. 42) wieder und zwar bloss für den auch i unsrer Erzählung gemeinten Dareios II Nothos, für diese aber ausschliesslich, so weit es sich um Könige handelt den Sohn des Hystaspes nennt auch er Dareios, bloss ei Prinz (der eine von den Brüdern des Artaxerxes I) führ ausserdem noch bei ihm die andere Namensform. Wie i unsrer Erzählung, so wird Artaxerxes I Makrocheir auch

von Ktesias Phot. p. 41 b 20. 40. 42 a 10 Xerxes (an andern Stellen Artaxerxes) genannt, der Bruder des Kyros dagegen bloss Artaxerxes. Mitraios, in unserer Erzählung der Name des einen der zwei von Kyros Ermordeten, kehrt in dem Auszug des Kephalion aus der assyrischen Geschichte des Ktesias wieder (Euseb. chron. I 61. 62. Synkell. p. 317): wie Ktesias so bedient sich auch Kephalion des ionischen Dialekts, welcher es liebt, die Aspirata durch die Tenuis zu ersetzen, und die in gewöhnlichem Griechisch abgefassten Listen der Assyrerkönige des Ktesias geben dafür Mithraios (Euseb. I 65. II 48. Synkell. 285 u. a.). So schreiben den bekannten, auch von Xenophon (Cyrop. VIII 8. Anab. II 5. VII 8) beibehaltenen Namen Mithridates oder Mithradates Ktesias 43 b 8. 44 a 17 und Herodot I 110 ff. *Μιτραδάτης*; ebenso *Μιτροβάτης*[1]) Her. III 120, *Μιτρώστης* Ktes. 43 b 33 (= *Μιθραύστης* Arrian Alex. III 8, 5), *Ἀσπαμίτρης* Ktes. 39 b 40. 40 a 13; *Μιτραφέρνης* Nicol. Damasc. fr. 10 in seinem Auszug aus Ktesias. Die gewöhnliche Form *Μιθραδάτης* findet sich in Schriften ionischen Dialekts nur Ktes. 43 a 28, dürfte aber dort wegen der zwei andern Stellen als Textfehler anzusehen sein. Endlich noch eine stilistische Parallele: dieselbe tautologische Breite, welche in *τῆς Δαρειαίου ἀδελφῆς τῆς τοῦ Ξέρξου τοῦ Δαρει(αί)ου πατρὸς* Anstoss erregt hat, findet sich in Bezug auf eine andere Schwester des Dareios II (der als Prinz Ochos geheissen hatte) und Tochter des Artaxerxes I Ktes. 42 a 10 *τὸν δὲ Ὦχον ζῶν ὁ πατὴρ Ὑρκανίων σατράπην ἐποίησε δοὺς αὐτῷ γυναῖκα Παρύσατιν, ἥτις ἦν Ξέρξου θυγάτηρ ἀδελφὴ δὲ οἰκεία.*

Die unrichtige Einstellung des Glossems in das der Heimreise des Kyros vorausgegangene Jahr kann aus irriger Abschätzung der Zeitverhältnisse hervorgegangen, aber auch

1) So auch Xen. Hell. I 3, 12; *Μιτράνης* Heliodor V 8 ff.

auf das richtige Jahr berechnet und nur, weil es wegen seines Umfangs einen grossen Theil des Randes der Handschrift einnahm und über τῷ δ' ἐπιόντι ἔτει hinaufreichte vom ersten Abschreiber am unrechten Platze eingeschaltet worden sein. Ob Ktesias von Jahr zu Jahr erzählt und die einzelnen datirt hat, ist aus dem Auszug nicht zu ersehen.

Bedeutend jünger als die Quelle der Erzählung ist die zu den Datirungen benutzte, dies beweist uns der Umstand, dass dort (II 3, 1) dem ganzen attischen Jahre Ol 94, 1. 404/3 die Bezeichnung Anarchie gegeben und dies aus der Eigenschaft der Regierung erklärt wird, unter welcher der Archont Pythodoros gewählt worden war. Beides konnte keinem Kenner der Geschichte, weder einem Historiker noch einem Chronologen der hellenischen und alexandrinischen Zeit einfallen. Die Oligarchie der Dreissig war vom attischen Demos in der Volksversammlung gewählt und anerkannt, also legitim; erst geraume Zeit nach der Archontenwahl (Xen. II 3, 11) gieng sie in eine Gewaltherrschaft über. Wenn, wie das Glossem will, die Archontenwahl jenes Jahres wegen des aristokratischen Regiments unter welchem sie zu Stande kam, mittelst der Benennung Archontenleere nicht anerkannt worden wäre, so würde man diese auch auf die Jahre der Archonten von 321—319 und 317—307 angewendet finden, zumal auf die ersteren, während welcher mehr als die Hälfte des Demos in der Verbannung schmachtete. Man müsste denn die Beschränkung derselben auf die Zeit der Dreissig aus dem besonderen Hasse, welchen sich diese zugezogen hatten, erklären und daher die Entstehung und Herrschaft der Benennung auf die Demokratie von welcher die Dreissig gestürzt wurden, zurückführen. Aber gleich beim Einzuge in die Stadt schwor der Demos alles vergeben und vergessen zu wollen, und ist nach Xenophon II 4, 43 diesem Schwur noch zur Stunde, da dieser

hrieb,[1]) treu geblieben; kaum zehn Jahre nach dem Sturz r Dreissig schreibt ein erbitterter Feind derselben und ›rkämpfer der Demokratie, Lysias, um dieses Jahr anzugen, VII 9 *ἐπὶ Πυθοδώρου ἄρχοντος*, nicht *ἐπὶ τῆς ἀναρ-ιας*. Der Gewährsmann des Interpolators hält für Bezeichng des ganzen Jahres, was die eines kleinen (kaum des :hsten) Theiles war; er oder einer seiner Vorgänger kam dieser Verwechslung dadurch, dass in der Mutterliste erst die Anarchie und nach ihr die Regierung des Pythoros aufgeführt war.

Eine *ἀναρχία* im engsten und eigentlichsten [2]) Sinn beınd vom ersten Tage jenes Jahres bis zur Wahl und mtsübernahme des Archonten Pythodoros, welche bald ıch der Einsetzung der Dreissig stattfand: diese wurden ıch Xen. II 3, 4 um den 3. September (29. Metageitnion))4 gewählt, also etwa 59 Tage nach dem Abgang der vorbrigen Archonten. Den einen der zwei Fehler unsres ıterpolators begeht auch Diodor XIV 3, indem er eben-.lls das ganze Jahr Ol 94, 1 als Anarchie bezeichnet; chtig dagegen ist seine Erklärung des Wortes: *ἀναρχίας :οης Ἀθήνησι διὰ τὴν κατάλυσιν τῆς ἡγεμονίας*, und ihr ıtsprechend vermeidet er den Irrthum, die Anarchie mit ythodoros gleichzeitig zu setzen. Hier ist nicht die Aufısung der Hegemonie gemeint, welche thatsächlich seit der chlacht von Aigospotamoi, in aller Form aber durch die .nnahme der Friedensbedingungen und Uebergabe Athens :hon 2½ Monate vor Ol. 94, 1 ihr Ende gefunden hatte, ɔndern das Erlöschen der *ἀρχαὶ* (aller Jahresbehörden einchliesslich der höchsten, des Rathes) beim Ablauf von

---

1) Etwa zwanzig Jahre nach dem Schwur, s. Nitsche, über die ıbfassungszeit von Xen. Hell. 1872.

2) Aus den Inschriften und aus Phlegon sind viele Jahre der päteren Zeit bekannt, welche in Folge Archontenmangels jene Bezeichıung führen.

Ol. 93, 4: *ἡγεμονία* heisst, wie das Lexikon lehrt, jede R
gierung eines Staats, gleichviel ob einer Monarchie oder R
publik, z. B. auch das Consulat, und ist insofern mit *ἀρ*
synonym, der Zusatz *διὰ τὴν κατάλυσιν τῆς ἡγεμονίας* dien
der Deutlichkeit, weil *ἀναρχία* zugleich die weitere, modern
Bedeutung staatlicher Unordnung hat, in welcher es mi
ἀνομία synonym ist. In jenen Zeiten bestanden aber noc
zwei andere Anarchien. Die Archontenleere wiederholte sic
mit dem Abgang des Pythodoros beim Ablauf von Ol. 94,
(wenn er nicht mit den Dreissig schon früher abgetrete
ist): erst nachdem der Demos am 16. Boedromion eingezoge
war, wurden die Jahresbehörden gewählt, Xen. II 4, 13 *κ*
τότε μὲν ἀρχὰς καταστησάμενοι ἐπολιτεύοντο; auf diese üb
2½ Monate dauernde Zeit bezieht sich [Plut.] decem ora
835 f *γράψαντος αὐτῷ* (dem Lysias) *Θρασυβούλου πολιτεία*
μετὰ τὴν κάθοδον ἐπ' ἀναρχίας τῆς πρὸ Εὐκλείδου. Vol
ständige Listen mussten für Ol. 94, 2 zuerst die Anarchi
dann Eukleides aufführen, Diodor XIV 12 begeht hier de
umgekehrten Fehler, das ganze Jahr dem Eukleides zuz
theilen. Eine dritte, diesen beiden vorausgegangene Ana
chie erwähnt Suidas *Θεόπομπος*] *γεγονὼς κατὰ τοὺς χρόνο*
τῆς ἀναρχίας Ἀθηναίων ἐπὶ τῆς ἐνενηκοστῆς τρίτης ὀλυμ
πιάδος, ὡς καὶ Ἔφορος, vgl. Suidas *Ἔφορος*] *ἦν δὲ ἐπὶ τῆ*
ἐνναχοστῆς τρίτης ὀλυμπιάδος, ὡς καὶ πρὸ τῆς Φιλίππο
βασιλείας εἶναι τοῦ Μακεδόνος, wo *ἦν* aus Missverständni
des zweideutigen *γεγονὼς* an die Stelle von *ἐγεννήθη* ge
treten ist. Karl Müller fragm. hist. I p. CVIII denkt a
die Blüthezeit beider Schriftsteller (welche viel später ein
getreten ist) und nimmt betreffs der Anarchie ein gross
Missverständniss an: gemeint sei die zwischen Amynta
und Perdikkas liegende makedonische Anarchie und da
Datum Olymp. 103, nicht 93, etwa 366 oder 365 v. Ch
Eine solche Anarchie kennen die geschichtlichen Bericht
nicht: Amyntas, Alexandros, Ptolemaios, Perdikkas folgte

ohne Unterbrechung aufeinander und nahmen die Zügel der Regierung sogleich fest in die Hand. Eine Anarchie im modernen Sinn bestand während der zweiten Hälfte von Ol. 93, 4 und darüber hinaus: nachdem es entschieden war, dass die Stadt sich nicht halten könne, gewann die Aristokratenpartei immer grössere Macht und die demokratische Verfassung und Regierung herrschte fast nur dem Namen nach; die anarchischen Zustände dieser Zeit schildert Lysias in der Rede gegen Agoratos.

Die vom Interpolator benützte Quelle war kein erzählendes Geschichtswerk, sondern eine Olympionikenliste. Die Geschichtschreiber und überhaupt alle, welche sich der Olympiaden zum Datiren von Ereignissen bedienen, fügen selbstverständlich der Zahl derselben und dem Namen des Stadioniken nicht die Erwähnung von Festakten hinzu, welche sich nicht bei jeder Feier wiederholt, sondern nur einmal stattgefunden hatten: Zusätze wie ᾗ προστεθεῖσα ξυνωρὶς ἐνίκα Εὐαγόρου Ἠλείου I 2, 1 nach ὀλυμπιὰς τρίτη καὶ ἐνενηκοστῇ gehören ausschliesslich zur Geschichte der olympischen Spiele und werden daher auch nur in Olympionikenverzeichnissen mit jenen eigentlichen Daten verbunden. So in dem des Eusebios chron. I 204 ἐνενηκοστὴ τρίτη. Εὔβατος Κυρηναῖος στάδιον . . . προσετέθη συνωρὶς καὶ ἐνίκα Εὐαγόρας Ἠλεῖος, während Diodor XIII 68 am Anfang der Jahrbeschreibung die Datirung ὀλυμπιὰς ἐγένετο τρίτη πρὸς ταῖς ἐνενήκοντα καθ' ἣν ἐνίκα στάδιον Εὔβατος Κυρηναῖος, aber erst c. 75 unter den geschichtlichen Notizen προσετέθη δὲ καὶ συνωρὶς κατὰ τὴν αὐτὴν ὀλυμπιάδα angiebt. Die Mehrzahl der Schriften, welche solche Verzeichnisse enthielten, bestand in Zeittafeln, in welchen mit der Liste eine Chronographie, d. i. Notizen über die wichtigsten Ereignisse jedes Jahres verbunden waren; zur Bezeichnung der vier einzelnen Jahre dienten ausser den Nummern meist noch die Namen von Jahresbeamten, vor allen die der attischen

Archonten. Ein Werk dieser Art, eine Olympiadenchronik war die Quelle unsres Interpolators: sie fügte der Festgeschichte die Archontennamen und geschichtliche Notizen bei; Aufschluss über ihren Verfasser können wir daher erst nach Untersuchung der Notizen gewinnen. Dass dieselbe auch die treffenden spartanischen Ephoren angegeben hatte, ist schon an sich unwahrscheinlich, weil kaum eine oder die andere dieses gethan und die einzige, von welcher es sich annehmen liesse, die des Timaios, sich schwerlich bis in das spätere Mittelalter erhalten hat; völlig ausgeschlossen wird es durch einen Umstand, welcher auf Ableitung der Ephorennamen aus einer anderen Quelle schliessen lässt. Für die Frage, in welcher Weise die Amts- oder Kalenderjahre der Olympiadenzählung angepasst worden sind, darf der Kanon aufgestellt werden, dass dasjenige bürgerliche Jahr als erstes der Olympiade gilt, in welchem die Spiele abgehalten wurden, z. B. als Ol. 93, 1 das der Consuln von 346/408, des Archonten Euktemon (Antritt Juli 408), des Ephoren Arakos (Antritt Oktbr. 409); ebenso nach makedonischer, byzantinischer und nach Timaios' Zeitrechnung das um 1. Oktober, 1. September 409, mit dem Frühling 408 beginnende Jahr. Dies liegt in der Natur der Sache, da im andern Fall die Spiele in das 4. Jahr der Olympiade gefallen sein würden, und wird durch alle thatsächlichen Fälle bestätigt, für das lakonische Jahr des Ephoros und für das des Timaios durch Diodor (Philologus XL 54), für die späteren Kalender z. B. durch Julius Africanus (Philol. Anz. XI 83), die Olympiadenliste und die Kaiserdata des Eusebios, durch die byzantinischen Chronographen. Unser Interpolator setzt aber bei jedem Olympiadenjahr und dem dazu passenden Archonten den Ephoren, welcher erst 1½ Monate nach dem olympischen Festtermin ins Amt getreten ist, z. B. bei Ol. 93, 1 statt des Arakos seinen Nachfolger Euarchippos. Dies erklärt sich daraus, dass er die Ephoren

aus Xenophon II 3, 10 entlehnt hat: den für das letzte Kriegsjahr dort genannten Endios stellt er mit dem Archonten desselben Kriegsjahrs Pythodoros, mit welchem er zwar beim Ende des Krieges aber noch nicht bei der vorhergehenden Olympienfeier verbunden werden konnte, zusammen und ordnet dem entsprechend auch die Vorgänger.

Die Notizen hat dem Interpolator kein Geschichtschreiber geliefert. In einem erzählenden Geschichtswerk würde er gelesen haben, dass 410 die Schiffe von Selinus wegen des Krieges dieser Stadt mit Carthago, 409 die von Syrakus wegen der Bedrohung ganz Siciliens durch die Punier aus Kleinasien zurückgerufen worden sind; selbst der kurze Auszug Diodors aus Timaios erwähnt die Heimkehr der letzteren bei der Belagerung von Himera, ähnlich der noch dürftigere des Justinus aus Trogus: der Interpolator würde daher nicht die Eroberung von Selinus und Himera ein Jahr vor der Betheiligung der selinuntischen und syrakusischen Schiffe an der Schlacht von Ephesos gemeldet, er würde auch die anderen starken Anachronismen nicht begangen haben. Seine Quelle ist also eine Chronographie, welche nur einzelne Hauptereignisse in Gestalt fragmentarischer Notizen verzeichnete; da sie aus dem Zusammenhang gerissen waren, konnten sie leichter in eine falsche Verbindung gebracht werden. Wenn, wie wahrscheinlich, von demselben Interpolator die Erzählung des Ktesias eingeschoben worden ist, so folgt daraus, dass die Notizenform schon der Quelle eigen war: sonst versteht man nicht, warum er nicht auch die Heimladung des Kyros als Notiz oder umgekehrt, soweit es der Raum erlaubte, den Inhalt der Notizen ausführlicher behandelt hat. Dass als Quelle ein später Compilator, kein Kenner der Geschichte, auch schwerlich ein gelehrter Alexandriner gedient hat, schliessen wir aus den Angaben über die Anarchie (II 3, 1) und über die politische Stellung der sicilischen Städte im

J. 405 (II 3, 5) und denken daher an eine Olympia
chronik der Kaiserzeit.

Die Abweichungen der Notizen von den Daten und be
von Xenophon veranschaulicht am leichtesten eine
sammenstellung der Jahre vor Christi Geburt, welche ül
all vorausgesetzt werden:

Xen.	Data	Notizen
411	(409)	409 Selinus, Himera
410	408	408 Medien
(409)	407	(407) Phokaia
(408)		(406)
(407)		405 Akragas
406	406	406 Finsterniss; Athen
405	405	405 Akragas, Dionysios
404	404	404 Gela; Leontinoi u. a.

Diese Tafel zeigt, dass die Notizen Anfangs genau d
selben Fehler, einen Anachronismus von zwei Jahren,
gehen wie die Daten, was auf gleichen Ursprung be
führt; auch ihre Abweichung von einander spricht n
dagegen: in den Notizen sind die Jahre 406 405 zwei
behandelt, offenbar um die am Anfang verlorenen
Jahre hier wieder einzubringen; alles andere stimmt ü
ein. Ehe jedoch der Gang, den die Interpolation verm
lich genommen hat, dargelegt werden kann, muss erst
in der Tafel aufgestellte Gleichung der Jahrzahlen beg
det werden.

Die Erhebung des Dionysios zum Tyrannen im M
405 geschah der Notiz II 2, 24 zufolge ἐνιαυτῷ μεσοῦ
das Jahr ihrer Quelle begann also ungefähr um Septen
406, d. i. sie rechnete nach lakonischen oder, was we
ihres späten Zeitalters vorzuziehen, nach makedonisc
Kalender, dessen Neujahr ebenfalls auf den Neumond nä
der Herbstgleiche fiel. Die Olympiadenchronik musste di

Jahr als Ol. 93, 4 (nicht 93, 3) zählen; und diese Zählung wird auch wirklich in der Datirung desselben II 1, 10 (vgl. 3, 1) vorausgesetzt. In das folgende Jahr Ol. 94, 1 setzt die Notiz II 3, 5 den Fall von Gela und Kamarina, die Auswanderung der Leontiner und der vornehmen Syrakuser, Ereignisse, welche nach Timaios (p. 279) zwischen Frühlingsanfang 405 und Winters Ende 404 geschehen sind, und zwar wahrscheinlich erst in der zweiten Hälfte dieses Zeitraums. Die Belagerung von Gela, deren Ende das erste jener Ereignisse bildet, begann im Hekatombaion (c. 18. Juli — 16. Aug. 405), vgl. Timaios bei Diod. XIII 108 mit Arrian Alex. II 24, 6; erst viel später, nach vielen Stürmen einer- und Ausfällen andrerseits, rückte Dionysios, welcher grosse Rüstungen angestellt und die Streitkräfte der Hellenenstädte Siciliens und Italiens mit den syrakusischen vereinigt hatte, zum Entsatz heran; 20 Tage nach seinem Erscheinen vor der Stadt wurde die Schlacht geschlagen, welche über ihr Schicksal entschied. Ihr Fall darf daher in die Zeit um die Herbstnachtgleiche verlegt werden, so dass dieses Jahr der Notizen, entsprechend dem vorausgegangenen, vom Herbst 405 zum Herbst 404 läuft und als Olympiadenjahr wiederum mit dem in der Datirung angegebenen (Ol. 94, 1) zusammenfällt. Dasselbe gilt von den früheren Notizen, so weit deren Zeit bekannt ist, und darf daher auch für die nicht näher bekannten (Medischer Aufstand, Brand in Phokaia) gleiche Jahrform angenommen werden. Die Belagerungen von Selinus und Akragas, März — Juni 409 fallen nach makedonischer Rechnung in Ol. 92, 4. Okt. 410 — Okt. 409: die Datirung setzt wirklich Ol. 92, 4 voraus; die Mondfinsterniss des 15. April 406, makedonisch Ol. 93, 3. Okt. 407 — Okt. 406, geschah auch der Datirung zufolge Ol. 93, 3.

Bei dieser ist der Interpolator von dem letzten Jahre Ol. 94, 1 ausgegangen. Seine letzten Datirungen treffen (von

der Verschiedenheit der Jahrepoche zwischen Xenophon und dem Chronographen abgesehen, welche der Interpolator nicht erkannt hat) auf die von Xenophon gemeinten Jahre, seine ersten nicht; gerade das letzte Jahr aber konnte auch ein oberflächlicher Leser am besten treffen, weil es den grössten und berühmtesten, auch in der magersten Chronographie nicht leicht fehlenden Vorgang, den Fall Athens, enthält; die Quelle des Interpolators deutete selbst in der Datirung (Anarchie) jenen an: in das vorletzte Jahr entfällt die ebenso bekannte Niederlage von Aigospotamoi. Der letzten Jahrbeschreibung Xenophons (II 3, 9—10) sind die Ephorendata des Interpolators entflossen, von ihr musste er also bei der Einlegung derselben ausgehen. Eben dort finden wir auch die Ursache der ganzen Datirungsinterpolation. Jene Zusammenstellung sämmtlicher Datirungsephoren des peloponnesischen Krieges konnte in zwei Beziehungen nicht ohne Grund auffallend und anstössig erscheinen: weil nur die Jahresbeamten der einen, nicht auch die der andern kriegführenden Partei verzeichnet sind, und weil Xenophon sie alle an éiner Stelle angebracht hat, anstatt bei jedem Jahreswechsel einen von ihnen zu nennen und so, unter Hinzufügung des gleichzeitigen Archonten und von vier zu vier Jahren der Olympiade eine ordentliche Datirung herzustellen. Diesen Mängeln wollte der Interpolator abhelfen. Der rückläufige Gang, welchen er einschlug, erklärt es am besten, dass er zwei Jahreswechsel übersehen hat: durch ihn verhindert, den Verlauf der Ereignisse und die feineren Andeutungen der Jahreszeiten zu erkennen, verfolgte er lediglich das Vorkommen des Wortes ἔτος in Verbindung mit einem Begriffe des Uebergangs und sprang so, von 404 auf 405 von da auf 406 gekommen, über die zwei bloss angedeuteten Wechsel der Jahre 407 408 gleich auf 409 hinüber, wo der ältere Interpolator für eine solche Angabe gesorgt hatte; daher wurde ihm 409 zu 407 und 410 zu 408.

Beim ersten Jahreswechsel angelangt und wohl mit Befriedigung auf die anscheinend so schön gelungene Verbesserung eines berühmten Werkes zurückblickend, mag er sich zu weiteren Thaten gedrungen gefühlt haben, um so mehr als ihm die Olympiadenchronik ausser den Daten auch Notizen über Ereignisse an die Hand gab, deren Erwähnung man bei Xenophon vergebens suchte. Hier freilich genügte es nicht mehr, das Werk rückwärts und flüchtig zu durchblättern: um Stellen zu finden, welche einer Ergänzung bedürftig oder fähig schienen, musste er es im Zusammenhang von Jahr zu Jahr mit Aufmerksamkeit durchlesen. Eben beim ersten Jahre, 409, bot ihm die Chronographie zwei Ereignisse, deren gesonderte Behandlung man bei Xenophon um so mehr hätte erwarten dürfen, als von ihm auf das eine in der nächsten Jahrbeschreibung hingewiesen wird, in der Motivirung der besonderen Auszeichnung, welche die Ephesier den Selinuntiern für ihren kräftigen Beistand im Kampfe widmeten, I 2, 10 *Σελινουσίοις δὲ, ἐπεὶ ἡ πόλις ἀπολώλει, καὶ πολιτείαν ἔδοσαν.* Diese Stelle bedeutet zwar in Wirklichkeit: nachdem Selinus gefallen war, d. i. erst nach der an dieser Stelle behandelten Zeit, ertheilten sie ihnen das Bürgerrecht; aber die in der That dem Leser zuerst sich aufdrängende Deutung ist die, von welcher der Interpolator, da er den Fall der Stadt im vorhergehenden Capitel anbringt, ausgegangen sein muss: weil Selinus gefallen war. Nachdem er bei den drei ersten, ihm für 409 408 407 geltenden Jahren die nach seiner Ansicht wichtigsten [1]) Notizen aus der Chronographie herübergenommen

1) Dass er Anfangs nicht alle aufgenommen hat oder aufnehmen wollte, geht aus der Nachholung der Notizen über die Finsterniss und den Brand in Athen hervor. Ebenso lehrt die Vergleichung von I 5, 21 mit II 2, 24, dass er manche wenigstens nicht vollständig ausgeschrieben hat: hier war er vermuthlich durch die Rücksicht auf den knappen Raum des Randes beengt.

hatte, kam er an die nur angedeuteten Jahrübergänge. I
konnte ihm denn, nachdem er so eben bei dem von ih
selbst mit einer Datirung ausgestatteten letzten Wechs
I 3, 1 die Worte *ἔαρος ἀρχομένου* gelesen hatte, kaum en
gehen, dass mit *ἀρχομένου δὲ τοῦ ἔαρος* I 4, 2 ein neu
eintrete, dass er mithin beim Datiren einen, eben diese
übersehen hatte. Hiedurch zu erhöhter Aufmerksamk
gespornt, mag er in I 5 auch den andern gleichfalls früh
verkannten entdeckt haben. Er glaubte sich verbessert
haben, wenn er diese als 406 (statt 408) und 405 (statt 40
behandelte und, da er bloss bei 405 eine ihm wichtig sch
nende Notiz in der Chronik fand, sie dort anbrachte. Voll
Licht über seine Irrungen, die Erkenntniss, dass er nic
bloss zwei Jahre übersprungen, sondern alle vom Anfa
an falsch datirt hatte, gieng ihm auf, als er jetzt zu 40
ihm bisher für 404 geltend, kam: denn bei 404 selbst zeig
die Chronik den Fall von Athen und was sich daran schlo
Vorgänge also, welche er zum Ausgang bei der Datiru
genommen hatte, von denen er noch wusste oder leicht e
sehen konnte, dass sie bei Xenophon zwei Jahre spät
standen.

Bei 406 beginnt er also die Besserung, so weit sie a
äusseren Gründen, d. i. ohne das früher Geschriebene, d
den zu gründlichen Aenderungen nöthigen Raum wegnah
umzuschreiben, möglich war; ein Flickwerk das neue Fehl
machte um alte zu compensiren. Er behandelt die J. 4
und 405 nach ihrer wahren Zeit, und holt zu diesem Zwec
die bei Xenophons J. 408 und 407 verschmähten Notiz
der Chronographie aus 406 und 405 nach: bei jenem d
Mondfinsterniss und den atheuischen Brand, bei diesem d
Erhebung des Dionysios; dass er die Eroberung von Akrag
hier noch einmal angebracht hat, kann als Eingeständn
des begangenen Fehlers gegenüber denkenden Lesern,
Betreff anderer als Versuch ihn zu verdecken angeseh

werden: jenes wegen μεσοῦντι, dieses wegen der absoluten Participia Aoristi mit πρότερον, durch welche der Schein erregt wird als gehörte die ganze Belagerung von Akragas in ein früheres Jahr. Nachdem er so den Inhalt der Chronik in reicherem Masse auszunützen begonnen hatte, setzte er dieses Verfahren bei 404 fort. Noch weiter zu gehen mit seinen Bereicherungen und den Rest des Werkes zu vervollständigen, durfte ihm nach dieser Probe die Lust vergehen, auch wenn der Verbrauch des von Xenophon gelieferten Vorraths an lakonischen Datirungen und die grosse Seltenheit der angezeigten Jahrübergänge ihm das nicht von vornherein verwehrt hätte. Möglich aber war die lange, bis Hell. I 6, 1 vorhaltende Verkennung seiner Anachronismen nur, wenn die Chronik bis dahin kein Ereigniss des peloponnesischen Krieges erwähnt hatte, welches durch sein Vorkommen bei Xenophon ihn aus seinem Irrthum zu reissen im Stande gewesen wäre: nicht die Eroberung von Byzantion, den Triumph und den Sturz des Alkibiades, nicht einmal die Schlacht bei den Arginusen und die bei Aigospotamoi. Dass solches möglich war, lehrt der Kanon des Eusebios, welcher (chron. II 108) von 411—404 gar keines, nicht einmal den Fall von Athen oder das Ende des peloponnesischen Krieges erwähnt und, wenn man von diesem in der profanen Geschichte früherer Zeiten ganz unwissenden Scribenten absehen wollte, die Chronik des Julius Africanus: auch diese findet weiter nichts als die Schlacht von Aigospotamoi und die Uebergabe Athens nennenswerth (Syncell. p. 490, s. Gelzer Afr. I 182). Aber möglich war solche Gleichgültigkeit gegen die bedeutendsten Kriegsereignisse der classischen Zeit doch erst späten und unhellenischen Schriftstellern.

Sowohl hiedurch als durch die in den geschichtlichen Irrthümern liegenden Anzeichen späten Zeitalters werden die einschlägigen Werke eines Aristoteles (ὀλυμπιονῖκαι),

Timaios (*ὀλυμπιονῖκαι*), Philochoros (*περὶ ὀλυμπιάδων*) Eratosthenes (*ὀλυμπιονῖκαι* oder *χρονογραφίαι*) und das au letzterem geflossene des Apollodoros (*χρονικά*) von vorn herein ausgeschlossen; ebenso durch ihre Jahrepoche: de Timaios etwa ausgenommen (wenn derselbe wie in seine Geschichte Siciliens und Unteritaliens vom Frühlingsanfan ausgieng) haben sie alle nach attischem Kalender gerechne nicht wie die Quelle des Interpolators nach makedonischem Eratosthenes und Apollodoros insbesondere haben, nac Diod. XIV 3 zu schliessen, die Anarchie anders und besse erklärt und den Stadioniken Krokinas nicht als Thessale (Gloss. II 3, 1) sondern als Larissaier bezeichnet. Die Ze der *ἀρχόντων καὶ ὀλυμπιονικῶν ἀναγραφή* des Stesikleide (Diog. La. II 55) und der *ὀλυμπιονῖκαι* des Skopas (Plin hist. VIII 82) lässt sich nur aus der ihrer Benützer be stimmen, aber Skopas hat wahrscheinlich wie die Eleie Euanorides, ein Zeitgenosse Hannibals, und Aristodemos ein Schüler Aristarchs, der Festgeschichte keine Chrono graphie hinzugefügt und Stesikleides als ein Athener wede die Herbstepoche zu Grund gelegt noch die Geschichte de peloponnesischen Krieges stiefmütterlich behandelt. Gege alle diese Schriften spricht überdies noch, dass sie in späteren Mittelalter wahrscheinlich nicht mehr vorhande gewesen sind. Von den *χρονικά* des Charax (um 160 n. Chr. ist es nicht nachweislich, dass sie eine Olympionikenlist enthielten; gegen ihre Benützung in den Notizen spricht dass Charax die Geschichte von Althellas, zumal von Athen mit Vorliebe behandelt hat. Die bis Ol. 247 (209—213 n. Chr reichende und von andrer Hand bis Ol. 249 fortgeführt Festgeschichte, welche Eusebios chron. I 193 ff. erhalte hat, wird von vielen als ein Bestandtheil der 221 geschriebene *χρονικά* des Julius Africanus angesehen; diesem können d Notizen des Interpolators nicht entlehnt sein, weil er a der Zeit von 411—404 ausser der Niederlage und dem F

Athens nur noch den Synoikismos von Rhodos erwähnt (Gelzer Afr. I 182) und innerhalb der Olympiaden die einzelnen Jahre in der Regel nicht unterschieden hat; ebenso stimmt auch die Festgeschichte in Betreff des Krokinas nicht mit dem Glossem sondern mit Diodor überein. Herennios Dexippos, dessen *χρονικὴ ἱστορία* laut Cramers Anecd. par. II 153 die Olympioniken bis Ol. 262 (269 n. Chr.) verzeichnete, war ein Athener und das von Stesikleides Gesagte gilt daher auch von ihm, um so mehr als er selbst nicht nur ein Datirungsarchont gewesen ist, sondern auch durch seine glänzende Heerführung gegen die Heruler, an welchen er die Einnahme seiner Vaterstadt, die Vertreibung und Ermordung ihrer Einwohner blutig rächte, eben im J. 269 dem Stolze auf die Herrlichkeit früherer Zeiten neue Nahrung gegeben hatte. Was endlich die Chronik des Eusebios betrifft, so lehrt der Augenschein, dass diese den Stoff der Glosseme nicht geliefert hat.

Die gegen diese Chroniken geltend gemachten Gründe finden nur auf eine einzige keine Anwendung: auf die *ὀλυμπιονικῶν καὶ χρονικῶν συναγωγή* des Phlegon aus Tralleis, eines Freigelassenen Hadrians, welche in Ol. 229 (137—141 n. Chr.) zu Ende ging. Unter allen profanen Chronisten hat Phlegon in christlicher Zeit neben Charax das grösste Ansehen genossen, sich aber noch länger erhalten als jener; zu Statten kam ihm besonders seine Notiz über eine Sonnenfinsterniss und Erderschütterung, welche allgemein auf die Verfinsterung und das Erdbeben bei Christi Tod bezogen wurde. Von den vielen, welche ihn citiren, hat nicht nur Africanus und Origenes sondern auch im J. 593 Euagrios (hist. eccl. I 20) ihn wirklich benützt; im IX. Jahrhundert hatte Photios noch das ganze Werk in Händen, den Anfang desselben hat eine Pfälzer Handschrift des X. Jahrh. auf unsere Zeit gebracht. Seine Vaterstadt gehörte zur Provinz Asia, in welcher nach makedonischem

Kalender datirt wurde; das Neujahr desselben fiel dor den 1. Kaisarios, welcher bei Einführung des Sonnen auf den 24. September fixirt wurde (Ideler I 414). er wirklich, wie die Quelle unserer Notizen, sowohl Jahr im Herbst als auch die Olympiaden mit dem nicht nach der Festfeier liegenden Herbst anheben liess, jetzt an seiner Beschreibung der 177. Olympiade, w Photios bibl. cod. 97 vollständig abgeschrieben hat, erw werden.

Die chronographische Abtheilung derselben beginnt dem Anfang oder der Fortsetzung der Belagerung Amisos, welche Phlegon bei attischer Jahrrechnung (Ol = Juli 72 — Juli 68) in Ol. 176 hätte setzen müsse sie im Herbst 73 und Winter 73/2 stattgefunden hat: *κολλος δὲ Ἀμισὸν ἐπολιόρκει καὶ Μουρῆναν ἐπὶ τῆς πο κίας καταλιπὼν μετὰ δυοῖν ταγμάτοιν αὐτὸς μετὰ ι ἄλλων προῆγεν ἐπὶ Καβείρων, ὅπου διεχείμαζε. Ἀδριανὸν ἐπέταξε πολεμῆσαι Μιθριδάτῃ καὶ πολεμ ἐνίκησε.* Gegen Drumann IV 133 fg., welcher wegen d Stelle die Belagerung in den Winter 72/1, die Niede und Flucht des Mithridates nach Armenien in das J setzt, haben die Späteren sich mit Recht für die un Jahr höhere Datirung erklärt, sowohl wegen der Zeit vorausgegangenen und der nachfolgenden Ereignisse, wegen des bestimmten Zeugnisses eines Zeitgenossen, tarch Lucull. 33 *Σαλούστιός φησι χαλεπῶς διατεθῆναι στρατιώτας πρὸς αὐτὸν εὐθὺς ἐν ἀρχῇ τοῦ πολέμου Κυζίκῳ καὶ πάλιν πρὸς Ἀμισῷ δύο χειμῶνας ἑξῆς ἐν χο διαγαγεῖν ἀναγκασθέντας;* der Krieg begann 74, die lagerung von Kyzikos nahm den Winter 74/3, die Amisos also den folgenden von 73|2 in Anspruch. Phle Datum der Belagerung steht keineswegs in Widerspruch der wahren Zeitrechnung: Ol. 177, 1 beginnt ihn r mit Juli 72 sondern Oktober 73.

Ebenso wie der Anfang wird auch das Ende der Olympiade von Phlegon nach makedonischem Kalender berechnet: das 4. Jahr ist ihm nicht Mitte 69 — Mitte 68, sondern Herbst 70 — Herbst 69: *τῷ δὲ τετάρτῳ ἔτει Τιγράνης καὶ Μιθριδάτης ἀθροίσαντες πεζοὺς μὲν τέσσαρας μυριάδας ἱππέας δὲ τρεῖς καὶ τὸν Ἰταλικὸν αὐτοὺς τάξαντες τρόπον ἐπολέμησαν Λευκόλλῳ καὶ νικᾷ Λεύκολλος καὶ πεντακισχίλιοι μὲν τῶν μετὰ Τιγράνους ἔπεσον πλείους δὲ τούτων ᾐχμαλωτίσθησαν χωρὶς τοῦ ἄλλου σύγκλυδος ὄχλου.* Diese Stelle bezieht man, in Folge des Vorurtheils, dass ihr attische Jahrrechnung zu Grunde liege, auf die zweite Schlacht des Tigraneskrieges, die von Tigranocerta, 6. Oktober 685/69 nach altrömischem Kalender; aber Phlegon spricht von der ersten. Er setzt in Ol. 177, 4, wie sowohl der Anfang der Stelle als sein Schweigen über Tigranes beim 3. Jahr lehrt, die Eröffnung des Krieges. Mitte 70 beschloss der König in den Kampf einzutreten (Plut. Luc. 22. Memnon 46. App. Mithr. 82, s. Fischer röm. Zeittafeln p. 204); auf die Nachricht davon reiste Lucullus zum Heer in den Pontus, eröffnete die Belagerung von Sinope, eroberte die Stadt und erfuhr bei seinem Aufenthalt daselbst, dass Tigranes, um in seiner Abwesenheit die Provinz Asia zu überfallen, sich schon den Grenzen Lykaoniens und Kilikiens genähert habe (Plut. Luc. 23). Er zog daher in Eilmärschen an den Euphrat, in den ersten Monaten von 69, Plut. L. 24 *ὁδεύσας ἐπὶ τὸν Εὐφράτην καὶ κατιόντα πολὺν καὶ θολερὸν ὑπὸ χειμῶνος εὑρὼν ἤσχαλλεν*, von da durch Sophene an den Tigris; nach seinem Einzug in Armenien, Frühjahr 69, fand die erste Schlacht statt. Die zweite, durch die völlige Niederlage, welche das ungeheure Heer des Tigranes trotz zwanzigfacher Ueberzahl (Plut. Luc. 28) erlitt, wird schon durch die bescheidenen Zahlen unsrer Stelle ausgeschlossen. Nicht 40 000 sondern 170 000 (Plut. Luc. 26), nach Appian (M. 85) sogar 250 000 Mann zählte sein Fussvolk; die Reiterei 55 000 (nach Appian 50 000). Nie zuvor hatte die

Sonne eine solche Schlacht beschienen, schrieb ein Augen
zeuge (der Philosoph Antiochos), nie ein römisches He
gegen solche Uebermacht gefochten, Livius bei Plut. Luc. 2
die 15 000 heranziehenden Römer waren dem König 'f
Gesandte zu viel, als ein Heer zu wenig' vorgekomme
Getödtet wurden von seinen Soldaten nicht 5 000, wie
bei Phlegon heisst, sondern vom Fussvolk über 100 00
von der Reitern entkam fast keiner (Plut. L. 28): da
Metzeln war nach der Schlacht an den Fliehenden fortge
setzt worden 120 Stadien weit, bis die Nacht einbrach (App
M. 85). Auf solche Stärke hatten aber Tigranes und Mithri
dates ihr Heer erst nach der ersten Schlacht gebracht (Plut
L. 25. Appian M. 84); in dieser hatte seine Ueberzahl sic
in weit mässigeren Verhältnissen bewegt, Plut. L. 25 *Μιθρο
βαρζάνης ἐπέμφθη σὺν ἱππεῦσι τρισχιλίοις πεζοῖς δὲ παμ
πόλλοις;* Appian M. 84 *Μιθροβαρζάνην προὔπεμπε μετ
δισχιλίων ἱππέων* übersieht, mit gewohnter Flüchtigkeit, da
Fussvolk. Die 40 000 Phlegous passen zu Plutarchs *πεζο
πάμπολλοι*, die 30 000 Reiter zwar nicht zu den 2—300
aber ein Verhältniss von 3 : 4 zwischen Reiterei und Fuss
volk findet man nicht einmal in den parthischen Heeren
geschweige denn in den armenischen und pontischen: di
Zahlen Plutarchs und Appians für beide Schlachten setze
ein ganz anderes voraus. Phlegon schrieb *τρισχιλίους*, nich
τρεῖς (μυριάδας): ein Abschreiber hat ,γ' mit γ' verwechsel
Ebenso stimmt Phlegons Angabe über den Verlust de
Könige nur zu den Mittheilungen Plutarchs (*φεύγοντες ἀπε
λοντο πλὴν ὀλίγων ἅπαντες*) und Appians (*Μιθροβαρζάνη
τρεψάμενος ἐδίωκε*) über den Ausgang der ersten Schlacht
Die ungleich berühmtere von Tigranocerta hat Phlegon unte
Ol. 177 nicht mehr erwähnt, die Zeit derselben, Herbst 6
mithin schon zu Ol. 178, 1 gerechnet.[1])

1) Jahreszeit und Datum der Schlachten hat er vermuthlich sein
griechischen Quelle entlehnt; rein römische Data, wie die Geburt Vergil

Die Olympiadenchronik des Interpolators hatte einige Eigenthümlichkeiten ganz individueller Art, welche man schwerlich bei mehreren Verfassern solcher Werke vereinigt findet. Das vornehmste, geschichtlich wichtigste Land der Zeit von 411 bis 404 war Hellas, der hervorragendste Staat Athen, der grösste und zugleich am längsten dauernde Vor-

---

überträgt er unverändert in das Olympiadenjahr, mit welchem nach dem angegebenen Kanon das Consulat zu gleichen ist. In Ol. 177, 4 (Okt. 70 — Okt. 69) setzt er auch den Anfang des kretischen Krieges: *καὶ Μέτελλος ἐπὶ τὸν Κρητικὸν πόλεμον ὁρμήσας τρία τάγματα ἔχων ἦλθεν εἰς τὴν νῆσον καὶ μάχῃ νικήσας τὸν Λασθένη αὐτοκράτωρ ἀνηγορεύθη καὶ τειχήρεις κατέστησε τοὺς Κρῆτας.* Dieser wird mit Unrecht in 68 gesetzt: Metellus übernahm als Consul, also 69, die bei der Loosung seinem Collegen zugefallene, von jenem aber verschmähte Provinz Kreta, Dio Cass. fr. 138 *κληρουμένων τῶν ὑπάτων Ὁρτήσιος τὸν πρὸς Κρῆτας ἔλαχε πόλεμον· ἀλλ' ἐκεῖνος — τῷ συνάρχοντι τῆς στρατιᾶς ἐθελοντὴς ἐξέστη. ὁ δὲ δὴ Μέτελλος ἐστείλατό τε εἰς Κρήτην καὶ τὴν νῆσον ἅπασαν ἐχειρώσατο μετὰ τοῦτο,* wo *μετὰ τοῦτο* offenbar hinzugesetzt ist, weil die Beendigung des Krieges nicht in jenem Jahre, sondern 67 erfolgt ist; er gibt noch einmal das J. 685/69 als erstes des Krieges an, indem er in dieselben Zeiten die Schlacht von Tigranocerta setzt: *Λούκουλλος κατὰ τοὺς καιροὺς τούτους Τιγράνην πολέμῳ νικήσας καὶ φυγομαχεῖν ἀναγκάσας τὰ Τιγρανόκερτα ἐπολιόρκει.* Die herrschende Zeitbestimmung beruht ausser der attischen Berechnung der Olympiaden Phlegons auf Liv. epit. 98 Q. Metellus proconsul bello sibi adversus Cretenses mandato Cydoniam obsedit, wo proconsul ein dittographischer, aus epit. 99 Q. Metellus proconsul eingeschlichener Fehler statt consul ist: die Epitome behandelt den kretischen Krieg an drei von einander entfernten Stellen, setzt also drei, nicht zwei, Jahresfeldzüge voraus (69, 68 u. 67); ebenso schreibt Velleius II 34, dass er per triennium geführt, und Eutropius VI 11, dass er post triennium beendigt worden ist: was man doch von einem 68—67 geführten Kriege nicht sagen konnte. Umgekehrt war es bei 69—67 ganz statthaft, so zu schreiben wie Orosius: Cretam per biennium Metellus evertit; denn nach Phlegon und Livius wurde im ersten Jahre bloss Kydonia belagert, keine Stadt erobert und verwüstet oder zerstört; evertit konnte nur vom zweiten und dritten gesagt werden, vgl. Livius ep. 99 vom zweiten: Gnosson et Lyctum et Cydoniam et plurimas alias urbes expugnavit.

gang jenes Zeitraums der peloponnesische Krieg; aber der Interpolator fand in seiner Quelle von politischen und kriegerischen Ereignissen, welche Hellas betrafen, gar keines als den Fall Athens berücksichtigt. Der Chronist hatte also — und daraus erklärt sich auch die Unkunde, welche er in der Geschichte jener Zeiten verräth — wenig Sinn und Interesse für diejenigen Vorgänge, welche den Hauptinhal der alten Geschichtswerke bilden und demgemäss auch von den meisten Chronographen in erster Linie berücksichtig worden sind. Unter diesen gibt es einen einzigen, dem sich diese Eigenthümlichkeit nachweisen lässt, das ist eben Phlegon. Der am längsten dauernde Krieg der 177. Olympiade, zugleich der grösste, eigenthümlichste und den Römern furchtbarste, der Fechterkrieg, wurde in dem Lande geführt welches jetzt die Hauptrolle spielte, in Italien 73: begonnen und 71 beendigt nahm er etwa die Hälfte der mit Oktober 73 anhebenden Olympiade weg; aber Phlegon erwähnt weder die Niederlagen beider Consuln von 72 im Kampf gegen Spartacus noch ein anderes Ereigniss dieses Krieges. Er meldet auch nichts von der Niederlage des Perperna und dem Ende des hispanischen Krieges: über diese und andre Vorgänge gleitet er nach Erwähnung des Mithridateskriegs und des Erdbebens von Ol. 177, 1 mit den Worten καὶ ἄλλα δὲ πλεῖστα ἐν ταύτῃ ξυνηνέχθη τῇ ὀλυμπιάδι hinweg um mit Uebergehung des zweiten Jahres zu der römischen Censuszahl des dritten zu kommen.

Sein Interesse haftet vorwiegend an den kleineren Vorkommnissen der Geschichte, welche bei den anderen theils die zweite theils gar keine Rolle spielen: die Fragmente melden von merkwürdigen kosmischen Vorgängen, von einem Wunderkind, den Münzen der Gergithier mit dem Bild der Sibylla, Christus war als Prophet besprochen, Orakel citirt er mit Vorliebe und widmet dem Cultus grosse Aufmerk

samkeit,[1]) die Plünderung der heiligen Insel Delos durch Seeräuber und die Schutzmassregeln der Römer gegen eine zweite Beraubung beschliesst den chronographischen Theil der 177. Olympiade. Wichtig ist ihm die Literatur: Vergils Geburt und die Neubesetzung des epikureischen Lehrstuhls wird in Ol. 177 gemeldet. Von politischen Vorgängen derselben beschäftigen ihn nicht etwa die grossen Verfassungsänderungen des J. 70 in Rom, aber die Zählung der Bürger und im Osten der parthische Thronwechsel. Hiemit vergleiche man in den Notizen des Interpolators die Thronbesteigung des Dionysios, mit der Sonnenfinsterniss Phlegons die Mondfinsterniss des Glossems, mit der Plünderung des delischen und der Einweihung des nach dem Brand wieder aufgebauten capitolinischen Heiligthums bei jenem die Tempelbrände in Phokaia und auf der athenischen Akropolis bei dem Interpolator. Die kriegerischen Vorgänge, welche Phlegon nennenswerth findet, sind die seine Heimat am nächsten berührenden: der mithridatische, welcher zum Theil in der Provinz Asia spielte, der armenische, welcher diese bedrohte, der kretische; auch die Erwähnung des medischen Aufstandes bei dem Interpolator lässt sich dahin rechnen. Alle andern Notizen dieser Art in den Hellenika betreffen Sicilien: die Belagerungen von Selinus, Himera, Akragas, Gela, die Schlachten von Akragas und Gela; selbst gegenüber dem peloponnesischen Krieg so geringfügige Vorgänge wie der Abfall der Leontiner und die Auswanderung der vornehmen Syrakuser werden einer Erwähnung gewürdigt.

1) Die Festgeschichte von Ol. 177 ist fast so lang wie die ganze Chronographie derselben: wohl nur wenige haben wie Phlegon die Sieger in allen Kampfesarten aufgeführt. Die kürzere Ausgabe des Werks in 8 statt 16 Büchern konnte einfach durch Beschränkung der Sieger auf die Stadioniken die Hälfte des ursprünglichen Umfangs bekommen: die grosse Ausgabe umfasste in ihrem ersten Drittel (5 Büchern) mehr als zwei Drittel der ganzen Zeit, 170 von den 229 Olympiaden.

iese ganz auffallende Inconsequenz erklärt sich daraus, d
'hlegon ein besonderes Interesse für Sicilien hatte: als e
seiner Werke nennt Suidas eine Beschreibung der Insel, ἔκ
σιν Σικελίας.

Die Sprache anlangend muss berücksichtigt w
dass der Interpolator durch Rücksichten auf den Ra
bunden und auf möglichste Kürze angewiesen war
erkennt man auch in der Beschreibung der 177. Ol
die an jenem gerügte Stillosigkeit wieder: fast a
Theil zeitlich oder inhaltlich einander fernstehende
werden durch *καὶ* mit einander verbunden, wo
Chronographie das Gepräge der Eintönigkeit
wird; schablonenhafter Parallelismus, welcher
Hell. II 5, 3 auffallenden nähert, zeigt die Ste
τρούκην τὸν Πάρθων βασιλέα τελευτήσαντα δι
άτης — καὶ Φαῖδρον τὸν Ἐπικούρειον· διεδέ
gleiche oder ähnliche Worte kehren auch so
Zwischenraum ohne Noth wieder: ἐπολιόρκ
μετὰ δυοῖν — μετὰ τριῶν, πολεμῆσαι — πολ
ἔτει, auch Namen: Λεύκολλος — Λευκόλ
des Werkes und die Schrift περὶ θαυμασί
diese Härten, welche dort fehlen, hier g
als Eigenthümlichkeiten welche zum Ge

Die einzelnen Jahre werden in d
177. Olympiade nur mit Zahlen beze
den Glossemen auch nach Archonten
indess nicht aus, dass Phlegon auch
er kann sie an einer andern Stel
haben. Eusebios hat die Olympia
Kanon, welchem seine Notizen b
schmolzen, sondern sie dem ersten
verleibt, welches Auszüge aus de
Geschichte der einzelnen Völke
legungen über die biblische Zei

dem untergegangenen Schlusse des Buchs stand laut der Vorrede (I 6 Sch.) die Consulnliste; in jenem Buche würde er auch die Archonten aufgeführt haben, wenn er ihre Erwähnung nicht für überflüssig gehalten hätte. Das andere Buch, der *χρονικὸς κανὼν* mit den Notizen, bezeichnet daher die einzelnen Jahre, wie Phlegons Beschreibung der 177. Olympiade, nur mit Zahlen. Ein ähnliches Verfahren hatte schon Eratosthenes eingeschlagen: nach den Angaben genau citirender Schriftsteller zu schliessen, hat er die Chronologie entweder in zwei Abtheilungen eines Werkes oder in zwei getrennten Werken behandelt: aus dem I. Buch der *ὀλυμπιονῖκαι* citirt Athenaios IV 39 eine Bemerkung über den Faustkampf, aus derselben Schrift berichtet Diog. La. VIII 51 über einen Olympiensieger; dagegen eine literarhistorische Notiz stand *ἐν τῷ περὶ χρονογραφιῶν* (Harpokrat. *Εὔηνος*), ebenso die über Roms Gründung in den *χρονογραφίαι* (Dionys. Hal. ant. I 74). Phlegon selbst datirt in der Schrift *περὶ θαυμασίων* nicht nach Olympiadenjahren sondern bloss nach Archonten und Consuln, c. 6 *ἐγένετο ἀνδρόγυνος ἄρχοντος Ἀθήνησιν Ἀντιπάτρου ὑπατευόντων ἐν Ῥώμῃ Μάρκου Βινικίου καὶ Τίτου Στατιλίου Ταύρου τοῦ Κορβίνου ἐπικληθέντος;* ebenso c. 7—10. 20. 22—25. 27, vgl. auch c. 3. Ist diese vor der Chronik entstanden, so begreift man nicht, wie ein Schriftsteller, welcher gewohnt war nach Archonten und Consuln zu datiren, bei der Abfassung seines grossen chronographischen Werkes, in welchem die Olympiaden mit verschwenderischer Ausführlichkeit behandelt waren, seiner Gepflogenheit hat untreu werden können, noch dazu zum Schaden der Brauchbarkeit desselben und in hohem Lebensalter, in welchem nicht ohne die triftigsten Gründe auf gute Gewohnheiten verzichtet wird, während hier absolut kein Anlass dazu erfindlich ist und jene Beigabe wenige Worte kostete. Ist aber die Chronik das frühere Werk, so würde Phlegon in dem späteren durch die Datirung nach

Jahresbeamten, deren Zeitalter und Jahr in seinem grosser Werke gar nicht aufzufinden war, dieses desavouirt und indirekt selbst die Unbrauchbarkeit desselben eingestanden haben.

Dass er anstatt der Jahrzahlen Namen wählt, kann man erklären: diese waren vor Abschreiberfehlern besser gesichert als die Zahlen; und er konnte sich auf sie beschränken, wenn er der Chronik einen Anhang beigegeben hatte, welcher die Listen der Archonten und Consuln enthielt. Solches Verfahren durfte sich im eigenen und im Interesse des Lesers empfehlen. Die herrschende Datirung z. B. der römischen Ereignisse gab nicht die Zahl der Stadtjahre sondern die Consuln an: nach diesen, wenn die Zeit derselben gefunden werden sollte, in sämmtlichen 15 oder 16 Büchern herumzusuchen, sie mitten in einer ihnen fremden Umgebung zu erkennen, wäre sehr zeitraubend gewesen; er selbst aber hätte sowohl, da er bei manchem Jahre wie z. B. bei Ol. 177, 2 nichts zu bemerken hat und daher gar nichts darüber sagt, bloss jener Beamten wegen demselben eine besondere Bemerkung widmen als auch die Worte ἄρχοντος Ἀθήνησιν — ὑπατευόντων ἐν Ῥώμῃ oder ähnliche unaufhörlich wiederholen und so auch sich selbst eine zeit- und raumraubende Plackerei auferlegen müssen, beides unnöthiger Weise, da es ihm freistand, durch Vereinigung der Namen in einer leicht übersichtlichen Liste ihre Aufzeichnung abzukürzen, und der Leser dann nur wenige Blätter zu durchlesen hatte, um zu den Namen die Zahl der Olympiade und vermuthlich auch die des römischen Stadtjahrs zu finden.

Die Schrift περὶ θαυμασίων ist, wie Klein Rh. Mus. 187 p. 134 durch Verbesserung von c. 10 erwiesen hat, erst nach 150 abgefasst; die Chronik reichte nach Photios bibl. cod. 97 μέχρι τῶν Ἀδριανοῦ χρόνων, nach Suidas μέχρι τῆς σκθ' ὀλυμπιάδος; ungenau Euseb. chron. I 265 in compe

dium reduxit olympiadas CCXXIX. Hadrian starb während der 229. Olympiade: sein Tod (10. Juli 138) fiel nach Phlegons Rechnung Ol. 229, 2, nach attischer 229, 1 oder 2; diese Olympiade ist also nicht, wie es nach Eusebios scheinen könnte, vollständig von ihm beschrieben. Dass das Werk den Tod Hadrians nicht mehr enthielt, also vor diesem Ereigniss vollendet und herausgegeben wurde, ist aus *μέχρι τῶν Ἁδριανοῦ χρόνων* zu schliessen: wenigstens pflegt in entgegengesetzten Fällen *μέχρι τῆς — τελευτῆς* gesagt zu werden; mit Sicherheit folgern wir es aus Photios Angabe über die Widmung *προσφωνεῖ τὸ σύνταγμα πρὸς Ἀλκιβιάδην τινά, ὃς εἷς ἦν τῶν εἰς τὴν φυλακὴν τεταγμένων τοῦ Ἁδριανοῦ*: die Stellung dieses sonst nicht genannten Alkibiades kennt Photios ohne Zweifel aus der Widmung, nach dem Tode des Kaisers gab es ein solches Amt nicht mehr. Hienach ist die Chronik nach der Olympienfeier des August 137 und vor Juli 138 veröffentlicht worden. Der Inhalt der sechs letzten Olympiaden war vor allen auf éinen Leser, den Kaiser, und auf Befriedigung der bekannten Eitelkeit desselben berechnet; auch der Umstand, dass das Werk nicht, wie man erwarten sollte, diesem selbst gewidmet ist, darf damit in Zusammenhang gebracht werden: jener Zweck sollte, im Einverständniss mit dem Kaiser, verhüllt werden, s. Spartian Hadr. 16 famae celebris Hadrianus tam cupidus fuit, ut libros vitae suae scriptos a se libertis literatis dederit, iubens ut eos suis nominibus publicarent: nam et Phlegontis libri Hadriani esse dicuntur. Unter den 'Büchern' Phlegons ist nicht etwa eine (nirgends erwähnte) Biographie zu verstehen, dies verbietet die Partikel et; in der Chronik gab es Gelegenheit genug, vom Leben und Wirken des Kaisers zu schreiben; sie ist das Hauptwerk Phlegons; mit der Mirabilienschrift zusammen ist die über die ältesten Personen der Vergangenheit, wie der Titel *περὶ μακροβίων καὶ θαυμασίων* lehrt, herausgegeben, also auch diese erst

nach 150 geschrieben worden; ausserdem wird nur die I
schreibung Siciliens namhaft gemacht, in welcher von Hadr
nicht viel gesagt werden konnte. Die Vermuthung der M
urheberschaft des Kaisers an der Chronik konnte entsteh
wenn ihm in derselben stark geschmeichelt war. Mit A
gabe der Buchzahl werden aus dieser 11 Fragmente cit
darunter nicht weniger als 6 aus B. XV, keines aus X
die aus XV aber beziehen sich, wie Meineke Steph. B
p. 204 zeigt, mehr oder weniger deutlich alle auf die I
gierungszeit Hadrians, welcher doch wahrscheinlich nur
letzte, höchstens noch ein geringer Theil des vorletz
Buches gewidmet sein konnte. Meineke und Bekker v
muthen daher, bei Suidas ἔγραψεν ὀλυμπιάδας ἐν βιβλί
ιϛ' sei die Zahl in ιε' zu verwandeln; unnöthiger Wei
wie wir jetzt sagen dürfen.[1]) Die Aufzählung von et
647 Consulaten und 820 Archonten mochte gerade den U
fang eines Buches ergeben; dieses wurde das letzte
sechszehn.

1) Die Angabe von 14 Büchern bei Euseb. chr. I 265 ist offen unrichtig.

Historische Classe.

Sitzung vom 4. Februar 1882.

Herr Friedrich hielt einen Vortrag:

„Die vocati episcopi Erchanfried und Otkar der Passauer und der Oadalhart episcopus der Freisinger Urkunden."

I. *Die Bezeichnung vocatus episcopus im 8. Jahrhundert. — Erchanfried und Otkar in den Passauer Urkunden.*

Die Bezeichnung vocatus episcopus bereitete den Geschichtsforschern schon vielfache Verlegenheiten, und namentlich in der bayerischen Geschichte wurde die Deutung derselben in mancher Hinsicht bedeutsam. In den Passauer Urkunden kommen ja zwei vocati episcopi, Erchanfried und Otkar, vor, welche nach Schreitwein im Anfange des 7. Jahrhunderts gelebt haben sollen, und auch in den Freisinger Traditiones treten, wenigstens zu Anfang des 9. Jahrhunderts, solche Bischöfe auf.

Die Lage der Dinge ist aber nicht so geartet, dass man nicht das Bedürfniss gefühlt hätte, eine nähere Untersuchung über die Bedeutung dieser Bezeichnung anzustellen; im Gegentheil gab sich Resch an mehreren Stellen seiner Annales Sabionenses mit der Frage ab, und das Ergebniss seiner Untersuchung, das er dahin zusammenfasste: vocatus

episcopus bedeute, besonders in den Freisinger Urkund dieser Zeit, meistens das nämliche als Coepiscopus od Coadjutor eines anderen Bischofs oder auch Chorepiscopus, — blieb seitdem massgebend. So kommt es denn, da auch Graf Hundt die vocati episcopi der Freisinger U kunden, soferne sie nicht als fremde Bischöfe nachweisb sind, als Coepiscopi von Freising zählt, obwohl ihm tro der Untersuchung Resch' ein Zweifel an der Richtigk der Annahme aufgestiegen ist.[2]) Andere gaben der E zeichnung die Bedeutung von „Land- oder Chorbischöfe oder, da über der von Erchanfried redenden Urkunde, de offenbar von späterer Hand, steht: Sub Erchanfrido regi nario episcopo, — von Regionarbischöfen.[3])

In neuester Zeit hat sich meines Wissens nur Oelsne behufs Feststellung der Zeit des Convents von Attigny un der Chronologie der S. Gallischen Begebenheiten in den Jahr büchern des fränkischen Reiches[4]) mit der Bezeichnun vocatus episcopus befasst; allein eine erschöpfendere Unter suchung lag nicht in seinem Plane.

Es dürfte sich daher wohl der Mühe lohnen, den Ve such zu machen, die Bedeutung von vocatus episcopus min destens für das VIII. und angehende IX. Jahrhundert fes zustellen, indem für das VII. Jahrhundert kein Materi vorhanden ist, im IX. aber eine Wendung eintritt. Da i jedoch zunächst nur Bayern im Auge habe, so beschrän

1) Resch, Annal. Sabion. I, 775. n. 648; II, 91. n 204; A denda II, 736.

2) Hundt, Die Urkunden des Bisth. Freising aus der Zeit d Karolinger. Akad. Abhandl. 13. Bd. I. Abthlg. S. 55 ff.

3) Edlbacher, Die Entwicklung des Besitzstandes der bis Kirche zu Passau 1870 (?), S. 13. — Auch Al. Huber, Gesch. d Einführg. u. Verbreitg. des Christenth. in Südostdeutschland III, 3 nennt Erchanfried u. Otkar „Gaubischöfe".

4) Oelsner, Jahrbücher des fränk. Reiches unter König Pipi S. 476. 514.

ich mich bei meiner Untersuchung blos auf jene Länder, welche nachweisbar in irgend einer Beziehung zu Bayern standen, also auf Süddeutschland, oder ausser Bayern noch auf die Diöcesen Augsburg, Constanz, Basel und Chur, und mache davon nur insofern eine Ausnahme, als ich auch die Formelbücher (mit dem Liber diurnus der päpstlichen Kanzlei) heranziehe. Es ist diese Ausnahme schon darum geboten, weil man sich zur Bestimmung der Bedeutung des vocatus episcopus auch früher, z. B. Mabillon, Resch und Oelsner, darauf bezog.

Es ist nämlich allerdings richtig, dass der Liber diurnus eine epistola vocatoria enthält,[1]) worin der eben erwählte, noch nicht consekrirte Bischof vocatus episcopus heisst. Allein wenn diese Formel nach de Rozière's Meinung auch keine ursprünglich römische, sondern aus dem Frankenreiche stammende wäre, da sie fast wörtlich, nur in etwas erweiterter Form sich auch hier findet,[2]) so wäre doch damit wenig gewonnen. Denn das Alter derselben zu bestimmen, bleibt gleich schwierig, da sie keineswegs zu dem ursprünglichen Liber diurnus, sondern nur zu Appendix I gehört, und da auch für die fränkische Formel ein chronologisches Merkmal nicht gegeben ist. Dieselbe scheint vielmehr, wie sie auch Cordesius unter den opuscula Hincmari zuerst druckte, in die Zeit dieses Rheimser Erzbischofs zu gehören, welcher sich wirklich kurz nach seiner Wahl auf der synodus Bellovacensis im April 845 zuletzt als presbiter et vocatus archi-

1) Liber diurn., ed. de Rozière, form. 107. p. 247 sq.: Dilectissimis fratribus et filiis, presbyteris, diaconibus, clericis, honoratis, possessoribus et cunctae plebi illius ecclesiae, simulque v o c a t o i l l i e p i s c o p o, auxiliante Domino, futuro illius sanctae ecclesiae.

2) R o z i è r e, Recueil général des formules II, 637, form. 522: Dilectissimis fratribus et filiis . . . simulque vocato episcopo illi, M., auxiliante Domino, metropolitanus sanctae sedis apostolicae illius. Auch de Rozière lässt sie von da in den lib. diurn. übergehen.

episcopus unterzeichnete.[1]) Diese Formel fällt daher i eine zu späte Zeit und kann nicht ohne Weiteres, wie z. I noch Oelsner thut, für das VIII. Jahrhundert als beweisen herangezogen werden. Ihr Gebrauch im VIII. Jahrhunde kann aber auch nicht nachgewiesen werden; denn in alle Formeln, welche sich auf die Wahl der Bischöfe beziehe kommt nicht ein einziges Mal der Ausdruck vocatus epi copus vor.[2]) Daraus ergibt sich aber, dass das gesamm Material, das die Formelbücher für unsere Untersuchun bieten, unter die übrigen Quellen gestellt werden mus Diese sind aber keineswegs ohne Weiteres zu gebrauche sondern müssen erst daraufhin untersucht werden, ob s sich etwa auf einen blos gewählten, nicht consekrirte Bischof, oder auf einen consekrirten mit oder ohne Bischof sitz beziehen. Erst aus dieser Untersuchung wird es sic ergeben, was wir im VIII. Jahrhundert unter vocatus epi copus zu verstehen haben.

Vorerst ist zu bemerken, dass die Bezeichnung vocat überhaupt nicht auf die Bischöfe beschränkt ist, sonde von Priestern, Diakonen, Mönchen und Aebten angewend wird. Es kann aber durchaus kein Zweifel sein, dass s hier einen wirklichen Priester, Diakon oder Mönch bedeut und nur heissen soll: obwohl ich unwürdig einer solche Würde bin, so besitze ich sie doch durch die Gnade Gottes, weshalb in der Regel ac si indignus, quamvis indignus, ac si peccator oder blos indignus hinzugefügt wird.[3]) Wenige bestimmt gilt dies freilich schon von vocatus abbas; denn gerade bei den Aebten bemerken wir zuerst eine bestimmte

---

1) Pertz, leg. I, 387. Oelsner S. 476. Resch II, 91. n. 204

2) Rozière II, 611 sqq.

3) Grandidier, hist. de l'égl. de Strasbourg II. Preuv. No. 71 — Neugart, Cod. dipl. Alem. I. No. 40. 90. 101. 103. 131. 137. — Mon. boica 28. 2. No. 1. 15. 70. — Schöpflin, Alsat. dipl. I. No. 65 66. 76. — Meichelbeck, hist. Fris. I. 1. No. 7. 19. 75.

Wendung in dem Gebrauche des Ausdrucks. Es fragt sich nun aber, wie es sich bei den Bischöfen verhält, wenn sie sich dieses Ausdruckes bedienen. Die Frage wird sich am sichersten dadurch erledigen lassen, dass ich nachweise: dieselben sind thatsächlich consekrirte Bischöfe mit festen Sitzen gewesen.

Am wenigsten hat dieser Nachweis bei den Strassburger Bischöfen, welche fast durchgängig diese Bezeichnung führen, eine Schwierigkeit. Widegern, seit 720 Bischof, schreibt im Eingange seiner Schenkungsurkunde für Kl. Murbach 728: Ego Widegernus . . in Stradoburgo civitate vocatus episcopus; am Schlusse aber: Ego Widegernus, hac si indignus Episcopus subscripsi.[1]) Heddo, seit 734 Bischof, in einer Schenkungsurkunde von 748 (nach Oelsner 749) im Eingange: Heddo gratia Dei ecclesiaeque matris in Stradburgo civitate vocatus episcopus; am Schlusse: Ego in Dei nomen Heddo peccator per misericordiam Dei vocatus episcopus.[2]) Der gleiche Ausdruck findet sich aber auch noch in seinem Testament von 763 (Oelsner 762): Ego in Dei nomine Eddo peccator, vocatus Argentinensis urbis episcopus, während der Schluss lautet: Actum est hoc testamentum . . regnante D. N. Pipino . . et venerabili episcopo Eddone. Ego in Dei nomine Eddo peccator per misericordiam Dei vocatus episcopus hoc testamentum a me factum relegi et subscripsi.[3]) Ausserdem heisst er jedoch einfach Eddo Strazburgensis ecclesie episcopus etc.[4]) Im J. 788 überschreibt aber gar B. Rachio seine Canonensammlung: Ego itaque Rachio humilis Christi servus servorum Dei . . gracia Dei vocatus episcopus Argentoratensis

1) Grandidier I. Preuv. No. 39.
2) L. c. No. 43.
3) L. c. No. 55.
4) L. c. No. 63. 65. 68.

urbis in anno V. Episcopati mei.[1]) Und diese Bezeichn reicht bei den Strassburger Bischöfen noch ins 9. J hundert hinüber, aber nunmehr scheint sie wirklich noch den eben erwählten, aber noch nicht consekri Bischof zu bezeichnen, denn sowohl bei B. Adaloch in ei Diplom Ludwigs des Frommen 817 als bei B. Rathol einem solchen Kaiser Lothars vom 29. Juli 840[2]) fäll mit der Erhebung zum Bischof zusammen, während letzt schon im folgenden Jahre am 30. März in einem Dipl Ludwigs des Deutschen einfach Bischof heisst.[3])

Damit ist aber das Beweismaterial der Strassbu Urkunden noch nicht erschöpft. Abgesehen von einem r bestimmbaren Ardolinus vocatus episcopus, welcher die kunde Widegerns unterschreibt, findet sich unter den Ur schriften der Schenkung Heddo's von 749: in Dei no Hiddo peccator vocatus episcopus von Autun, dessen nennungszeit sich nicht mehr feststellen zu lassen sch aber jedenfalls, da die Unterschrift erst später als 74ſ Attigny 762, hinzugefügt ist, früher als die Unterzeich der Schenkung Heddo's liegt. B. Remedius von F (seit 755) unterschreibt zwar Heddo's Urkunde nur: I nomine ego Remedius peccator donum Dei Episcopus zu gleicher Zeit in Attigny: Remedius vocatus ep civitas Rodoma.[4]) In einer weiteren Urkunde vc schreibt der Passauer Bischof Walderich (seit 774): Dei nomine Waldericus vocatus episcopus, sowie B von Basel (seit den Tagen des P. Zacharias 741—75 Waldebertus vocatus episcopus.[5])

---

1) L. c. No. 78.

2) L. c. No. 91. 114.

3) L. c. No. 115.

4) Pertz, leg. I, 30. Oelsner S. 366.

5) Grandidier II. No. 73. Oelsner S. 365. Die bei Pertz, SS. I, 26 haben: 751 Baldebertus episcopus b

Der Bischof Tello von Chur, welcher schon längst Bischof war, als solcher 759—60 bei Bischof Sidonius von Constanz zu Gunsten St. Gallens umsonst intervenirte und 762 den Todtenbund von Attigny unterschrieb, nennt sich in seinem Testament vom 15. Dezember 765: ego indignus Tello vocatus episcopus, und damit gar kein Zweifel übrig bleibt, dass er wirklich consekrirter Bischof sei, sagt er in demselben auch: ego Tello peccator ordinatus episcopus, sowie: qui (Jesus Christus) me etiam indignum et exiguum omnium servorum Dei, non meis meritis, sed sua clementia inter praesules ecclesiae suae dignatus est collocare.[1])

Die Bezeichnung vocatus episcopus treffen wir auch bei Sindpert von Augsburg, zwar nicht in den Urkunden von Murbach, in welchen er genannt wird, aber in dem Formelbuch von St. Gallen: Sindbertus gracia Dei vocatus episcopus atque abba de monasterio Morbac[2]) und: Sindbertus donum Dei vocatus episcopus atque abba de monasterio Morbac.[3]) Da aber Sindpert nach allgemeiner Annahme früher Bischof von Augsburg als Abt von Murbach gewesen wäre, so nannte er sich, obwohl er consekrirter und sesshafter Bischof war, doch vocatus episcopus. Vor oder nach seiner Uebernahme der Abtei Murbach fiele dann die Formel, worin er sich Sindpertus episcopus nennt.[4])

In den bayerischen Bisthümern kommt der Ausdruck, wenn wir zunächst von Erchanfried und Otkar noch absehen, im VIII. Jahrhundert nicht vor, jedoch sehen wir, dass er den Vertretern derselben nicht ganz fremd war, indem sich der Passauer Bischof Walderich in einer Strassburger Urkunde von 778, also vier Jahre nach seinem Amts-

1) Eichhorn, Episcopat. Curiens. Cod. probat. No. 2.
2) Rozière Recueil form. 677.
3) L. c. form. 678.
4) L. c. form. 742.

antritt, vocatus episcopus nannte. Auch ist es wahrscheinlich, dass Urolf von Passau noch in der Weise des VIII. Jahhrhunderts um 805 eine Urkunde, in der es zuerst von ihm heisst: in praesenti Urolfo episcopo et omnium nobilium, unterzeichnete: Et iterum ego Urilfus tamen per dei misericordiam in ore episcopus vocatus.[1]) Nicht mehr zweifelhaft kann es aber sein, wenn er 806 schrieb: Et ego Urolf tamen per Dei misericordiam vocatus episcopus.[2]) Auch schon darum konnte er übrigens den bayerischen Bischöfen nicht fremd sein, weil sich B. Rachio von Strassburg in der Einleitung zu seiner Canonensammlung, welche auch in Bayern bekannt war, so benannte, obwohl er schon im fünften Jahre seines Episkopates stand. Aus ihr nämlich stammt ohne Zweifel der, soviel ich sehe, hier allein vorkommende Eintrag in das Verbrüderungsbuch von S. Peter in Salzburg: rachto vocatus episcopus.[3]) Nur weil Karajan diesen Umstand übersah, sowie der Meinung war, vocatus episcopus heisse allein der nicht consekrirte Bischof, kam er über blose Vermuthungen über diesen Eintrag nicht hinaus: „Vocatus wird aber in der Sprache der Kirche ein Bischof genannt, so lange er noch nicht consecrirt ist. Dies liesse schliessen, dass Rachto an dieser Stelle im Jahre 783 oder kurz vorher eingetragen worden sei. Dem widerspricht aber die für d ermittelte Eintragszeit, welche das dritte bis

1) M. b. 28. 2. No. 48.

2) L. c. No. 31. — Allerdings schreibt auch Arn von Salzburg: Venerabilibus patribus, omnibus senatoribus, et coabbatibus italia manentibus, ego Arn exiguus et quasi abortivus servus servorum dei indignus vocatus abba et episcopus successor religiosissimi et famosissimi Virgilii in domino salutem (Mon. boica 14, 351. No. 2); allein diese Formel ist zu unbestimmt, so dass man nicht weiss, ob sich vocatus nur auf abba oder auch auf episcopus beziehen soll. Wahrscheinlich das erstere; aber gerade hinsichtlich der Aebte ändert sich zuerst die Bedeutung des vocatus.

3) Karajan, Das Verbrüderungsbuch v. St. Peter, col. 14, 3.

achte Jahrzehend des neunten Jahrhunderts umfasst. Wir können diesen Widerspruch uns dadurch erklären, dass wir annehmen, d habe aus irgend einer anderen Vormerkung, welche bis zum Jahre 783 zurückreichte, den Bischof Rachto sammt jenem Beisatze hier unter die Lebenden herübergetragen . . ." Die Hand d hatte allerdings eine Vorlage vor sich, welche, wenn zwar nicht bis 783, doch bis 788 zurückreichte und Rachto, den consekrirten Bischof Rachto, als vocatus bezeichnete, nämlich seine oben erwähnte Canonensammlung.

Uebersehen wir nun alle Fälle, in denen Bischöfe im VIII. Jahrhundert sich des Ausdrucks vocatus episcopus bedienten,[1]) so bezeichnet er nie weder einen Chorbischof (Gaubischof) noch auch einen ernannten, nicht consekrirten Bischof.

Oelsner kann sich für die letztere Annahme auch nur auf die epistola vocatoria im Liber diurnus berufen, von der schon die Rede war, ferner auf die zu spät liegende, ebenfalls oben berührte Unterschrift Hinkmars von Rheims und endlich auf die Unterschrift des Bischofs Johannes von Constanz: Ego Johannis ac si peccator vocatus episcopus sive abbas in der Urkunde 36 bei Wartmann. Es kann sich aber nur um diesen handeln. Ich muss jedoch gestehen, dass ich vorweg bezweifle, ob hier der Ausdruck den nicht consekrirten, aber ernannten Bischof bezeichnen solle; denn wenn die Formel vocatus episcopus, wie hier, mit ac si peccator vervollständigt wird, ist sie durchgehends der Ausdruck der Demuth. Es kommt aber hinzu, dass Wartmann und Oelsner hinsichtlich der Datirung differiren,

1) Oelsner S. 476 weist noch auf Fulcharius vocatus indignus episcopus, Vulfrannus vocatus episcopus unter den Unterschriften der Urkunde Chrodegangs für Gorze 757 hin und bemerkt selbst, dass Folcicus schon 748 Bischof von Lüttich war.

der erstere sie auf den 18. August 762 [1]) der letztere ge
wegen des Ausdrucks vocatus episcopus auf den 18. Au
760 ansetzt,[2]) indem es sich darum handelt, von wel
Jahre die Regierungsjahre K. Pipins zu rechnen sind.
dem aber Oelsner in dieser Urkunde dem Ausdrucke vo
episcopus die signifikante Bedeutung: erwählt, aber ı
consekrirt beilegen will, sieht er sich gezwungen, die
liche Formel des B. Johannes: Ego in Dei nomine Joha
episcopus, Dei dono vocans (vocatus bei Neugart) episc
et abbas vom 29. März 779,[3]) sowie die andere: In
nomine Johannes episcopus Dei gratia abbas vocatus[4])
780 dahin abzuschwächen: „. . . in den übrigen 7
kunden Johann's . . . kehrt der gleiche Ausdruck ı
wieder; denn Dei dono vocans in No. 87 bedeutet nı
viel als: heissend, genannt; derselbe Sinn liegt in der
änderten Wortfolge der No. 93: Johannis episcopus, g
Dei abba vocatus."

Allein diese Gründe kann ich nicht als entschei
betrachten. Dass B. Johannes den Ausdruck vocatus s
nicht mehr gebrauche, ist schon darum zu beschrä
weil er allerdings in zwei folgenden (Nr. 87. 93)
vorkommt; entscheidet aber insofern nichts, als auch a
Bischöfe ihn bald gebrauchen, bald nicht. Von B. S
pert z. B. ist er zweimal in den Formeln von S. G
gebraucht, einmal nicht, und in den von Schöpflin m
theilten vier Urkunden schreibt Sindpert kein einziges
sich vocatus episcopus, während wohl die Schreiber
selben sich abwechslungsweise vocatus presbyter (der
liche auch blos presbyter) und vocatus monachus nenn

1) Wartmann, Urkundenbuch der Abtei S. Gallen I, 38 N
2) Oelsner S. 514.
3) Wartmann No. 87. — Neugart No. 74.
4) Wartmann No. 93. — Neugart No. 77.
5) Schöpflin No. 63. 64. 65. 66.

Dann hat Oelsner zweifellos mit Unrecht die Datirung Wartmann's bestritten und die Urkunde um zwei Jahre früher angesetzt. Es geht dies aus dem von ihm ganz übersehenen Umstande unwiderleglich hervor, dass der Schreiber der Urkunde vom 18. August (Nr. 36) sich Audoinus presbiter nennt, während er in den Urkunden Nr. 27 vom 27. März 761 und Nr. 33 vom 15. Jan. 762 sich noch als Audoinus lector und Autwinus lector bezeichnet. Da es aber kein Aufsteigen vom presbiter zum lector gibt, sondern umgekehrt Audoinus nur vom lector zum presbiter aufgestiegen sein kann, so muss nothwendig die Urkunde Nr. 36 vom 18. August im Jahre 762, wie Wartmann annahm, geschrieben sein, nicht, wie Oelsner will, 760.[1]) Es ist dann aber auch nicht gestattet, mit Oelsner in der Datirung des Audoinus: anno septimo Pippino rege, anno octavo Pippino rege, anno nono regnante Pippino re. einen „Fehler der Urkunde" anzunehmen; es müsste denn sein, dass man behaupten wollte, Audoinus habe nicht blos hinsichtlich des Datums sondern auch der Angabe seines Charakters lector und presbiter irrig geschrieben.

Mit der Feststellung dieser Urkunde Nr. 36 als am 18. August 762 geschrieben ist aber auch der letzte Anhalt geschwunden, dass im VIII. Jahrhundert ein Bischof, der sich vocatus episcopus nannte, sich als erwählten, aber noch nicht consekrirten Bischof bezeichnen wollte.

Ein anderes Resultat wird sich aber auch aus den Formelbüchern nicht gewinnen lassen. Die unter die S. Gallener Formeln aufgenommenen Briefe des B. Sindpert sind schon besprochen. Dann bleibt aber nur noch weniges Material übrig, und dieses ist äusserst schwierig zu be-

1) Neugart Cod. dipl. Alem. I. No. 31 übersieht ebenfalls die Bezeichnung Audoins als presbiter und setzt die Urkunde am 18. Aug. 760 an. — Ueber einen Fall, wie er nach der Ausführung Oelsners angenommen werden müsste, vgl. Wartmann I. No 6, Anmerkg.

handeln, da es nur selten möglich ist deren Alter ge
festzustellen und die Bezeichnung vocatus episcopus il
Bedeutung nach zu bestimmen. Marculf selbst hat
Ausdruck überhaupt nicht, wohl aber kommt er in
Anhang zu seinen Formeln vor. So: Igitur ego ille, san
ille ecclesiae vocatus episcopus, iniungo, mando et per
litteras delego tibi illo, fideli meo ... [1]) Ich glaube
nicht, dass ein erst erwählter, noch nicht consekrirter
in sein Bisthum eingeführter Bischof bereits die Verwalt
des Bisthums übernahm und bezüglich des Besitzsta
Anordnungen traf. Ein wirklich consekrirter und sessha
Bischof ist aber sicher in dem Indiculum ad regem geme
wenn es heisst: Domino tam piissimo religiosissimo,
ille indignus vocatus episcopus, tamen fidelis vester sum
omnia devotus.[2]) Ebenso verhält es sich mit der, wie
scheint, jüngeren Formel: Sanctis ac venerabilibus clara
culmina sacerdotum, illo vocato episcopo vel cuncto cl
ecclesiae Bituricensis urbem, salutem in Domino, wel
die Dimissorien eines Priesters betrifft.[3]) In den folgen
commendatitias litteras differiren schon die Handschrift
indem die einen haben: Domino beatissimo et meritis ve
randum sancto patri illi abbate, ille in Domno perpetu
mitto salutem, eine andere aber schreibt: Domino beatissi
et meritis venerando sancto patri illo abbate sive episco
ego ille, ac si indignus, vocatus ille ... [4]) Zu der gewöl
lichen Art gehört: ... ille ultimus servorum Dei servus,
si vilis, ille infimus vocatus episcopus, salutem. — [5])
siderabili domino perque magnifico et amantissimo magis
episcopo ac si vilis et indignus vocatus episcopus devo

1) Rozière, Recueil No. 390.
2) L. c. No. 636.
3) L. c. No. 659.
4) L. c. No. 665.
5) L. c. No. 723.

tamen et fidelis orator perpetem in Christo pacem et salutem ... ist die erste der Epistolae Alati, welche nach des Collegen Rockinger Untersuchung in der zweiten Hälfte des IX. Jahrhunderts entstanden sind.[1])

Hingegen dürfte die schon besprochene epistola vocatoria im Anhange des Liber diurnus, welche auch in den fränkischen Formeln sich findet, den Wendepunkt im Gebrauche des vocatus episcopus bezeichnen. Es ist noch nicht gelungen, den Zeitraum genau zu begränzen, in welchem der liber diurnus entstand. Nimmt man aber mit de Rozière an, dass die Redaction desselben in den Jahren 685 bis 751 stattgefunden, und beachtet man ferner, dass die epistola vocatoria wegen der Differenz der Handschriften als zum Anhang gehörig sich charakterisirt, so fällt ihre Entstehung etwa um das Ende des VIII. Jahrhunderts, also kurz vor der Zeit, wo es allerdings üblich wird, dass die ernannten, noch nicht consekrirten Bischöfe sich vocatus episcopus nennen.

Doch wenn es auch im VIII. Jahrhundert vorgekommen wäre, dass sich ernannte, nicht schon consekrirte Bischöfe vocatus episcopus genannt hätten, so wäre dies doch in Bezug auf den Punkt, welchen ich im Auge habe, gleichgültig. Ich wollte nur die Annahme untersuchen und, wenn möglich, beseitigen, dass vocatus episcopus im VIII. Jahrhundert Coepiscopus (Coadjutor) oder Chor-, Gau- oder Regionarbischof bezeichnet habe. Dieses, glaube ich, ist mir aber vollkommen gelungen. Ist dieses aber der Fall, so müssen danach auch die in den Passauer Urkunden vorkommenden vocati episcopi Erchanfried und Otkar beurtheilt werden.

Die Stellen, in welchen sie genannt werden, lauten

---

1) Rockinger, Drei Formelbücher, S. 171. No. 1 u. Einleitung S. 28. — Rozière No. 811.

aber: ... illa prefata Koza venit ad patavia civitate quando erchanfridus vocatus episcopus cum suis fidelibus ibidem fuisset et renovavit omnem traditionem [1]) ... Hec igitur ego Sigiricus presbyter ... renovavi traditionem meam, quam olim factam habueram ad sanctum Stephanum anteriorum episcoporum temporibus. Erchanfrido vocato episcopo praesente et donavi ... [2]) Dum non est incognitum, sed coram plurimis ponitur noticia qualiter Reginolf presbyter propriam hereditatem ad ecclesiam b. Stephani martyris infra muro civitate Patavie tradidit sicut hic continetur ... In ea vero die manentibus Otkario vocato episcopo una cum fidelibus suis in loco nuncupante ad Puoche, ubi preciosus martyr Florianus corpore requiescit ut ipso praefato presbytero a nobis humiliter rogante praestare ei quasdam causas a s. Stephano una ad Ofterigon, alia ad Tegerinpach. In ea vero ratione econtra suam traditionem ipse renovavit. quia antea coram Erchanfrido vocato episcopo similiter fecit, et nobis placuit atque convenit.[3])

Die Folgerungen daraus zu ziehen, kann ich unterlassen; aber ich meine, man sollte, auch wenn man mit Dümmler Erchanfried und Otkar zu gleicher Zeit und neben Rupert im VIII. Jahrhundert auftreten lässt,[4]) dieses Auftreten beider Bischöfe zugleich mit der Erwähnung von vorausgehenden Bischöfen (anteriorum episcoporum) nicht ignoriren, sondern als hochwichtige Zeugnisse anerkennen, und diesen Bischöfen ihre Stelle auch nicht dadurch verkümmern, dass man sie zu blossen Regionar- oder Gau- oder Chorbischöfen herabdrückt.

---

1) M. b. 28. 2. No. 78.
2) L. c. No. 44.
3) L. c. No. 38.
4) Dümmler, Piligrim von Passau S. 4 f. 151.

II. Der Bischof Oadalhart (Udalhart) der Freisinger Urkunden als Bischof von Neuburg.

Ein anderer Punkt, den ich noch bei dieser Gelegenheit besprechen möchte, betrifft die Methode, Bischöfe, welche in Schenkungsurkunden einer Diöcese neben dem Diöcesanbischof vorkommen und deren Sitze nicht bekannt sind, sofort und ohne Bedenken zu Hilfsbischöfen oder auch zu Chorbischöfen dieser Diöcesanbischöfe zu machen. Dieses Verfahren hat sich namentlich in der Behandlung der Freisinger Urkunden, auch jüngst noch in den fleissigen Arbeiten unseres verstorbenen Collegen, des Grafen Hundt, geltend gemacht. Man kann auf diese Weise allerdings die Reihe der Freisinger „Weihbischöfe" bis in das VIII. Jahrhundert hinauf verfolgen, wie ich aber an einem Beispiele zeigen werde, mit Unrecht.

Bei der vorausgehenden Untersuchung begegnete mir in den Freisinger Urkunden auch der Bischof Oadalhart, und es lässt sich nicht leugnen: sein Auftreten kann Verlegenheiten bereiten, wenn man seine Stellung nur aus den Freisinger Urkunden allein zu beurtheilen versucht. Allein auch sie, das muss ich schon hier bemerken, zwingen nicht zu der Annahme, dass er ein Freisinger Weihbischof sein muss. Meichelbeck selbst hielt ihn für einen Freisinger Chorbischof,[1]) Resch glaubte ihn aber verbessern und Oadalhart zu einem Coepiscopus oder Coadjutor von Freising machen zu sollen.[2]) Ich selbst habe schon in meiner Kirchengeschichte Deutschlands darauf hingewiesen und unter dem Vorbehalt, später darauf zurückzukommen, kurz zu begründen gesucht, dass Oadalhart Bischof von Neuburg gewesen ist.[3])

---

1) Meichelbeck, h. Fr. I, 88.

2) Resch, Annal. Sabion. I, 712. No. 484. p. 772. n. 647.

3) Friedrich, Kirch.-Gesch. Deutschlds. II, 652. n. 2082.

Gleichwohl hat Graf Hundt neuerdings die Annahme Resc!
in seiner Schrift: Die Urkunden des Bisthums Freising a
der Zeit der Karolinger — wiederholt und geschrieben (S. 56
„Bischof Oadalhart steht neben Bischof Arbeo zuerst
einer Urkunde vom 16. November 777 in villa publica
castro Frisinga. Während des Wechsels der Bischöfe Arb
und Atto scheint um das Jahr 784 eine weitere Urkun
ausgestellt, ohne Tag und Ort, worin Oadalhart allein
Bischof erscheint. Mit Bischof Atto ist er dann in Teger
see im Juni 804, ohne ihn im Juli 807 im Kloster Caro
Gars am Inn, bei Erzbischof Arno, dann mehrmals in Fre
sing und zuletzt am 8. September 809 genannt. Er schei
demnach die Funktionen des Weihbischofs in Freising unte
den Bischöfen Arbeo und Atto 777—810 versehen zu habe
Niemals wird er Chorepiscopus oder vocatus Episcopus ge
nannt".

Diese ganze Beweisführung ist verfehlt; denn wede
folgt aus der Unterschrift eines Bischofs neben dem Diöcesa
bischof, dass derselbe des letzteren Coadjutor oder Weil
bischof sein muss, noch aus dem sonstigen Auftreten Oada
harts, dass er in Freising seinen Sitz gehabt hat. D
Regesten des Grafen Hundt selbst beweisen dies auf
schlagendste.

In gleicher Weise nämlich, wie Oadalhart neben Arb
und Atto unterschreibt, thun es auch andere Bischöfe, z.]
Manno (zu Freising): Signa Joseph epi, Mannoni epi (Reg. 19
Alim (zu Freising): Inprimis domnus dux Tassilo testi
deinde Alim et Heres epi ... und am Schlusse noch: T. Vi
gilius eps, Wisurih eps (Reg. 38); Virgilius (zu Freising
in manus Arbeonis epi. T. Virgilius (Reg. 52); Virgili
(zu Passau): Virgilius eps rogitus a Wisurihho epo (Reg. 9
Virgilius als Abt: Signa Virgilii abb. (Anhg. I. No.
Es kann durchaus kein Zweifel daran bestehen, dass di
Bischöfe, wenn man ihre Sitze nicht kännte, ebenfalls

Coadjutoren oder Weihbischöfen von Freising u. s. w. gemacht würden. Das Verfahren wäre irrig; aber ebenso unstatthaft ist es, aus einer gleichen Unterschrift des Oadalhart sofort darauf zu schliessen, dass er ein Coadjutor der Bischöfe Arbeo und Atto von Freising gewesen.

Es ist aber eben so falsch, von einer Häufigkeit seines Aufenthalts in Freising zu sprechen oder gar, wie Meichelbeck, zu behaupten, hie und da scheine er deutlich als zum Freisinger Klerus gehörig bezeichnet zu sein. Oadalhart erscheint in Anbetracht seiner langen Amtsthätigkeit (c. 774 bis c. 809) kaum öfter in Freising als Zeuge unterschrieben als andere Bischöfe, und in der Regel ist noch die Veranlassung seiner Anwesenheit dort oder anderwärts, entweder Tagen der Bischöfe oder der Sendboten, angegeben.

Allein ist er in Freising 789 (?), obwohl der Ort nicht angegeben ist: Actum est haec in praesentia Domni Attonis Episcopi, et Oadalharti Episcopi (M. nr. 98), und später wo es zweimal heisst: in praesentia Attonis Episcopi, seu Oadharti Episcopi .. und: Actum est haec in IIII. Non. Aprilis in domo s. Mariae seu s. Corbiniani conf. Christi in praesentia Attonis Episcopi, et Oadalharti Episcopi ... (M. 157). Dagegen tritt er dreimal zugleich mit anderen Bischöfen oder Aebten auf. So 777 in Freising zugleich mit Virgilius: .. Duce consentiente vel Proceribus, qui ibidem esse potuerunt Virgilio praesente Episcopo, hos testes per aures utrisque partibus tradiderunt ... Arbeo, Oadalhart testes, seu alii quam plurimi layci (M. 54). Zugleich mit einem Abte (in publico placito) in einer undatirten Urkunde: Actum est haec in praesentia Attonis Episcopi, et Oadalharti Episcopi, Meginhart abbatis (M. 250), und ebenso: Actum est haec in praesentia cunctae familiae s. Mariae, seu aliorum, qui praesentes adfuerunt, quorum nomina haec sunt: inprimis Oadalhart Episcopus, Sigimoat vocatus Abbas (M. 285). Die anderen Male be-

gegnet er uns nur noch ausserhalb Freising, aber wiede zugleich mit anderen Bischöfen oder mit Aebten. Das is der Fall 804 zu Tegernsee. Nachdem schon auf einem Convente von Bischöfen und Aebten zu Regensburg eine Angelegenheit zwischen B. Atto von Freising und Abt Adalbert von Tegernsee verhandelt worden war (coram Episcopis, et Abbatibus ... Inprimis Altheus Episcopus, Walteric Episc., Arn Episc., Itheri Abbas etc.), wurde sie neuerding der Gegenstand einer Vergleichung auf einem pro hoc angesagten publicum placitum, et qualiter adunata est cohors et stipata caterva in loco, qui dicitur in Tegarinseo a translationem corporis s. martyris Christi Quirini hic intelligitur. Ipso die resedentibus viris inlustrissimis Arnonen Archi-Episc, Attonem Episc., Oadalhardum Episc., Hiltiger vocato Episc., Maginhardo Abbate etc. (M. 121). Im J. 80 tagen die Sendboten Erzbischof Arn und die Grafen Orendi und Amalrih zu Kloster Gars; auch hier ist Oadalhar ebenso wie Atto anwesend: Et haec nomina testium pe aurem tracti in conspectu Arnonis, et Oadalharti Episcopis et in conspectu Amalricis, et Orendil Comitibus etc. (M. 124) Endlich begegnet er in einer Urkunde, deren Ausstellungs ort fehlt, in welcher aber, wie Hundt vermuthet, Oadalhar als Freisinger Weihbischof die Geschäfte des Bisthums zwische dem Tod Arbeo's und dem Antritt des Bischofs Atto geführt zu haben scheint. Allein die Vermuthung wird durc nichts gestützt. Die Veranlassung zum Erscheinen de Oadalhart war ein Tag, den Herzog Tassilo, unbestimmt an welchem Orte, hielt, und wozu auch noch Aebte un Andere zusammengekommen waren: Signum Huuasmoti Signum Tassiloni duci. Signum Oadalharti Episcopi. Signun Hunrih abbatis. Signum Frichoni presbyteri. Signum Sigide Abbatis ... (M. 97). Er ist bei der auf diesem Tage gemachten Schenkung eben Zeuge, wie die übrigen auch, un keine Silbe deutet an, dass die Schenkung zur Freisinge

Kirche, und zwar durch die Hände des Oadalhart vermacht worden wäre. Die Urkunde ist sogar ganz so abgefasst, wie die über eine Schenkung Tassilo's an die Freisinger Kirche, welche bei Meichelbeck (M. 11) noch unter Bischof Joseph, der jedoch nicht erwähnt wird, gestellt ist: Inprimis Tassilo propria manu signum fecit. Signum Virgilii Abbatis. Signum Reginperti... Gesetzt aber auch den Fall, Oadalhart hätte sich während der Sedisvakanz nachweislich in Freising aufgehalten, so würde dies noch nichts beweisen, indem es recht gut zu denken wäre, dass er als Visitator zum Schutze der Kirche sich dort befand, wie z. B. im Liber diurnus eine Formel eine solche Anweisung enthält.[1])

Aus diesem fünfmaligen Auftreten Oadalharts in Freising lässt sich also durchaus kein Schluss darauf ziehen, dass er in Freising seine Stellung hatte, da Virgil von Salzburg ebenfalls drei-, oder vielleicht viermal als Zeuge in Freising erscheint. Ich möchte hinzufügen, dass es geradezu unglaublich wäre, dass Oadalhart in den zahlreichen, in Freising selbst errichteten Urkunden nicht öfter hätte genannt werden sollen, als es wirklich der Fall ist. Was mir aber ganz besonders wichtig erscheint, ist der Umstand, dass er gerade bei mehreren von den Sendboten Arn von Salzburg und Adalwin von Regensburg zu Freising gehaltenen Gerichtstagen nicht anwesend ist (M. 115. 116. 117).

Ich weiss, dass ich mit dieser Ausführung nur die bisher üblichen Beweise als unzureichend dargethan, keineswegs aber auch die Annahme beseitigt habe, dass Oadalhart trotzdem Weihbischof in Freising gewesen sei. Es wird darum nothwendig sein, den Sitz desselben nachzuweisen, weil erst dann die eben berührte Annahme ganz unhaltbar geworden ist. Ich glaube nun, dass der Beweis vollständig geliefert werden kann.

---

1) Lib. diurn. form. 109, ed. Roz. p. 251.

Wir sahen, dass der Bischof Manno gerade so neben dem Bischof Joseph von Freising auftrat, wie später Oadalhart neben den Bischöfen Arbeo und Atto. Die Bischöfe sämmtlicher bayerischer Bisthümer seit ihrer festen Einrichtung durch Bonifatius sind uns aber bekannt, nur für Manno ist uns ein Nachfolger nicht bekannt. In der Gebets-Convention der bayerischen Bischöfe zwischen 771 bis 773 (?) tritt Manno, wahrscheinlich als der älteste dem Weihealter nach, noch an der Spitze derselben auf: Manno, Alim, Virgilius, Wisurih, Sindperht, Heres epi.[1]) Seitdem verschwindet er, und zeitlich zusammentreffend tritt nunmehr lange Jahre hindurch zu den bayerischen Bischöfen ein Oadalhart episcopus hinzu, ohne dass sein Sitz genannt würde. Es liegt nahe in diesem Bischof den Nachfolger Manno's zu erblicken, mit Hilfe des Verbrüderungsbuches von S. Peter in Salzburg können wir ihn aber als solchen auch nachweisen. In die Columne 70 trug die erste Hand die gestorbenen bayerischen Bischöfe mit Ausnahme der Salzburgischen ein und darunter auch Manno; in Columne hingegen die lebenden, und zwar, wie die Regierungsjahre derselben zeigen, zwischen 784 und 792.[2]) Da finden nun folgende Reihenfolge:

Ordo episcoporum viv.
aljni ep. et congregatio ipsius
sindperht ep. et cong. ips.
udalhart ep. et cong. ips.
chaldrih (Waldrih) ep. et cong. ips.
atto ep. et cong. ips.

---

1) Pertz, leg. III, 461. Hundt, die agilolf. Urk. p. 215

2) Ueber die Hand a vgl. Karajan, Verbrüderungsbuch. der schliesslich sagt: „die Hand a hat somit im äussersten den letzten beiden Jahrzehnten des 8. und dem ersten des eingetragen. Wahrscheinlich aber schon vor dem 13. August

Es kann nun kein Zweifel sein, dass wir hier die Fortsetzung der schon erwähnten Gebets-Convention der bayerischen Bischöfe vor uns haben, und zwar ihrem Weihealter entsprechend (Alim c. 769 bis c. 806; Sindpert 768 (?) bis 791 [1]); Udalhart c. 774; Waldrich 774 bis 804; Atto 784 bis 811). Die Bischöfe, welche die erste Gebets-Convention schlossen und inzwischen gestorben sind (in Columne 70 sämmtlich verzeichnet), sind insgesammt ersetzt bis auf Manno; aber statt seiner erscheint Udalhart. Schon der Eintrag mitten unter den lebenden bayerischen Bischöfen bezeichnet ihn als einen Bischof mit einem Sitze in Bayern. Da aber ausser dem des Manno kein anderer übrig ist, und Udalhart in der Liste der Lebenden genau die Stelle Manno's in der Todtenliste einnimmt, so muss dieser wohl in Udalhart seinen Nachfolger gefunden haben, und da Wisurich von Passau († 774) nach Manno in die Todtenliste, Udalhart hingegen vor Waldrich von Passau (seit Aug. 774) in die Reihe der lebenden Bischöfe eingetragen ist, so dürfte Manno 773 oder vielleicht schon 770 gestorben sein, da er auf einem Convente Tassilo's mit sämmtlichen bayerischen Bischöfen in Freising am 26. September 770 (M., hist. Fr. I, 68) nicht mehr ist, und Udalhart ihm spätestens in der ersten Hälfte des Jahres 774 gefolgt sein.

Ganz und gar unhaltbar ist aber gegenüber dem Verbrüderungsbuch die Annahme geworden, dass Oadalhart Freisinger Weihbischof gewesen; denn Oadalhart erscheint nicht blos ebenbürtig unter den bayerischen Bischöfen, sondern das Entscheidende liegt in der Beobachtung, dass

---

1) Da Alim hier wie in der Gebets-Convention oben dem Sindpert vorangesetzt wird, ist dieser ohne Zweifel der jüngere Bischof. Dass man in der That in Col. 35 u. 70 chronologische Einträge hat, zeigt der Umstand, dass der Todtenliste col. 70: Sigirih (761—768), Manno (c. 759—773), Wisurih († vor Aug. 774) der Ersatz in der Liste der Lebenden entspricht: Sindpert, Udalhart, Waldrih.

er wie Atto von Freising eine Congregation unter sich hat,[1]) also einen, um mich so auszudrücken, bischöflichen Klerus. Zwei Congregationen als bischöfliche Kleriseien hat aber noch Niemand für Freising im VIII. Jahrhundert nachgewiesen. Aber Klostervorstand konnte Udalhart ebensowenig sein, da die lebenden Klostervorsteher Bayerns neben den lebenden Bischöfen eine besondere Columne (36) haben. Oadalhart und seine Congregation müssen also anderwärts ihren Sitz gehabt haben, wie wir sahen, in Neuburg. Es ist jedoch möglich, dass er, wie eine Reihe anderer Bischöfe, ebenfalls aus dem Freisinger Domklerus stammte, da in der That zweimal, um 760 und 770, ein Kleriker Oadalhart in

1) Das sah übrigens schon Karajan ein, der zu col. 35, 23 bemerkt: „udalhart ep. et cong. ips. Den hier genannten Bischof, der in Freisinger Urkunden öfters als ‚Oadalhardus episcopus' vorkommt, hält Meichelbeck für einen Land- oder Regionarbischof. Vergl. dessen hist. Fris 1, 1, 88 und 1, 2, 79. Mich macht aber der Zusatz auf unserer Zeile ‚et cong. ips.' bedenklich. Es scheint mir nämlich derselbe eher auf den Vorstand einer Ordens-Congregation, also einen Bischof mit bleibendem Sitze, zu weisen. Die Urkunde l. c. 1, 2, 79, in welcher Odalhart als gegenwärtig erscheint, gehört übrigens in's Jahr 788. Resch in den Annal. Sabion. 1, 712 Note 484 hat eine ganze Reihe (sic) von Urkunden aufgeführt, in denen Odalhart wiederholt neben dem Bischof Atto von Freising und als derselben ‚familiae s. Mariae' angehörig bezeichnet wird." Hundt hat leider das Verbrüderungsbuch zu seinen Arbeiten wenig herangezogen. Was übrigens die auch von Karajan hingenommene Behauptung Meichelbeck's betrifft, dass Oadalhart als zum freisingischen Klerus gehörig erscheine, so ist dieselbe durchaus falsch; denn das besagt nicht N. 157: in praesentia Attonis Episcopi et Oadalharti Episcopi, seu praedictae familiae s. Mariae, denn dann müssten, wie gezeigt, auch andere Bischöfe Bayerns zu der familia s. Mariae in Freising gehört haben. Im Gegentheil nimmt ihn die Urkunde N. 25 ausdrücklich aus der Familia s. Mariae aus: in praesentia cunctae familiae s. Mariae seu aliorum, quorum nomina haec sunt: inprimis Oadalhart Episcopus, Sigimoat vocatus abbas etc. So wenig Sigimoat zu dem Freisinger Klerus nach dieser Formel gehörte, ebensowenig Oadalhart.

Freisinger Urkunden auftritt; vielleicht ebendeswegen kam er auch manchmal nach Freising, ohne durch öffentliche Angelegenheiten dahin gerufen zu sein.

Die Erinnerung an Oadalhart als Bischof von Neuburg ist auch später nicht ganz erloschen. Schon im Verbrüderungsbuche von S. Peter können wir bemerken, dass die Hand i, welche nach Karajan seit c. 820 eintrug, das Gedächtniss desselben festhalten wollte. Sie schrieb nämlich zu der Columne 70 und gerade zu den verstorbenen bayerischen Bischöfen odalhart, freilich ohne den Beisatz episcopus, aber ich meine doch, dass der Eintrag unter der Ueberschrift: Ord. comm. epor. vel abb. defunct. zwischen zwei Columnen von Bischöfen und Aebten unseren Oadalhart betreffen sollte.[1]) Ebenso hatte man auch in Benediktbeuern noch einige Jahrhunderte später, offenbar auf Grund älterer Aufzeichnung, die Kenntniss davon, dass Oadalhart der Nachfolger Manno's von Neuburg war. Kunstmann hat zum ersten Male, ohne die Notiz in unserer Richtung weiter zu verfolgen, darauf aufmerksam gemacht. Er entnahm dieselbe dem Cod. Ben. 118 saec. X/XI (jetzt Cod. lat. Monac. 4618). In ihm ist nämlich bei der Vertheilung der bischöflichen Sitze Bayerns durch Bonifaz in Willibaldi vita s. Bonifatii c. 7 eingefügt: Quartum (episcopum) in Nova civitate nomine Mannonem, cui Uodalhart episcopus successit.[2]) Dazu stimmen auch Annalen einer alten Handschrift, welche Lazius benützt und in Bezug auf unsere Frage erhalten hat. Auch nach ihnen wäre Manno nicht ohne Nachfolger geblieben; aber derselbe heisst nicht Oadal-

---

1) Col. 21, 10 steht der Abt Adalhart von Corbie auch ohne den Beisatz Abb. eingetragen.

2) Kunstmann, Bemerk. üb. eine ungedr. Stelle aus der Lebensbeschreibung des h. Bonifacius. Oberbay. Archiv. I, 155. — Jaffé, Mon. Mog. p. 457.

hart, sondern Hildegart.[1]) Ich glaube aber, dass hier nicht ein unter anderen Verhältnissen leicht denkbarer Fehler des Schreibers untergelaufen ist, indem er Hildegart statt Oadalhart schrieb, sondern eine Combination vorliegt, welche absichtlich Hildegart statt Oadalhart setzte. Jm J. 804 kommt nämlich auf dem schon erwähnten Tage zu Tegernsee unmittelbar hinter Oadalhart: Hiltigero vocato Episcopo und dieser Hiltiker verdrängte wahrscheinlich bei dem Annalisten des Lazius den Oadalhart, wie es noch bis in die neuere Zeit bei den Schriftstellern der Fall ist. „Resch" schreibt Graf Hundt, glaubt in seinen Sebener Annalen Hiltikern wegen des Vorhandenseins zweier Bischöfe Freising anderwärts unterbringen zu sollen, und weist auf das Bisthum Neuburg hin. Rettberg (in seiner Kirchengeschichte Deutschlands) ist geneigt, in Hiltiker jenen Hildegart zu erkennen, welcher nach einer Vormerkung bei Wolfgang Lazius aus ungenannten Annalen dem Bischof Mammo, vielmehr Manno, zu Neuburg gefolgt sein soll. Nach Anton Winters in seinen Vorarbeiten für Bayerns Kirchengeschichte entwickelten Ansichten hätte das Bisthum Neuburg bis zum

---

1) Lazius, de gentium aliquot migrationib. Frcf. 1600, p. 232. Es ist von der kirchl. Eintheilung Bayerns durch Bonifatius die Rede, dann fährt er fort: Haec ex antiquo Annalium codice, ubi praeterea ista leguntur, sub paragrapho Zachariae Romani episcopi: Iste Zacharias, rogante Carole rege, duos episcopos ordinavit, Wicconem in novam civitatem, et Rozilonem (Tozzilonem, Tozzonem?) in Augustam. Deinde Dominus Pipinus jussit Bonifacium episcopum Maguntinum, cui secundus Gregorius vicem suam per Galliam et Germaniam commiserat, et Bilibaldum una cum ceteris sapientibus viris, ex praecepto domini Apostolici, per omne regnum res ecclesiasticas ordinare. Proinde b. Bonifacius episcopus eodem itinere venit in Boiariam, et sedens in civitate nova, ordinavit exinde episcopales sedes per totam Boiariam, atque ob merita sua deposuit Wicconem episcopum, et consensu atque praecepto domini Pipini regis et Odilonis ducis ordinavit illic Mannonem, eoque mortuo ordinatus est illic Hildegart episcopus.

J. 809 gedauert, und so wäre dann 804 für das Auftreten Hiltikers als dessen Bischof Platz. Allein Rettberg bekämpft mit guten Gründen Winter in Bezug auf die Dauer des Bisthums Neuburg, indem er darthut, dass jener Reichskataster, in welchem die Civitas nova um 809 mit solcher Bedeutung erscheinen soll, dass in ihr ein Bischofssitz anzunehmen wäre, weder der Zeit nach feststehe, noch eine kirchliche Beziehung habe. Das Bisthum Neuburg, welches in Bonifazius Einrichtung der Kirche Bayerns sich nicht findet, kann wohl nur aus dem Zeitraume der Kämpfe zwischen Franken und Bayern stammen, wo es von politischer Bedeutung war, das Bisthum Augsburg nach den dasselbe durchschneidenden Landesgränzen in zwei zu theilen. Mit der Einverleibung Bayerns in das grosse Frankenreich fielen die Gründe für einen Bischofssitz in Neuburg und war derselbe der Lage und Gestaltung nach unhaltbar geworden. Nach dem J. 788 fehlt denn auch jegliche Nachricht über ein Fortbestehen des Bisthums Neuburg, während schon an sich Bischof Manno's Leben über 788 hinaus kaum zu erstrecken sein dürfte, Hiltiker aber, wie vorbemerkt, noch 793 sich unter der Domgeistlichkeit Freising befunden zu haben scheint. Es wird daher eine spätere Aufstellung eines Bischofs zu Neuburg nach längst erloschenen Gründen für das Fortbestehen des Bisthums, aber auch in gleichem Grade eine weiter gefolgte Wiederabsetzung des Bischofs, wie sie Rettberg zur Erklärung des vocatus Episcopus Hiltiker andeutet, höchst unwahrscheinlich, zumal der Titel vocatus Episcopus in der Ausdehnung von zehn und mehr Jahren geführt worden sein müsste." Da aber Hundt den Oadalhart für einen Freisinger Coepiscopus erklärt, darum auch meint, Hiltiker erscheine auf dem Tage zu Tegernsee „mitten unter der Priesterschaft des Bisthums Freising nach den Bischöfen Atto und Oadalhart und vor den Aebten", und da nirgends angedeutet ist, dass Hiltiker anderwärts die

bischöfliche Würde bekleidet habe, so kommt er begreifl wegen der zwei gleichzeitigen Freisinger Coepiscopi in V legenheit, glaubt aber unter Hinweis auf die viel spät Synode von Dingolfing 902, wo zwei Chorbischöfe Bischofs von Eichstätt zugegen waren, diese Erscheinu für begründet halten zu dürfen. „Wir erblicken demna schliesst er, in Hiltiker einen Coepiscopus von Freisi dessen Wirksamkeit aber im Hinblicke auf bald auftauche andere Namen eine sehr kurze gewesen sein dürfte." 1 dem Verfahren Hundt's treten nämlich in der kurzen 2 von 804—811 nicht weniger als vier, eigentlich sogar fi Coepiscopi von Freising auf.[1])

Durch den oben geführten Nachweis, dass Oadalh Bischof von Neuburg und Manno's Nachfolger war, ist di ganze Combination mit Hiltiker als unbegründet beseitig aber allerdings auch wieder mehr Raum für ihn als C episcopus in Freising gewonnen. Gleichwohl ist Hun auch hiemit auf einen Irrweg gerathen. Vocatus episcop bedeutet auch jetzt keinen Chor- oder Weihbischof, sonde mindestens einen ernannten, noch nicht seinen Stuhl in B sitz nehmenden Bischof. Mit Hilfe des Verbrüderungsbuch von S. Peter wäre er aber vielleicht darauf gekommen, dieser Hiltiker Bischof gewesen. In der Columne 61 ste nämlich an der Spitze mehrerer Bischöfe hiltigaer eps, all dings erst von der Hand k eingetragen, welche dem dritt bis achten Jahrzehent des IX. Jahrhunderts angehört; al die Bischöfe, welche sich folgen: hiltigaer, Daniel, heimp sind, wie Karajan bemerkt, drei sich folgende Bisch Trients, deren Lebenszeit in die Jahre 802 bis 845 fä der erste, Hiltigaer, also gerade in die Zeit, wo er in Freisinger Urkunde auftritt. In der Columne 47 ist er der Hand q, der nämlichen, welche hier auch Arn Archi

1) Hundt, Karol. Urkunden, S. 56 ff.

eintrug, als hiltegarius eps eingeschoben, ein Beweis, dass der Trienter Bischof in Salzburg und in der bayerischen Kirche wohlbekannt war. Würde der Freisingische Domgeistliche, welcher 772 (M. 28) und 793 (M. 111) in Freisinger Urkunden erscheint, der spätere Bischof Hiltiker sein, so würde dieser allerdings aus Freising nach Trient berufen worden sein und vielleicht vor seinem Abgange in seine Diöcese der Translation des hl. Quirinus und dem Tag zu Tegernsee beigewohnt haben.

Oadalhart als Nachfolger Manno's im Bisthum Neuburg ist, glaube ich, vollkommen gesichert. Nun entstehen aber neue Fragen: Wie lange war er Bischof von Neuburg? Hatte er selbst noch einen Nachfolger? Die Antwort auf diese Fragen ist weit schwieriger noch, als die Feststellung Oadalharts als Bischof von Neuburg. Während der Lebzeit desselben tritt nämlich noch der Bischof Sindpert von Augsburg auf, welcher das Bisthum Neuburg wieder mit dem von Augsburg vereinigt hat. Dieses steht fest aus folgenden Thatsachen. Gegen Ende des VIII. Jahrhunderts tritt Oadalhart, obwohl noch am Leben, als bayerischer Bischof zurück und Sindpert an seine Stelle, ja als Papst Leo III. den bayerischen Bischöfen 798 die Erhebung Arn's zum Erzbischof ankündigt, wird er in dessen Schreiben ausdrücklich Bischof von Neuburg genannt: Sintperto ecclesiae Nivuinburcgensis.[1]) Auf der Synode der bayerischen Bischöfe zu Reisbach, in Bezug auf welche Sintpert eine Sendung des Königs Karl des Grossen an Erzbischof Arn erhalten haben soll, war ebenfalls neben den übrigen bayerischen Bischöfen nur er als Bischof von Neuburg vertreten: Simbertus Newburgensis,[2]) und wenn er auch in der von Meichelbeck an-

---

1) Kleymaiern, Juvavia, Anhang No. 10. Zahn, Urkdbch. d. Herzogth. Steiermark. I. Nr. 2.

2) Pertz, leg. III, 496.

geführten, für die Freisinger Kirche zu Reisbach au
fertigten Urkunde zugleich mit Alim von Seben nicht
nannt ist, so fehlt doch auch Oadalhart.[1]) Ebenso fe
beide auf der Synode zu Salzburg 807,[2]) obgleich Oadal
wenige Monate später auf dem schon erwähnten Tag
Kloster Gars wieder auftritt. Endlich ist Sindpert
faktisch in einer Freisinger Urkunde als der Ordinariu
der Diöcese Neuburg anerkannt, da von ihm der Freisi
Bischof Atto († 810) die Erlaubniss zur Einweihung zw
Kirchen in Ecknach bei Aichach auf dem Boden der N
burger Diöcese erhielt.[3])

Darüber kann also kein Zweifel erhoben werden,
Sindpert gegen Ende des VIII. Jahrhunderts das Bistl
Neuburg besass. Es fragt sich nur: seit welchem J
diese Aenderung eingetreten ist. Dasselbe ist annähe
nachzuweisen und trifft allerdings mit der Zeit zusamm
in welcher ein Grund für ein besonderes Bisthum Neub
nicht mehr bestand. Wir sahen, dass Oadalhart spätes
in der ersten Hälfte 774 Bischof von Neuburg wurde,
einer Zeit, wo Sindpert noch gar nicht Bischof von Au
burg (seit 779) gewesen sein soll. Im Eintrage der leben
Bischöfe Bayerns in das Verbrüderungsbuch von S. P
ist wohl Oadalhart mit seiner Congregation, nicht
Sindpert von Augsburg oder Neuburg genannt, und
derselbe, wie oben gezeigt, zwischen 784—792 gem
sein muss, so muss Oadalhart in diesen Jahren noch Bis
von Neuburg gewesen sein, und kann es Sindpert mindes
784, wo der zuletzt eingetragene Freisinger Atto Bis
wurde, noch nicht gewesen sein. Nun verwickelten

1) Meichelbeck, hist. Fris. I, 94.

2) L. c. II, No. 286. — Pertz, leg. III, 479 sq.

3) L. c. II No. 429: . . . propter familiarem fraternitatem, quan
Attone fidele Episcopo semper habuerunt, cum licentia Sindberti Ep
Attonem ep. conduxerunt, ut ipse illorum consecrasset ecclesias.

die Verhältnisse in Bayern immer mehr, und 788 wird das Land dauernd mit dem Frankenreiche verknüpft. Auch die kirchlichen Verhältnisse konnten sich dem Wechsel nicht entziehen. Schon 789 vergab Karl das Kloster Chiemsee an den Bischof Angilramm von Metz und Papst Leo III. selbst erwähnt in seinem Schreiben an die bayerischen Bischöfe (798), dass sich Karl der Grosse der Ordnung der Kirchenprovinz Bayern angenommen und diese allseitig, wie es sich ziemte, wunderbar geordnet habe.[1]) Da sich aber der Papst auf ein Bittgesuch der Bischöfe beruft, so muss die Sache wohl einige Jahre zurückreichen. Und in der That sehen wir Sindpert selbst um 792 von einer Aenderung seiner Stellung getroffen. Derselbe vereinigte 787 nach dem Tode des Abtes Amicho die Abtei Murbach mit seinem Bisthum, behielt sie jedoch nur bis 792, indem sie nach einer kurzen Verwaltung durch Karl den Grossen selbst[2]) an Bischof Gerhoch von Eichstätt 793 verliehen wurde. Sollte diese Aenderung ohne Entschädigung Sindperts vor sich gegangen sein? Ich glaube nicht und möchte letztere gerade in der Verleihung des Bisthums Neuburg erblicken, das ja auch in Neuburg seine Congregation nach dem Ver-

---

1) Kleymaiern, Juvav. Anhg. No. 10: Dilectionis vestre quas nobis petitorias emisistis sillabas, libenti suscepimus animo, in quibus ferebatur ut in provincia vestra Bajovuariorum archiepiscopum ordinaremus, quomodo provincia ipsa mirifice a filio nostro Domino Karolo excellentissimo rege Francorum et Longobardorum atque patricio Romanorum penitus ex omni parte sicut decuit ordinata est.

2) Schöpflin, Alsat. dipl. I. No. 67. 68, von 792—794, wenn in der zweiten wie in der folgenden 69 das Regierungsjahr richtig ist und nicht ebenfalls 792 gelesen werden muss, da dem B. Gerhoh von Eichstätt nach den Annal. Alam. bei Pertz Scr. I, 47 schon 793 das Kl. Murbach verliehen worden ist. Auch Jaffé, Mon. Alcuin. p. 340 n. 5 bestreitet diese letztere Angabe nicht, obwohl er auf Schöpflin u. die Gall. chr. XV, 540 hinweist, welche Gerhoh erst 795 Abt werden lassen.

brüderungsbuche von S. Peter oder Religiosen nach
Gebets-Convention der bayerischen Bischöfe hatte. In d
Zeit also muss auch die Verdrängung des Bischofs Oa
hart fallen.

Von da an gibt es nur noch Vermuthungen über
Stellung des Oadalhart. Das Einladungsschreiben Arn's
die Bischöfe, sich zur Synode in Reisbach einzufin
fordert dieselben auf, auch ihre Chorbischöfe und Ar
presbiter zur Synode mitzubringen. In den Verzeichni
sind aber keine Chorbischöfe, sondern nur Archiprest
als anwesend genannt. Da ist nun bemerkenswerth,
an der Spitze derselben ein Odalhart steht.[1]) Hundt, wel
nur die schon berührte Freisinger Urkunde bei Meichelt
in Betracht zieht, meint: die Archipresbiter „Amo
Paldrih sind auf der Synode zu Reisbach um 799, wo
Erzpriester Ellannod seinen Bischof (Atto von Freising)
gleitet hatte. Es waren daselbst auch Arno und die Bisc
von Regensburg und von Passau. Jene Erzpriester, we
in den Urkunden von Freising nirgends genannt
werden daher mit den erwähnten Bischöfen nach Rei
gekommen sein".[2]) Nach den weiteren Nachrichten
aber ausser diesen auch die anderen bayerischen Bi
von Seben und Neuburg (in unum congregatis arc
copo, cunctis episcopis Bavarie . . .) Alim und Sindp
wesend, und sie werden wohl ebenso wie ihre Colleg
Archipresbiter mitgebracht haben. Wenn aber in d
singer Urkunde Alim und Sindpert sowie zwei Archi
fehlen, so werden diese letzteren wohl auch die A
biter der fehlenden Bischöfe gewesen sein. Jedenf
gehört der Archipresbiter Odalhart nicht nach

1) Pertz, leg. III, 496: Archipresbiteri: Odalhart,
pald, Emod. Früher las man statt Odalhart: Adalhard.

2) Hundt, Karol. Urk. S. 92.

Würde er nun der Oadalhart episcopus der Freisinger Urkunden sein,[1]) so würde sich uns die Erscheinung darbieten, dass der frühere Neuburger Diöcesanbischof, seitdem Sindpert das Bisthum Neuburg mit dem von Augsburg vereinigte, die Stellung eines Archipresbiters unter Sindpert einnahm. Es würde diese Vermuthung auch zu einer anderen fast gleichzeitigen Nachricht stimmen. Gerade damals nämlich gab es eine neue Veränderung in der Diöcese Augsburg-Neuburg, indem Sindpert seinen Sitz von Neuburg, wo er nach dem Schreiben Leo's III. von 798 war, nach Staffelsee verlegte; denn in dem Schreiben des nämlichen Papstes vom 11. April 800 an die bayerischen Bischöfe heisst es bereits: Sintberto Stafnensis ecclesie.[2]) Das kann nicht ohne eine Auseinandersetzung mit Oadalhart und den bayerischen Bischöfen geschehen sein. Es wäre möglich, dass Sindpert den bayerischen Theil seiner Diöcese (Neuburg) Oadalhart in der Stellung eines Archipresbiters überliess, und dass dieser in der Gegenwart Sindperts, wie in

---

1) Es ist höchst wahrscheinlich, dass dieser Odalhart wirklich der Archipresbyter Sindperts war. In der Urkunde für Freising kommen vier Bischöfe: Waltrih von Passau, Arn von Salzburg, Adalwin von Regensburg und Atto von Freising vor. Der Archipresbyter Atto's ist bekannt und der in den Freisinger Urkunden oft genannte Ellannod. Der in der Reisbacher Urkunde für Freising wie in den Unterschriften der Reisbacher Synode vorkommende Hiltiperht diaconus ist an Stelle eines Archipresbyters der Begleiter Arn's von Salzburg. Vgl. den Eintrag desselben im Verbrüderungsbuch col. 14, 5 hiltibertus diac. unmittelbar unter arn. Amo und Paldrih fallen dann auf Walderich und Adalwin. Für Paldrih ist dies auch durch M. 118 erwiesen, da hier neben Arn, Adalwin, Atto und Walderih vorkommen: Ellannod archipresb., Theorolf diac., Paldrih archipresb., Oadalfried presb. Die Archipresbyter Odalhart und Ospald können also in der That nur auf die Bischöfe Sindpert und Alim, welche die Urkunde für Freising nicht unterzeichneten, fallen. Es ist also nur die Wahl, ob man Odalhart Sindpert oder Alim zutheilen will.

2) Kleymaiern, Juvav. Anhg. No. 14.

Reisbach, sich nur als Archipresbiter unterzeichnete, ausserdem aber seinen Titel Bischof fortführte und mit ihm genannt wurde. Denn wir sehen auch anderwärts, dass Bischöfe nicht gerade immer als solche bezeichnet wurden, wenn sie noch ein anderes Amt bekleideten, indem z. B. Johannes Bischof von Constanz und Abt von S. Gallen öfter nur Abt heisst.[1]) Es wäre jedoch auch denkbar, dass nach 800 eine neue Aenderung eingetreten und Neuburg als selbständiges Bisthum fortgeführt worden wäre.

Diese Vermuthung scheint nicht ohne Anhaltspunkte zu sein. Eben in diesen Jahren nahm Karl der Grosse eine durchgreifende Organisation der deutschen Kirche vor. Wie die Kirchenprovinz Bayern ihren Metropoliten in dem Salzburger Bischof Arn erhielt, so wurde Köln gleichzeitig zur Metropole erhoben und dem Bischof Hiltebold als Erzbischof übertragen. Damit erlitt aber die Metropole Mainz wesentliche Verluste. Im J. 751 constituirte Papst Zacharias die Mainzer Provinz aus den Bisthümern: Tongern, Köln, Worms, Speier, Utrecht und denjenigen, welche in den von Bonifaz neu bekehrten Ländern errichtet werden,[2]) also Würzburg und Eichstätt, da Erfurt bald wieder einging. Durch die Erhebung Köln's zur Metropole gingen also dieses, dann Tongern und Utrecht für Mainz verloren, welcher Verlust natürlich wieder gedeckt werden musste, und wozu zunächst nur die alamannischen Bisthümer übrig blieben. Die Suffraganstellung Augsburgs war darum selbst eine schwankende, indem es sich fragte, ob es zu Salzburg oder Mainz geschlagen werden solle. Wenn aber das bisherige Bisthum Neuburg zugleich mit Augsburg unter Mainz gestellt werden sollte, so war dies gleichbedeutend mit der Verkleinerung der Kirchenprovinz Bayern oder mit einer

1) Wartmann, Urkdbuch. von S. Gall. I. No. 37. 47. 62.
2) Jaffé, Mon. Mag. p. 227.

empfindlichen Beeinträchtigung der Metropole Salzburg. Das würde aber so wenig als andere Erzbischöfe Arn gern gesehen haben, der so sorgfältig über den Besitz seiner Kirche und die Grenzen seines Erzbisthums gegen Aquileia hin wachte. Im J. 800, wie das Schreiben Papst Leo's III. bezeugt, war auch in der That Sindpert als Bischof von Staffelsee wenigstens für den bayerischen Theil seiner Diöcese, das Bisthum Neuburg, noch Mitglied der bayerischen Kirchenprovinz. Es entspräche daher ganz der Lage der Dinge, wenn die bayerischen Bischöfe die Selbständigkeit des Bisthums Neuburg hätten bewahrt wissen wollen. Da aber schon 829 auf der vom Kaiser angeordneten Mainzer Synode Augsburg zur Metropole Mainz gehört und die Metropole Salzburg nur noch die Suffraganbisthümer Freising, Regensburg, Passau und Seben zählt,[1] so ist zwischen 800 und mindestens 827/8 die Aenderung in der Suffraganstellung Augsburgs erfolgt. Solange aber Arn, der am Hofe wie in Rom gleich angesehene und um beide gleich verdiente Erzbischof, lebte († 24. Jan. 821), wurde wohl keine völlige Veränderung vorgenommen; allein die Verhandlungen über die Stellung Augsburgs und Neuburgs zu Salzburg oder Mainz mögen schon in seine Lebenszeit sich erstreckt haben. Sindpert wenigstens und überhaupt ein Augsburger Bischof erscheint nach 800 nie mehr unter den bayerischen Bischöfen, so oft sie sich auch versammeln oder zusammenfinden, während dabei noch immer Oadalhart auftritt. So fehlt Sindpert 807 auf der bayerischen Synode zu Salzburg, wo manches Nützliche und auch das Zehentverhältniss verhandelt wurde,[2] und in gleicher Weise ist

1) Hefele, Conc-Gesch. IV, 72. Hartzheim Conc. Germ. II, 54 sq.

2) Meichelbeck II. No. 286: Dum se congregasset Synodus Episcoporum, Abbatum ceterorumque Clericorum Bajoariae Provinciae ad Metropolim Salzburgensem ... Arn archiepisc. Atto, Adalwinus, Einricus, Atto ...

kein Augsburger Bischof auf der Regensburger Syno
deren Zeit nicht angegeben ist, aber von Resch [1]) um 8
angesetzt wird, sowie auf dem Gerichtstag von Ergolting 82
während bei den beiden letzten Conventen regelmässig
Agnus als bayerischer Bischof zu den übrigen an letz
Stelle hinzutritt. Resch nimmt diesen als Neuburger
episcopus des Sindpert,[3]) was jedoch Hundt bestreitet, ind
er meint: „Er dürfte einem der Bayerischen Bisthümer
Coepiscopus zuzutheilen sein. Ihn mit Resch, in des
Annalen von Seben, dem Bisthum Augsburg-Neuburg
überweisen, können Gründe kaum geltend gemacht werd
Keinenfalls war Neuburg um 822 noch eigenes Bisthum.'

Allein diese Behauptung Hundt's kann ich zu
meinigen durchaus nicht machen, indem sie von zwei ni
bewiesenen Voraussetzungen ausgeht, dass nämlich ein
um 822 Neuburg kein selbständiges Bisthum mehr gewe
sein könne, und dass zweitens jeder Bischof, dessen S
man nicht anderswoher wisse, ein Coepiscopus sein mü
Mir erscheint die Lage der Dinge anders. Oadalhart
bis 808 sicher, und zwar als Bischof, zu verfolgen [5]);
J. 809 oder 810 muss er hochbetagt gestorben sein.
Tod Sindperts wird ebenfalls 809 angesetzt. Um die nä
liche Zeit tritt aber auch Agnus als bayerischer Bisc
auf, und zwar gerade so wie Manno und ursprünglich Oad

---

1) Resch, Annal. Sabion. II, 21. — Meichelbeck, No. 2
Hoc autem factum est ad Reganaspuruc in publico conventu Epi
porum, seu etiam Presbyterorum, in quo erat Arn Archiepisc.,
Episc., Adalwinus Episc., Hato Episc., Einrich Episc., Agnus Episc.

2) Meichelbeck No. 434: Dum sedissent Cotafrid videlicet
Hatto ad Ergeltingas, Adalram, Hitto, Baturich, Reginheri, Ag
Episcopi . . .

3) Resch II, 21 n. 46.

4) Hundt, Karol. Urk., S. 60.

5) Hundt, a. a. O., S. 56 erblickt auch M. 172 in dem Oa
hart ohne Titel unseren Bischof, also 8. Sept. 809.

hart als fünfter neben Salzburg, das jetzt Metropole ist. Es mag also sein, dass mindestens nach dem Tode Sindperts und Oadalharts die bayerischen Bischöfe die Wiederherstellung der ursprünglichen bayerischen Provinz anstrebten und erreichten,[1]) dass aber nach dem Tode Arn's das Bisthum Neuburg für immer mit Augsburg und der Metropole Mainz vereinigt wurde. Dazu stimmt auch das Zusammentreffen der einzelnen Daten sehr gut: Arn stirbt 821, Agnus kommt zum letzten Male vor 823, und 829 ist Augsburg Suffragan-Bisthum von Mainz, während von Neuburg oder einem fünften bayerischen Bischof keine Rede mehr ist.

---

1) Ganz unstichhaltig ist jedenfalls die Meinung Streber's i. d. Art. Augsburg der 2. Aufl. des Wetzer und Welte'schen Kirchenlexikons col. 1620: „Als im J. 798 Salzburg zur Metropole der bayer. Lande erhoben wurde, bewirkte Sintbert, dass alle der Augsburger Kirche zugehörigen bayer. Theile von Salzburg unabhängig wurden und die parochia ambarum partium Lici fluminis (Translat. s. Magni, MG. SS. IV, 425) der Metropole Mainz unterstellt blieben.“ Bis zum J. 800 stand Augsburg kaum schon unter Mainz und war Sindpert die Lostrennung der Neuburger Theile von Salzburg noch nicht gelungen. Dem Papste war wohl bekannt, dass derselbe sich nunmehr in Staffelsee aufhalte, aber er rechnete ihn doch noch zu den Bischöfen der „provintia Baiuuariorum“ (Juvavia, Anhg. No. 14). Später kommt aber Sintpert, ausser in dem Mandatum von Aachen (Pertz, leg. I, 90), wo sich aber keine Ortsangabe findet, in gleichzeitigen Schriftstücken nicht mehr vor. Die Stelle in der Translat. s. Magni, auf welche sich Streber beruft, heisst aber: Parochiam vero ambarum partium Lici fluminis per auctoritatem domni Leonis tunc temporis papae et confirmationem domni Karoli iam facti imperatoris in utroque regno simul Domino favente coadunavit. Darin steht aber keine Silbe davon, Sindpert habe bewirkt, dass die Diöcese Augsburg sammt ihrem bayerischen Theile der Metropole Mainz unterstellt blieb; vielmehr nur soviel, als uns auch sonst aus gleichzeitigen Quellen bekannt ist, dass nämlich wirklich Sindpert das Bisthum Augsburg mit Neuburg innehatte. Wie schlecht übrigens der späte Verfasser der Translatio s. Magni unterrichtet war, zeigt er schon dadurch, dass er die Vereinigung erst geschehen lässt, als Karl d. Gr. bereits Kaiser war.

Ich wiederhole jedoch, dass die Erörterungen über N burg seit dem Auftreten Sindperts als Neuburger Bisc nur Vermuthungen sind, welche übrigens ebensoviel rechtigung für sich haben, als die gegentheiligen nahmen.

Herr v. Druffel hielt einen Vortrag:

„Beiträge zur militärischen Würdigu des schmalkaldischen Krieges."

Derselbe wird später in den Sitzungsberichten veröff licht werden.

Verzeichniss der eingelaufenen Büchergeschenke.

Von der Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen in Batavia:

Verhandelinger Deel 41, Stuck 2. 1880. 4⁰.

Von Kgl. Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indië im Haag:

Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. 4 Reeks. Deel 5. s' Gravenhage 1881. 8⁰.

Vom Institut des langues orientales in Petersburg:

Collections scientifiques. IV. Monnaies de différentes dynasties musulmanes. 1881. 8⁰.

Von der Provinciaal Utrechtsch Genootschap der Kunsten en Wetenschappen in Utrecht:

a) Jaarverslag 1879 en 1880. 1879/1880. 8⁰.
b) Sectie-Verslag. 1879. 8⁰.
c) De Polybii fontibus et auctoritate scripsit J. M. J. Valeton Trajecti ad Rh. 1879· 8⁰.
d) Het Leven en de verdiensten van Petrus Camper, door C. E. Daniëls. 1880. 4⁰.
e) Het Klooster te Windesheim, door J. G. R. Acquoy. 3. Deel. 1880. 8⁰.
f) Naamlyst der Leden. 1880. 8⁰.
g) Registers. 1879. 8⁰.

Vom Sächsischen Alterthumsverein in Dresden:

a) Neues Archiv für sächsische Geschichte. Bd. II. 1881. 8
b) Jahresbericht f. d. J. 1880—81. 1881. 8⁰.

Von der Società Siciliana per la storia patria in Palermo

Documenti per servire alla storia di Sicilia. Vol. I fasc. 1881. 8⁰.

Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Bibliotheca Indica. Old Series. No. 243. New Series No. 469 471. 1881. 8⁰.

Von der American Oriental Society in New Haven:

Proceedings at New Haven. Oct. 26. 1881. 8⁰.

Von der Archäologischen Gesellschaft in Agram:

Viestnik. Bd. IV. 1882. 8⁰.

Vom historischen Verein für Niedersachsen in Hannover:

Zeitschrift Jahrg. 1881. 1881. 8⁰.

Von der k. preussischen Akademie der Wissenschaften in Berlin

Politische Korrespondenz Friedrich's des Grossen. Bd. VI 1881. 8⁰.

Vom westfälischen Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kun in Münster:

8. u. 9. Jahresbericht pro 1879 u. 80. 1880—81. 8⁰.

Vom Geschichtsverein und Naturhistorischen Landesmuseum Klagenfurt:

Carinthia. 71. Jahrgang 1881. 1881. 8⁰.

Von der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde in Salzburg:

Mittheilungen. 21. Vereinsjahr 1881. 8°.

Von der Archäologischen Gesellschaft in Berlin:

41. Winckelmannsprogramm. Ueber die Verwendung von Terrakotten an griechischen Bauwerken. 1881. 4°.

Vom Geschichts- und Alterthums-Verein in Leisnig:

Mittheilungen. 6. Heft. 1881. 8°.

Von der Académie de Metz in Metz:

Mémoires. 60e année (= 3e Sér. 8e année). 1878—79. 1881. 8°.

Von der Société d'histoire de la Suisse romande in Lausanne:

Mémoires et Documents. Tom. 36. 1882. 8°.

Vom Verein für Hamburgische Geschichte in Hamburg:

Mittheilungen. 4. Jahrgang. 1882. 8°.

Vom Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg:

a) Mittheilungen. Heft 3. 1881. 8°.
b) Jahresbericht f. d. Jahr 1880. 1881. 8°.

Von der Universidad de Chile in Santiago:

a) Anales de la Universidad 1879—80, 2 voll. 1879—80. 4°.
b) Cámara de Senadores. Sesiones estraordinarias en 1879. Sesiones ordinarias en 1880. 1879—80. 4°.
c) Cámara de Diputados. Sesiones ordinarias y estraordinarias en 1879. 4°.
d) Cuenta jeneral de las entradas y gastos fiscales de la republica de Chile en 1879. 1880. 4°.
e) Annuario estadístico de la República de Chile en los años 1877—78. Tom. XX. 1879. 4°.

f) Memorias de los ministerios:
   a) del Ministerio del Interior 1880.
   b) Memoria de justicia, culto e instruccion publica 18
   c) Memoria del Ministerio de hacienda 1880.
   d) Memoria de guerra y marina 1880.
   e) Memoria de relaciones esteriores 1880. 1880.
   f) La cuestion de límites entre Chile y la Repúbli Argentina por Miguel Luis Amunatégui. Tom. Santiago 1880. 4°.
   g) Informe sobre si conviene a Chile la inmigracion los Chinos por Francisco Casanueva. 1880. 4°.
   h) El arbitraje internacional en el pasado, en el prese y en el porvenir (trad. del francés) Sant. 1877.

Von der Société des sciences historiques et naturelles de la C in Bastia:

Bulletin 1881. 8°.

Von der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerku Ostasiens in Yokohama:

Mittheilungen. 25. Heft. December 1881. fol.

Von der Real Academia de la historia in Madrid:

Boletin. Vol. II. 1882. 8°.

Von der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Pr

a) Abhandlungen. 6. Folge. 10. Bd. 1881. 8°.
b) Sitzungsberichte. Jahrg. 1880. 1881. 8°.
c) Jahresbericht ausgegeben am 3. Juni 1880. 1880.
d) Decem registra censuum bohemica. ed. Jos. Emler 1881.

Von der Südslavischen Akademie der Wissenschaften in Agra

a) Rad. Bd. 58. 1881 8°.
b) Starine. Bd. 13. 1881. 8°.

Von der Royal Dublin Society in Dublin:

The scientific Proceedings. New Ser. Vol. III. 1880—81. 8°.

Von der Finnländischen Gesellschaft der Wissenschaften in Helsingfors:

Observations météorologiques. Vol. 7. Année 1879. 1882. 8°.

Vom K. statistisch-topographischen Büreau in Stuttgart:

Württemberg'sche Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Jahrgang IV. 1881. 4°.

Von der R. Accademia delle scienze in Turin:

Atti. Vol. 17. 1881. 8°.

Von der Société scientifique polonaise in Thorn:

Carte archéologique de la Prusse occidentale avec un texte explicatif. Cracovie 1881 fol.

Von Teylers godgeleerd Genootschap in Haarlem:

a) Verhandelingen rakende der natuurlijken en geopenbaarden gotsdienst. N. Ser. 9. Deel. 1880. 8°.
b) Archives du Musée Teyler. Sér. II. Partie II. 1881. 8°.

Von Herrn Stephan Dubrawski in Stryjl (Galizien):

Der slavische Interrogativsatz. 1881. 8°.

Von Herrn Ernst Trumpp in München:

Bemerkungen über den indischen Reformator Kabîr s. l. s. a. 1881. 8°.

Von Herrn Willibald Hauthaler in Salzburg:

Die Salzburgischen Traditions-Codices des X. und XI. Jahr hunderts. 1881. 8⁰.

Von Herrn L. A. Huguet-Latour in Montreal, Canada:

a) Annuaire de Ville-Marie. Vol. I. Livr. 2. Vol. II. Liv 1. 3. 4. 1878/1880. 8⁰.
b) The Canadian Antiquarian. Vol. II. No. 2. VIII. No. IX. No. 3. 4. X. No. 1. 2. Montreal 1873—1881. 8

Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 4. März 1882.

Herr v. Christ hielt einen Vortrag:

„Die Attikus-Ausgabe des Demosthenes".

Derselbe wird in den „Abhandlungen" veröffentlicht werden.

Herr G. Thomas trug vor:

I.

„Bemerkungen zu einer Relation über Schweden aus dem Jahre 1578".

Unter den Schriften, welche bei Gelegenheit des dritten internationalen Geographen-Congresses in Venedig vergangenen Herbstes zu Tage kamen, befindet sich auch eine Abhandlung von C. Bullo über eine abenteuervolle, an Mühsalen und Gefahren, Noth und Elend überreiche Reise des venezianischen Flandern-Fahrers Piero Querini, welcher 1431 Schiffbruch gelitten hatte, vom Sturme weit nordwärts an die Lofodden der Norwegischen Küste verschlagen worden war, und mit wenigen Geretteten von da durch Schweden und Deutschland in die Heimat zurückkehrte; daran reiht sich dann eine weitere über die Beziehungen der Republik

zu Schweden überhaupt: „*C. Bullo il viaggio di M. Pie Querini e le relazioni della repubblica Veneta colla Svezia* — Venezia tipografia Antonelli 1881 —, also lautet d Titel.

Ich habe in einem allgemeinen Bericht über den Co gress — Allgemeine Zeitung, Beilage Nr. 327 vom 23. N vember 1881 — die Hoffnung ausgesprochen, auf diese A handlung zurückzukommen, weil ich im Stande wäre, einem Münchener Codex einem Theil derselben berichtigen aufzuhelfen: dieses möge hier geschehen!

Unter den Documenten nehmlich, welche ausser einen neuen Texte des einen Reiseberichts der „infelice e sven turata chocha Querini" — es sind zwei dergleichen über liefert — aus einer Handschrift der Marciana der Abhand lung beigegeben sind, befindet sich auch als Nr. II ein „*Relatione delle cose pertinenti alla cognitione dello sta presente del Regno di Svetia 1578*" welche einer Handschri des Museo Civico — Miscellanea Correr Nr. 1358 entnomme ist. Schon die Zeit des Berichtes, aus der Regierungsperio Johann III., rief gleich anfangs eine alte Erinnerung wac als ob ich einer ähnlichen bei Bearbeitung der italienische Codices unserer Bibliothek (im J. 1857) begegnet wär Als ich nach der Heimkehr den Catalog nachschlug, stimmt die Zeit, und als ich die Handschrift selbst hervorhöle liess, fand sich, dass dieselbe wesentlich die gleiche Relatio wie jene Correr'sche, darbietet. Ich habe über diesen Code auf Seite 173 unter Nr. 811 des Catalogs gehandelt. I ist der Codex Italicus Nr. 90, einer jener vielen und inhalt reichen, welche die Bibliothek dem gelehrten und treffliche Probst *Töpsl* von *Polling* zu danken hat.

Der Vergleich nun des von Bullo herausgegebene Textes mit dem im Münchener Codex fol. 145—183 erga alsbald die Erkenntniss, dass unsere Copie von Anfang b zu Ende viel besser, viel genauer, viel ausführlicher he

gestellt ist, als jene im Correr'schen Codex, wobei übrigens der Abschreiber zum Zweck dieses Drucks noch vielfache Irrthümer begangen haben mag, und wenn auch die Münchener Copie, besonders in Eigennamen u. dgl., nicht ohne sichtbare Fehler gemacht ist.

Die Hauptsache aber ist, dass der Herausgeber aus der fehlerhaften letzten Abschrift verleitet wurde, anzunehmen, diese Relation sei für den Dogen von Venedig gemacht, welcher dieselbe vom päbstlichen Nuntius in Stockholm, dem Jesuiten *Antonio Possevino* sich erbeten habe.

Im Schluss-Satz nehmlich der Relation hat der letzte Abschreiber — wie ich vermuthe — gewisse Abkürzungen falsch gefasst, er setzt eine „*Serenità*“ an die Stelle der „*Santità*“ und „*Beatitudine*“, und daraufhin stellt der Herausgeber das eben genannte geschichtlich unnachweisbare, an sich damals unwahrscheinliche Verhältniss auf, ohne, wie billig, auf den Geist und die Richtung der Relation, und auf andere bestimmte Hinweise in derselben Acht zu geben.

Jener Schluss-Satz lautet im Druck also: Io qui ho posto quanto e di relatione ho inteso dall' istesso Re, e da suoi principali, et anco d' altri molto periti di quei paesi. Il che tutto ho fatto per ordine mandatomi da Vostra Serenità a Bologna. Il restante oltre quel che nell' altra Relatione ho toccato, et il che tocca piu propriamente alla mia vocatione e missione, potrà dirsi a bocca a chi si degnerà Vostra Serenità di comandarmi che io lo dica —

im Codex Monacensis aber:

Io qui ho posto quanto *di vista* e di relatione ho inteso *in piu ragionamenti fatti con* l' istesso Re, e da suoi *più* Principali, et anco da altri molto periti *e pratichi* di quei Paesi. Il che ho fatto per *l' espresso* ordine mandatomi *dalla Santità Vostra* a Bologna.

Il restante, oltre *quello* che nell' altra *mia* Relation ho toccato, e che tocca più propriamente alla mia vocation e missione, potrà dirsi a bocca a chi *si* degnera Vostr *Beatitudine* di commandarmi, ch' io lo dica, *alla qua humilissimamente baccio li santissimi piedi.* —

Jedermann erkennt aus dieser Parallele ohne weitere mit welch' einer Schrift wir es hier zu thun haben, un welchen Werth der Münchener Text vor jenem abgedruckte haben muss.

Es ist der zweite Theil der Relation Possevino's a Gregor XIII. über Schweden unter dem katholisirende König Johann III.; im ersten Theil hatte der päbstlich Abgeordnete eigens über die religiösen Verhältnisse de Königreichs berichtet, wie es das erste Capoverso des Druck ausdrücklich bezeugt — dieses fehlt im Münchener Codex - und wie es das letzte oben wiedergegebene und auch de Context (p. 90 des Drucks) wiederholt bestätigt.

Aber, hätten wir auch diese redenden Stellen nich überliefert, der ganze Ton dieser Relation auch über di staatlichen und weltlichen Dinge in Schweden, die Ausfäll auf das Lutherthum, die vertrauensvollen Aussichten a Gegenreformation und römische Propaganda von Schwede aus über Finland bis Moscovien — dieses und ander würde verbieten, auch nur von ferne anzunehmen, die Re lation sei für einen Dogen von Venedig bestimmt gewese Selbst ein minder gewandter und geschulter Mann, als w Possevino, möchte kaum den Herren in Venedig u. a. dam aufgewartet haben, dass er die steigende Trunksucht d Männer in Schweden mit der Ausbreitung der Lehre Luthe in Zusammenhang bringt, eine culturhistorische Bemerkun welche einer gewissen Partei von heute unzweifelhaft richt und verwendbar erscheinen muss. Sonst kann der Berich geber nicht umhin, die Tugendhaftigkeit der Bevölkerun

:u loben; doch habe fremdes Soldatenthum und die Häresie ler Einfalt der Sitten Eintrag gethan, auch, wie er an-ıimmt, der allgemeinen Gastlichkeit — eine angestammte ;igenschaft aus heidnischer Zeit, vgl. *Konrad Maurer*, lorwegen 2, 184 —; doch gibt er dabei wieder zu, dass ieselbe wie früher von den katholischen Geistlichen, so un von den Pastoren gepflegt werde. Die Genossen Que-ini's sind dagegen voller Bewunderung über die Unver-orbenheit ihrer Wirthe auf der Insel Röst: sie kamen sich n Vergleich italienischer Art vor als wären sie dort im 'aradies gewesen, vgl. Seite 69: „nel primo zerchio de arádixo a confusione et obprobrio de chostumi italici“.

Ist nun auch die angenommene Adresse dieser Relation ıtschieden verfehlt und werden damit auch einige andere .ufstellungen des Herausgebers hinfällig, der rein sachliche Verth ebenderselben bleibt ungeschmälert; die römischen ımissäre in fremden Ländern waren nicht minder gute eobachter als die venezianischen Gesandten — nur fehlte ınen in einem grossen Puncte ein Grosses, die Unpartei-.chkeit, und jede römische Mission war zugleich ein Er-berungsplan für die Alleinherrschaft des Pontifex.

Was die Relation des weiteren über Schweden darlegt, iber Regierung und Volk, über Land und Einwohner, über lie Einrichtungen des staatlichen Lebens, über Militär und Marine, über Einnahmen und Gefälle, über Sitten, Gebräuche, Lebensart und Umgang, ist ebenso anziehend als klar dar-;elegt; es wäre von Nutzen, würde dieser Bericht mit Zu-rundelegung der Münchener Handschrift neu herausgegeben nd von kundiger Hand erläutert.

Zum Beweis, welcher Gewinn aus unserem Codex zu ehen wäre, will ich noch eine Stelle aus dem Druck neben ıem Text zur Anschauung bringen, eine Stelle, welche rt mehrfach geradezu unverständlich ist.

Druck, Seite 90;

De peccati, ne fraudi non ho veduto, ne udito, le donne sono prudenti, come quelle che si astengano dall' ebrietà il che negli huomini specialmente da 40 anni in qua (poichè s' inebriano della dottrina di Luthero) è molto frequente. Non hanno bestemmie salvo talhora quella di maledire e dare al demonio le creature.

Quanto ai riti, e cose della religione se bene nell' altra relatione a longo se ne ragiona, nondimeno dirò questo che il Popolo si può dire veramente ingannato, non distinguendosi i veri da i falsi Preti, per cioche questi vanno con habito lungo da Sacerdoti eccetto la berretta la quale portano ritonda a guisa de i laici. In Italia però i secolari in Svetia non la portano in quel modo.

Serba il Popolo molti riti antichi (che bestemmiano i luterani) perciochè osserva i digiuni, prega buona parte di loro, massime i più vecchi,

Codex Monacensis 1
verso:

De peccati nefand
udito parlarne: le Do
assai prudenti, com
che si astengono dall
Il che negl' huomini,
mente da 40. Anni
poiche s' inclinorno
trina di Lutero, e m
quente. Non hann
sorte di bestemmia:
talhora quella del
e dare al Demonio le

Quanto à riti e c
Religione, se bene n
mia Relatione assai
se n' è ragionato, no
dirò ancor al present
che quel Popolo si
veramente ingannat
distinguendosi li v
falsi Profeti, percioc
vanno con habito l
Sacerdoti, eccetto la
la quale usano portar
à guisa de Laici d'It
li secolari in Suetia
portano à quel mod

Osserva quel Popo
molti riti antichi, ch
miano li Lutherani,
osserva i digiuni, pre
parte di loro, massi

ıorti. Honora e prega
ti luoghi la Madre di
:t ancora hoggidi in
lia quando uno star-
ı usa dire: Iddio e la
ıdre ti aggiutano.

che sono molto in là con
l' età loro, per li morti: si
honora e si prega in molti
luoghi la Madre di Dio, et
ancora hoggi in Firilandia,
quando uno stranuta, se gl'
usa di dire: Iddio, e la sua
Madre t' aiutino.

ıde chi guadagnerà in
lia la conversione dell'
aprirà una gran porta
oscovia, e però meno
di qualche paese,
siano in Roma in-

Laonde chi guadagnerà in
quella Provincia la conversi-
one dell' Anime, aprirà una
gran Porta alla Moscovia:
Et perciò io ho menati alcuni
giovanetti di quel Paese, per-
che sieno qui in Roma bene
instrutti e disciplinati.

---

an erkennt, dass der Münchener Codex gleichsam die
ıgliche Redaction darbietet, und zugleich viel sorg-
· abgeschrieben ist. *Firilandia* statt *Finlandia* geht
den ganzen Text; *qui* in Roma ist für die Abfassung
:u übersehen.

ısheben möchte ich gerade hierorts, was der Bericht
ie Sprachen und das Sprachtalent in Schweden vor-
Drei Idiome seien im Reich gebräuchlich: das
lische in allen Theilen des eigentlichen Schweden,
hland, Norwegen und Dänemark; dem Schwedischen
rerwandt sei das Sächsische in vielen Wörtern, wie
niger Aenderung der Aussprache das Vlämische und
:he. Dann das Finnische im ganzen sogenannten
erzogthum Finnland, ausgenommen einer Provinz,
l, wo das Schwedische sich erhalte, und in Rival und
Umgebung. Das dritte das Lappische.

Das Schwedische und Finnische sei wegen des R
thums an Vocalen nicht so schwierig zu erlernen, ur
sprechen, als die Sprache des oberen Deutschland; dei
richterstatter habe Franzosen und Italiener kennen ge
welche nach Versicherung von Schweden ihrer Sprach
Herren waren.

Im Capitel „della qualità de gl' Ingegni" — I
S. 89. Codex fol. 177 verso — wird bemerkt, diese V
seien geistig wohl befähigt, nicht bloss zur Erlernung
Handfertigkeit, sondern auch für Unterricht, specul
Wissen und auch für Sprachen; wer von gewissem An
sei, lerne insgemein die deutsche oder die lateinische Spr
oder beide zusammen. Wenn dieselben andere Spr
erlernten, hätten sie bei der Aussprache nicht jene Schwi
keiten, wie sie die Deutschen haben, weder in der italieni
noch in der lateinischen Sprache. —

Wie diese Relation, gibt auch die Erzählung vo
Reise Piero Querini's interessante Einzelnheiten sc
navischen Lebens; „die Beschreibung des Zustandes
Norwegen und dessen Handel, sowie auch das Gemäld
Sitten der Einwohner, sind ungemein schöne Bruchs
der Geschichte der Menschheit" — so *Joh. Reinhold Fo*
in seiner Geschichte der Entdeckungen und Schiffahrte
Norden, Frankfurt a. d. Oder 1784, Seite 273, we
diese Berichte Querinis und seiner Gefährten gut ausge
hat —, aber auch sie erwartet noch in der Zukunft s
gerechte Behandlung.

Ferner:

II.

„Der Einzug Kaisers Karl V. in München am 10. Juni 1530. Zwei Briefe eines Venezianers als Augenzeugen."

Die Reise Karls V. zum Augsburger Reichstag war von Innsbruck an bis zum Einritt in die altberühmte Augusta am Lech, 6.—15. Juni 1530, ein beständiger Zug durch festliches Gepränge; vorzüglich glänzend und mit verschiedenen Spielen, Darstellungen und Gelagen ausgestattet war der Empfang des Kaisers in München: die Herzoge wollten sich zeigen und dabei ihre politisch-religiöse Parteistellung zur Schau tragen. Es gibt eine kurze, aber sehr seltene Beschreibung dieses Einzuges in deutscher Sprache „Kayserlicher Majestaet Einreyttung zu München, den X. tag Junij. Im M. CCCCC. vnd XXX. Jar", ohne Druckort und andere Angaben, — auf der Münchener Bibliothek bei Eur. 412/20 4° —, wiedergegeben in Förstemann's Urkundenbuch zu der Geschichte des Reichstages zu Augsburg 1, 245. Eine weitläufigere Erzählung enthält der bei *Laemmer* Monumenta vaticana unter Nr. XXXII pag. 36 abgedruckte Brief des Cardinal-Legaten Campeggi. Zu diesem bieten nun zwei Briefe eines Venezianers, welcher sich im Gefolge des Orators der Republik befand, eine nicht unbedeutende Ergänzung. Dieselben hat uns *Marino Sanuto* im 53. Band seiner einzigen Diarien aufbewahrt.

Der *erste* Brief gibt eine anschauliche Schilderung theils von den Schauspielen vor und ausserhalb der Stadt, eines militärischen und einer Art Fischerstechen auf der

Isar, theils und insbesondere von drei plastischen Vorste lungen, welche auf eigens aufgerichteten Bühnen nac einander inner der Stadt während des Einrittes der Herr schaften aufgeführt wurden. Eine, die erste, friedlich un ansprechend, die beiden andern aber so wahrhaft blutrünstig dass man dabei im Lesen von Schaudern erfüllt wird. Dei Vorwurf zu diesen schrecklichen Bildern nahm man zweifels ohne aus den Erzählungen der Alten, namentlich aus Hero dot III, 35, wo berichtet wird, wie Cambyses den Soh des Prexaspes vor den Augen des Vaters ins Herz schiess und dem Getroffenen sofort die Brust öffnen lässt, um di Wunde im noch zitternden Herzen zu prüfen. Die ander Darstellung bezog sich auf den Ausgang des Cyrus in de Schlacht gegen die Massageten Königin Tomyris: man sa abgeschlagene Köpfe, abgerissene Gliedmassen, und das Blu kochen und quellen aus den offenen Wunden! Die erst Bühne war nach dem deutschen Bericht im „Thal" am Bacl die zweite bei den „Fleischbenken", die dritte beim „Schloss Wozu, fragt man, solches Grausal und solche Barbarei b dieser Gelegenheit? Auch damals frug man, was hat solch zu bedeuten?

Der Cardinal-Legat errieth sofort den geheimen Sin der Darstellungen. Man könne dergleichen, sagte er de Kaiser, gegen die Ketzer anwenden; wollen sie sich nicl friedlich fügen, werde man die eiserne Ruthe gebrauche Darauf der Kaiser: nicht mit Eisen, sondern mit Feuer s es hergebracht selbe zu strafen. So schreibt Campeg selbst mit kaltem Blut pag. 38; vgl. *De Leva*, storia do cumentata di Carlo V. Band 3, Seite 10. Wie stimn dieser Zug so ganz und gar zur berüchtigten Instructio ebendesselben Mannes; vgl. *Ranke*, Päpste (2. Aufl.) I, 11 und *De Leva* am angeführten Orte, Seite 6 seines classisch Geschichtswerks, welches diesseits und jenseits der Alp des ernstesten Studiums würdig ist.

Im *zweiten* Brief ergeht sich der Verfasser in einer genauen Beschreibung des herzoglichen Gartens, in welchem damals ein mehr als luxoriöses Banket gehalten wurde, beim 32. Gericht war man erst in der Mitte des Schmauses. Die Herstellung dieses Prachtgartens habe 40000 Ducaten gekostet. Dieser Theil des Briefes erscheint für die Geschichte des Hoflebens sehr beachtenswerth. Ob von den hiebei mit Lust gezeichneten Kunstwerken noch sonst etwas bekannt sein mag?

Sicher haben diese Briefe für uns mindestens die gleiche Anziehung, als wie einstens für Marin Sanuto, bei welchem man nicht weiss, was man mehr bewundern soll, Fleiss, Ausdauer und Beharrlichkeit, oder Richtigkeit und Feinheit des Urtheils bei der Auswahl eines überströmenden historischen Stoffes.

Ich will bei dieser Gelegenheit bekannt geben, dass Marin Sanuto den deutschen Dingen, der geistigen Bewegung der Reformation einen vorragenden Antheil geschenkt hat — so dass er z. B. auch die „Confessio opinionis sive resolutio intentionis Martini Lutheri in presenti Imperiali dieta Augustae proponenda, decem et septem articulis comprehensa“, voll aufgenommen hat, eine nebenbei gesagt von der gewöhnlichen Form abweichende Redaction —, und dass ich alles was sich darauf bezieht, in vollständigen Abschriften vieler Documente zumal, aus den Bänden 28—56 d. h. den Jahren 1519—1532 besitze. Diese Auszüge würden einen Band wichtiger Beiträge zur Geschichte jener grossen Epoche darstellen. Eine schöne Probe gab Herr *Th. Elze* in der Rivista Cristiana 1875: „Martino Lutero alla Dieta di Vormazia nel 1521.“

SANUTO. Diarii. Vol[e.] 53. 3. Luglio 1530. C[te.] 182—183 —

Sumario di lettere di Alemagna scritte per Paxim Berecio[1] *a ser Thomà Tiepolo q[n.] ser Francesco, la prima data Monaco alli XI. di Zugno 1530, et ricevute tutte doe ad 3. Luio.*

Alli 6. di lo instante se partissimo de Hispurch[2]) in compagnia dello Imperador et per viaggio fin qui havemo patito grandemente, et questo è stato perchè alla terra dove si allogiò, la sera che fò a Sboz,[3]) si erano preparati X[m.] persone che venivano incontra al Imperador, et per veder quello si facea, non parse al Clarissimo Patron[4]) d... partirse niente dal Imperator.

Queste persone veramente erano benissimo in ordine, giovane et belle di corpo, aspettavano in doi battaglion...i

1) Pasin Bereccio war im Gefolge des venezianischen Gesandten Nicolò Tiepolo, vielleicht sein Hofmeister (Maestro di casa).

2) Hispurch = Innspruck.

3) Sboz = Schwaz.

4) Il clarissimo suo Patron war Nicolò Tiepolo, einer der berühmtesten Diplomaten Venedigs in jener Zeit. Ist Doctor, Ritter und Senator gewesen. 1523 ist er als ausserordentlicher Gesandter an Clemens VII. gesendet worden, um im Namen der Republik dem neuerwählten Papste den Huldigungsakt auszurichten.

1529 ausserordentlicher Gesandter an Kaiser Karl V. in Bologna.
1530—33 gewöhnlicher Gesandter an denselben Kaiser.
1534 ausserordentlicher Gesandter an den neuerwählten Papst Paul III.
1535 Bailo in Constantinopel.
1536 Gesandter in Genua bei Kaiser Karl V.
1538 Commissär beim Congress von Nizza.
1542 wieder Gesandter an Kaiser Karl V.

Und ungeachtet aller dieser diplomatischen Sendungen fand er Zeit, um einen Commentar über die Probleme des Aristoteles zu schreiben, und viele Gedichte in italienischer Sprache, die den allgemeinen Beifall erhielten, zu publiciren. — Tommaso Tiepolo war sein Bruder.

pra una prateria lo Imperador; el qual gionto, a modo fatto d' arme, corendosi l' una parte contra l' altra, lo rarono in mezzo lui et il Serenissimo Re con assaissime tre gente et scaricarono tutti li archibusi et artillarie, et sì l' Imperator passò per mezzo di detta gente et poi intorno, quale tutte se inginochiavano et abassavano li loro che in terra in segno di riverentia.

Eravi etiam da zirca 500 puti d' anni 13, fin 17, in o battaglion armati con le bandiere et tamburi al ordinnza, che con bonissima ciera furono veduti dalla Maestà sarea et dal Serenissimo Re suo fratello.

Fu fatto grandissima festa in ditto loco per tal venuta li loro Signori et allegrezza, et cussi alli 9. giongessemo i a Monaco, terra di Baviera, dove siamo bene allogiati.

Alli X, fè l' intrata lo Imperator, et fu incontrato lli Duchi de ditto loco con zerca 600 cavalli alla borgogna armati, bellissimi e di grandissima valuta, quali haveano ascuno il suo ragazo [5]) che portava l' elmetto, e tutti perti di penacchi, a diverse livree li penachii soli, et avi tale elmetto che havea pene per XXV. scudi et più. e lanze erano dipinte mezze negre et mezze bianche, et vestimenti loro erano saglioni [6a]) rossi con la divisa alla anicha de li Signori soi. Li Capi di questi erano vestiti damasco et di raso cremesino con catene d' oro al collo valuta grandissima.

Inanti che intrasse nella terra, vi erano doi bataglioni i in foggia di voler far fatto d' arme, zoè di fantarie nissimo in ordine con cerca 130 pezi d' artillarie posti in dauno di questi bataglioni, et lì scaricarono dette artillarie ambi doi si andarono ad incontrarsi che fu cosa bellissima veder.

---

5) Ragazo = Page.

6a) Sagloni, von *sajo,* lat. sagum, abgeleitet, militärische Oberröcke.

Gionto poi soa Maiestà apresso la terra dove è uno ponte[6]) sopra un aqua corente come è il Adese,[7]) che conduse zatere et etiam se navega con barche, et è fora di la terra longo da braza 100 et più; et era in ditto fiume un caratello[8]) posto sopra un legno in forma di quintana,[9]) con una bandiera sopra; et erano sei barche con homini dentro, che giostravano in ditto caratello e i più di loro andavano in aqua, repercossi dalle loro botte, et erano guidate da doi remi l' una, et a seconda[10]) grandissima dil fiumo venivano.

Sopra ditto ponte se firmò lo Imperator a veder la giostra per un pezo, et poi intrò in la terra et andò alla habitatione preparata per sua Maestà.

Et in tre lochi avanti chel giungesse alla habitatione, erano tre soleri[11]) di longheza di braza 12 et di largheza di braza 8., sopra il primo de li quali era uno vestito da Re, che sedeva sopra un tribunale et intorno a se molti gentilhuomini che sedevano, et nanti a se una Regina con uno sceptro in mano con li ginochij in terra, et erano tanto fermi che molti credevano che fusseno di pietra o di legno.

Sopra il secondo erano gente armate, che haveano fatto d' arme, et vi si vedevano quelle persone tanto ben poste, che pareva propriamente, che alcuni havessero tag-

---

6) Die Brücke über die Isar.

7) Adese, Adige, Etsch.

8) Caratello, Fass.

9) quintana, Zielscheibe, eigentlich eine männliche Figur von Holz, welche als Ziel der Lanze galt; gewöhnlich in der Gestalt eines Saracenen. Die Entstehung des Wortes, welches auch im französischen vorkommt — quintaine — ist noch unklar. Vgl. Diez sub voce.

10) a segonda grandissima del fiume: längs der starken Strömung des Flusses; flussabwärts.

11) soleri, Gerüste, auf welchen plastische Bilder dargestellt wurden: *Bühne,* wie der deutsche Bericht sagt.

la testa et alcuni le mani et alcuni le braza, e alcuni
ımbe, et vedevasi loro tutti star tanto fermi, che non
ıteva credere che non fosseno così feriti et morti, perchè
ɔdeva bollire et scaturire il sangue fora di le piaghe,
amiranda a vedere.

Sopra il terzo era uno in habito regale, che havea fatto
'e uno et cavarli il cor, et havea in mano uno core
ı et semivivo, che palpitava alhora alhora, et intorno
ɔ persone che stavano quiete ad admirare.

Nel mostrar di queste cose usavano gran cerimonie et
: haveano aperto le cortine per spazio de mezzo quarto
ora, le seravano, et poi serate per un poco, le ritor-
no ad aprire.

Questi tre palchi erano di bellissimi drappi di seta
nati, et ben ordinati, et niuno si poteva saziar di
rli.

Molte altre belle cose sono sta fatte, che io non sò per
convenuto star in casa con il Sig. Marco Savorgnano,
è amalato di dragonzelli,[12]) et è risanato per la Dio
a.

Hoggi doi de li illustrissimi Signori Duchi di Baviera
ıo mandato a donare al Clarissimo patron mio sachi
tro di biava da cavallo, pol esser stà stara 16 venetiani
a, mastelli tre di bon vin et un gran cervo morto, et
ınno invidato doman da sera a cenar con loro nel suo
lino, si dice che hanno speso in far quello giardino
)0 ducati, credo debbia essere bellissimo.

Questa terra e di bellezza e supera a judicio di cadauno
ı famiglia Bologna, Mantua, et Ferrara, et altre citade
alia, sichè la è bellissima et ha de bellissime donne.

---

12) dragonzelli. Ist echt venezianisch; es sind Geschwülste unter
Kinn und um den Hals, welche das Einschlucken verhindern. Dieser
co Savorgnan war ein junger Edelmann im Gefolge des Gesandten.

SANUTO. Diarii. Vol^e^. 53. 3. Luglio 1530. Cte. 183 ^tergo.^

Lettera dil ditto data in Auspurch ditta Augusta a 16. Zugno 1530.

Da Monaco scrissi la Intrata dil Imperador, et m
menticai dirli, come da poi li soldati era fabricato sop
piaza uno castello di lignami, qualle al gionger d
Maestà in piazza in uno instante fu ruinato da certi
artificiadi che erano dentro et archibusi con gran rı
et fo molto bello a veder, et dissi del invito fatto ı
duchi al Imperador et altri Signori a cena nel suo giar
e hora ho avuto l' ordine dil seder dei convitati, lo s
el qual è questo: in capo di la tavola sedeva lo Impeı
a parte dextra il Rev^mo^ Legato Pontificio Campegio, il
dinal di Trento, l' orator di Franza, l' orator di Veı
il marchese di Arescolt, [1]) il marchese di Villa Franc
Gran maestro dil Imperator monsignor di Granville,
consier, il Gran Comendador di Leon, il vescovo di Cost
il Duca Guilelmo di Baviera, a parte sinistra il Re F
dino, il Card. di Salzpurch over Curzense, il Cardin
Leggie, il nuntio Pontificio, [2]) l' archiepiscopo di Bari, l'
tor di Mantoa, il marchexe di Brandiburg, il vesco
Spira, il vescovo di Brexanon, il vescovo di Patavia, il
Lodovico di Baviera, il fratello dil Card. di Brandibur
capo di tavolla — di sotto il Conte Palatino fratello
Elector.

Questi tutti erano alla tavóla così ordinatamente
sentarono a hore XXI. et stetteno fina un hora di n

1) vielmehr *Areschott.*

2) Vincenzo Pimpinello, Erzbischof von Rosano; er hielt die Pı
vor Eröffnung des Reichstags, und zwar in allbefriedigender Weise
Leva a. a. O. S. 10.

et fin quell' hora haveano portato in tavola 32. sorte di vivande che si era a mezzo la cena, et portavano alcune vivande di animali, che parevano vivi; allo Imperator fu portato primo una aquila, cicogna, grua, cervo et altre sorte di animali; et essendo a mezzo il convitto l' Imperator si levò et comandò che tutti si levassero, et questo perchè si faceva una festa nella terra, dove erano le più belle donne della terra, et fu etiam assignato a tutti il suo ballo, pur l' Imperator et il Re ne volse più di uno, et ivi stetteno fin alle 3 1/2 hore di notte, et poi tutti andarono alle loro caxe.

Il Giardin preditto è molto bello e di gran valuta, e a volerlo descriver, li vorebbe altro ingegno che il mio, pur dirò questo, che a tutti parve il più bello.

Quasi al mezzo vi è una fontana et ha sopra doi leoni et doi orsi che stanno a sedere, et sopra la testa loro hanno uno putto per cadauno et così uno in brazo, che pareno vivi et butano l' aqua dà alcune trombette che hanno in bocca et la pissano etiam, et così li orsi et li leoni.

Sopra di questa fontana vi è una stuva,[3]) qual ha tre quadri dipinti di guerre di Romani, che sono pycture di gran precio et ha il fornello facto a figure, che pareno vive; — dalla parte di sotto vi sono gente che ballano, et per il ballo fanno questione; dove si vede molti morti e feriti, al mezzo vi è una ordinanza di fanteria a tre a tre armati con le bandiere che danno lo assalto a una terra et quelli di la terra si difendono et ne amazano molti.

Di sopra vi è Salomone che ha le due donne et le sententia che il figliolo sia diviso et dato a ciaschuna una parte; poi da un' altra parte è uno Re, che inanti a se ha tre giovani, et ciascun si crede esser figliolo suo e a

3) Stuva, stufa, eigentlich *Ofen;* dann gewärmter Raum, Warmstube, Warm- und Treibhaus, welches hier eine Art Gartensalon dargestellt haben mag.

lui pervenir la facultà; qual Re par sia extrato d
pultura et voler colui, che li passerà il core con l
esser lo herede, si vede doi di loro haverli tir
l' arco le loro frezze in mezzo al core, et il vero
romper l' arco et la freza piangendo, et a lui fu s
havesse la facultà.

Poi è David che combatte con Golias et lo an
vi etiam Pyramo et Tisbe morti alla fontana, co
altre cose belle che tutte pareno vive. Sono etia
statue belle e altro che non so dirle, basta ch' è b
giardino.

Historische Classe.

Sitzung vom 4. März 1882.

Herr v. Löher trug vor:

„Ueber angebliche Menschenopfer bei den Germanen."

Für die richtige Auffassung des Bildungsstandes der Germanen ist die Frage, ob sie Menschen opferten, von einschneidender Bedeutung. Von den Meisten wird diese Frage noch bejaht: die Gründe dafür sind aber der Art, dass sie von selbst anreizen, sie näher zu untersuchen.

Es wäre doch ein seltener Widerspruch, wenn die Germanen, bei denen vor andern Völkern eine reine und geistige Religion blühete, geglaubt hätten, es sei dem göttlichen Wesen wohlgefällig, wenn ihm das edelste Geschöpf zwischen Himmel und Erde geschlachtet werde. Wären die Germanen wirklich von so furchtbarem Wahne verblendet gewesen, so müsste doch ihr gesammtes Religionswesen ein anderes Gesicht tragen.

Sehen wir uns zunächst auf ihren sogenannten Opferstätten um, die zahlreich festgestellt sind. Da müssten sich neben der Menge von Thierknochen doch auch regelmässig wenigstens ein paar Schädel und Gebeine von Menschen finden. Soviel man aber danach gesucht und gegraben hat,

sie wollten und wollen sich nirgends so, wie erwartet, zeige
Doch an einem Orte fand sich etwas, dies ist der Loche
stein, der — gegen dreitausend Fuss hoch — im westlich
Süddeutschland eine ähnliche Stelle einnimmt wie der Brock
im Harze. Während man in Norddeutschland sagt: „I
wollte, dass du auf dem Blocksberg sässest!" heisst es hi
„Ich wollte, dass du auf der Lochen wärest!", und
Hexen tanzten und buhlten mit den Teufeln auf der ei
wie der andern Berghöhe. Neben dem sogen. Opferste
auf der Lochen lag unter der Rasendecke, wie O. Fraas jün
nach sorgfältigen Erhebungen festgestellt hat,[1]) bei zahllo
Knochen eine solche Menge von rohen Steinwerkzeugen
ältesten Zeit, sowie von fein gearbeiteten Eisen- und Bron
sachen aus der Römerzeit, dass man die Jahrhunderte, wä
rend welcher hier Feste gefeiert wurden, auf einige vor u
ebensoviele nach Christus berechnen muss. Es fanden s
da Mahlsteine zum Kornzerreiben, um Mehl und Schrot
Brodbacken zu gewinnen, zu Tausenden Scherben von Töpf
aus denen man einst Meth und Bier getrunken, und endl
die Knochen der Thiere, welche gebraten und versp
wurden. Von den letzteren gehörten 40 Prozent dem Rin
26 dem Schaf und der Ziege, 17 dem Schweine, nur 8 d
Pferde, 4 dem Hirsch, 3 dem Hunde an, in die noch übrig
2 Prozent theilten sich Auerochs, Elch, Biber, Reh, Schw
und — Mensch. Ein menschliches Schenkelbein war v
Hieben zerhauen und ein Menschenschädel arg mitgenomme
Darf man nun wohl von diesem ganz verschwindend klein
Antheil des Menschengebeins einen Beweis hernehmen, d
seine Besitzer einst geopfert worden? Liegt denn die Ve
muthung nicht viel näher, dass in den fünf oder sieb
Jahrhunderten auf dieser Stätte auch einmal ein pa

---

1) Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropolog
Ethnologie und Urgeschichte. München 1883, XIII. No. 3.

Menschen bei einer Rauferei erschlagen oder wegen argen Frevels auf der Stelle bestraft sind?

Wir durchgehen nun die zahlreichen Bildwerke, die sich um die Antonins- und Trajanssäule winden, von denen nicht bloss die erste, sondern, wie leicht darzuthun, auch die andere uns anschauliche Genrebilder aus dem Leben und Treiben der Germanen darstellen. Hätte es bei Diesen Menschenopfer gegeben, so würden wir unter den Bildwerken ihre Schilderung ebenso sicher antreffen, wie die aufgespiessten Feindesköpfe auf germanischen Verschanzungen, die Peinigung der Gefangenen mit Feuer und Eisen durch die Weiber, die Selbstvergiftung der überwundenen Häuptlinge. Allein weder an der Trajans- noch an der Antoninssäule lässt sich das Geringste entdecken, was auf Menschenopfer hindeutet.

Wir wenden uns endlich zu den schriftlichen Quellen, die über die Germanenzeit Kunde geben. Es kommen hier vorzugsweise drei Arten in Betracht: die Sagen, die Volksrechte und Gesetze, und die Lebensbeschreibungen der Glaubensboten.

In den Liedern und Sagen der älteren Edda, sowie im Beowulfs- und Waltarilied, im Ruodlieb, und dem Bruchstücke der Muspilli und der Sage von Hildebrand und Hadebrand liegt vom religiösen und sittlichen Brauch und Glauben nicht wenig ausgebreitet vor uns. Trifft man aber nur auf eine einzige Andeutung von Menschenopfern darin? Auf keine einzige.

Wo bei einem Volke ein so gräulicher Götterdienst Wurzel geschlagen, da wird dadurch — es kann nicht anders sein — das ganze öffentliche Leben verdüstert und verzerrt. Wir müssten also auch in Recht und Sitte und Verfassung der Germanen noch vielfach auf die Spuren solchen Opferdienstes stossen. Diese Spuren fehlen aber gänzlich, so reichlich auch die Aufzeichnungen sind, die wir von den alten Volksrechten besitzen. Mindestens müsste

doch in den Gesetzen der Merowinger und Karolinger, die auf's Strengste den alten heidnischen Wahn und Brauch verfolgten, vor allem andern wiederholt und ausdrücklich von Menschenopfern die Rede sein. Sie schweigen davon.

Jedenfalls würden, wenn solche Gräuel vorgekommen wären, die Glaubensboten, die zahlreich sich unter die heidnischen Germanen wagten, die blutige Feier selbst geschildert und ihres Sieges über den entsetzlichen Wahn sich gerühmt haben. Allein auch davon lesen wir nicht das Mindeste in den Lebensbeschreibungen dieser Missionäre, so sehr die Verfasser auch dem Glauben an Wunder und Seltsamkeiten sich zuneigen.

Bei solchem Stande der Dinge lässt sich die Anforderung nicht abweisen, dass das Wenige in den ältesten Gesetzen und Berichten, das man allenfalls von Menschenopfern verstehen könnte, erst wohl darauf zu prüfen ist, ob es sich nicht mit viel mehr Fug und Recht auch anders erklären lasse?

Wie aber? Wenn wir alle diese Stellen durchlesen, muss es da nicht auffallen, dass — ausgenommen die einzige Angabe des Tacitus, es kämen bei den Germanen auch Menschenopfer vor, die ganz allgemein gehalten ist und auf gleicher Höhe steht mit seiner fabelhaften Erzählung vom Isisdienst und von der odysseischen Gründung der Asciburg, — dass mit dieser einzigen werthlosen Ausnahme alle die Stellen immer nur von Sachsen und Friesen handeln und nicht auch von anderen Stämmen auf deutschem Boden? Warum sollen nur Sachsen und Friesen solche Unheilssöhne gewesen sein? Zwar waren sie ihrer Härte und Wildheit wegen verschrieen, allein, da bei allen deutschen Stämmen in Denkungsart Recht und Einrichtungen entschiedene Uebereinstimmung herrscht, so wäre es geradezu unmöglich, dass eine so gräuliche Sitte, wie Menschenopfer, wenn sie bei Sachsen und Friesen wirklich bestand, bloss auf Diese wäre

beschränkt geblieben. Nun hatten die Römer einige Jahrhunderte lang mit Markomannen, Franken, Allemannen und Burgundern, mit West- und Ostgothen, Vandalen, Herulern, Rugiern und Gepiden zu thun. Es wanderten so viele Händler über den Rhein und die Donau in's Innere Germaniens, es kehrten so viele Kriegsgefangene, die dorthin geschleppt waren, zurück: irgend einmal müsste doch einer von ihnen einem feierlichen Menschenopfer beigewohnt und in der Heimath den begierig Horchenden davon erzählt haben und diese Erzählung in die Berichte der römischen und griechischen Geschichtschreiber eingeflossen sein. In all' diesen Berichten aber findet sich — eine noch zu erwähnende Stelle bei Prokop ausgenommen — wohlmal eine allgemeine Andeutung, eine bestimmte klare Erzählung aber ebenso wenig, als bei den nationalen Geschichtschreibern der Gothen Franken Sachsen und Angeln.

Doch prüfen wir nun die Stellen selbst, die angeblich von Menschenopfern bei Sachsen und Friesen berichten. Es sind zehn. Richthofen, der an Menschenopfer glaubt, hat Alles darüber in seinem vortrefflichen Werke über die alte Lex Saxonum sorgfältig gesammelt.[1]) Prüfen wir die Berichte alle zehn nach der Reihe.

Der Hauptartikel findet sich in dem Kapitular, welches Karl der Grosse im Jahr 877 für die sächsischen Lande erliess. Darin werden die heidnischen Bräuche mit Strafe belegt. Diese sind nämlich das Gelübde, das zu heiligen Bäumen oder Hainen oder Quellen gemacht wurde, — das Verspeisen von etwas zu Ehren eines göttlichen Wesens, — das Wahrsagen und Zaubern, — der Vampyrglaube, — das Leichenverbrennen, — und da heisst es denn auch im neunten Artikel: Si quis hominem diabulo sacrificaverit et in hostiam

1) Dr. Karl Freiherr von Richthofen Zur lex Saxonum. Berlin 1868. Monum. Germ. Leg. tom. V fasc. I, Hannover 1875.

more paganorum daemonibus obtulerit, morte moriatur. Hier könnte wirklich von Menschenopfern die Rede sein, wenn schon anderweit feststände, dass sie bei den Sachsen im Schwunge gewesen. Da aber dies nicht der Fall, da das Gesetz nicht lautet „geopfert und getödtet hat", so dürfen wir den Zusatz von „den Dämonen darbringen" nur dahin auslegen, dass er deutlicher machen soll, was unter dem Opfern (sacrificare) zu verstehen, nämlich das förmliche Verwünschen und Uebergeben an Dämonen mit feierlichen Worten, ein Heidenbrauch, zu welchem das bekannte „Dass Dich der Teufel hole!" noch tagtäglichen Nachklang giebt. Die Härte der Strafe aber darf nicht auffallen; denn Todesstrafe soll nach dem achten Artikel schon erleiden, wer sich aus Furcht vor der Taufe versteckt, und nach dem siebenten auch, wer eine Leiche verbrennt und die Knochen in Asche verwandelt. Denn das Verbrennen der Weichtheile des Körpers blieb straflos.

Die andere Stelle ist aus dem Friesenrecht. Als im achten Jahrhundert die alten Volksgesetze der Friesen aufgeschrieben wurden, fand sich auch ein Zettel von Ulemar, einem früheren angesehenen Rechtsverständigen, und auf diesem Zettel lautet der Satz, welcher jetzt den Schluss des Friesenrechts bildet, noch recht altgermanisch: „Qui fanum effregerit et ibi aliquid de sacris tulerit, ducitur ad mare et in sabulo, quod accessus maris operire solet, finduntur aures ejus, et castratur, et immolatur diis, quorum templa violavit. Offenbar spricht dies Gesetz von keinem Menschenopfer, sondern von einer Strafe für Frevel am Heiligthum. Das immolare bestand, wie aus dem gleich anzuführenden Bericht Wulframs zu ersehen, darin, dass der Frevler ins Meer geworfen wurde. Dass er aber auf dem trügerischen Sande, welchen die Fluth zu unterwässern pflegt, also kurz vor Erleidung der Todesstrafe erst durch Ohrenschlitzen und Entmannen auf die fürchterlichste Weise geschändet

zeigt nur, welchen Abscheu sein arges Verbrechen
te.

Ganz dasselbe, was dieses alte Gesetz aus der Heiden-
esagt, nämlich die Bestrafung wegen Verbrechens am
gthum, kehrt in drei andern Berichten wieder:

Von Bischof Wulfram von Sens, der unter den Friesen
Bekehrer gewirkt und 695 im französichen Kloster
nelle gestorben, hat ein Klosterbruder nicht lange
f eine Lebensbeschreibung verfasst. Darin heisst es:
icante sancto pontifice in populo (Fresionum) contigit
uadam, puerum ex ipsa Fresionum natione ortum, diis
landum, duci ad laqueum. Orabat autem vir sanctus
lulem ducem (Rathbodum), ut hujus pueri vitam sibi
et. Tunc animosi gentiles unanimes frustrabantur
recem, dicentes: si tuus Christus eum de tormento mortis
erit, sit ejus tuusque servus aevo perenni. Appenditur
e puer in patibulum. — Im folgenden Kapitel wird ein
her Vorfall erzählt. Alii quoque adolescentes ex prae-
Fresionum natione similiter ritu profano daemonibus
landi, missa sorte more patrio, sunt deprehensi. Pro
s supplicaturus inclytus praesul Wulframus accessit,
gentiles, preces illius audire contemnentes, praefatos
s projecerunt in pelagus, ut illic inter fluctus illis ne-
sacrificium execrabile perficerent daemonibus. Quo
to ajunt Sancto: Vade nunc jam et si inde liberare
oteris, habeat eos deus tuus in servos jure perenni. —
Friesenapostel Wulfram sah also einmal einen Knaben
Galgen führen, und ein andermal wurden Jünglinge,
e das Loos getroffen, ergriffen und in's Meer geworfen:
mal braucht der Erzähler den Ausdruck, sie wären
Dämonen geopfert. Dass aber hier bloss Rache für
l an Heiligthümern geübt wurde, geht sowohl aus dem
hergesetzten Artikel des Friesenrechts, und aus den
ömmlichen Verbrechensstrafen — Galgen oder Er-

tränken, — als aus einer Stelle in der von Alkuin rührenden Lebensbeschreibung Willibrords hervor, die e falls Menschenopfer beweisen soll: Injurias suorum de ulcisci cogitabat (rex Radbodus) et per tres dies se tribus vicibus sortes suo more mittebat, et numquam natorum sors super servum Dei aut aliquem ex suis c potuit, nec nisi unus tantum ex sociis suis sorte monst martyrio coronatus est, quia violatores sacrorum illius cissima morte (rex) damnare solebat. — Der Missionä nämlich auf Helgoland um das Jahr 700 Rinder schla lassen, die auf einer heiligen Stätte weideten, und eine springende Quelle, aus welcher man nur in stiller Ehrf trinken durfte, zu einer öffentlichen redereichen Tauf nutzt. Gaukönig Radbod ist ergrimmt darüber und drei Tage hinter einander dreimal das Loos werfen, Diejenigen zu erfahren und mit dem Tode zu best welche Haupturheber des Frevels gewesen.

Ferner sagt Rudolf von Fulda in einer Beschrei der Translation der Reliquien des hl. Alexander: colu (Saxones pagani) eos, qui natura non erant dii; inter maxime Mercurium venerabantur, cui certis diebus hu quoque hostiis litare consueverant. Das ist wörtlich dem Tacitus genommen, kann also für sich selbst n beweisen.

Zwei andere Stellen, die eine in Lebuins, die a in Liudgers Lebensbeschreibung, deren jede erst im ne Jahrhundert oder später noch geschrieben wurde, we ebenfalls zum Beweis von Menschenopfern angeführt: sprechen aber nur von Gelübden und Opfern überh von Menschentödten ist darin nicht die Rede. Von grossen Versammlung der Sachsen 770 zu Marklo an Weser heisst es nämlich: omnis concionis illius multi primo suorum proavorum servare contendit instituta, minibus videlicet suis vota solvens ac sacrificia. He

'idukind aber hatte im Jahre 782 einen Theil der Friesen
izu gebracht, vom Christenthum abzufallen, et usque ad
leo fluvium fecit Fresones Christi fidem relinquere et im-
iolare idolis juxta morem erroris pristini.

Von einem grausamen Herkommen bei sächsischen See-
iubern, die an den gallischen Küsten heerten und raubten,
erichtet zu Ende des fünften Jahrhunderts der Bischof von
lermont, Sidonius Apollinaris, der bekanntlich seine Er-
iblungen gern in einem blühenden Stil vortrug. Priusquam
irchipiratae Saxonici) de continenti in patriam vela laxantes
ostico mordaces ancoras vado vellant, mos est remeaturis,
ecimum quemque captorum per aequales et cruciarias poenas,
lus ob hoc tristi quam superstitioso ritu necare, superque
)llectam turbam periturorum mortis iniquitatem sortis aequi-
ite dispergere; talibusque eligunt votis, victimis solvunt.
it per hujusmodi non tam sacrificia purgati, quam sacri-
gia polluti, religiosum putant caedis infaustae perpetratores
e capite captivo magis exigere tormenta quam pretia. —
ihe die Seeräuber vom Festlande die Anker zur Heimkehr
chteten, musste der zehnte Mann der zusammengeraubten
lenschen sterben. „Ueber diese Schaar der Todgeweihten
erstreuen sie des Todes Unrecht durch des Looses Recht:
nter solchen Gelübden wählen sie, zahlen sie mit Schlacht-
pfern. Und durch solchen heiligen Brauch weniger ge-
einigt als durch Heiligthumsschändung befleckt halten die
nheilvollen Mörder es für etwas Religiöses, von ihrer
lenschenbeute lieber Qualen, als Verkaufspreise zu erpressen".
)ffenbar ist hier nicht von Menschenopfern die Rede, sondern
on einer gräulichen Art und Weise, die Zukunft zu er-
orschen, ob nämlich auf Heil zur Heimfahrt zu hoffen.

Aehnlich wird man auch die einzige Stelle verstehen
nüssen, die bestimmt von Menschenopfern redet. Papst
iregor III. schreibt nämlich im Jahr 732 an Bonifacius:
Et hoc inter alia discrimen agi in partibus illis dixisti,

quod quidam ex fidelibus ad immolandum paganis sua v
nundant mancipia. Hoc ut magnopere corrigere debes, frat
nec sinas fieri ultra: scelus enim est et impietas. — Sollt
aber wirklich die neuen Christen einen so schändlich
Brauch, wenn sie ihm selbst nicht mehr fröhnten,
ihren Nachbarn begünstigt haben? Und warum kaufte m
denn Fremde, da der heimischen Leibeigenen aller Orten g
nug waren? Wenn des Missionärs Zuträger nicht ihn o
nicht selber sich getäuscht, so lief wohl die Sache dar
hinaus, dass selten einmal ein fremder Sklave oder Krie
gefangener gekauft wurde, um aus seinem strömenden Bl
eine Weissagung zu ziehen. Denn von solchem Ab
glauben waren die Germanen allerdings tief umnacht
Gleichwie bei den Römern ekelhaft in den Eingewei
geschlachteter Thiere gewühlt wurde, um aus deren V
schlingungen in das Wirrsal der Zukunft hinein zu blick
so diente germanischen Weibern dazu das Ringeln u
Quirlen von frischem Menschenblut im siedenden Kes
Auch bei den Cimbern schon erschienen diese fürchterlich
Frauen, welche das Blut gefangener Römer in ihre Kes
laufen liessen.

Das sind nun alle Stellen in Quellenschriften, die b
zeugen sollen, dass es bei den alten Sachsen und Fries
— und diese waren doch berüchtigt ihrer eisernen Herz
wegen — Menschenopfer gegeben. Ganz ähnlich ergie
bei den andern und noch dazu äusserst wenigen Nachrichte
die von Menschenopfern bei Germanen ausserhalb Deutsc
land etwas enthalten, die Untersuchung sofort, dass en
weder von Kriegsgefangenen die Rede, die aus Rache, od
weil man sie nicht länger ernähren konnte, erschlagen,
oder von Verbrechern, die bestraft werden, — oder vo
Solchen, die freiwillig den Tod als Sühnopfer auf si
nahmen. Was wird nicht Alles noch heutzutage im Vol
von Hexen Wärwölfen und Vampyren erzählt, oder vo

Christenkinder schlachtenden Juden, oder von Hexenmeistern, die, um ihren Zauber zu vollbringen, des Blutes oder Fingers von einem unschuldigen Kinde bedürfen! Soll man also Prokop, der beständig sich auf der Anekdotenjagd befindet, Glauben beimessen, wenn er für Menschenopfer ausgiebt, als christliche Franken in Italien gefangene Feindeskinder tödteten und in einen Fluss warfen „als des Krieges Erstlinge“? Oder muss man gleich an Opferfeier denken, wenn Jordanis schreibt: „Die Dankopfer für den Kriegsgott waren die Tode der Kriegsgefangenen“? Wenn aber Dietmar von Merseburg bloss aus Hörensagen von einer dänischen Opferfeier erzählt, die vor einem Jahrhundert alle 9 Jahre auf Seeland stattgefunden hätte und bei welcher je 99 Menschen, Pferde, Hunde und Habichte oder Hähne geschlachtet worden seien, und wenn Adam von Bremen dasselbe Mordfest alsdann nach Upsala verlegt, so kann man solche Nachrichten, welche der erste Erzähler selbst als bedenklich bezeichnet, ebenso wohl auf sich beruhen lassen, als wenn der norwegische Chronist Snorro versichert: in den ältesten Zeiten seien in Skandinavien Menschenopfer nicht Brauch gewesen, erst unter König Domald habe man sie erfunden, um eine allgemeine Hungersnoth abzuwenden, weil erkannt worden, mit dem bisherigen Opfer eines wegen Uebermastung halb tollen Stiers lasse sich bei Odin nichts mehr ausrichten. —

Doch wir dürfen noch einen Schritt weiter gehen und fragen, ob es bei Germanen überhaupt solche Opfer gab, wie bei Semiten Griechen und Römern?

Germanen hatten, worüber die neueren Forscher fast sämmtlich einverstanden sind, keinen Priesterstand, sondern gleichwie jeder Hausvater für seine Familie, so übten Richter Grafen und Könige alles das für das Volk, was anderswo zu priesterlichem Amte gehörte, nämlich Festzüge sammeln, Hymnen anstimmen und jeden andern religiösen Brauch ordnen. Wer in der öffentlichen Versammlung priester-

liche Handlungen verrichtete, hiess einfach e-wart oder a-s
Rechtssager oder Rechtswart, denn ewa bedeutete das
sammte Recht und Gesetz. Wo man aber keine Prie
im Sinne der Alten kannte, da liegt der Zweifel nahe,
es denn dort auch Opfer im Sinne der Alten gegeben?

Gewiss gab es Opfer, soweit sie nämlich im ehrfü
tigen Darbringen und Weihen und damit verbundenen V
zehren von Thieren und Früchten des Feldes bestanden
jedoch in Bezug auf Opfer, insofern ihr Wesentliches in
Vernichtung von etwas Geschaffenem liegt, ist die Fı
zu verneinen.

Im Verhältniss zu semitischen Völkern, die sich e
mit Opfern und Heiligthümern müheten, erschienen
Germanen als weltlich gesinnte Leute. Ja, man hätte
Volk, das in seinem tiefsten Wesen von Ehrfurcht vor
Göttlichen und vom Glauben an Unsterblichkeit erfüllt
durchdrungen war, im Vergleich mit all jenen Völkern
irreligiöses nennen müssen; denn des Germanen religi
Gefühl war ein wesentlich innerliches. Es war ihm we
Bedürfniss noch Gewohnheit, in bestimmten gottesdie
lichen Gebäuden und zu bestimmten Zeiten äussere religi
Handlungen zu verrichten, sondern wenn sein übervo
Gemüth oder der Ernst des Augenblicks ihn drängte,
flehte er zu den göttlichen Wesen, wo er ging und sta
Er flehete zu ihnen und weihete sich ihnen im ahnun
vollen Grauen des Morgens, im mittäglichen Allschwei
der besonnten Flur, in feierlicher Abendstille, — oder w
ihn das heilige Rauschen des Waldes oder die stürze
Fluth und des Wasserfalles Schäumen oder ernste ho
ragende Felsen zur Andacht stimmten, — oder wo s
Haus, sein Geschlecht, sein Volk sich feierlich versamme
— oder wenn der Heerbann alles mit sich fortreissend
die Schlacht stürmte. Dass man die lichten Höhen besti
dass man dort die Hände faltete und über's Haupt emp

hob, oder sie zum Himmel ausstreckte, oder dass man bei Bestürzung, Trauer und Reue die Blicke zur Erde schlug, bei Dank- und Hoffnungsgefühl das frohe Antlitz empor richtete, — diese natürlichen Geberden, in welchen halb unbewusst religiöses Ergriffensein sich kundgab, waren allen Germanen ebenso gemeinsam, wie allen Semiten die Gewohnheit, sich vor des Allerhöchsten unermesslicher Allgewalt niederzuwerfen, dass das Haupt den Boden schlug.

Wenn aber bei wichtigen Ereignissen des Hauses — bei Geburtsfesten und Namengebung, bei Eheschliessung, bei Gutsübertragung an den Sohn, bei Bestattung eines Greises — die Hausbewohner sich mit Verwandten und Nachbarn versammelten, — oder wenn man je nach dem Wechsel der Jahreszeiten das Erstemal auszog zu Feld und Wald zu gemeinsamen Arbeiten, oder den letzten Aerntewagen herein holte, — oder wenn das gesammte Volk nach altem Herkommen sich schaarte zur Naturfeier am Sonnewendtage, oder zur Erinnerungsfeier an nationalen Gedächtnisstagen, oder bei den Hügeln edler Todten, oder zu des Landes Ordnung und Gericht, zu Berathungen und Verbindungen der Stämme, zur Heerfahrt gegen den Feind, — bei solchen Gelegenheiten suchte das innere Verlangen, der Gottheit Theilnahme Schutz und Weihe zu erflehen, nach stärkerem Ausdruck. Nicht um die Familie oder die Gemeinde oder das Volk förmlich zu heiligen, nahm man feierliche Handlungen vor, sondern das lebendige religiöse Gefühl machte sich ganz von selbst um so mächtiger geltend, je gehobener die gemeinsame Stimmung war durch die Menge und Erregung der Versammelten, durch die Wichtigkeit dessen, was sie vornahmen, und durch die Ungewissheit des Ausgangs. Da vereinigte sich Alles zu feierlichen Umzügen, in denen man die Thiere, die zum gemeinsamen Festmahl dienen sollten, mit Grün und Blumen bekränzt einher führte. Da wurden auf den Höhen Freudenfeuer an-

gezündet, alte Hymnen und Heldendichtungen vorgetra
Gesänge und Jubelruf angestimmt, und Reihentänze, Kan
spiele und Gelage beschlossen den Tag.

Von förmlichen Bitt- Sühn- und Dankopfern war
solcher Feier keine Rede. Nennt man es Opfer, wenn
im gemeinsamen ehrfürchtigen Gedenken einer höheren Ma
Speise und Trank geniesst, oder wenn der Bauer im stil
Gefühl des Dankes gegen den Segenspender bei Aern
etwas Obst an den Bäumen oder ein paar Aehren im Fe
lässt, so übten die Germanen gar manchen Opferbrau
Es brachten die Verwandten und Nachbarn zu ihren Fes
Krüge voll Meth und Bier, Rinder Ochsen Schafe
Pferde, die den Göttern geweihet geschlachtet und verze
wurden. Sie setzten auch vor ihre Hausthüre oder an
heiligte Stellen Blumen oder abgehauenes junges Baumgr
oder von Speise und Trank etwas für die Thiere des Wal
und Feldes, vor Allem theilten sie Armen und Bedürftig
mit. Der Gedanke aber, der Gottheit zu gefallen bloss
durch, dass man Erschaffenes vernichtet, wäre nach ih
Geistesart den Germanen eine Thorheit gewesen. Das W
Opfer kommt in die deutsche Sprache erst durch die Kirc
und gleichwie die Sprache anzeigt, dass Kelch und Alt
Orgel und Messe aus der Fremde eingeführt wurden,
verhielt es sich auch mit Wort und Sache des Opfer
Insoferne es Darbringen von Lebendigem oder Unleb
digem bedeutet, indem man es vernichtet, Blut umherspri
durch Feuer das Geweihete verzehren, die Erde das A
gegossene trinken, oder die Luft es zerstören lässt, nöthi
keine einzige Stelle in den alten Gesetzen und Schriften da
gerade solche Art von Opfern bei Germanen anzunehm

Wäre dergleichen üblich gewesen, gewiss, es le
heute noch in Gebräuchen unseres Landvolkes fort; de
es ist beinahe nichts völlig untergegangen, was uns v
religiösem Glauben und Aberglauben der Germanen zuv

berichtet worden. Hätten Diese jene Bitt- und Sühn-
ınkopfer gehabt, so würde sich in ihrer Sprache auch
ınze Reihe Namen für Opfergebräuche und Opfergeräthe
Die Sprache schweigt aber davon, und vergebens
ı im althochdeutschen neihunga Opfer wie bei Juden
ömern üblich, im zepar oder Geziefer die Opferthiere,
ʒlichen Worte „Gebütt" das Brandopfer von Herz Lunge
ber, was den Göttern gehören sollte, gesucht. Ulfilas kam
legenheit, als er das jüdische Opferwesen ausdrücken
in gothischer Sprache. Er fand in dieser das Wort
, welches jede Art von religiöser Verehrung bedeutet,
bersetzte Gebet und Flehen zu Gott richtig mit Us-
ıs, Gottesverehrung mit Blotinassus, und Gottesver-
mit Guthblostreis. Für Altar aber konnte er, weil
ıthen keinen Altar kannten, nur das Wort Biuds, das
Platte oder Tisch, benützen. Für die verschiedenen
der jüdischen Opfer fehlten ihm die Wörter gänzlich:
ucheropfer nahm er daher das griechische Aroma an,
opfer übersetzte er mit Allbrunst, das ist heiliger
, und um Opfer überhaupt auszudrücken, wusste er
ıicht anders zu helfen, als dass er dafür Sauths, das
Sud, anwendete. Nicht an einen Fleisch-Siedekessel
er dabei, denn dieser hätte doch zu sehr an das Zu-
n von Fleisch zum Essen erinnert, selbst vorausgesetzt,
eine Gothen bei ihren Festen das Fleisch lieber ge-
als gebraten verspeist hätten, sondern, was ihm vor-
bte, war der Sud, welchen die wahrsagenden Weiber
Volkes unter religiösen Sprüchen bereiteten, um je nach
Vellen und Wogen der im Kessel treibenden gemeinen
dlen Flüssigkeit zu weissagen.

o auffallend arm aber das Germanische an Ausdrücken
turgische Gebräuche ist, so äusserst selten ist von
n, welche Menschen verrichten, in den Götter- und
nsagen die Rede. Die ganze Hälfte der älteren Edda

besteht in Dichtungen von mehr oder minder religiöser Art Opferhandlungen von Menschen werden aber kaum es wähnt, es sei denn, man wolle Stellen, wie sie in Odin berühmtem Runenlied gleich hinter einander folgen, vo Opfern im Sinne des alten Testamentes verstehen. Die ein Stelle lautet:

Weisst du, wie man (Runen) beten soll?
Weisst du, wie man (Runen) opfern soll?

Dies ist wohl so zu deuten, dass Gebet und Weih spruch in Runen aufgeschrieben sind, und das Opfern dar besteht, dass Stäbchen oder Täfelchen mit den Runen die Luft verstreuet oder in einen Fluss geworfen werde Dann heisst es gleich, offenbar nur von Geschenken unt Menschen, etwas hausbacken:

Besser ist, um nichts bitten,
Als zu viel opfern;
Immer erwartest du Vergeltung der Gabe;
Besser nichts gesendet,
Als zuviel verschwendet.

Die Meinung aber der Germanen bei ihren mit Religio verknüpften Schmäusen und Gelagen wird uns durch einen schönen Gebrauch deutlicher, durch das Minnetrinken. Man trank Thors oder Wodans Minne oder eines anderen gött lichen Wesens, indem man bei dem Trinken voll Ehrfurcht ihrer gedachte. So trank man auch eines abwesenden oder verstorbenen Freundes Minne, wobei, wenn Mehrere bei sammen waren, ein Spruch, ein Zuwinken und Anstossen mit den Bechern vorherging. Minnan Lieben ist ja eine Stammes mit man d. h. denken: man trinkt des Freunde Minne, indem man auf sein Bild und Wesen die Kraft de Seele und der Gedanken richtet. Geradeso dachte man ehr fürchtig des Gottes, indem man die Hände zu dem Mahl ausstreckte, das von dem ihm heiligen Thier, von Wodan

rd oder Nerthus Eber oder Freyas Hirsch oder der Erden-
tter geduldigen Rindern, bereitet war. Geradeso isst
n noch heutzutage Namenstagskuchen, Fastenbrezeln,
terschinken, Martinsgänse zu Ehren eines Lebenden oder
rgestellten. Wird doch auch schon im Alterthum von
itterbildchen aus Mehlteig (consparsa farina) berichtet!

Wie in der That die eigentliche Opferhandlung höchst
nfach darin bestand, dass man Speise und Trank einem
ittlichen Wesen darbrachte und sodann — frohe oder
nste Gedanken auf dasselbe gerichtet — zu sich nahm,
hellt noch deutlich aus der Frage in dem Wormser Beicht-
iegel zu Ausgang des zehnten Jahrhunderts: „Bist Du,
n zu beten, an einen andern Ort gegangen, als zur Kirche,
imlich zu Felsen oder Quellen oder Scheidewegen? Hast Du
rt ein Licht angezündet, Brod hingebracht und dort ge-
ssen?" Gerade so hiess es im Gesetz über den Sachsen-
lauben: „Wer zu Quellen oder Bäumen oder Hainen ein
elübde gethan, oder etwas nach heidnischer Weise darge-
acht und zu Ehren der Götter gegessen hat, soll, wenn
ein Adeliger ist, 60, wenn ein Freier, 30, wenn ein
öriger, 15 Schilling büssen. Wenn sie nichts besitzen,
ovon sie sofort zahlen, sollen sie der Kirche zum Dienst
geben werden, bis diese Schillinge gezahlt sind". Die
trafgesetze wissen von heidnischen Gebräuchen nichts zu
rfolgen, als das Zusammentreffen von drei Dingen, näm-
ch: zu altheiliger Stätte gehen, auf ihr Licht oder Feuer
achen, und etwas dort essen und trinken. Wenn aber die
nzige Ausnahmestelle, die der Wormser Beichtspiegel er-
ennt, davon spricht, dass man den Schicksalsschwestern
was zur Speise hinstellte, so war das ein ähnlicher Aber-
lauben, wie wenn noch in später Zeit den Hausgeistern
twas in eine Ecke gesetzt wurde, nicht zu heidnischer
pferverrichtung, sondern Jenen zu wirklicher Labung.

Ein Opfer aber kannten die Germanen, ein hohes und

herrliches, das Sühnopfer des eigenen Lebens durch hoc
herzigen Entschluss. Dem gottgläubigen und sinnende
Menschen liegt es nahe, Unheil als Unrechts Folge aufzu
zufassen, und wenn das unselige Wesen nicht von de
Schwelle weichen will, zu denken, dass eine grosse Schul
begangen und zu sühnen sei. Dann aber kann wohl i
grossmüthigen Seelen der Gedanke keimen, die Schuld a
das eigene Haupt zu nehmen und sich zu opfern, damit d
Geliebten wieder glücklich werden. Von solchen Sühnopfer
die freiwillig in den Tod gingen, um ihr Volk zu rette
sind uns Beispiele überliefert. In der nordischen Heim
kringlasage heisst es sogar: in offener Volksversammlu
sei in einer Zeit, als schwere Noth und Misswachs das La
bedrückte, beschlossen worden, der Edelste des Volkes, d
König selbst, solle Unheil und Tod auf sein Haupt nehmen

1) Was sich an Berichten und Sagen bei älteren und späte
Schriftstellern auf Menschenopfer deuten lässt, hat bereits der Alton
Pastor Gottfried Schütze gesammelt in seinem 1743 in Leipzig v
öffentlichten Buche De cruentis Germanorum gentilium victimis huma

Oeffentliche Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften

zur Feier des 123. Stiftungstages

am 28. März 1882.

Der Classensecretär Herr v. Prantl widmete den im abgelaufenen Jahre verstorbenen Mitgliedern Adalb. Kuhn, Albr. Bernh. von Dorn, Theod. Benfey, Herm. Lotze, Theod. Bergk, Franz Hoffmann, Adr. de Longpérier, John Muir, Charles Thurot eine kurze Ehren-Erwähnung, das Nähere der hiemit folgenden Druck-Veröffentlichung vorbehaltend:

Franz Felix Adalbert Kuhn

war geboren am 19. November 1812 zu Königsberg in der Neumark, woselbst sein Vater Gymnasial-Lehrer war; nach dem frühen Tode des letzteren (1813) siedelte die Wittwe nach Berlin um, und dort besuchte der Sohn zunächst die Hartung'sche Schule, dann (1825) das Gymnasium zum grauen Kloster und hierauf das Joachimsthaler Gymnasium, an welchem Meineke wirkte. Nachdem Kuhn bereits in den letzten Jahren dieser Vorbereitungsstudien durch den Gymnasiallehrer Classen, sowie durch Dr. Poley, einen eifrigen Schüler Bopp's, in das Sanskrit eingeführt worden war, setzte er (seit 1832) als Studirender der Berliner Universität, wo

er insbesondere durch Bopp sich der trefflichsten Leitung erfreute, diese Bestrebungen mit hingebendstem Fleisse fort; einen mächtigen und bestimmenden Eindruck machte auf ihn (1835) das Erscheinen von Jakob Grimm's deutscher Mythologie. Im J. 1837 promovirte er mit einer Abhandlung „De coniugatione in *μι* linguae sanscritae ratione habita", und nachdem er im gleichen Jahre die staatliche Prüfung mit glänzendem Erfolge bestanden, fand er sofort eine Verwendung am Köllnischen Real-Gymnasium zu Berlin, woselbst er 1841 die Stelle eines ordentlichen Lehrers erhielt und unter dem tüchtigen Director E. Ferd. August mit Freuden seines Amtes walten konnte; nach dem Tode des letzteren (Oct. 1870) wurde er mit der Leitung dieser Anstalt betraut. Im J. 1872 wurde er unter die Mitglieder der Berliner Akademie aufgenommen (unserer Akademie gehörte er seit 1879 an) und 1876 war er an der Conferenz behufs Herstellung einer deutschen Orthographie betheiligt. Das Leben dieses Mannes, welcher durch seine treue Wahrhaftigkeit, sein Pflichtgefühl und seine Arbeitskraft sich die allgemeinste Achtung erworben hatte, wurde plötzlich am 5. Mai 1881 durch einen Schlagfluss geendet. Zeugniss für die hohen Verdienste, welche er sich um den Fortschritt der Wissenschaft erwarb, geben seine zahlreichen schriftstellerischen Leistungen. Er begann zunächst mit Studien, welche sich an Grimm anschlossen, und gab in den Publicationen des Vereines für Geschichte der Mark Brandenburg Untersuchungen über das Verhältniss märkischer Sagen und Gebräuche zur altdeutschen Mythologie (1841); dann folgten als Ergebnisse eines auf Ferien-Reisen bethätigten Sammelfleisses „Märkische Sagen und Märchen" (1843), hierauf später gemeinschaftlich mit seinem Schwager Schwartz bearbeitet „Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche" (1848). Sowie er aber bereits unterdessen durch eine Recension über Rosen's Rigveda (1844) seine gründliche

Kenntniss des Sanskrit bekundet hatte und in einem Gymnasial-Programme „Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker“ (1845, später umgearbeitet im I. Bande von Weber's Indischen Studien) den Kern seiner Methode historischer Linguistik andeutete, so wirkte er bald als persönlicher Mittelpunkt dieser Studien und zugleich als hervorragender Förderer ihrer Fortschritte, indem er (1852) in Gemeinschaft mit Aufrecht die „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen“ gründete, welche später (1858) eine Ergänzung erfuhr durch die mit Schleicher herausgegebenen „Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, celtischen und slavischen Sprachen“. Hauptsächlich dem Sanskrit zugewendet beschäftigte sich Kuhn mit der sprachlichen, metrischen und mythologischen Erklärung der Veden und veröffentlichte in den genannten Beiträgen „Sprachliche Resultate aus der vedischen Metrik“ und die bezüglich der Lautlehre wichtige Abhandlung „Ueber das alte S“, sowie (in Weber's indischen Studien) „Ueber die Brihaddevatā“, ausserdem auch zahlreiche Aufsätze zur vergleichenden Sprachwissenschaft und Mythologie in der von ihm redigirten Zeitschrift, in Haupt's Zeitschrift (Band II bis VI) und in der Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes. Daneben erschien ein Gymnasialprogramm „Die Mythen von der Herabkunft des Feuers bei den Indogermanen“ (1858), und die hiebei gegebenen Grundlagen fanden eine reiche Ausführung in der Schrift „Die Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes“ (1859), während er zu gleicher Zeit „Sagen, Märchen und Gebräuche aus Westfalen“ (1859, 2 Bände) herausgab. Nach seinem Eintritte in die Akademie verfasste er neben mehreren (bisher ungedruckten) Abhandlungen, welche er daselbst vortrug, die hochwichtigen Untersuchungen „Ueber Entwicklungsstufen der Mythenbildung“ (1873), auch brachte 1876 aus seiner Feder die

„Vossische Zeitung" Aufsätze zur Beurtheilung der in d
ältesten Ausgaben Schiller's bestehenden Orthographie. Kuhı
Name bleibt für immer verflochten mit der Geschichte c
indogermanischen Sprachwissenschaft und der vergleichend
Mythologie, denn ausgerüstet mit umfassenden Kenntniss
mit scharfem Blicke, geistvoller Combination und unbeste
lichem Urtheile eröffnete er neue bedeutungsvolle Richtung
indem er die Linguistik als Mittel der Erforschung c
ältesten Culturzustände verwerthete und auf solchem We
mittelst sorgsamster Untersuchung die Einsicht in eine u
sprüngliche Gemeinsamkeit manigfacher geistiger Verhä
nisse der arischen Völker gewann und verbreitete. W
entfernt von phantastischer Combinationssucht brachte
durch besonnenste Forschung die vedische Literatur in Ve
bindung mit mythologischen Gestalten der Hellenen u
mit germanischen Volkssagen, wovon eines der schönst
und wohl auch bekanntesten Beispiele in seiner Abhan
lung über die Herabkunft des Feuers vorliegt, und nic
minder suchte er in das allgemeine Princip des Vorgang
der Mythenbildung einzudringen, so dass seine Arbeiten fi
die Methode der Mythen-Forschung auf indogermanische
Gebiete als bahnbrechend gelten können. (Seine sämmt
lichen Schriften sind aufgezählt in Bursian's Biogr. Jahrl
f. Alterthumskunde, 1881, S. 54 u. 63 f.)

Joh. Albrecht Bernhard v. Dorn,

welcher seit 1860 unserer Akademie als auswärtiges Mitglie
angehörte, war am 11. Mai 1805 in Scheuerfeld bei Kobur
geboren, besuchte das Gymnasium zu Halle und studir
dann in Leipzig zuerst Theologie, hierauf aber unter Roser
müller's Leitung Orientalia. Im Jahre 1825 habilitirte e
sich als Docent in Leipzig mittelst einer Dissertation „I
psalterio aethiopico commentatio" und wurde alsbald hiera

der russischen Regierung durch Chr. M. Frähn zur Uebernahme einer Professur der orientalischen Sprachen an der Universität Charkow empfohlen, welche Stelle er aber erst 1829 antrat, nachdem er eine längere Reise durch Frankreich und England gemacht hatte. Nach sechs Jahren verliess er Charkow, da er (1835) nach Petersburg als Professor der Geschichte und Geographie Asiens an das orientalische Institut des auswärtigen Ministeriums berufen wurde; im Jahre 1839 trat er als Mitglied in die Petersburger Akademie ein und 1842 wurde er Director des asiatischen Museums; als 1843 jene mit dem Ministerium verbundene Lehrstelle aufgehoben wurde, erhielt Dorn die Stelle eines Oberbibliothekares an der kaiserlichen Bibliothek. In den Jahren 1860 und 1861 durchreiste er den Kaukasus und die persische Provinz Ghilan am Südwestufer des kaspischen Meeres, sowie die östlich daran gränzende Provinz Masenderan; mit reichen Forschungs-Ergebnissen an Inschriften und sprachlichem Materiale kehrte er nach St. Petersburg zurück, wo er nach vieljähriger literarischer Thätigkeit am 31. Mai 1881 starb. Das specielle Gebiet, in welchem die Fachwissenschaft dankbar seine Leistungen anerkennt, liegt in Geschichte, Geographie und Sprache Afghanistans, Kaukasiens, der südlichen Küstenländer des kaspischen Meeres und der nördlichen Provinzen Persiens. Nach einer Uebersetzung dreier Abschnitte aus Sadi's Rosenhain (1827) veröffentlichte er „History of the Afghans translated from the Persian of Neamet-Ullah" (1829 ff.), „Grammatische Bemerkungen über die Sprache der Afghanen" (1840), sodann „Beiträge zur Geschichte der kaukasischen Länder und Völker aus morgenländischen Quellen" (1841—43, 5 Theile), ferner „Das asiatische Museum der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg" (1846) und „A chrestomathy of the Pushtū or Afghan language" (1847). Hierauf folgten 1850—58 „Muhammedanische Quellen zur Geschichte der

südlichen Küstenländer des kaspischen Meeres" (nem
Uebersetzungen von Schireddin's Geschichte von Tabaris
Dschurdschan und Masenderan, von Khondemir's Geschi
Tabaristans, von Ali-Ben-Schems-Eddin's Khanischem
schichtswerke und von Fumeni's Geschichte von Ghil
Daneben erschienen „Catalogue des manuscripts et x
graphes orientaux de la bibliothèque impériale" (1852)
„Vier syrische Handschriften der kaiserlichen Bibliothek
St. Petersburg" (1853) und später folgten „Beiträge
Kenntniss der iranischen Sprachen" (1860 und 1866, 2 The
worin er zum ersten Male Texte im persischen Dial
von Masenderan veröffentlichte, sodann „Sur la collec
de manuscripts orientaux achetée par la bibliothèque
périale" (1865) und „Drei in der kaiserlichen Bibliothek
St. Petersburg befindliche astronomische Instrumente" (18
sowie „Chronologisches Verzeichniss der von 1801—1
in Kasan gedruckten arabischen, türkischen, tatarisc
und persischen Werke" (1867). Ferner veröffentlichte
„Caspia, über die Einfälle der alten Russen in Tabaristan" (18
und „Ueber die semmanische Mundart" (1878); ausserd
gab er hinterlassene numismatische Schriften des Chr.
Frähn heraus (1855) und lieferte zahlreiche Beiträge in
Bulletins und Mémoires der Petersburger Akademie.

Theodor Benfey

geboren am 28. Januar 1809 in Nörten bei Göttingen
suchte 1816—24 das Göttinger Gymnasium, von wo er
Studirender der classischen Philologie an die dortige U
versität übergieng und Vorlesungen bei Ottfr. Müller, Diss
Mitscherlich, Heeren, sowie bei dem Philosophen und Liter
historiker Bouterweck hörte; im Jahre 1827 studirte er
München unter Thiersch und Ast, zurückgekehrt nach G
tingen promovirte er am 28. Oct. 1828. Als er 1830 n

Frankfurt a/M. gieng, lernte er den Sanskritforscher Poley kennen, wodurch die wissenschaftliche Richtung des jungen Mannes für die Folgezeit bestimmt wurde, und mit Studium des Sanskrit und der Sprachvergleichung beschäftigt verweilte er bis 1834 theils in Frankfurt theils in Heidelberg. Im Jahre 1834 habilitirte er sich als Privatdocent in Göttingen, wo er 1848 ausserordentlicher und 1852 ordentlicher Professor wurde und mit anerkanntem Ruhme bis zu seinem am 26. Juni 1881 erfolgten Tode wirkte. Seine Erstlingsschrift „Ueber die Monatsnamen einiger alter Völker, insbesondere der Perser, Kappadokier, Juden und Syrer" (1836) hatte er gemeinschaftlich mit seinem Freunde Stern verfasst; alsbald aber trat er — abgesehen von einer Uebersetzung des Terentius (1837, 2. Aufl. 1854) — mit einem kühnen Wurfe seiner Genialität in die Oeffentlichkeit, indem sein „Griechisches Wurzel-Lexikon" (1839, 2 Bände), welches den Volney'schen Preis erhielt, auf Grund einer ausgedehnten Gelehrsamkeit und einer staunenswerthen Combinationsgabe den griechischen Wortschatz nach seinen verwandtschaftlichen Beziehungen allseitig darzustellen versuchte. Hierauf zeigte der umfangreiche Artikel „Indien" in der Ersch-Gruber'schen Encyclopädie (1840) sowohl die Weite und Tiefe des Wissens, über welches Benfey bereits damals verfügte, als auch die Selbständigkeit seiner Auffassung, indem er z. B. die Vermuthung aussprach, dass die indische Schrift ursprünglich von der phönikischen abstamme, womit dann auch seine spätere Hypothese zusammenhing, dass der Ursitz der Indogermanen nicht in Asien, sondern in Europa zu suchen sei. Die Vielseitigkeit aber seiner wissenschaftlichen Werkstätte tritt uns wieder vor Augen, indem er in den folgenden Jahren „Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamme" (1844) schrieb und bald darauf „Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzung und Glossar" (1847) veröffentlichte, woneben „Die Hymnen des Sama-

Veda mit Uebersetzung und Glossar" (1848) herginge während in Bälde mehrere „Beiträge zur Erklärung d Zend" (1850—53) folgten. Zugleich aber hatte er d Sanskrit-Gebiet reichlichst durchgearbeitet und als Ergel niss hievon erschien „Handbuch der Sanskritsprache, 1. Al theilung Vollständige Grammatik der Sanskritsprache" (185 und „2. Abtheilung Chrestomathie aus Sanskritwerken ui Glossar" (1854, 2 Theile), wobei er insbesondere auch d eingehendste Kenntniss der alten indischen Grammatik verwerthete. Einen Auszug gab er als „Kurze Sanskrit Grammatik zum Gebrauche für Anfänger" (1855), wori er unter Anderem die auch von Jac. Grimm getheilte An sicht aussprach, dass der gesammte Wortschatz aus den Verbum hervorgegangen sei, und hiemit eine Frage berührte welche für Sprachphilosophie von hoher Wichtigkeit ist während er allerdings im Ganzen sich gegen die philosophische Richtung der Sprachforschung spröde oder selbst gegnerisch verhielt. Im Jahre 1859 erschien das wichtige Werk „Pantschatantra, fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen" in 2 Bänden, deren erster Untersuchungen über die Quellen und die Verbreitungs-Wege dieser Literargattung enthält, während der zweite Text Uebersetzung und Commentar gibt. Neben einer englischen Bearbeitung der Sanskrit-Grammatik (A practical grammar of the Sanscrit language, 1863, 2. Aufl. 1868) veröffentlichte er als eine Vierteljahrsschrift „Orient und Occident insbesondere in ihren gegenseitigen Beziehungen" (1. Bd 1862, 2. Bd. 1864, vom 3. Bd. 1866 drei Hefte), worin de Aufsatz „Ein Wort über primitive Verba oder Wurzeln der indogermanischen Sprache" hervorragen dürfte. Hierauf folgten „Ueber die Aufgabe des platonischen Dialogs Kratylos" (1866), „A Sanscrit-English Dictionary" (1866 „Ueber einige Pluralbildungen des indogermanischen Verbums" (1867) und sodann in dem von der historisch

mission unserer Akademie herausgegebenen Unternehmen
Geschichte der Wissenschaften die „Geschichte der
:hwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutsch-
seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts mit einem Rück-
: auf die früheren Zeiten" (1869), ein Werk, in dessen
enswerthe Fülle des literarischen Materiales Benfey
ordnende Band geistvoller Auffassung zu flechten ver-
, wobei er vielfach auch auf die Ergebnisse seiner
en Forschung hinweisen konnte. Waren mit dieser
ing seine grösseren Publicationen abgeschlossen, so
nkt ihm die Wissenschaft aus seinen späteren Jahren
zahlreiche Einzeln-Untersuchungen, welche er haupt-
ch in den Abhandlungen der k. Societät der Wissen-
en zu Göttingen niederlegte; unter denselben mögen
int werden: „Jubeo und seine Verwandte" (1871),
n der indogermanischen Grundsprache ein nominales
: ia oder ya anzusetzen?" (1871) „Ueber die Entsteh-
ind Verwendung der im Sanskrit mit r anlautenden
nalendungen" (1871), „Ueber die Entstehung und
'orm des indogermanischen Optatives" (1872) „Ueber
'ntstehung des indogermanischen Vocatives" (1872),
t auch die sprachvergleichenden Untersuchungen über
Accent zusammenhängen, „Einleitung in die Gram-
der vedischen Sprache" (1874), „Ueber die indoger-
chen Endungen des Genetiv Singular îans, îas, îa"
), „Die Quantitätsverschiedenheiten in den Samhitâ-
'ada-Texten der Veden" (1874 ff.) „Das indogermanische
a des Zahlwortes ‚zwei' ist ‚du'" (1876), „Hermes,
:, Tartaros" (1877), „Altpersisch mazdâh, zendisch
ionh, sanskrit medhâs" (1878), „Einige Derivate des
ermanischen Verbums ANBH = NABH" (1878), „Ueber
Wörter mit dem Bindevocal i im Rigveda" (1879),
Behandlung des auslautenden a in na im Rigveda"
). Ausserdem flossen aus seiner Feder viele Beiträge

zu den Göttinger Gelehrten Anzeigen, zur Zeitschrif
Sprachvergleichung und zu „Das Ausland"; auch schri
eine Vorrede zu Fick's indogermanischem Wörterbuche
eine Einleitung zu G. Bickell's Ausgabe der alt-syri
Uebersetzung des indischen Fürstenspiegels. Neben
solcher Thätigkeit aber arbeitete er während der l
Jahre an einer „Grammatik der Vedensprache", w
wohl sicher einen würdigen Abschluss des so reichhal
literarischen Lebens hätte bilden können. Benfey ge
unserer Akademie seit 1856 an, und auch die Akad
zu Berlin, Wien, Pest, sowie das Institut de France
Asiatic Society und die American Oriental Society h
durch die Aufnahme dieses Gelehrten sich selbst geeh

Rudolf Hermann Lotze

war als Sohn eines Militärarztes in Bautzen am 21. Mai
geboren, besuchte das Gymnasium zu Zittau und l
Ostern 1834 die Universität Leipzig, wo er neben
Fachstudium der Medicin, welches er völlig berufsm
betrieb, mit grösstem Eifer auch philosophische Vorlesu
besuchte und in dieser Richtung insbesondere durch
H. Weisse reiche Anregung empfieng. Er erlangt
März 1838 die philosophische und im darauffolgenden
die medicinische Doctorwürde und habilitirte sich al
als Privatdocent in diesen beiden Facultäten, in let
im Herbste 1839 und in ersterer im Mai 1840; am Sch
des Jahres 1842 wurde er ausserordentlicher Professor
Philosophie und 1844 erhielt er auf Anregung Rud. Wag
einen Ruf als ordentlicher Professor an die Universität
tingen, woselbst er als einflussreicher Lehrer eine
Reihe von Jahren wirkte. Im Frühjahre 1881 folg
einem Rufe nach Berlin, wo jedoch seine Thätigkeit
nach Wochen zählte, da er am 1. Juli einem Herz-

Lungen-Leiden erlag. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit einer „Metaphysik“ (1841) und einer „Logik“ (1843), in welch' beiden er vorerst kritisch gegen Hegel und Herbart Boden zu gewinnen versuchte; zugleich aber betrat er das Gebiet der Naturwissenschaften, und es erschienen von ihm „Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften“ (1842, 2. Aufl. 1848) und in Rud. Wagner's Handwörterbuch der Physiologie die Artikel „Leben und Lebenskraft“, „Instinct“, und „Seele und Seelenleben“ (1843—46), sodann „Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens“ (1851) und „Medicinische Psychologie oder Physiologie der Seele“ (1852), woneben er übrigens in den „Göttinger Studien“ die Aufsätze „Ueber den Begriff der Schönheit“ (1845) und „Ueber Bedingungen der Kunstschönheit“ (1847) veröffentlicht hatte. Hierauf folgte jenes sein Hauptwerk, durch welches das Ansehen seiner Philosophie alsbald auch in weitere Kreise drang, nemlich „Mikrokosmus, Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit“ (3 Bände, 1856—64, 2. Aufl. 1869 bis 1872, 3. Aufl. 1876—80), womit dann auch die gegen H. J. Fichte gerichteten „Streitschriften“ (1. Heft. 1857) zusammenhiengen. Nicht unerwähnt möge bleiben, dass er auch „Quaestiones Lucretianae“ (im „Philologus“ 1852) schrieb und als Frucht einer Ferien-Musse eine metrische lateinische Uebersetzung der Antigone des Sophokles veröffentlichte (1857). Nachdem er in dem von der historischen Commission unserer Akademie herausgegebenen Unternehmen einer Geschichte der Wissenschaften die „Geschichte der Aesthetik in Deutschland“ (1869) bearbeitet hatte, begann er, seinen nunmehr längst ausgereiften speculativen Anschauungen die erforderliche systematische Gestaltung zu geben, und so erschien „System der Philosophie, erster Theil: Drei Bücher der Logik“ (1874, 2. Aufl. 1880) und „Zweiter Theil: Drei Bücher der Metaphysik“ (1879); den

dritten Theil, welcher Ethik, Aesthetik und Religionsphilc sophie enthalten sollte, konnte er nicht mehr vollendei Sein letztes Erzeugniss war, veranlasst durch eine Schri: G. Th. Fechuer's, ein Aufsatz „Alter und neuer Glaub Tagesansicht und Nachtansicht" in der „Deutschen Revue' Mai 1879. (Eine vollständige Aufzählung seiner sämm lichen Schriften mit Einschluss der Recensionen und dg findet sich in „Grundzüge der Psychologie, Dictate aus d Vorlesungen von H. Lotze", 1881, S. 93 ff.). Lotze, welch an Kenntniss der Naturwissenschaften unter seinen Fachg nossen eine hervorragende Stellung einnahm, hatte in seine musterhaften biologischen und psychologischen Schriften be züglich der materiellen Vorgänge und Kräfte die mechanisch Naturerklärung auf Grund exactester Forschung durchgeführt und erweitert, ja er wurde bis 1855 nicht zu den Philosophen, sondern zu den Physiologen gezählt. Aber es galt ihm grundsätzlich der natürliche Mechanismus nur als der eine unerlässliche Bestandtheil, nie aber als das Ganze der Philosophie, und so fügte er die andere idealistische Seite hinzu, indem er sich dabei auf die unmittelbaren Erlebnisse des Gemüthes stützte. Da er die Einsicht gewonnen hatte, dass der Idealismus auf den Wegen, welche er durcl Fichte, Schelling, Hegel betreten, nicht als Wissenschaf bezeichnet werden könne, suchte er seinerseits in wissen schaftlicher Untersuchung mittelst einer Berichtigung un Umarbeitung der Begriffe dem idealen Impulse Zucht un Ordnung einzuflössen, und er konnte hiemit den metho dischen Verdiensten Herbart's Anerkennung zollen, mi welchem er auch inhaltlich durch Hinneigung zu Leibni einige Berührungspuncte besass, während er in den Prin cipien des Systemes weit von demselben geschieden wa Indem er einen höchsten idealen Lebensinhalt als das Weser hafte aller Wirklichkeit darzulegen bestrebt war, erlangte bei ihm die Thatsachen des Gemüthes, welche in ethisch

ästhetischen und religiösen Empfindungen vorliegen, eine derartig principielle Stellung, dass er in der That die Metaphysik aus der Ethik ableitete, wobei er von einem an sich subjectiven Standpunkte aus zur vollen Objectivität des höchsten Ideales zu gelangen hoffte. Die Idee des Guten, die Existenz eines persönlichen Gottes und die Freiheit des Willens waren ihm die Kernpunkte eines eigenthümlichen Theismus, welcher unverkennbar in pantheistische Anschauungen hinüberstreift. An die Durchführung des Standpunktes, dass alle Einzeln-Wesen als gesetzlich zweckmässig zusammenhängende Modificationen der Einen absoluten lebendigen Persönlichkeit gelten, knüpfte er allseitig scharfsinnigste Untersuchungen über Räumlichkeit, über Wechselwirkung, über Freiheit und Teleologie, wobei er stets mit subtilster Sorgfalt die streitenden Parteien verhörte, um schliesslich Frieden zu stiften und wenigstens bei der Möglichkeit einer erklärenden Bewahrung des letzten idealen Kernes anzulangen. Auch wer den Aufbau des Systemes für anfechtbar hält, wird freudigst anerkennen, dass neben der Geschichte der Aesthetik die neue Bearbeitung der Logik zweifellos auch in Zukunft ihre tief anregende Wirkung erweisen wird, und Niemand wird ihm das allgemeine Verdienst bestreiten, dass er nicht nur durch scharfsinnige Analyse sondern auch durch Darlegung einer idealistischen Weltanschauung einen förderlichen Einfluss bis in weitere Kreise hinein ausübte, zu welch' letzterem in nicht geringem Grade sein meisterhaft geschmackvoller Stil beitrug. Der hohe wissenschaftliche Werth seiner Leistungen fand die verdiente Anerkennung, indem ihn die Berliner Akademie, die Académie des sciences morales et politiques zu Paris und die Accademia dei nuovi Lincei unter ihre Mitglieder aufnahmen; unserer Akademie gehörte er seit 1876 an.

Theodor Bergk,

Sohn eines Privatgelehrten Joh. Adam Bergk, welcher zah
reiche popular-philosophische Schriften verfasste, war g
boren am 22. Mai 1812 in Leipzig, wo er 1825 als Schül
in die Thomas-Schule eintrat und hernach (seit 1830) a
dortiger Universität unter Christ. Daniel Beck, Gottfr. He
mann und Dindorf classische Philologie studirte. Im Jah
1836 erhielt er von der Universität Rostock das Docto
diplom und begab sich nach Halle, wo er alsbald eine Leh
stelle an der lateinischen Schule des Waisenhauses erhielt
von da kam er als Gymnasiallehrer auf kurze Zeit nac
Neustrelitz und 1838 in gleicher Eigenschaft an das Joa
chimsthaler Gymnasium in Berlin, wo für ihn eine, wenn
auch kurze, doch sehr wichtige Lebensperiode begann; er
trat nemlich zu dem Director der Anstalt A. Meineke in
die engsten persönlichen Beziehungen (— etwas später ver
mählte er sich mit einer Tochter desselben —) und sowi
er im Umgange mit ihm vielfache Förderung seiner phil
logischen Studien fand, so weckte auch zugleich das vi
bewegte Leben Berlins sein Interesse für andere geist
Bestrebungen. Er vertiefte sich damals in philosophis
Studien und suchte sich in der deutschen Literatur in ih
ganzen Umfange zu orientiren; auch die politischen
kirchlichen Fragen beschäftigten lebhaft seinen Geist.
J. 1840 kam er als Gymnasiallehrer nach Cassel, und
dort gieng er 1842 als ordentlicher Professor an die
versität Marburg über; hier übernahm er gemeinsch
mit Cäsar die Redaction der „Zeitschrift für die Alter
wissenschaft", bei welcher er bis 1853 betheiligt w
musste in den Jahren 1847 und 1848 sein Lehramt
brechen, da das Vertrauen seiner Mitbürger ihn so
den hessischen Landtag als auch in das Frankfurte
ment wählte, in welch beiden politischen Körpersc

mit entschiedenem Freimuthe seine Ansicht vertrat; gerne aber kehrte er 1849 nach Marburg zurück, welches er 1852 verliess, um einem Rufe nach Freiburg i. Br. zu folgen, woselbst er (1854) auch das Amt des Oberbibliothekars übernahm. Nach fünf Jahren aber (1857) wurde er nach Halle an die Stelle des verstorbenen E. Meyer berufen; indem jedoch seine von Jugend an zarte Köperbeschaffenheit, deren Pflege ihm wiederholte Reisen in den Harz und in den Schwarzwald zum Bedürfnisse machte, allmälig zu dauernder Kränklichkeit geführt hatte, sah er sich im April 1869 genöthigt, die Professur niederzulegen, und er siedelte nach Bonn um, wo er als Professor honorarius nach freiem Belieben noch bis zum J. 1877 öfters Vorlesungen hielt. Er starb in Ragaz am 20. Juli 1881. Bergk's Aufnahme als Mitglied des archäologischen Institutes (1844), der Berliner Akademie (1845), sowie unserer Akademie (1860) war nur eine Anerkennung der bedeutsamen Stellung, welche er im Gebiete der classischen Philologie einnahm, da er sowohl ausgedehntes Wissen als auch geistvolle Auffassung und hervorragenden Scharfsinn in Grammatik, Text-Kritik, Literaturgeschichte, Antiquitäten, Kunstgeschichte, Mythologie und Epigraphik der Griechen und Römer manigfachst bewährt hatte. Allerdings stand mit seinen körperlichen Leiden eine grosse Reizbarkeit in Verbindung, welche sich auf literarischem Gebiete in scharfer Polemik kundgab; jeder hergebrachten Schulmeinung feind suchte er überall eine eigene Meinung zu fassen und vertrat diese gegen Widerspruch nicht selten mit äusserster Schärfe, wodurch er sich manche Gegner zuzog; aber die ihm näher Stehenden wussten, dass er ein weiches liebevolles Gemüth hatte und seine Polemik stets mehr der Sache, als der Person galt. Schriftstellerisch war er seit seiner Studienzeit unablässig thätig; noch als Mitglied des Leipziger philologischen Seminares hatte er eine „Commentatio de fragmentis Sophoclis"

(1833) und seine Ausgabe der Fragmente des Anakre
(1834) veröffentlicht, worauf „Commentationes de reliqu
comoediae atticae antiquae" (1838) folgten, sowie bald he
nach die Sammlung der Fragmente des Aristophanes (184
in Meineke's Fragmenta comicorum graecorum); auch ve
fasste er ausführliche ablehnende Recensionen über Becke
Charikles (Halle'sche Jahrbücher, 1841) und über Ot
Müllers Gesch. d. griech. Literatur (Deutsche Jahrb., 184
Sodann erschien die für den betreffenden Zweig der griech
schen Literaturgeschichte epochemachende Ausgabe d
„Poëtae lyrici graeci" (1840, 4. Aufl. 1878—82), hiera
die Abhandlung „De Aristotelis libello de Xenophane, Zeno
et Gorgia" (1843) und „Beiträge zur griechischen Monat
kunde" (1845), ferner in der Teubnerischen Sammlung d
Textausgabe des Aristophanes (1852, 2. Aufl. 1857), sow
bei Tauchnitz eine mit literar-geschichtlicher Einleitun
versehene Ausgabe des Sophokles (1858) und inzwische
„Anthologia lyrica" (1854, 2. Aufl. 1868); dann folgte
„Etymologicum Vindobonense" (1861), „Theocriti carme
ineditum" (1865), „Simmias Rhodius" und „Theocriti fistula
und „Corinnae reliquiae" (1866). Etwas später erschiene
noch „Beiträge zur lateinischen Grammatik" (1870), wori
Untersuchungen über das auslautende d enthalten sind, un
ein erster Band einer griechischen Literaturgeschichte (1872
sowie „Augusti rerum a se gestarum index cum graec
metaphrasi" (1873); auch der Abriss der griechischen Lite
raturgeschichte in der Ersch-Gruber'schen Encyclopädie i
von ihm verfasst. Neben all diesem entfaltete er von 184
bis 1869 eine fruchtbarste Thätigkeit in zahlreichen Pro
grammen, welche sich auf die griechischen Lyriker, a
Aeschylos, Sophokles, Epicharmos, Parmenides, Kallimacho
Eratosthenes, Hermesianax, Phönix von Kolophon, Babrio
auf griechische und lateinische Inschriften, auf römisc
Geschichte, auf Ennius, Varro, Plautus, Lucretius, Cicer

Catullus, Cornificius, Plinius, Persius, Marius Victorinus bezogen; besonders hervortreten dürften „De Chrysippi libris περὶ ἀποφατικῶν (1841), „Artifices, qui Laocoontem finxerunt, ad Macedonum aetatem referendos esse" (1846) und „Ueber das älteste Versmass der Griechen" (1854); ferner in den Annali dell' Instituto archeologico (1846) die Besprechung einer Gemme „Ulisse furente e la nascita di Tagete", und in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden in den Rheinlanden (Heft 55) „Inschriften römischer Schleudergeschosse", sowie das letzte, was er schrieb „Der Verfasser der Schrift περὶ κόσμου" (im Rhein. Museum, Neue Folge, Bd. 37). Endlich mag erwähnt werden, dass er im J. 1857 acht bis dahin unbekannte Lieder Göthe's veröffentlichte, sowie, dass eine in Aussicht gestellte Publication unter dem Titel „Zur Geschichte und Topographie der Rheinlande in römischer Zeit" mehrere Aufsätze Bergk's enthalten wird.

Franz Hoffmann,

welcher i. J. 1857 als auswärtiges Mitglied in unsere Akademie aufgenommen wurde, war am 19. Januar 1804 in Aschaffenburg geboren, woselbst er auch das Gymnasium, sowie das dortige Lyceum besuchte; i. J. 1826 begab er sich nach München, um Jurisprudenz zu studiren, aber bereits nach dem ersten Jahre wandte er sich hievon ab und besuchte nunmehr philosophische, naturwissenschaftliche und auch theologische Vorlesungen. Vor Allem waren es Schelling und Franz v. Baader, an welche er sich anschloss, und ausserdem hörte er bei Ast, Görres, Schubert und später bei Oken; die philosophische Doktorwürde erlangte er 1832 durch eine Dissertation über die Dialektik Platons. Im Jan. 1834 wurde er an Stelle des in den Ruhestand tretenden Rixner zum Professor am Lyceum zu Amberg ernannt,

von wo er nach kurzer Zeit (1835) als ordentlicher Profess
an die Universität Würzburg übergieng. In den letzt
Jahren zog er sich allmälig vom Lehramte zurück und g
sich völlig seiner schriftstellerischen Thätigkeit hin; in Fol
seiner persönlichen Liebenswürdigkeit verblieb ihm stets c
allgemeinste Achtung und Zuneigung bis zu seinem To
welcher am 22. Oktober 1881 eintrat. Die speculative Ric
tung Baader's hatte von Anfang an massgebend und b
stimmend auf ihn eingewirkt, und so war er in all sein
reichen Thätigkeit einer der lebhaftesten Vertreter jen
Theismus, welcher eine durchweg idealistische Weltanscha
ung auf theosophische Grundlagen stützt. In solchem Sin
liess er auf eine kleinere Schrift „Grundzüge der Erkenn
nisslehre" (1834) alsbald folgen „Speculative Entwicklun
der ewigen Selbsterzeugung Gottes" (1835), woran sich an
reihten „Zur katholischen Theologie und Philosophie" (1836
und „Vorhalle zur speculativen Lehre Franz v. Baader'
(1836). Nach einer Ausgabe von Baader's kleinen Schriften
(1848, 2. Aufl. 1850) erschienen „Frz. v. Baader in seinen
Verhältnisse zu Hegel und Schelling" (1850) und „Grund
züge einer Geschichte des Begriffes der Logik" (1851). Nun
begann er im Vereine mit Hamberger, Lutterbeck, Osten
Sacken und Schlüter die Gesammtausgabe der Werke Baader's
welche nicht ohne nachhaltige Unterstützung seitens de
bayerischen Regierung in den Jahren 1851—1860 in 1
Bänden veröffentlicht wurde; hiebei verfasste Hoffmann di
Biographie Baader's (1857), sowie auch die Einleitungen
welche daneben unter dem Titel „Acht philosophische Ab
handlungen" in besonderem Abdrucke erschienen. Währen
dieser Jahre vertrat er, — abgesehen von einem Leitfade
seiner Vorlesungen „Grundriss der allgemeinen reinen Logik
(2. Aufl. 1855) —, seine philosophische Anschauung auc
in den Schriften: „Zur Wiederlegung des Materialismu
Naturalismus, Pantheismus und Monadologismus" (1853

„Zur Würdigung der herrschenden Vorurtheile über die Lehre Baaders" (1855) und „Franz v. Baader als Begründer der Philosophie der Zukunft" (1856). Hierauf folgten: Ueber die Gottesidee des Anaxagoras" (1860), „Ueber Theismus und Pantheismus" (1861), ferner „Die Weltalter, Lichtstrahlen aus Frz. v. Baader's Werken" (1868), und im Hinblicke auf die durch das vaticanische Concilium erfolgte Bereicherung der katholischen Dogmatik erschien „Frz. v. Baader's Blitzstrahl wider Rom, die Verfassung der christlichen Kirche und der Geist des Christenthums, mit Vorreden und Anmerkungen von Prof. Frz. Hoffmann" (1871), womit die Schrift zusammenhängt „Kirche und Staat, die Revolution von Oben in der römisch-katholischen Kirche und Beiträge zur Politik und Staatsphilosophie" (1872). Seit 1867 hatte er begonnen, seine gesammelten kleineren „Philosophischen Schriften" herauszugeben, welche bis 1881 auf 7 Bände angewachsen sind und theils Recensionen über nahezu sämmtliche neue Erscheinungen der philosophischen Literatur, theils Erläuterungen zu Baader und Darlegung der Stellung desselben zu anderen Vertretern der Philosophie enthalten. Ausserdem hatte er (1845, 1853, 1858) Rectorats-Reden zu verfassen und hielt auch die Festreden zur Schiller-Feier (1859) und zur Fichte-Feier (1862).

Henri Adrien Prévost de Longpérier,

welcher zu den hervorragendsten Archäologen Frankreichs gehörte, war am 21. September 1816 in Paris geboren und wurde, da seine Eltern früh starben, bei einer reichen Familie in Meaux erzogen; 1835 kam er wieder nach Paris und sowie er schon als heranreifender Knabe neben einer vielseitig von Fach zu Fach umspringenden Begabung ein besonderes Geschick für Numismatik gezeigt hatte, so begann er jetzt wissenschaftliche Studien am Münzcabinete

der Bibliothèque royale, woneben er zugleich in jahrelang
Ausdauer sich reiche Kenntnisse in allen Zweigen der a
tiken Plastik zu erwerben bemühte und ausserdem au
orientalische Sprachen, insbesondere die arabische und c
persische, kennen lernte. Nachdem er bereits 1835 eine A
stellung am Cabinet des médailles gefunden hatte und 18
Mitglied der Société des antiquaires de France geword
und 1840 in die Vorstandschaft der Société asiatique ei
getreten war, erhielt er 1846 nach Dubois' Tod die Ste
eines Adjuncten am ägyptischen Museum des Louvre, n
welchem bald darauf nach dem Eintreffen der Botta'sch
Funde aus Khorsabad (1847) auch das neue assyrisc
Museum verbunden wurde. Im Jahre 1848 wurde Longpéri
zum wirklichen Conservator des Musée des antiquités e
nannt und als solcher unternahm er auf Grund einer neue
Anordnung der Denkmäler eine Katalogisirung derselben
1854 wurde er Mitglied der Académie des Inscriptions, dere
Vorstandschaft ihm 1867 übertragen wurde. In Verbindung
mit Anderen rief er zwei literarische Unternehmungen in
Leben, nemlich 1855 war er Mitgründer des „Athénaeum
français", dessen Bulletin archéologique er redigirte, un
1856 entstand durch ihn in Gemeinschaft mit De Witt
die „Revue numismatique", durch welche er einen frucht
baren Einflusss auf dieses Gebiet der Wissenschaft ausübte
Sowie er in verschiedene wissenschaftliche Commissionen un
auch unter die Preisrichter der Pariser Ausstellung aufge
nommen wurde, so fanden seine Verdienste auch die ge
bührende Anerkennung seitens des Archäologischen Institut
in Rom, des Aegyptischen Institutes in Alexandria, der Roy
archeologic society in London, des Musée impérial in Mosk
und der Akademien zu Berlin, Brüssel, Turin, Madrid (unse
Akademie nahm ihn 1868 unter ihre auswärtigen Mitglied
auf). Manche seiner Schriften beanspruchen ebensosehr f
die Orientalisten wie für die Numismatiker eine hohe Wichti

eit, und die Fachgenossen erkennen überhaupt rühmend n, dass er mit einem ausserordentlichen Kenntniss-Reichhume einen seltenen natürlichen Spürsinn (insbesondere bei allen Fälschungen jeder Art) und eine feine künstlerische Auffassung verband, sowie dass er seine amtliche Stellung m Louvre, welche er jedoch 1869 in Folge mehrfacher Verdriesslichkeiten aufgab, durch liebenswürdige Dienstfertigkeit zum Besten der Wissenschaft verwerthete. Er starb in Paris am 14. Januar 1882. Neben einer „Etude sur des monnaies inédites de quelques prélats français" (1837) und der Beschreibung einiger Privat-Sammlungen französischer Münzen der Herren Dassy, Magnoncour und Rousseau sowie der Linck'schen Sammlung griechischer und römischer Münzen (1840 bis 1843) erregte er zuerst allgemeinere Aufmerksamkeit durch seinen „Essai sur les médailles de rois Perses de la dynastie Sassanide" (1840) und „Sur la numismatique des rois Sassanides et des rois Arsacides (1840 und 1854); dann folgten „Description de quelques monuments émaillés du moyen-âge (1842), „Ninive et Khorsabad" (1844); „Explication d'une coupe Sassanide inédite" (1843) hierauf unter dem Titel „Notice des monuments exposés etc." die Kataloge der griechischen, der assyrischen, baylonischen, persischen, hebräischen und der amerikanischen Alterthümer des Louvre (1849—52) und „Description de quelques poids antiques" (1847), „Dissertation sur deux deniers frappés en Provence" (1849), sowie „Documents numismatiques pour servir à l'histoire des Arabes d'Espagne" (1851), ferner „Mémoires sur la chronologie et l'iconographhie des rois Parthes Arsacides" (1853), von welcher Schrift aber wegen einiger mit untergelaufener Irrthümer er möglichst alle Exemplare aus dem Handel zurückzog, „Antiquités de la Perse" (1853) und eine Beschreibung des Musée Napoléon III., eingetheilt in Architecture, Sculpture, Ornementation, Terres-cuites (1864, unvollendet, indem

von 140 versprochenen Lieferungen nur 25 erschienen), sodann noch „Une anecdote iconographique, extrait d' un mémoire sur des coupes Sassanides" (1866) und „Choix de monuments antiques pour servir à l' histoire de l' art en Orient et en Occident" (1867). Ausserdem verfasste er mehrere Gedächtnissreden für die Académie des Inscriptions und zahlreiche Aufsätze in Revue archéologique, Revue numismatique, Annali dell' instituto archeologico, Journal asiatique, Revue de philologie, Tresor numismatique, Moniteur des arts, Mémoires de la Société des antiquairs, Annuaire de la Société de l' historire de France und im Plutarque français. Ein Verzeichniss seiner sämmtlichen Schriften beabsichtigt sein Freund Schlumberger in den Mémoires de la Société des Antiquaires zu veröffentlichen.

John Muir

geboren am 5. Februar 1810 in Glasgow studirte in Irvine, dann an der Universität seiner Vaterstadt, hierauf an der Schule der ostindischen Compagnie zu Haileybury und begab sich 1828 nach Bengalen, wo er das College von Fort William absolvirte und zunächst Secretär der Finanzkammer in Allahabad wurde; hernach wirkte er als Lehrer in Azimghur, dann in Benares, und erhielt zuletzt die Stelle eines Civilrichters des Kreises Futtehpoor im nordwestlichen Indien. Während dieses Aufenthaltes in Brittisch-Indien verfasste er zahlreiche grössere oder kleinere Tractate, um die gebildeten Stände der Inder für die christliche Religion zu gewinnen, worunter als die hauptsächlichsten zu erwähnen sind: „A sketch of the argument for Christianity against Hinduism, in sanskrit verse" (1839), „Sarmapaddhati, the way of happiness" (1841), „History of St. Paul, in sanskrit verse" (s. a.) „Çri Yeshu Khrista Mahatmya, the glory of Jesus Christ" (2. Aufl. 1849) und „Mataparîkshâ, or exami-

nation of religions“ (1852, 2 Bände, im Sanskrit und zugleich in englischer Sprache erschienen); zum gleichen Zwecke stiftete er auch einen Preis von 500 Lstr. für die Universität Cambridge, welchen Rowland Williams durch die Schrift „Dialogue of the knowledge of the Supreme Lord“ gewann. Im Jahre 1853 verliess er den indischen Dienst und auf dem Rückwege nach Europa veröffentlichte er in Capstadt „Remarks on the conduct of missionary operations in Northern India“ (1853). Heimgekehrt erwarb er sich ein grosses Verdienst um die im Jahre 1862 erfolgende Gründung einer Professur für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft in Edinburg, wozu er aus seinen Privatmitteln einen Beitrag von 4000 Lstr. beisteuerte, welchen er in Bälde auf 5000 erhöhte. In Folge des Studiums der kritischen Literatur, welche durch David Strauss begonnen hatte, verliess er seine theologisirenden Bestrebungen und warf sich ausschliesslich auf die Veden. Sein Hauptwerk, welches ihm durch Förderung der Geschichte, Alterthumskunde und Literatur des indischen Volkes die allgemeine Anerkennung seitens der Fachwissenschaft verschafft, war „Original Sanskrit texts, on the origine and history of the people of India, their religion and institutions“ (5 Bände, 1858—70, 2. Aufl. 1868 ff.), ein aus zahlreichsten Sanskrit-Stellen mit beigefügter englischer Uebersetzung bestehendes Sammelwerk, dessen Inhalt durch die Titel der fünf Managed Haupttheile folgendermassen bezeichnet ist: 1) Mythical and legendary accounts of caste, 2) Transhimalayan origin of the Hindus, 3) The Vedas, opinions of Indian authors on their origin, inspiration and authority, 4) Comparison of the Vedic with the later representations of the principal Indian deities, 5) Contributions to a knowledge of the cosmogony, mythologie, religions, ideas, life and manners of the Indians in the Vedic age. Er verfolgte dabei namentlich auch die Absicht, auf die tief greifenden

Widersprüche hinzuweisen, welche zwischen den später Gestaltungen der indischen Religion und den alten Ved bestehen, Widersprüche, welche von den modernen gelehrt Indiern durch sophistische Künsteleien beseitigt werden wolle Eine Fortsetzung und Ergänzung des Werkes gab Muir mehreren Aufsätzen im Journal of the royal Asiatic Societ (1865 u. 1866), wo er z. B. über die Theogonie der Vede über die im Rigveda und Atharvaveda enthaltene Lehr vom Leben nach dem Tode, und über die vedischen Prieste handelte. Auch gab er „Some account of the recent pro gress of Sanskrit studies" (1863) und „Beiträge zur Kennt niss der vedischen Theogonie und Mythologie" (1866 i Benfey's „Orient und Occident"); später folgte „Metrica translations from sanskrit whriters with an introduction prose versions and parallel passages from classical authors' (1879), eine Sammlung von 258 Sprüchen, wobei er sich in der Einleitung mit der Ansicht Lorinser's auseinander setzte, dass in Bhagavadgita zahlreiche Entlehnungen au dem Neuen Testamente zu erkennen seien. Ein Nachtrag erschien als „Further metrical translations with prose version from the Mahabharata and two short metrical translation from the Greek" (1880). Muir, welcher Mitglied der Asiati Society in London, der Akademien zu Paris, Leyden, Ber lin, seit 1873 auch unserer Akademie, sowie mehrere anderer gelehrten Gesellschaften war, starb in Edinburg a 7. März 1882.

François Charles Eugène Thurot,

welcher unserer Akademie seit 1876 als correspondirend Mitglied angehörte, war am 13. Februar 1823 in Paris g boren, wo er in seinen Jünglingsjahren durch Weil in d Philologie eingeführt wurde. Nachdem er als Lehrer Pau, Rheims, Besançon, Poitiers und Clermont gewir

hatte. erhielt er 1861 die Professur der Grammatik an der Ecole normale zu Paris, woselbst er ausgerüstet mit einer seltenen Lehrgabe den Unterricht durch Hinweis auf Sprachgeschichte zu erhöhen verstand. Im J. 1866 gründete er in Vereinigung mit Anderen die „Revue critique d'histoire et de littérature", deren eifriger Mitarbeiter er stets blieb, sowie er sich auch an der „Revue de philologie" und der „Revue archéologique" lebhaft betheiligte. Sowohl bei dieser literarischen Thätigkeit als auch in der Académie des Inscriptions, deren Mitglied er im J. 1871 wurde, gehörte er zu jenen Gelehrten Frankreichs, welche den Leistungen der Deutschen eine liebevolle Aufmerksamkeit schenken, und wirkte so in der That als ein Vermittler deutscher und französischer Wissenschaft. Durch die freundliche und opferwillige Unterstützung, welche er den Arbeiten Anderer zuwandte, wurde er auch ein Mittelpunkt der wissenschaftlichen Bewegung innerhalb der jüngeren Generation der Philologen Frankreichs. Er starb am 17. Januar 1882 in Paris. Seine zahlreichen Schriften, welche besonders in der aristotelischen Literatur und vor Allem in der Geschichte der Grammatik ihm bleibende Verdienste sichern, zeigen durchweg eine sorgfältige Gewissenhaftigkeit der Einzeln-Forschung, mit welcher er auch grössere Gesichtspunkte verfolgte. Er begann die literarische Laufbahn mit einer Abhandlung „De Alexandri de Villadei Doctrinali eiusque fortuna" (1850), worauf unmittelbar folgte „De l'organisation de l'enseignement dans l'université de Paris au moyen-âge" (1850); dann erschienen „Etudes sur Aristote, Politique, Dialectique, Rhétorique" (1860) und hierauf in der Revue archéologique (1864) „De la logique de Pierre d'Espagne" (— dagegen richtete ich meine Schrift „Michael Psellus und Petrus Hispanus" —), sowie ebendaselbst kritische Bemerkungen zu den aristotelischen Schriften Rhet., Poet., D. part. anim. und Meteor. und „Recherches histo-

rique sur le principe d'Archimède" (1868). Sodann veröffentlichte er die auf unermüdlicher Durchforschung der Pariser und mehrerer Provincial-Bibliotheken beruhende „Extraits de divers manuscripts latins pour servir à l'histoire des doctrines grammaticales au moyen-âge (1869 in den Notices et extraits des manuscripts de la bibliothèque national) und damit zusammenhängend „Documents rélatifs à l'histoire de la grammaire au moyen-âge" (1870 in den Comptes-rendus de l'Académie des Inscriptions); ferner Alexandre d'Aphrodisias commentaire sur le traité d'Aristote de sensu et sensibili (1873) und eine Ausgabe des Epiktetos (1875), daneben eine Abhandlung über die syntaktische Stellung des „non" (1870) in den Mémoires de la Société de linguistique) sowie über verschiedene Puncte der griechischen Moduslehre (1871 im Annuaire de l'association pour les études grecques) und „Cicéron, Epist. ad famil., notice sur un manuscript du 12me siècle" (in der Bibliothèque de l'école des hautes études, 1874). Nachdem er bereits 1854 im Journal de l'instruction publique eine Abhandlung über die Aussprache der auslautenden Consonanten im Französischen gegeben hatte, verfolgte er dieses Gebiet fortwährend in umfassender Weise, und als Ergebniss dieser sorgfältigen Studien erschien noch im letzten Jahre seines Lebens der erste Band seiner „Histoire de la prononciation française dans les trois derniers siècles" (1881); aus dem Nachlasse ist die Herausgabe des zweiten Bandes ebenso gesichert, wie auch noch seine „Prosodie latine" erscheinen wird.

Das ordentliche Mitglied der philos.-philol. Classe Herr Prof. Dr. Lauth hat am 16. März 1882 freiwillig seinen Austritt erklärt.

---

ler Classensecretär Herr von Giesebrecht sprach:

.uch die historische Classe hat ein schmerzlicher Ver-
etroffen. Am 12. Januar ds. Js. starb nach kurzer
heit zu Innsbruck der k. k. ordentliche Professor an
rtigen Universität Dr. **Karl Friedrich Stumpf-Bren-**
seit 1866 correspondirendes Mitglied unserer Akademie.

odann wurde vom Classensecretär auf den nachstehenden
log verwiesen:

tumpf, geboren am 13. August 1829 zu Wien, ver-
seine Kindheit theils in seiner Vaterstadt, theils in
Die Gymnasialstudien machte er 1839—1845 in dem
t der Piaristen zu Totis bei Komorn und besuchte
1845—1851 die Universitäten zu Olmütz und Wien.
l er sich die Jurisprudenz zum Fachstudium erwählt
zogen ihn doch schon in Olmütz, wo damals der
chst bekannte Statistiker Ad. Ficker Geschichte lehrte,
storischen Studien besonders an, und bei der 1849
ienen Reform des österreichischen Unterrichtswesens
in ihm der Entschluss sich ganz dem historischen
nt zu widmen. Er trat deshalb 1851 in das neu er-
e historisch-philologische Seminar zu Wien, wo auch
damals wirksam war und auf ihn einen grossen Ein-
bte. Nach der mit dem besten Erfolge bestandenen
ntsprüfung wurde Stumpf an der Wiener Universitäts-
hek als Amanuensis angestellt, zugleich vertrat er im
rsemester 1853 als Supplent den erkrankten Professor
schichte an der Universität Olmütz. Aber schon 1854
er sich nach Berlin, weil er dort die lebhaftesten
ungen für seine historischen Studien zu finden hoffte.
wei Jahre verweilte er in Berlin und trat besonders
n jüngeren Gelehrten, die sich dort um Pertz und
als ihre Meister schaarten, in die lebhafteste Verbind-

ung. Seine liebenswürdige Persönlichkeit und die Lebha
keit, mit welcher er auf alle geistigen Bestrebungen
ging, verschafften ihm leicht in weiten Kreisen Ein
und gewannen ihm dauernde Freundschaften.

Mit Vorliebe wandte sich Stumpf schon früh der
schichte des deutschen Mittelalters zu, und immer meh
festigte er sich in der Ueberzeugung, dass nur durch H
ziehung des grossen, noch zu wenig benutzten Urkur
materials eine feste Grundlage für diese Geschichte gewo
werden könne. Dies gab ihm die Veranlassung, sic
Sommer 1856 nach Frankfurt a. M. zu begeben, um
J. F. Böhmer, dem Meister der Urkundenforschung, in n
Beziehungen zu treten. Böhmer kam ihm auf das Fre
lichste entgegen, und es entspann sich zwischen beiden
Verhältniss, welches auf alle weiteren Studien Stumpfs
bestimmenden Einfluss geübt hat; als den Schüler Böhr
hat sich Stumpf dann immer mit besonderem Nachd
bezeichnet. Nachdem er kurze Zeit (October 1856
Juli 1857) als Professor der Geschichte an der Recht
demie zu Pressburg gewirkt hatte, kehrte er im Dece
1858 nach Frankfurt zurück und verweilte dort bis
April 1860 bei Böhmer, um sich ganz ungestört in
urkundlichen Forschungen vertiefen zu können.

In Frankfurt war Stumpf auch mit Julius Ficke
Berührung gekommen, und die durch gemeinsame St
und Gesinnungen begründete Freundschaft mit diesem
lehrten veranlasste ihn nach Innsbruck überzusiedeln
ihm bald (November 1861) eine Professur der Gesch
und der historischen Hilfswissenschaften an der Unive
übertragen wurde. Wiederholt wurden ihm später
sichten an grösseren Universitäten eröffnet, aber e
immer Innsbruck treu geblieben; theils fesselten ihn
persönliche Beziehungen, theils die Ueberzeugung, da

die begonnenen Arbeiten von dort aus am besten durchführen könne.

Im Interesse dieser Arbeiten hat Stumpf durch zwei Jahrzehnte eine lange Reihe von wissenschaftlichen Reisen unternommen, für welche er kein Opfer an Zeit und Geld scheute. Zahlreiche Bibliotheken und Archive in Deutschland, der Schweiz, Belgien, Frankreich und Italien sind von ihm durchforscht worden, und manche von ihnen mehr als einmal. Diesen Reisen dankte er nicht nur die Hebung vieler bis dahin unbekannter Urkundenschätze, sondern auch zahlreiche persönliche Verbindungen mit hervorragenden Gelehrten, und diese Verbindungen waren denn auch seinen Arbeiten weiter förderlich. Für solche Reisen war Stumpf wie geschaffen; bei seinem herzlichen und lebensfrischen Wesen war er überall willkommen, und überall wusste er für seine Bestrebungen Interesse zu wecken.

Stumpf's literarische Arbeiten beziehen sich fast sämmtlich auf das Urkundenwesen. Manche kleinere Arbeiten sind in gelehrten Zeitschriften veröffentlicht; besonders erschienen sind die „Acta Moguntina sec. XII." (Innsbruck 1863), „Die Würzburger Immunitäts-Urkunden des 10. und 11. Jahrhunderts" (Innsbruck 1874) und vor Allem sein Hauptwerk: „Die Reichskanzler vornehmlich des 10., 11. und 12. Jahrhunderts (Innsbruck 1865—1881)". Dieses Werk, in welchem Stumpf recht eigentlich seine Lebensaufgabe sah, umfasst drei Abtheilungen. Von der ersten, welche die Geschichte der Reichskanzler und Reichskanzlei in den bezeichneten Jahrhunderten im Zusammenhange darlegen sollte, ist ein einziges Heft publicirt, welches eigentlich nur die Einleitung giebt. Dagegen ist die zweite Abtheilung, welche das chronologische Verzeichniss der Kaiserurkunden in der angegebenen Epoche enthält, bis auf die beabsichtigten Nachträge und Register vollständig erschienen, und die dritte Abtheilung, in welcher über 500 Kaiserurkunden aus jenen Jahrhunderten

meist zum ersten Male gedruckt sind, ist völlig zum Abschl
gebracht worden. Die Resultate der unermüdlichsten Na
forschungen und sehr mühevoller kritischer Untersuchun
sind in gedrängter Kürze in diesem Werke niedergel
welches schon längst Allen, die sich mit der Geschic
unserer alten Kaiser beschäftigen, ein unentbehrliches Hi
mittel ist.

Wie Stumpf bei seinen überaus beschwerlichen u
oft trocken erscheinenden Arbeiten doch stets höhere (
sichtspunkte leiteten, hat er selbst in der Vorrede z
zweiten Abtheilung seines grossen Werks in folgend
Worten ausgesprochen: „Indem ich diese Arbeit der Oeffe
lichkeit übergebe, hoffe ich etwas Nützliches und Förderne
für die vaterländische Geschichtsschreibung beitragen, z
gleich aber auch zur Stärkung und Befestigung der Ban
mitwirken zu können, die meine engere Heimat mit d
gemeinsamen grossen Vaterlande umschliessen. Denn w
ist geeigneter, um dauernd an einander zu fesseln, als
Pflege grosser geschichtlicher Erinnerungen, die das Geme
gut aller unserer Stämme sind. Darin liegt das Erhab
unseres Berufs, zugleich aber auch unsere beste Genugtl
ung". In der That konnte nur das Gefühl patriotisc
Pflicht eine so lebhafte und vielseitig angeregte Natur,
Stumpf war, Jahrzehnte hindurch bei diesen entsagun
vollen Studien erhalten.

Auf den Beifall des grossen Publicums können Arbeit
wie sie Stumpf lieferte, nicht rechnen, aber doch hat es
Anerkennung seiner Verdienste nicht gefehlt. Es sind i
von der österreichischen Regierung, wie von den Akaden
und gelehrten Gesellschaften Deutschlands und Italiens v
fache Auszeichnungen zu Theil geworden. Die Wiener A
demie der Wissenschaften, deren correspondirendes Mitg
er seit 1872 war, wählte ihn auch zum Mitgliede der C
traldirection der Monumenta Germaniae, und das germanis

Nationalmuseum nahm ihn in seinen Verwaltungsausschuss auf; hier wie dort hat er durch seinen Eifer, seine Umsicht und Dienstwilligkeit sehr Erspriessliches geleistet.

In voller Manneskraft raffte der Tod ihn hin. Er starb zu früh der Wissenschaft, ohne sein grosses Werk ganz vollendet zu haben, zu früh seiner Familie, in deren Mitte er beglückt und beglückend waltete, zu früh seinen zahlreichen Freunden, welche ohne Ahnung dieses tiefschmerzlichen Verlustes die Nachricht von seinem Tode wie ein Donnerschlag traf. Die Ruhestätte ist ihm in Frankfurt a. M. bereitet worden, welche Stadt ihm durch seine Vermählung mit Maria Brentano (1862) zur zweiten Heimath geworden war. Auf dem Schloss im benachbarten Rödelheim pflegte er in dem letzten Jahrzehnt die Sommermonate zuzubringen, während er im Winter meist seine Lehrthätigkeit in Innsbruck fortsetzte. Seit dem Jahre 1873 führte er den Namen Stumpf-Brentano.[1])

---

1) Nach eigenen Aufzeichnungen des Verstorbenen, die durch Herrn Professor A. Busson in Innsbruck mitgetheilt wurden und die auch in v. Wurzbach's Biographischem Lexicon des Kaiserthums Oesterreich Bd. 40 S. 197—199, wie in dem Nekrolog der Allgemeinen Zeitung (1882. Beilage 88) benützt sind.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 6. Mai 1882.

Herr Wölfflin hielt einen Vortrag über:

„Die Gemination im Lateinischen."

Wer in München in den frühen Morgenstunden Colleg liest oder hört und seinen Weg durch den Garten der Forstschule nimmt, der wird regelmässig einen Beamten der Anstalt mit verschiedenen Messungen beschäftigt antreffen. Er wiederholt dieselben zu anderen Zeiten des Tages und übergiebt sie dem Vorstande, der vielleicht nach zehn Jahren auf Grund eines umfassenden Materiales die Beobachtungen veröffentlicht und daraus allgemeine Schlüsse zieht, denen dann die verdiente Anerkennung nicht vorenthalten bleibt. Auch die Philologen, welche diess täglich sehen, finden es ohne Zweifel ganz in der Ordnung; dass sie selbst in gleicher Weise beobachten sollten, fällt wohl Wenigen ein. Wo sollte da die eigene Gescheidtheit bleiben, wenn man sich so von äusseren Factoren abhängig machen wollte? Die Philologie hat es ja mit dem Geiste, und nicht mit der Natur zu thun. Und doch, so gut man der Natur ihre Geheimnisse ablauschen und abrechnen muss und keine vorgefassten geistreichen Hypothesen in dieselbe hineintragen darf, so

gut gilt diess von der Sprache. Wenn freilich in der Sprachbildung nur die Natur thätig wäre, so hätte man, wie dort mit den verschiedenen Himmelsstrichen und Bodenbeschaffenheiten, so hier nur mit Stammesunterschieden und nationalen Anlagen zu rechnen, und wenn die Grundformeln genau festgestellt wären, so liesse sich alles Einzelne mathematisch sicher bestimmen: so aber wirken, wenn auch weniger in der Urzeit als in der Periode der höheren Entwicklung, einzelne hervorragende Geister durch die Literatur so mächtig auf die Sprache ein und der Geschmack der Völker und Jahrhunderte bewegt sich in so launischen Curven, dass der individuelle Einfluss und die Macht der menschlichen Freiheit der der Natur oder der constanten ratio mindestens gleich zu setzen ist. Dadurch gewinnt das Leben der Sprache in dem Maasse an Reichthum, als die Beobachtung verwickelt und erschwert wird. Darum wird aber der Philologe der Detailbeobachtung sich so wenig zu schämen haben als der Naturforscher, und im Gegentheile sich wie dieser bestreben müssen zum Behufe möglichst scharfer und genauer Beobachtungen eigene Messmethoden und Messinstrumente zu ersinnen. Das Wort Beobachtung muss ein Schlagwort der Philologie werden, nicht die rohe Observation der alten Holländer, die mehr nur das Phraseologische, insofern es für den Stil und die Kritik wichtig war, in's Auge fasste, sondern die unserem Jahrhundert und der historischen Grammatik angepasste. Wie der mit guten Augen Gesegnete, aber archäologisch nicht Vorgebildete an einem antiken Kunstwerke nur die Hälfte dessen sieht, was der Künstler zum Ausdrucke gebracht hat, so muss man auch in der Philologie erst lernen, worauf es bei sprachlichen Untersuchungen in erster Linie ankommt, dann aber, nachdem diess erkannt ist, die einzelnen Glieder der Gleichung möglichst genau bestimmen. Eine solche Rechnung, auf Grund der vorhandenen Litteratur einmal

gemacht, genügt, wenn das Material sich nicht durch En
deckungen in ungeahnter Weise vermehrt, für alle Zeiten
während approximative Berechnungen nur zu unsicheren
Werthen führen und durch die Fortpflanzung des Irrthums
Alles, was weiter darauf gegründet wird, in Frage stellen
Wie weit die approximativen Werthe in unserer heutigen
Grammatik auseinandergehen, wollen wir im Interesse der
Sache lieber verschweigen; denn nicht nur bezeichnet der
Eine als ‚häufig', was dem Andern als ‚selten' erscheint
sondern man ist sehr oft darüber im Unklaren, ob etwas
überhaupt vorkomme oder nicht: man behauptet das Fehlen
und wird bald des Gegentheiles überführt, oder man behauptet das Vorkommen und die zum Beweise angeführten
Stellen erweisen sich bei näherer Prüfung als hinfällig.

Die Wiederholung eines Wortes ist ein so einfache
und naheliegendes Mittel des sprachlichen Ausdruckes, das
nicht nur die indogermanischen, sondern auch die semiti
schen und wohl alle Sprachen überhaupt dasselbe in ver
schiedenem Sinne ausgenutzt haben (die Nubier sagen bei
spielsweise *bên bên*, zwischen zwischen = mittelmässig) un
daher von vornherein die Ansicht auszuschliessen sein wird
als müsste, was sich hier oder dort Aehnliches findet, daru
gleich auf Nachahmung oder Entlehnung beruhen.[1])

Man kann unter dieser Verdoppelung Verschiedene
verstehen, wie auch Aug. Friedr. Pott in seinem bekannte
Buche über die Doppelung (Lemgo und Detmold 1862) sehr
sehr Vieles unter diesem Namen verstanden hat: denn man
kann darunter ebenso gut die Wiederholung des Wortstamm
(Reduplication) als auch die ganzer Wörter und Wort
gruppen, in unveränderter wie auch in wenig veränderter

1) Eine in ihrer Allgemeinheit nichtssagende Bemerkung darüber
findet sich in der Romania VIII 615.

Form begreifen. Wir haben die Bezeichnung „Gemination" vorgezogen, weil Fremdwörter Gefässen zu vergleichen sind, in die man hineinlegen kann, soviel man will. Daher haben wir uns an dieser Stelle dahin zu erklären, dass wir die Reduplication nur streifen, soweit es um des Zusammenhanges willen wünschenswerth erscheint; gänzlich soll aber die Wiederholung in veränderter Form ausgeschlossen sein, also Beispiele wie: *in diem ex die* Cato bei Priscian p. 482 H.; *diem ex die expectare* Cic. Attic. 7, 26, 3; *facie ad faciem* hist. misc. 24, 38, und selbst wenn die Formen gleich wären, wie in *poco a poco* (die Nubier sagen *schwáije schwáije* = ein wenig ein wenig = langsam), *vis à vis* (Diez, roman. Gram. II[3], 465), Hand in Hand, Zahn um Zahn, könnten wir solche Beispiele wegen der in der Mitte stehenden Präposition in unsere Untersuchung nicht hereinziehen. Demnach werden wir die Wiederholung gleicher Wörter nur in so weit berücksichtigen, als dieselben unmittelbar, asyndetisch, oder bloss durch Copula *(et, que, ac, atque)* verknüpft aufeinander folgen. Auch mag noch etwa eine schwache Trennung, etwa durch eine Interjection, einen Vocativ oder durch *inquit* mit in den Kauf genommen werden. Stärkere Trennung führt aus dem Gebiete der Gemination hinüber in das der Anapher, welche schon alte Grammatiker und Rhetoren als eine Wiederholung ‚uno alterove verbo interposito' von derjenigen geschieden haben ‚quae nullum verbum in medio habet'. Beide Figuren gehen auch äusserlich dadurch auseinander, dass die Gemination sich in der Regel nur auf zwei Worte, die Anapher häufig sich auf drei Glieder erstreckt, und dass letztere immer das Gepräge der Kunst trägt, selbst bei Plautus Cist. 1, 1, 60 *doleo ab animo, doleo ab oculis, doleo ab aegritudine*, während viele Formen der unmittelbaren Wiederholung, wie sich zeigen wird, auch der kunstlosen Conversationssprache eigenthümlich sind. Vgl.

Charisius p. 281, 22. Diomedes 446, 11 K. Mart. Ca
p. 178, 22 Eyss. Ebenso liegt die Wiederholung ganz
aus mehreren Worten bestehender Sätze oder Satzthe
über unser Programm hinaus, es müsste denn sein, d
zwei Worte nur einen Begriff ausdrücken, wie Plau
Cas. 3, 5, 1 *nulla sum, nulla sum* = *occidi, occidi.*

Der eigentliche Ausgangspunct der Untersuchung w
die Frage, ob die italienische Elativbildung v
lungo lungo, piccolo piccolo im Lateinischen gleic
oder doch ähnliche Vorläufer habe und ob die Möglic
keit eines Zusammenhanges mit dem Italienischen in de
Kreis sprachgeschichtlicher Erwägungen einzuführen sei od
nicht. Die Beobachtungen des Latinisten haben für d
Kenntniss der romanischen Sprachen immer die Bedeutun
eines Lichtes, welches in der Höhe schwebt; ist es auc
an sich nicht sehr intensiv, so wirkt es doch vermöge sein
günstigen Stellung, und in diesem Gefühle ist die folgend
mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten verbundene Darstellu
versucht worden.

Eine Litteratur über diese Frage gibt es nicht; d
besten Grammatiker geben ein oder höchstens zwei Beispi
der Geminatio, viele auch das nicht; das Meiste Fr. Haa
in den Vorlesungen über lat. Sprachwissenschaft, I, 192
H. Paldamus, de repetitione vocum in sermone Grae
ac Latino (Ztschr. f. Alterthumswissenschaft. 1838. 1205 f
bei dem man erwarten könnte wenigstens brauchbares M
terial zu finden, mengt so Heterogenes durcheinander, d
für unsere Zwecke nichts herausspringt; dagegen giebt ei
sehr gute Uebersicht über die Reduplication in der latei
schen Wortbildung das im J. 1878 erschienene Danzi
Gymnasialprogramm von Dr. Carl Jacoby; ausserdem i
abgesehen von dem bereits genannten Buche Potts, zu v
gleichen: Richard Volkmann, Rhetorik der Griechen u
Römer, Berlin 1872, S. 397, und die Noten von C. L. Kays

zu Cornificius 4, 28, 38, S. 296; endlich der Aufsatz von Friedr. Diez, ‚Gemination und Ablaut im Romanischen' (in Höfers Zeitschr. f. d. Wiss. d. Sprache, 1851, 397—405), der übrigens nur die Wortbildung, nicht die Syntax betrifft.

1. Die affirmative (rhetorische, emphatische) Gemination.

Wenn die Rhetoren von der Gemination als einer Redefigur sprechen, so denken sie an eine Ausdrucksweise, welche zwischen den beiden wiederholten Wörtern keine Copula in der Mitte duldet und den Sinn einer Bekräftigung hat. Die Griechen nannten sie meist *ἀναδίπλωσις*; ihre Musterbeispiele sind *κύριε κύριε* (Evang. Matth. 7, 21) *λέγε λέγε τἀληθές*, womit gesagt sein soll, dass sie ebenso gut das Nomen als das Verbum treffen könne. Die Römer fanden sie in der gehobenen Poesie wie in der rhetorischen Prosa, also beispielsweise mehr in den ausgearbeiteten Reden Ciceros als in den eben nur skizzenhaften Controversien Senecas, mehr in den Reden der Geschichtsschreiber als in der historischen Erzählung; sie findet sich aber auch in der Conversationssprache, so oft Pathos und Affect in die Rede gelegt wird. Cornificius giebt ihr 4, 28, 38 den Namen conduplicatio[1]) und erkennt als ihre beiden Hauptzwecke an eine Sache zu amplificieren oder Mitleid zu erregen, wobei indess zu beachten ist, dass ihm nicht der Schriftsteller überhaupt, sondern der Redner im engeren Sinne des Wortes vorschwebt. Cicero, welcher de orat. 3, 206 statt duplicatio lieber sagte geminatio, spricht ihr *interdum vim, leporem alias* zu, was Quintilian 9, 3, 28 dahin

1) Die Präposition *con* ist in diesem Substantivum archaisch-vulgär, wie auch das Verbum *conduplicare* bei Plautus, Terenz und Lucrez vorkommt. Vgl. Thielmann, De sermone Cornific. 1879, p. 10 = Dissert. Argentor. II. p. 356 sqq.

erläutert, dass er zwar die amplificatio und die commisera-
des Cornificius beibehält, aber auch entsprechend dem le
Ciceros eine humoristisch-ironische Anwendung zugie
Richtig interpretiert er auch die Worte Ciceros p. Mil.
occidi, occidi non Spurium Maelium etc. mit den Wort
alterum est, quod indicat, alterum quod adfirmat, d.
das erste *occidi* giebt die Thatsache an, das zweite bekrä
tigt, betheuert sie. Wiewohl nun auch der Vf. des carme
de figuris Vers 76 (Rhet. lat. min. ed. Halm, p. 66) mi
den beiden grossen Rhetoren den lateinischen Namen gemi
natio festgehalten hat, so ist dieser doch nie ein allgeme
anerkannter terminus technicus geworden. In den Name
und Definitionen der Redefiguren herrscht überhaupt gros
Willkür, so dass Gellius 13, 25 (24) 4 unter dem nämliche
Worte die Häufung zweier Synonyma verstehen konnt
Aquila Romanus § 29 und Martianus Capella p. 178, 1
Eyss. nannten unsere Figur lieber iteratio (παλιλογία
unter welchem Ausdrucke Cicero de orat. 3, 53, 203 di
ἐπανάληψις verstand, wenn das Schlusswort eines Satzes a
der Spitze des folgenden wieder aufgenommen wird, Qui
tilian 4, 2, 43 die tadelnswerthe Tautologie. Die gros
Masse der Grammatiker indessen blieb bei den griechische
Kunstausdrücken stehen: anadiplosis heisst es in de
Commentum Pompeii (Gramm. lat. ed. Keil, 5, 302, 26 =
Donat. gramm. p. 398, 1 und Isidor orig. 1, 35, 7) v
dem Falle, wenn die beiden wiederholten Worte sich a
den Schluss eines Verses und den Anfang des folgend
vertheilen; Epizeuxis gebrauchen Charisius p. 281,
und Diomedes p. 446, 11 mit der Einschränkung, dass di
selben unmittelbar aufeinander folgen müssen, nach de
Musterbeispiele Virgils Aen. 9, 427 *me, me,* und ihnen i
Beda de schematibus gefolgt, p. 609, 23 ff. Halm, nur m
dem Unterschiede, dass er seine Belegstellen dem alten Test
mente entnommen hat (auch das bisher nicht nachgewiese

vens vivens aus Jes. 38, 19); Epanalepsis sagt Diomedes 5, 22 mit Bezug auf den Vers des Horaz Od. 2, 14, 1 *Eheu gaces Postume Postume* etc. Ob es passend sei, mit Volkann die Theilung in amplificatio und commiseratio beizubelten, wollen wir nicht entscheiden; doch scheint uns Apnes p. 406 richtiger sich auszudrücken, wenn er von den etorischen Geminationen im Allgemeinen sagt *πάθος οιοῦσιν*.

Da diese Gemination in den verschiedenen Redetheilen rschieden reflectiert, so werden wir dieselben im Folgen- n auseinanderzuhalten haben.

Der Casus des Substantivs, welcher am häufigsten iederholt worden ist, wird wohl der Vocativ sein. Pflegt an schon im gewöhnlichen Leben, wenn man jemanden ft, den Namen zu wiederholen um die Aufmerksamkeit höherem Grade zu erregen, oder auch auf die Gefahr n, dass der erste Ruf nicht verstanden worden wäre, so ird diess ebenso oft der Fall sein, wenn man jemanden s Gewissen reden will, überhaupt wenn man in die Ande einen stärkeren Affect irgend welcher Art hineinlegt. aher finden wir schon bei Plautus Merc. 4, 4, 60 *heus xor uxor* (heda), Curc. 166 *Palinure Palinure*, Mil. 313 *celedre Sceledre*; Petron. 36 *Carpe Carpe*, 45 *Glyco Glyco*, 4 *bucca bucca* personifiziert; evang Luc. 10, 41 *Martha artha*, 22, 31 *Simon Simon*. Mit Interjectionen Plaut. ud. 1235 *o Gripe Gripe*, Curc. 626 *o cives cives* (= Hor. ist. 1, 1, 53), Bacch. 814 *o stulte stulte*, Trin. 1180 *o ter pater;* Mil. 415 *eho Sceledre, Sceledre*, ibid. *Palaestrio, o Palaestrio;* mit doppelter Interjection Poen. 5, 4, 36 *patrue, o patrue mi patruissime*, wo die stärkere Emphase s zweiten Gliedes noch besonders durch den Superlativ rvorgehoben wird. Auch die höhere Poesie gebraucht ese Form zum Ausdrucke des Schmerzes, der Verzweiflung nd ähnlicher Stimmungen. So Virgil Buc. 2, 69 *a Corydon*

Corydon (schon Theocr. id. 11, 72 *ὦ Κύκλωψ, Κύκλω*
ibid. 6, 44 *Hyla Hyla;* in der Hochzeitspoesie der Griec
Παρθενία, Παρθενία (personifiziert: Sappho) und der
kannte auch von Catull aufgenommene Refrain *Hymen*
Hymenaee, sammt den Variationen von carm. 61. Dass di
Form aber nur bei fingierten Namen vorkomme, dass mit
hin der von Horaz od. 2, 14, 1 angeredete Postumus i
Wirklichkeit nicht existiert habe (rhein. Mus. 1882, 234)
wage ich nicht zu behaupten. Besonders häufig wird dies
im Gebetsstile aller Völker gewesen sein; so schon im alte
Testamente Psalm 139, 8. 140, 8 *domine, domine;* Ps. 8,
und 10 *domine, dominus noster;* Ps. 49, 7 *deus deus;* 47, 1
66, 7 *deus deus noster;* bei Ennius Annal. 115 *o Romul*
Romule die, dem Gebetsstile nachgebildet Ovid art. am. 2, 9
pater, o pater, und schliesslich bei den Christen, im evan
Matth. 7, 21. 22 *non omnis, qui dicit mihi Domine Domin*
intrabit in regnum caelorum. Christus selbst hat die b
kannten Worte ‚mein Gott, mein Gott, warum hast
mich verlassen'? (Matth. 27, 46. Marc. 15, 34) aramäis
(Eli Eli oder *Eloi Eloi)* gesprochen, und Aehnliches weis
wohl alle modernen Sprachen auf, Comparetti canti pop.
p. 36 *oh dio, oh dio!* franz. *mon dieu, mon dieu.* Indess
ist die Anrufung ‚Herr, Herr' nicht auf das religiöse G
biet eingeschränkt, sondern auch die thörichten Jungfrau
empfangen den Bräutigam mit diesen Worten nach Matt
25, 11 *domine domine* (*κύριε κύριε*) *aperi nobis.*

Dem Vokativ am nächsten steht der Nominativ,
Virg. Buc. 5, 64 *deus, deus ille Menalca;* bei Hor. Epod. 14
deus, deus nam me vetat; Virg. Buc. 8, 48 *puer, a puer i*
probus ille; Lucr. 2, 434 *tactus enim, tactus etc.*; fälschli
bei Caes. b. Gall. 5, 44 *hic dies dies ... iudicabit,*
höchstens *hic, hic dies* stehen könnte. Dann wird sich d
Accusativ anreihen, wie Hor. od. 3, 3, 18 *Ilion Ili*
(vgl. Schütz im krit. Anhang z. St.) in der Rede der Jun

Cornif. 4, 38 *tumultus, C. Gracche, tumultus comparas* als Beispiel der conduplicatio. Natürlich sind auch die übrigen casus obliqui der Gemination nicht unzugänglich, aber die Beispiele sind doch seltener, so dass man aus dem augenfälligen Ueberwiegen des Vokativs die Ueberzeugung gewinnt, die rhetorische Gemination des Substantivs sei aus der Wiederholung der persönlichen Anrede hervorgegangen.

Nach dem Vorgange Homers Iliad. 6, 395

Ἠετίωνος, | Ἠετίων ὃς ἔναιεν κτλ.

haben die augusteischen Dichter gerne einen Eigennamen an das Ende des Hexameters gestellt, um ihn im Anfang des folgenden wieder aufzunehmen, so schon

Catull 64, 285 *viridantia Tempe,* | *T. quae silvae cingunt.*
Virg. Buc. 6, 20 *supervenit Aegle,* | *A. Naiadum pulcherrima.*
ib. 10, 72 *maxima Gallo* | *G. cuius amor etc.*
Aen. 10, 180 *pulcherrimus Astyr,* | *A. equo fidens.*
Prop. 3, 32, 85 *Varro,* | *V. Leucadiae maxima flamma suae.*

Mit nomen appellativum schon Catull 63, 8

leve typanum. | *Typanum, tuom Cybebe.*

Virg. Aen. 10, 821 *ora,* | *Ora modis pollentia miris;*
6, 495 *ora* | *Ora manusque ambas.*
Sidon. Apoll. carm. 7 (4) 260) *arma,* | *Arma fremit;*
Corippus in laud. Just. 1, 103 *portum, Portum, quem.*

Wie die Beispiele zeigen, ist dem zweiten Substantiv oft entweder eine Apposition beigegeben, oder es wird an dasselbe ein Relativsatz angeknüpft, so dass die Gemination sich dann mit der ächtlateinischen Wiederholung des Substantivs im Relativsatze berührt *(diem quo die; leges quibus legibus).* Ein dactylisches Wort kann natürlich nur den fünften und den ersten Versfuss einnehmen, wie

Catull 64, 259 *orgia cistis,* | *Orgia quae etc.*
ib. 321 *talia divino fuderunt carmine fata,*
carmine quod etc.

Prop. 5, 1, 63 *ut nostris tumefacta superabat Umbria libr-*
Umbria Romani patria Callimachi.
1, 3, 25 *omniaque ingrato largibar munera somno,*
munera de prono saepe voluta sinu.

Andere Stellungen Prop. 1, 3, 31. 1, 11, 28. Hor Od. 1, 22.

Die Redner fügen dem zweiten Gliede gerne *inquam* hinzu, welches wir mit ‚ja' übersetzen können: Cic. Cluent. 168 *pater, pater i. illius*; Verrin. 5, 162 *crux, crux i.*; p. Mur. 80 *cives, cives i.*; Phil. 5, 33 *bello, b. i. decertandum est;* diess geschieht namentlich, wenn die beiden Substantiva getrennt sind, wie Cic. Cluent. 12 *mater... m. inquam*, wo das Verbum den halb vergessenen Subjectsbegriff wieder aufnimmt. Selbst in den philosophischen Dialog ist diese Form gedrungen; wenigstens entspricht bei Cic. Lael 27, 100 *Virtus, virtus inquam... conciliat amicitias* vollkommen dem feierlichen Tone des Epiloges, wenn auc mehrere Handschriften und Herausgeber das zweite Substantiv weglassen. Vgl. Mor. Seyffert z. St.

Entsprechend dem Vocativ der Substantive wird man auch bei dem Pronomen diesen Casus am häufigsten geminiert zu finden erwarten. Um zu begreifen, dass dies nicht der Fall ist, hat man sich einfach zu vergegenwärtige dass das Pronomen personale der ersten Person wegfäll weil man sich selbst in der Regel nicht anredet, das d dritten, weil es erst in die zweite übergehen müsste u zur Anrede verwendet werden zu können, endlich, dass und *vos* wohl Vocative sein können, durch Hinzutritt d Verbums aber meist eine andere Casusform (Subject) a nehmen, wenn sie nicht gar wegfallen, weil sie in de Personalsuffixe schon enthalten sind. Cic. Phil. 2, 91 *t tu, inquam, illas faces incendisti;* Catull 68, 21 *tu mea, moriens fregisti commoda frater.* Dazu kommt dann noc dass die Römer seltener, als man vermuthen könnte, d

Pronomen personale verdoppelt haben, nicht sowohl aus Gründen der Bescheidenheit, die überhaupt in ihrer Beredtsamkeit eine untergeordnete Rolle spielt, sondern weil neben den Composita *meme, tete, sese* (s. unten) bei mangelnder Worttrennung eine Gemination *me, me* u. s. w. schweren Stand hatte, und dann weil diesen Bildungen die Nebenformen auf *met* Concurrenz machten. Begnügen wir uns daher mit wenigen Beispielen wie: *egone, egone?* bei Plautus Poen. 1, 3, 19; *me, me* (ergänze *petite*), *adsum qui feci, in me convertite ferrum* Virg. Aen. 9, 427; *a me, me discet* Catull 21, 11; *me, me duce* Virg. 12, 260 (Vgl. *a me, me vôle be'* Comparetti canti pop. IV. p. 37): *nos nosmet* Plautus Mil. 429; *nos, nos, dico aperte, consules desumus* Cic. Catil. 1, 1, 3. *Per te, per te, inquam* Cic. Ligar. 15; *vos, vos appello* Cic. Mil. 101. Daran reihen sich von selbst die Pronom. possessiva, wie Hor. Od. 3, 4, 21 *vester, Camenae, vester;* Cic. Flacc. 94 *vestris, vestris, inquam, umeris.*

Zahlreichere Belege stellen die Pronomina demonstrativa wie *hoc, hoc est* Plaut. Bacch. 5, 1, 13; *haec, haec, inquam* Cic. Verrin. 1, 61; *hoc, hoc tribuno militum* Hor. Epod. 4, 20, einschliesslich der Lokaladverbia, z. B. *hic, hic sunt* Cic. Catil. 1, 9; *huc, huc veni* Catull 61, 8. Petron 23. Pacat. Paneg. 44.; namentlich *ille*, bei Cic. Catil. 3, 22 *ille, i. Juppiter*, ähnlich Cic. p. Caec. 14, p. Balb. 11; *en illa, i. quam saepe optastis libertas* Sall. Catil. 20, 14; *Lesbia illa, illa Lesbia* Catull 58, 1; *quid habes illius, i. quae spirabat amores* Hor. Od. 4, 13, 18; *illo, i. inquam loco* Cic. p. Font. 4; *equites Romani illi, illi tui* Cic. Mil. 94. Geringeren Antheil an der Gemination haben *iste, ipse, talis* u. ä.: Virg. Catal. 2, 2 *iste, iste rhetor;* Fronto p. 144 N. *ipsi, ipsi inquam;* Val. Flacc. 1, 343 *tales, tales (reges);* gar keinen die Pronomina relativa und indefinita, dagegen wieder starke Berührungen mit unserer Figur alle Arten der fragenden Fürwörter, wie *quid, quid* bei Plaut. Epid. 1,

1, 99. Petron 49; *unde, unde haec illis modestia* Liviu 4, 10; *o quantum, q.* Plaut. Poen. 3, 4, 28; *ma quai quanno*, umbrisches Volkslied bei Marcoaldi, canti pop. N. und die negierenden wie *nemo, nemo inquam* Cic. Font Mamert. grat. act. 31; *nihil, n. inquam* Cic. Cluent. 6

Beim Verbum hat der Imperativ, entsprechend Vocativ des Nomens, die Gemination am häufigsten an nommen; namentlich sind es die Aufforderungen zu sprec oder zu schweigen, zu bleiben oder fortzugehen, bei welc dieses Mittel zur Anwendung kommt. So *tace t.* Pla Pers. 4, 4, 42. Pseud. 579. Ter. Eun. 834. Apul. Met. 1.

---

1) Auszuschliessen sind hier die nur äusserlich ähnlichen Rede arten wie *hic et hic, ille et ille* u. ä., weil hier unter dem zweiten oder *ille*, wie schon die Copula andeutet, eine andere Person verstan wird. Während die classische Latinität zur Bezeichnung verschiede Personen auch verschiedene Pronomina anwendete, also *hic et ille*, di und jener, finden wir seit Cornificius (vgl Thielmann, de serm. Cornif. *hic et hic*, der und der, Hor. Sat. I, 1, 112 *hunc atque hunc* als N bildung des Conversationsstiles, und bei Cic. epist. 9, 16, 4 eine A serung des Servius ‚*hic versus Plauti non est, hic est*'; entsprech *hinc atque hinc* Virg. Aen. 12, 431, Hor. Epod. 2, 31. 5, 97. *hu huc* ibid. 4, 9, und mehr bei Forbiger zu Virg. Buc. 4, 56, von chem den Gebrauch Livius angenommen zu haben scheint, z. B. 21, *hinc spes, hinc desperatio*, wornach Dräger § 330, 2 zu berichtigen Es mag dazu auch die Analogie von *alibi . . alibi*, oder von *ἔνθα* , *ἔνθα δέ* u. ä verführt haben, wo freilich *μέν* und *δέ* den Gegensatz zeichnen. Mit gleichem Rechte könnte auch *ille (et) ille* im Sinn *hic (et) ille* oder *alter, alter, alii . . alii* gebraucht werden, so schon Ter. Phorm. 2, 2, 18, *in illis fructus est, in illis opera luditur;* bei Cic. Rosc. Am. 59. August. civ d. 13, 24. *ille aut ille; ille et* bei Gaius Digest. 40, 7, 31. Fulgent. Rusp. serm. 45 (col. 911 b Mig *ille atque ille* Cassiod. epist. 11, 7; *ille vel ille* August. civ. d. 12, Als Vorläufer des französischen *tel et tel* mögen noch angeführt Tertull. adv. Hermog. 31 *scaena erat talis et talis*, und bei Augu *talis vel talis*, wie überhaupt die Afrikaner nicht selten *vel* fü setzen.

eloquere e. Ennius Trag. 323; *mane m.* Plaut. Asin. 229. Epid. 2, 2, 22. Merc. 2, 4, 6. 5, 2, 87. Pseud. 234. Jnc. inc. trag. 79 R. Catull 10, 27. *ite ite* Plaut. Truc. 2, 7, 1. *abi abi* Plaut. Mil. 857. Ter. Ad. 620. *redi redi* Ter. Heaut. 349. *discede d.* Apul. met. 2, 7. *migrate m.* Vict. Vit. 2, 20; unsicher *perge [perge]* Plaut. Men. 150 nach Schwabe in Jahns Jahrb. 105, 407. Auch beim Gruss und Abschied wird gerne verdoppelt: *have h.* Grut. inscr. 1123, 2; *vale v.* ibid. 708, 5. Ovid met. 3, 501 und substantiviert *longum vale v.* bei Virg. Buc. 3, 79, *salve salve* bei Coripp. Just. 3, 35, und die ungeduldig vor der Thüre Wartenden rufen in der Komödie oft genug ihr *aperi a.; aperite a.* Plaut. Pseud. 1272. Trin. 870. 1174.

Zur Interjection herabgesunken ist der Imperativ *age age* Plaut. Mil. 1024. Epid. 5, 1, 25. Ter. Ad. 877. Andr. 310. Heaut. 332. 722. Phorm. 559. 662. Cic. fin. 5, 8, und entsprechend das *noli noli* als blosse Umschreibung des Verbotes bei Cato 37, 6 Jord. Fronto p. 100 N. Vict. Vit. 3, 28. Man könnte mit Leichtigkeit einige weitere Dutzende von Beispielen zusammenstellen, wenn es einen Nutzen hätte; doch dürfte von einigem Interesse sein, dass die Gemination bei Petron und Apuleius besonders hervortritt: *voca v.* Petr. 49 und *cave [cave] canem* unsicher 29, obschon wahrscheinlich durch die Parallele Hor. Epod. 6, 11 *cave, cave,* womit man vergleiche *guarda, g.* bei Dante Inf. 21, 23. Bei Apuleius finden wir *sine sine* Met. 1, 7, wie schon bei Ter. Heaut. 1, 1; *miserere m.* 2, 28; *desine . . desine* 2, 29; *proeliare et fortiter p.* 2, 17; aus der Vulgata mögen angeführt werden Jesaia 40, 1 *consolamini c.;* 51, 17 *elevare e.;* das zweimalige *crucifige* bei Luc. 23, 21. Joh. 19, 6 und das dem Johannes allein gehörende *tolle tolle crucifige* 19, 15. In formeller Hinsicht ist beachtenswerth, dass Dichter die Gemination namentlich einsilbiger Imperative dadurch gemildert haben, dass sie die beiden, wie wir ähn-

lich (S. 431) beim Substantiv gesehen, an das Versende und den Versanfang vertheilen, so Juvenal 6, 279:

Dic | Dic aliquem, sodes . . . colorem,

oder auch durch Einschiebung einer Interjection wie *bei* Ovid Met. 14, 842 *duc, o duc* (vgl. 2, 424 *sunt, o sunt*). Zeigen nun schon die oben genannten Beispiele aus dem alten und neuen Testamente, dass diese Ausdrucksweise durchaus nicht der lateinischen Sprache eigenthümlich ist, so lehrt es auch die Erzählung von den Avaren (a. 58[illegible] p. Chr.) in der histor. misc. 19, 13: *patria voce dicens ‚torna torna'* und *maximis vocibus exclamantes ‚torna torna'*. Ein interessantes Beispiel von der dritten Person giebt Plutarch im Leben des Pompeius 14, wo er erzählt, Sulla habe, als der junge Pompeius gegen das Gesetz, aber hartnäckig einen Triumph verlangte, endlich in grösster Aufregung zweimal hintereinander ausgerufen θριαμβευσάτω.

Da der Coniunctiv der Aufforderung oder des Wunsches an Energie hinter dem Imperativ zurücksteht, so eignet er sich auch weniger zur Gemination; immerhin wird der Grammatiker um Beispiele nicht gerade verlegen sein, wie Plaut. Pseud. 295 (307 Fl.) nach Lorenz *det, det usque;* Cic. Mil. 93 *valeant, v. cives mei*, womit der doppelte Imperativ S. 435 zu vergleichen; Fronto p. 155 *neglegas n.;* Apul. flor. 1, 9 *velim velim;* Tert. de resurr. carn. 9 *absit absit.*

Unter den Indicativformen sind sowohl Gegenwart als Vergangenheit und Zukunft vertreten; also beispielsweise *video v. te* Inc. inc. trag. 47 R. (*viget veget* Varro sat. M. 157, 7 R.); *parce precor, precor* Hor. Od. 4, 4, 70; *gaudeo g.* Sen. suas. 2, 17; *teneo te, inquit, teneo* Apul. met. 10, 22 (entsprechend *tene tene* Plaut. Aulul. 4, 9, 1. Cas. 3. 5, 15. *retine r.* Curc. 310); *erras e.* Inc. inc. trag. 125 R.; *incedunt i.* Trag. inc. bei Cic. acad. pr. 2, 89. Auch wird das

weite Glied durch *inquam* verstärkt Cic. Verrin. 2, 128.
, 37, und ohne Trennung *video, video inquam* p. Scauro 49.

Häufiger als das Imperfectum (*dolebam, d.* Cic. Phil.
, 37) ist das Perfect zur Bezeichnung eines glücklichen
Abschlusses (Cic. Mil. 72 *occidi, o.*) oder umgekehrt in dem
Sinne, dass es aus sei mit etwas; so Cic. Catil. 1, 4 *fuit*
ista quondam virtus (Fronto 117); *occidit, o. spes omnis*
ei Hor. od. 4, 1, 2 und analog *cecidit, c. Babylon magna*
Apocal. 18, 2; *recepi, r.* Fronto 120: im Passiv *βεβίωται, β.*
Sen. epist. 12, 8; *deserti, d inquam sumus* Cic. Phil. 8, 22;
decepti, d. inquam sumus, ibid. 12, 3.

Mit Futurum: *erit, e. profecto* Cic. Mil. 69 (wie *est,*
est profecto ibid. 84); *ibimus, i.* Hor. Carm. 2, 17, 10;
veniam v. Suet. Cal. 49; *dabo, inquit, d.* Apul. met. 2, 30;
non patiar, inquit, non p. ibid. 10, 9; *vivet ilicet, v.* Sid.
Apoll. epist. 8, 5. Alles diess wird auch in anderen
Sprachen so ziemlich gleich sein, zumal für den Imperativ,
weil hier die Emphase ganz natürlich ist, z. B. ital. *mari-*
tete, maritete! Blessig canti pop. Romani 55; *lo vojo* (=
voglio) *lo vojo* Comparetti canti pop. IV. p. 39.

Schliesslich noch einige Bemerkungen über die Indeclinabilia. Giebt man auf eine Frage eine entschieden
bejahende oder verneinende Antwort, so greift man unwillkürlich zur Gemination, heisst es doch schon im Evang.
Matth. 5, 37 ‚Eure Rede sei Ja, ja, Nein, nein, und was
darüber ist, das ist vom Uebel'. (Brief Jacobi 5, 12). Da
der Ausdruck der lateinischen Conversationssprache für ‚ja'
ita war, so spricht Quartilla bei Petron 25 ganz correct,
wenn sie sagt: *Ita, ita bene admonuisti*, Ja, ja, du hast
ganz Recht, und so geben auch die guten Handschriften.
Sic gebrauchte die classische Sprache nur in Verbindung
mit *est*, später aber, als *ita* untergieng, an dessen Stelle,
so der Verfasser von *Sic et non* und mit Gemination heute
noch die Italiener ihr *Si, si*, während die Vulgata der

oben citierten Matthäusstelle *est est* bietet, wie Ausoni Epist. 25, 40 *est* und *non*, ja und nein. Ein Compositi davon ist *cosi*, *c.* = *consic* (vgl. *cotanto*, *cotale*), obwohl Diez Wörterb. I[3], 141 von *aeque sic* ableitet. Neugriechi entspricht ἔτζ(ι) ἔτζ(ι), deutsch so so, auch so so, lala, weitert nach der Terminologie der italienischen Tonleit (*cosi e cosi*, ἔτζι κἔτζ(ι) enthält überdiess die Copula, eige lich so und so).

Für Nein gebrauchte schon das alte Vulgärlatein u selbst Cicero *non*; so mit Gemination bei Apul. met. 7 *identidem boavi Non, non*, wie heute noch die Italier und noch stärker bei Plautus Trin. 752, Cic. Mil. 1 *minume minume*. Natürlich kann *non* auch in der deutung von ‚nicht' wiederholt werden, z. B. Catull 14, *non non hoc tibi sic abibit*; Prop. 3, 2, 27 *non non hum partus sunt talia dona*; Sulp. Sever. epist. 2 *non dee mihi crede, non non deerit*; analog *ne* im energischen V bote, wie Sanskrit *ma ma*. In weiterem Sinne mag a *nunquam nunquam* bei Properz 2, 6, 41 und Aehnlic hierher gerechnet werden. (Schiller: und begehre nim und nimmer zu schauen.)

Von wiederholten Temporalpartikeln belegt H Tursell. 4, 343 *nunc nunc* aus Horaz Epod. 5, 51 (*ades* und in Verbindung mit dem nämlichen Imperativ tre wir es bei Sen. Herc. fur. 502 P. Med. 13, mit *insur* bei Virg. Aen. 5, 189, mit *o liceat crudelem abrump vitam* ibid. 8, 579. Es ist vielleicht nur poetische Variati für das prosaische *iamiam*, worauf wir im zweiten Capi zu sprechen kommen; dass es steigern solle im Sinne Comparativs *ocius* = je bälder, desto lieber, liesse sich wo denken, doch nicht überall beweisen, und gerade an d zuletzt genannten Stelle Virgils entspricht der Verdopp ung ein doppelgliedriger Temporalsatz mit dum . . du Das correspondierende *tunc tunc* habe ich zufällig nur a

der Anthol. lat. 253, 118 R. notiert; häufiger ist *simul simul*, bei Catull 63, 12 und durch Interjection getrennt bei Ovid Trist. 1, 3, 81 *simul*, *a simul ibimus. Tandem tandem* sagt Palinurus bei Plaut. Curc. 7, wie *intus*, *intus inquam*, *est equus Troianus* der Redner Cicero p. Mur. 78.[1])

Daran reihen sich die Interjectionen der Freude, des Schmerzes, der Ueberraschung. So *vero vero* bei Petron 72, etwa unserem Bravo bravo entsprechend; *euge euge* in ähnlichem Sinne bei Plautus Epid. 3, 3, 20. 3, 4, 62. Trin. 705. Stich. 5, 6, 3. Rud. 1, 2, 75 neben *perbene*. Aulul. 4, 6, 11 (wie Martial 2, 27 *euge. beate*); viermal in den Psalmen 34, 21. 25. 39, 16, 69, 4. und Ezech. 25, 3. Zum Ausdrucke des Gegentheiles *heu heu* bei Plaut. Pseud. 1312, Ennius trag. 307, inc. trag. 22. Virg. Buc. 2, 58. 3, 100. Ciris 264. Culex 256. Hor. od. 1, 15, 9. 4, 6, 17 (*heu*, *nefas, heu*), epod. 15, 23. Petron. 42. 44. 64, und noch im chronicon Novaliciense 21. 59. 76. 84, wogegen dem Catull und Tibull die Verdoppelung wohl mit Recht abgesprochen wird von Bährens analecta Catulliana p. 64.

Au au bei Terenz Ad. 336, Petron 67; *a a* bei Hor. Epod. 5, 71. Andere geminierte Partikeln sind zusammengewachsen oder von Haus aus Reduplicationsbildungen gewesen, so das vieldeutige *attat* (besser als *atat*, Richter de usu particularum, Strassb. 1874) und *attatae* = ἀτταταί; *babae* = βαβαί Plaut. Pseud. 353 mit der Note von Lorenz, verdoppelt Petron 37, weiter gebildet zu *babaeculus*; *papae* =

1) In der Wortbildung kommt es seltsamer Weise vor, dass Verba dieselbe Präposition doppelt zu sich nehmen. Es kann diess natürlich nur geschehen, wenn die erste Präposition in Folge der Assimilierung mit dem Verbum so zusammengewachsen ist, dass die beiden Bestandtheile nicht mehr kenntlich sind und damit auch die Kraft der Präposition erlischt. Dahin gehören *adalligo,* häufig bei dem Naturforscher Plinius, *(adagnosco), adagnitio* bei Tertullian, *concolligo* im Spätlatein.

παπαῖ; fufae von Charisius ohne Beleg angeführt 239, etwa unserm ‚pfui' oder dem französischen *fi* entspreche *butubatta* bei Nävius und Plautus. Vergl. darüber die « gehenden Untersuchungen von P. Richter im Hagens Programm von 1878 und in Studemunds Studia in pri scriptores latinos collata, vol. II. Fasc. 2.

Damit ist eine Uebersicht über die im Allgemeinen kannte, wenn auch bisher nicht in ihre Einzelerscheinun zergliederte Figur gegeben, so weit sie den Stilisten int essiert; Paralleles wird sich in allen Litteraturen finc und auch in dem oben übergangenen Redetheile, dem Za worte, z. B. *unus, unus* Virg. Aen. 10, 691; in einem e lischen Volksliede bei Shakespeare, twelthnigt II, Sc. *a thousand, thousand sighs.* Für den Sprachforscher ist dessen dieser Theil der minder bedeutende; sein Blick w sich vielmehr auf ganz andere Gebiete richten.

2. Die plurativ-iterative Gemination.

Lange bevor die Sprache und Rhetorik, bewusst unbewusst, die Wiederholung eines Wortes zur nachdrü licheren Hervorhebung desselben ausgebildet hatte, wa die noch werdende Sprache die Gemination in einem and Sinne an, und zwar zunächst wohl zur Bezeichnung Plurals, wie diess beispielsweise im Sumerischen gesche ist, wo *kur kur,* eigentlich Land Land, so viel als Lä bedeutet. Auch in den malayisch-polynesischen Sprac wird der Plural vermittelst der Gemination gebildet, z *radja radja* Könige, während in Mankassar mit *bâlla-b* ein kleines Haus, also das Deminutiv bezeichnet wird. Hieroglyphen haben die Gemination wenigstens graph zur Bezeichnung des Plurales beibehalten, und wenn Buchstabenschrift gewiss späteren Ursprungs ist, so möc man wohl schliessen, die älteste sprachliche Bezeichnu der Mehrzahl sei die Gemination gewesen.

Diese plurative Gemination ist indessen der lateinischen wie der griechischen Sprache fremd geblieben, oder, wenn sie ihr je einmal eigen war, überwunden worden durch die in allen Theilen des Wortschatzes durchdringenden organischen Pluralbildungen. Nur in demjenigen Redetheile könnte ein Ueberrest erhalten sein, der überhaupt manche alterthümliche Bildung bewahrt hat, in dem Pronomen, welches als Suffix zur Conjugation verwendet wurde. Wenigstens soll nach einer heute weit verbreiteten Ansicht *fertis*, ihr traget, entstanden sein aus *fer-ti-si*, tragen du du, gleichsam *tu σύ* = tragen ihr, und auch der Plural des Imperativ *amatote* könnte vielleicht so gedeutet werden.

Andrerseits ist es kein lateinisch empfundener Ausdruck, wenn Apuleius von Madaura de magia 9 sagt: *ignis et ignis*, d. h. die Liebe zum Critias und zur Charine verzehre ihn, was er gleich im folgenden Verse mit den Worten *hasce duas flammas patiar* verdeutlicht.[1]) Vielmehr erinnert diess an das hebräische *eben va-eben*, *ejphah va ejphah*, *beleb valeb*, in der Vulgata Proverb. 20, 10 *pondus et pondus*, *mensura et mensura*, bei Luther ‚mancherlei (zweierlei?) Gewicht und Mass'. Vgl. Deuteron. 25, 13. Psalm. 12, 3 *in corde et corde*, 1 Chron. 12, 33 *in corde duplici*. Die Frage, ob mit der Gemination der Dual oder der Plural bezeichnet werde, scheint sich ursprünglich so gelöst zu haben, dass die Wiederholung ohne Copula symbolisch eine Vielheit ausdrückte, während durch Einschiebung einer solchen (Gewicht und Gewicht) ein Gewicht einem anderen gegenübergestellt, mithin ein Dual bezeichnet wird.

Erscheinen im Plural die Personen oder Sachen nebeneinander und gleichzeitig, so kann man sich dieselben auch

---

1) Ebenso unlateinisch hat sich der Afrikaner Liberatus, Diaconi breviar. cp. 6 (Migne 68, 981) ausgedrückt, wenn er *septem et septem episcopi* für 14 schreibt. Dichterisch wäre *bis septem*.

räumlich oder zeitlich getrennt denken, und von dieser d
Vertheilung der Mehrheit andeutenden (distributiven, ite-
tiven) Gemination sind noch Spuren vorhanden. Diese Au
drucksweise verletzt nicht einmal, so selten sie auch se
mag, unser modernes Sprachbewusstsein, da ja Göthe schreib
konnte (Pandora, 1. Aufzug, 3. Scene gegen das Ende):

> Einzeln schafft sich Blum' und Blume
> Durch das Grüne Raum und Platz.

So heisst es nun aber schon in der Vulgata des 4
(2.) Buches der Könige 17, 29 von den zehn nach Assyrie
entführten Stämmen Israel, *gens et gens* habe sich ihre
Gott gemacht, aber ebendaselbst auch *unaquaeque gens*, s
dass die Stämme nicht gemeinsam verbunden, sondern um-
gekehrt vereinzelt gedacht werden, was Luther richtig über-
setzt mit ‚ein jegliches Volk'. Giebt das alte Testamen
selbst schon eine Pluralform, so wird durch die Verdopp
lung derselben der Begriff der Vielheit noch stärker hervor
gehoben, so Genes. 14, 10 *beerot beerot*, *puteos multos* nac
der Vulgata, Exod. 8, 10 (14) von der Aufhäufung de
todten Frösche *chomarim chomarim*, nach der Vulgata i
immensos aggeres, nach Luther ‚hier einen Haufen und d
einen Haufen'.

Oefter begegnet uns in der ältesten lateinischen Bibe
übersetzung die Gemination von dem Nacheinander bei Sub
stantiven, welche selbst schon einen Zeitbegriff enthalte
So lesen wir in dem zweiten Corintherbriefe 4, 16, d
innere Mensch erneuere sich ἡμέρᾳ καὶ ἡμέρᾳ, was Te
tullian Scorp. 13 mit *die et die*, Luther mit ‚von Ta
zu Tag' übersetzt; Exod. 3, 15 *in generationem et gen*
rationem, für und für; evang. Luc. 1, 50 *in progenies*
progenies, für und für. Aber dass diess weder Griechisc
noch Lateinisch, sondern nur wörtliche Uebersetzung sei
bedarf wohl des Beweises nicht mehr; mindestens müsst

es ἦμαρ κατ' ἦμαρ heissen, wo die Wiederholung durch die Präposition ausgedrückt ist, und das deutsch-griechische Wörterbuch empfiehlt erst noch für unser ,Tag um Tag' eine grössere Anzahl von Redensarten, in denen das Substantiv nur einmal vorkommt. Auch die Vulgata hat die oben angeführten Uebersetzungen grossentheils gegen andere dem lateinischen Sprachidiom näher liegende vertauscht, so Luc. 1, 50 *a progenie in progenies*; 2 Corinth. 4, 16 *de die in diem*, und an vielen andern Stellen ist die wortgetreue Wiedergabe des semitischen Originales vielleicht gar nie versucht worden. Diess zeigen zur Genüge Deuteron. 14, 22. 15, 20 *per annos singulos*, Genes. 39, 10 *per singulos dies*, Psalm. 61, 9 *de die in diem*, Deuteron. 32, 7 *generationes singulas*, Esth. 2, 11 *quotidie*, 9, 21 *revertente semper anno*, wo überall der Urtext Gemination des Hauptwortes hat. Nur an einer einzigen Stelle hat der lateinische Uebersetzer die Gemination sogar ohne Copula [1]) beizubehalten gewagt, in dem Propheten Sophan. 3, 5 *dominus mane mane iudicium suum dabit in lucem*, nach Luther richtig ,jeden Morgen', während in der Uebersetzung des Ezechiel 46, 14. 15 von dem täglich in der Frühe darzubringenden Opfer *cata mane mane*, ebendaselbst V. 13 *quotidie semper mane* gesagt ist. Damit man freilich in dieser Ausdrucksweise keinen specifischen Semitismus erkenne, müssen wir hier gleich beifügen, dass sie auch in indogermanischen Sprachen heimisch gewesen ist; denn im Sanskrit finden wir *djavi-djavi* oder *dive-dive*, Tag für Tag, Rig-Veda 1, 4, 1. 1, 25, 4. 2, 20, 2 und oft, im Ganzen in den Veden 46 mal, also nicht aus-

1) Das Asyndeton muss im Hebräischen, wie auch im Lateinischen, die ältere Form gewesen sein, z. B. *schanah schanah*, jedes Jahr, Deuteron. 14, 22. 15, 20. *le dor dor*, alle Zeit, Exod. 3, 15; *jom jom*, jeden Tag, Genes. 39, 10. Psalm. 61, 9: doch auch mit Verbindungspartikel *ve (va)* Deuter. 32, 7. Esth. 9, 21. 2, 11. *isch ve-isch* Psalm 87, 5. Vgl. Gesenius-Kautzsch, hebr. Gr. (1878), § 108.

nahmsweise, sondern normal, weil ein Adverb = *quotan*
fehlt; im späteren Indisch *varshe-varshe*, alle Jahre; n
persisch *gāh-gāhī*, von Zeit zu Zeit. Nach dem Vorbi
dieser Ausdrücke sind weiter gebildet worden *vrātain-vrāt*
(Rig Veda 3, 26, 6) Rotte für Rotte, ebendaselbst *gaṇa*
gaṇain, Schaar für Schaar; Sanskr. *pade pade*, auf Sch
und Tritt (eigentl. Locativ von *pada*, Schritt), und v
gleichen lässt sich noch das italienische *colpo colpo*, Sch
auf Schlag; doch tritt gewöhnlich die Präposition hin
wie in *a grado a grado*, *a passo a passo*, *a luogo a luog*
bald hier bald dort, *ad uno ad uno*, einer nach dem ander
successiv.

Sind wir so aus der plurativen Gemination in die iter
tive gelangt, so lässt sich dieser Uebergang auch in der l
teinischen Wortbildung verfolgen. Denn *murmur* ist z
nächst nur ein *mur* Vieler (vgl. Petron 57 *nec mu nec m*
argutas), aber gewöhnlich doch ein eine Zeit lang fortg
setztes Gemurmel; ähnlich *susurrus* = *sursurrus* ein G
säusel, während *cincinnus* das sich örtlich fortsetzen
Kräuseln des Haares bezeichnet. Indisch *marmara* rauschen
lat. *marmor* der glänzende Stein, von dem sich immer wied
holenden Ausstrahlen des Lichtes; *papilio*, Fifalter, ital. fa
falla, der Schmetterling, von dem lange fortgesetzten Flatte

Daher ist die Gemination oder Reduplication [1]) reg
mässig gebraucht zur Bezeichnung der sich wiederholend

---

1) Dass die durch Composition in der Mitte der Wörter e
stehende Reduplication im Lateinischen durch Unterdrückung der ers
Silbe vermieden wird, z. B. *fastidium* = *fastitidium*, *domusio*
domus usio, ist zwar im Ganzen bekannt und auch für das Deuts
(Beamter = Beamteter, Bedienter = Bediensteter, der mit einem Dien
Betraute) und für das Griechische (κελαινεφής = κελαινονεφής, μώ
χες = μονώνυχες) in weitem Umfange zutreffend, obwohl es noch
einer zusammenfassenden Darstellung fehlt. Vergl. namentlich Kuh
Zeitschr. f. vergl. Sprachforsch. 14, 415. 20, 79. 347. 22, 98—102. 2

Laute, so in *tintinnire*, welches, von *tinnire* hergeleitet, ein längeres Klingeln, z. B. der Ohren ausdrückt. Recht plastisch sind die Namen einer Reihe von Vögeln, wie *turtur* Turteltaube, *ulula* Eule, *upupa* Wiedehopf (ἔποψ), *cuculus* Kukuk, und im Indischen heisst der Hund *kurkura* = der Knurrer. Ihnen entsprechen die Verba wie *cuculare* (κοκκύζω) vom Kukuk, *pulpulare* vom Geier, *cacabare* vom Rebhuhn, *cucubare* von der Nachteule, *pipiare* von jungen pipenden Vögeln, *cucurare* vom Hahn, singt ja auch die in einen Vogel verwandelte Procne nach Virg. Culex 252 *Ityn Ityn*. Unser Kikeriki hat sein Analogon in *cocococo*, womit Petron 59, 2 den Naturlaut der Hühner ausdrückt, (franz. *coq*, Hahn, κοκκύζω vom Hahne Aristophanes) und ebenso sind onomatopoietische Ausdrücke, welche wiederholte Laute malen, gern geminiert, z. B. *taxtax* oder *tuxpax*, oder mit Ablaut *tuxtax*, wenn es Schläge regnet, Klatsch Klatsch, wie im Italienischen *toppa toppa*. Mehr findet man theils in W. Wackernagels Variae voces animantium, 2. Aufl. Basel 1869, theils in dem zu Anfang genannten Programme von Jakoby.

Man braucht diese reduplicierten Bildungen durchaus nicht als einen Sieg der Kunst und der höheren Cultur in eine spätere Entwicklungsperiode der Sprache zu verlegen, da ja die Dopplung im Anfange der Wörter den Kindern so leicht fällt und man ja das Stottern umgekehrt als eine Vorstufe des Sprechens bezeichnen könnte. Es kann doch nicht bloss auf Rechnung des Geschmackes der Ammen gesetzt werden (in jener Urzeit gab es überhaupt noch keine),

---

234. 371 f. Corssen III. 347. 525. Leo Meyer, vergl. Gram. 1, 281. Fleckeisens Jahrb. f. Philol. 105, 104. Rhein. Mus. 1879. 499. Hermes 1881. 232. Vielleicht ist daher auch *vestibulum* = *vestistibulum*, Aufbewahrungsort der *vestis* im weitesten Sinne (vgl. *naustibulum*, *ναυσταθμός*) zu erklären, da ja auch Vitruv 6, 8, 2 das Wort mit *stabulum* in Verbindung bringt.

wenn heute noch die Kleinen das Pferd Hühü, den Hu
Wauwau, das Huhn Pipi, die Ziege Didi (im Canton A
gau), den Ludwig Lulu, die Elise Lili, die Emilie Mir
die Kinderspeise Pappe (vgl. *papa*, Varro bei Nonius 81,
das Getränk Memmem (vgl. *mamma*, Brust, Mutter; Po
Dopplung S. 32), einen Schmerz (Weh) Wiwi, die Uhr m
Ablaut Tiktak nennen. Genau entsprechende Bildunge
weist Diez auf romanischem Boden nach, *pépère* Väterche
mémère Mütterchen = Grossmutter, *tatan* Tante, (vgl. *don*
don dickes Weib, *fanfan* Kindchen) *fifile*, *fréfrère*, *Chachal*
Karlchen, *Babarpe* Bärbchen, *bébète* Thierchen, *cococh*
Schweinchen, *boulboul* (normannisch) Stier, *dédet* Fingerche
cloclo (genferisch = *cloche*) Uhr. Ueber *bonbon* Zucke
zeug, *joujou* Spielzeug, *cancan* u. ä. vgl. Diez, Gramm. II
441. Wenn man diesen sich noch weiter ausdehnende
aber fast nur auf die Dinge der Kinderwelt beschränkte
Wortschatz ‚Ammensprache' genannt hat, so ist man dam
der Sache nicht auf den Grund gegangen. Vgl. Herm. Pau
Principien der Sprachgeschichte, 1880, S. 191. L. Toble
Wortzusammensetzung, Berl. 1868. S. 7.

Ist es uns bisher nur gelungen zerstreute Spuren dies
Gemination aufzudecken, so finden wir eine weitverzweig
hiehergehörige Wortfamilie in demjenigen Redetheile wiede
dessen conservativen Character wir schon oben haben kenn
lernen, im Pronomen, und zwar in *quisquis* und d
davon abgeleiteten Formen (assyrisch *mamman*, wer n
immer, hebr. אִישׁ אִישׁ, jedermann, Gen. 40, 5. Exod. 36,
Joel 2, 7). Pluralisch dürfen wir diese Gemination nic
nennen, weil das Pronomen nicht für *omnes* steht, sonde
die Mehrheit immer in die einzelnen Theile auflöst, so t
Plaut. Amph. 1, 1 158 *quisquis homo huc profecto vener*
pugnos edet = jeder einzelne, nicht alle zusammen. D
älteste Latein sagte dafür nach Varro ling. lat. 7, 2,
quirquir, was insofern ungewöhnlich ist, als sonst u

gekehrt das *s* der archaischen Sprache, das *r* der classischen angehört, wie in *honos honor*, *quaeso quaero*, *lases lares*. Dass *quisquis* beiden Geschlechtern dient und dafür seltener in alter Latinität auch *quiqui* gesagt worden ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden (vgl. Neue, Formenlehre der lat. Spr. II², 241); dagegen ist es ein in der Lexicographie und anderwärts beharrlich wiederholter Irrthum eines späteren lateinischen Grammatikers, dass das Neutrum *quidquid* oder *quicquid* eine Nebenform *quodquod* gehabt habe. Las man sie noch bei Sen. contr. 2, 9, 25 (127, 10 Bu. *quodquod simulabat, ad verum redegit*), so beruhte sie nur auf Conjectur und ist desshalb von Kiesling mit Recht beseitigt, zumal man in dem Rhetor kein zweites Beispiel findet; möglich, dass die Form nicht gebildet wurde, weil sie sich mit *quotquot* zu nahe berührt hätte.

Sind die beiden genannten Formen *quisquis* und *quidquid* in der Latinität immer lebenskräftig geblieben, so ist eine dritte, der Ablativ *quoquo* auf ein engeres Gebiet zurückgedrängt worden. Gebrauchen sie schon Plautus und Terenz nur in der Verbindung mit *modo* und *pacto*, so haben auch die guten Klassiker mit Vorliebe die erstere Formel festgehalten, während *pactum* als Synonymum von *modus*, noch häufig bei Cornificius und Cicero de inventione (Cornif. 1, 26. 3, 2. Cic. inv. 2, 44 und öfters) immer mehr zurückgieng. Da Neue, Formenl. d. lat. Spr. II², 247, bereits die zahlreichen Belegstellen aus den Reden Ciceros vorgelegt hat, so brauchen wir wohl nur die ältere aus Cornific. 4, 23 *quoquo modo possit* und die wenig jüngere aus Sallust. Jug. 60 *quoquo modo potuere*, endlich einige aus den philosophischen Schriften und den Briefen beizufügen, um die Vermuthung von C. F. W. Müller zu Cic. Laelius 41, in der Ueberlieferung des cod. Paris. *quoque modo potuimus* stecke *quoquo* und nicht *quocunque*, beinahe zur Sicherheit zu erheben. Und wenn gar noch *quoquo*

modo, wie in der Laeliusstelle, häufig mit *posse* verbund wird, Brut. 237; offic. 3, 118; ad Q. fr. 1, 2, 14; Attic. 2, 4, 1. 8, 12, 1, so wie dreimal in den Reden, *q cunque modo* dagegen nur ausnahmsweise von Cicero braucht wird, so lässt die Bündigkeit des Schlusses nic zu wünschen übrig. Demnach war *quoquo modo* nah so zusammengewachsen wie *quomodo* und *quemadmod* oder wie das von Cornificius bei der Anführung von B spielen so oft und so formelhaft in dem Sinne von *ita* o *sic* oder *veluti* gebrauchte *hoc modo* und *ad hunc modu*

Von späteren Prosaikern sind namentlich Tacitus (hi 1, 7. 5, 5. Ann. 2, 50. 3, 5. 17. 19. 73. 6, 38. 12, 46. 1 16. 15, 53) und Apuleius (metam. 4, 16. 6, 11. 7, 19. 9, 1 mund. 24 mit *posse*) bei *quoquo modo* stehen gebliebe nur mit dem Unterschiede, dass sie es nicht in relative sondern in indefinitem Sinn gebrauchen, wie schon Cic. epi 9, 16, 1, wo an der Ergänzung [*quo*]*quo modo* nicht g zweifelt werden darf. Man erklärt solche Sätze, wie: *quoquo modo liberarem te cura* durch Ellipse von *posse* *quoquo modo fieri posset*.

Die folgenden Casusformen müssen geradezu als Selte heiten bezeichnet werden: der Accusativ *quemquem* Ter. Hec. 1, 1, 8 (Umpfenb. *quemque*), den auch Cledon mit dieser Stelle belegt; der Nomin. plur. *quiqui* Plautus, der mit der alten Singularnebenform collidier wenn ausserdem namentlich Juristen, Gaius, Ulpian, Pau u. A. Formen wie *quaqua* als Ablat. sing. (auch Tac. ann 6, 7) *quaequae* als Neutr. plur. *quosquos* conservi haben, so verrathen sie auch darin ihr conservatives Prin und wenn sich ihnen gerade Tertullian de virg. vel. (*quaequae*), vielleicht auch adv. Marc. 2, 20, sicher poenit. 3 (*quaqua*) anschliesst, so wird er diese Form weniger aus der lebendigen Umgangssprache als aus sein juristischen Studien — er war ja Advokat — geschö

haben. (Unsicher Pseudo-Apul. mund. 27.) *Quamquam* als Accus. fem. ist, soviel wir wissen, gar nicht gebildet worden, offenbar wegen der Collision mit der concessiven Partikel.

Am meisten aber hat sich die Sprache gegen die Verdoppelung der mehrsilbigen Prominalformen gesträubt; denn *quibusquibus* findet sich nur bei Livius 41, 8, 10 und *quorumquorum* kennen wir gar nicht. Der Dativ *cuicui*, durch diphthongische Aussprache zweisilbig geworden, musste wegfallen, weil der Genetiv *cuiuscuius* durch Kürzung diese Form annahm, allerdings nur in der festen Verbindung mit *modi*, die wir analog auch im Ablativ gefunden haben, und so selbst bei Cicero, obwohl er in dem sorgfältig stilisierten Werke de fin. 4, 28 und 5, 49 der Form *cuiuscunque modi* den Vorzug gegeben hat, wie auch Sallust Cat. 52, 5: *pacti* concurriert in diesem Casus gar nicht, so wenig als neben *eiusmodi* und *huius(ce)modi*.

So sehen wir, dass die lateinische Sprache mit Ausnahme zweier oder dreier Casus sich der geminierten Formen zu erwehren oder deren Weiterbildung zu stören gesucht hat, was natürlich nur möglich war, wenn sie dafür eine bessere und deutlichere Ersatzbildung bieten konnte. Eine solche fand sie in *cunque*, in welchem *cum* = *quom* temporal im Sinne von ‚wann, jedesmal wann, immer‘ zu verstehen ist; also *quicumque* = wer immer. In *que* aber erkennen wir denselben wiederholten, nur abgeschwächten und unflectierten Pronominalstamm, so dass der alte Nominativ *quiqui* durch die Umbildung zu *quicumqui* zunächst nur verdeutlicht, zugleich aber auch in euphonischer Hinsicht verbessert wurde, indem die Einschiebung der Partikel die Härte der Reduplication milderte. Auch ist in archaischer wie in archaistischer Latinität der Mittelweg eingeschlagen worden, ohne Hülfe des *cum* den zweiten pronominalen Theil für alle Casus zu *que* zu schwächen, so dass *quisque* für

quisquis, quemque für *quemquem* gebraucht wird (Brix Plaut. Men. 717 und Zangemeister, Corp. inscr. lat. IV, 19 VIII. 1027 im Hexameter *quisque sapis.* Minuc. Fel. 13, nicht bei Tertullian und Arnobius, doch sehr oft bei Cypri nach Hartel, ind. S. 449, bei Venant. Fort. nach Leo, l Auson. VII Sap. Pittac. 5 *pareto legi, quisque legem sa xeris,* Cleob. 5 *parcit quisque malis, perdere vult bono.* So ist denn das classische *quisque*, ein jeder, identisch n *quisquis*, nur mit Ellipse des Verbums *est,* wer es imm sei, und beide Arten der Neubildung können nur als (Beweis dafür betrachtet werden, dass man die verdoppelt Formen als eine Last empfand. Am alterthümlichsten in diesem Puncte Lucrez; denn er verbindet *quidquid* ı Superlativen, wofür man sonst nur *quisque* gebraucht, *primum quidquid* = *pr. quodque* 5, 264. 284. 304; *su mum quidquid* 4, 145; *unum quidquid* 5, 1454. Danel sind die Formen *quilibet* etc. seit Plautus im Gebrauch.

Betrachten wir diesen Kampf zwischen *quisquis* u *quicumque* näher, so ist er am lebhaftesten um die Ablat form des Mascul. geführt, und selbst das beinahe stereot gewordene *quoquo modo* heftig angegriffen worden. Ha Cicero in den Reden consequent, d. h. an 15 Stellen, dieser Formel festgehalten, so schrieb er doch im Ora § 69 auch *quocunque modo postulabit causa*, und de fin. 5, *quomodocunque* (cod. Palat. B. *quoquomodocunque*) *dicit* ebenso Lucr. 2, 774, Sallust Jug. 103 und Propert. 1, 8, *quocunque modo*; von dem Philosophen Seneca kann n sogar in Anbetracht der Grösse seines litterarischen Na lasses sagen, dass er den geminierten Ablativ verworf und nur *quocunque modo* oder *quomodocunque* (epist. 36, 98, 14 u. s. w., ebenso Juvenal 14, 117. Florus 2, 11 3, 23) gebraucht hat, während Quintilian als Nachahm Ciceros nach Belieben wechselte. Wie genau Cicero d Grenzen seines Sprachgebrauches abmass, ersehen wir darau

dass er, obschon er *quoquo modo* billigte, doch nur *quacunque ratione* schrieb, Catil. 2, 11. offic. 1, 43 u. s. w. wie ad Q. fr. de pet. cons. 18 *quibuscunque rationibus*.

Blieb also für den Ablativ der Usus schwankend und von dem subjectiven Geschmacke des Einzelnen abhängig, so bot die Bildung mit *cumque* unter allen Umständen die Möglichkeit, die fehlenden Casus von *quisquis* zu ergänzen, z. B. *quorumcumque stilus velox est* Sen. controv. 1. praef. 18; *quoscumque audivi* Cic. Q. fr. 1, 2, 4; Nomin. plur. *quicunque estis* Sen. contr. 1, 2, 21; *quicunque fuerant* Sen. epist. 21, 6; und während Seneca epist. 18, 7. 78, 8 und oft *quidquid aliud* geschrieben hatte, bildete er den Plural mit *quaecunque alia* Epist. 14, 11. Durch das nämliche Mittel wurde auch die Bezeichnung des Geschlechtes unterstützt durch Bildungen wie: *quaecunque quinquennio non peperit* bei Sen. controv. 2, 13. 14. 15. Was die Stellung von *cumque* anbetrifft, so hat es sich zwar in der Regel an das Pronomen unmittelbar angehängt, doch haben wir schon im Vorhergehenden Beispiele eines freieren Gebrauchs gefunden, und speziell die Dichter haben sich nie in eine feste Regel zwängen lassen. Vgl. Ter. Andr. 1, 1, 36 *cum quibus erat cumque una;* Manil. 3, 141 *movent ut mundum sidera cumque*, und noch Apul. mag. 54 *quod conditum cunque*.

Da nun *quisquis* und *quidquid* nie zu Falle gebracht, ja nicht einmal erschüttert werden konnten, so lag es nahe die Doppelformen *quicumque* und *quodcunque* nicht als nutzlose Doppelgänger stehen zu lassen, sondern syntactisch zu differenzieren, zunächst so, dass man die eine Form substantivisch, die andere adjectivisch anwandte. So gebrauchte das archaische Latein *quicunque* lieber ohne Substantiv, z. B. in der lex Papiria tribunicia des J. 213 v. Chr. *Quicumque praetor factus erit*, und darum hat es einen alterthümlichen Anstrich, wenn Cic. de rep. 1, 50 schreibt: *cum esset haben-*

dus rex, *quicumque genere regio natus esset.* Allein d Scheidung ist nicht durchgedrungen und in der Classici eher *quisquis* auf den substantivischen Gebrauch angewies worden, so dass *quisquis color*, *q. honos* bei Virgil u Horaz als dichterische Freiheiten gelten, die der doch so nicht von dichterischem Geiste getragene Naturforsch Plinius in geschmackloser Weise nachgeahmt hat. Vielleic aus Rücksicht auf den Wohllaut hat Cic. epist. 10, 31, umgekehrt gesagt: *quicunque is est*, (mag der Alleinherrsch Cäsar oder Pompejus oder sonst wie heissen) *ei me profite inimicum.*

Dass es mit der Unterscheidung der Neutralforme eher schlimmer stand, kann man an einer einzelnen, o gebrauchten Redensart deutlich nachweisen. Bei Teren Heaut. 3, 1, 75 lesen wir: *quod cuique cunque inciderit i mentem*, und ebenso bei Cic. fin. 4, 43. 47; daneben ab *quidquid in mentem venit*, *incidit* bei Cic. Attic. 9, 9, oder vulgär *quidquid in buccam venit* ad Attic. 1, 9. 1 1, 2. Martial 12, 24, 5. Hieron. epist, 2, 9 extr. Pompei schreibt (Cic. Att. 8. 12ª, 4) *quodcunque militum contrahe poteritis*, und Livius 22, 8, 4 *quodcunque adversi incider* (vgl. Fabri-Heerwagen zur St.), wofür Cicero *quidquid* g sagt hätte. Dichter und nachclassische Prosaiker lasse beide Formen wechseln, so Tibull 4, 4, 7

Et quodcumque malist et quidquid triste timemus.

Prop. eleg. 2, 1, 15

Seu quidquid fecit sivest quodcunque locuta.

Sen. epist. 97, 7 *quidquid prospici potest . . . quodcumq laesurum est.*

Darum darf aber der sorgfältige Stilist die Form doch nicht promiscue gebrauchen, da die guten Classik oft deutlich genug unterschieden haben. z. B. Cic de or 1, 51 *quidquid erit*, *quacunque ex arte*, *quocunque de gene*

Jeder Leser wird *quicumque* adjectivisch verstehen in Cic. Orator 12, *oratorem si modo sim aut etiam quicunque* (= *qualis) sim*, wo der Conjunctiv durch den Accus. c. inf. veranlasst ist, oder Cic. offic. 3, 27 *homini quicumque sit*, mag er hoch oder niedrig gestellt sein, wogegen *quisquis est* bedeutet, möge er der A oder der B sein. Sogar die Dichter suchen trotz der Fesseln des Metrums der Grammatik zu ihrem Rechte zu verhelfen, wie Tibull 4, 2, 17, *metit quidquid ... et quascumque gemmas colligit;* Martial 6, 68, 11 *quidquid id est, subitae quaecunque est causa rapinae.* Darnach sind beispielsweise normal geformt Sätze wie Sen. suas. 1, 1 *cuiuscunque rei magnitudinem natura dederat;* Cic. fin. 4, 76 *cuicunque artificio praesunt;* Cic. Mil. 96 *quemcumque casum fortuna dederit et quaecumque fortuna erit oblata;* Cic. Rab. Post. 21 •*quaecunque mens illa fuit et quoquo consilio* (für Cicero möglich nach Analogie seines *quoquo modo*) *fecit.*

Die Sprachentwicklung ist somit auf halbem Wege stehen geblieben. Hätte sie die alten verdoppelten Formen sämmtlich beibehalten und ihnen die mit *cumque* an die Seite gestellt, so hätte sie ein Mittel gehabt den substantivischen und den adjectivischen Gebrauch genau zu scheiden; da sie aber nur zwei Geminationen sanctionierte und eine dritte nur halb, so konnte auch von keiner consequenten Trennung die Rede sein, weil der Ausweg verfehlt wurde, *quicunque* im Gegensatz zu dem indefiniten *quilibet* nur als Relativum zu gebrauchen. Andrerseits hat sie wohl *quisquis* als Relativum, *quisque* als Indefinitum geschieden, aber auch das nicht ohne Ausnahmen, wie oben gelegentlich bemerkt worden ist.

Wenn nun schon bei *quisquis* von der Vorstellung einer Mehrheit ausgegangen wird, so gilt die Aussage doch nicht von Allen miteinander, sondern nur von jedem Ein-

zelnen, und darum wird das Pronomen kaum κατὰ σύνεσ
mit dem Plural verbunden werden, obschon diess bei de
indefiniten *quisque* häufig genug der Fall ist, z. B. Plau
Capt. 497 *ubi quisque vident*, wozu man die Note von Br
vergleiche. Aber während *quisquis fecit* ursprünglich b
deutete ‚jeder, der es gethan hat', sowohl der A als au
der B u. s. w. in welchem Falle der Indicativ allein z
lässig war, kann es bekanntlich auch heissen ‚wer es au
gethan haben möge', so dass unter Vielen die Auswahl g
lassen, aber nur Einer als der Thäter gedacht wird. Dies
quisquis werden wir nicht mehr plurativ nennen dürfe
wie man es auch nicht durch einen Plural umschreibe
könnte. In diesem zweiten (verallgemeinernden) Sinne sin
die Lokaladverbien *quoquo* und *quaqua* und das co
cessive *quamquam* zu verstehen: es ist immer nur ei
Ort, ein Grad gemeint und nur frei gelassen denselbe
nach Belieben zu bestimmen. Wie nun *cum* in *quicumq*
(irgend einmal, jedesmal, immer) die Personen oder Din
zeitlich auseinanderlegt, so können *quoquo* und andere A
verbia (s. unten) eine örtliche Bestimmung erhalten dur
gentium Plaut. Merc. 5, 2, 17; Solin. 22, 8 (pg. 11
10 M.), durch *terrarum* Ter. Phorm. 551 (indefinit Ta
ann. 14, 1), durch *locorum (ubicunque)* Apul. mag. 4
durch *orbis* Solin. 21 (pg. 111, 13 M. *q. o. velis*, *exca*
Denken wir uns *quoquo loci*, so ist *quicumque* dem Sin
nach = *qui temporis qui* eine durchaus änliche Bildun
nur konnte sich die einsilbige Partikel in die Mitte ei
schieben, wogegen das Substantiv sich hinten anhängt.

Quoquo wird von Plautus mit Verben der Bewegu
und Richtung, wie *mittere*, *spectare* verbunden, Aulul.
3, 1; Curc. 5, 3, 22; Pseud. 858. *quoquo versum* od
vorsum, wie bei Cato de re rust. 15. 22. 46 K. ohne Va
ante überliefert ist, blieb technischer Ausdruck für *in omn
partes*, findet sich daher sehr oft bei Vitruv, aber auch b

Cäsar, bei Cic. Phil. 9, 17 *locum sepulchro pedes triginta quoquo versus adsignet*, bei Apul. met. 2, 2. 4, 6. 8, 27 u. s. w. woraus sich denn erklärt, dass Cicero Lael. 6, 22 sich zu schreiben erlaubte *quoquo te verteris*, de divin. 2, 24 *quoquo se verterint Stoici*, parad. 3, 20 *q. verteris*, Epist. 7, 24 1 *q. me verti*, während er das Adverb mit andern Zeitwörtern nicht verbunden zu haben scheint. Die von Nipperdey in den quaest. Caesar. pg. 71. 72 aufgestellte Unterscheidung, dass nur im Relativsatze *quoquoversus*, in allen andern Fällen die von *quisque* hergeleitete Form *quoqueversus* zu gebrauchen sei, findet in den Handschriften nicht genügende Bestätigung. Während die classische Latinität sich des adverbiellen *quoquo* mit Ausnahme der Verbindung mit *verto* im Ganzen enthielt (Tibull 4, 2, 7 *quidquid agit*, *quoquo vestigia movit* ist Ausnahme), haben die Afrikaner sie wieder aufgenommen, Apul. mag. 63 *quoquo eam*, mag. 14 *velis*; mag. 52 *duxerit*; Tertullian de anima 21, später Solin 12, 13 (87, 19 M.) *q. eant* (Variante *eunt*) *coniuges evagantur.* Sidonius Apollinaris gebrauchte das Wort in uncorrecter Weise auf die Frage Wo? Epist. 4, 2. 7, 11 Bar. *quoquo loci es* und *est.* Der Ersatz ist in *quocumque*, welches schon Lucr. 3, 51. 4, 166. 424 neben *quolibet* (4, 901) bevorzugte, von selbst gegeben, und gerade Cicero, welcher sich für *quoquo modo* entschieden hatte (oben S. 447), musste *quocunque* in die Function des Adverbs einsetzen, z. B. Verrin. 5, 167 *q. venerint*; Mil. 1 *q. inciderunt (oculi)*; orat. 52. Indessen hat auch die ganze silberne Prosa diese geminierten Formen perhorresciert, z. B. Seneca epist. 12, 1 *quocunque me verti*, 12, 4 *q. adverteram*, 19, 4 *fugeris*, 21, 8 *transtuleris*, 9 *ierint*, u. s. w.

Q u a q u a (ergänze *parte* oder *via*) ist plautinisch (Mil. 2, 1, 14 *incedit*, Epid. 5, 2, 9 *tangit*), bereits von Lucret. (1, 507 *quacunque vacat spatium . . . qua porro cunque tenet se corpus*, 1076 *motus q. feruntur*, 1111 etc.) abge-

worfen, dann von Apuleius z. B. metam. 4, 6 und Ammian 14, 6, 17 wieder aufgegriffen, von Classikern durchweg vermieden und nicht einmal in der Verbindung mit *versus* zugelassen. Der gewissenhafte Stilist muss dafür *quacunque* schreiben mit Cic. fin. 5, 5 *q. ingredimur*, de leg. agr. 2, 34 u. s. w. oder *qualibet* nach Plaut. Most. 809 R. u. a.

Quamquam, wörtlich ,wie sehr auch immer', ist, wenn man von *quamlibet* absieht, allein durch keine Concurrenzform bedroht worden; vielmehr ist *quamcunque* auf den Accus. sing. beschränkt, während die Conjunction der Gemination treu blieb. Dafür hat diese Bildung zuerst nach Analogie von *licet* u. ä. bei Dichtern den Coniunctivus hypotheticus zu sich genommen, der in der silbernen Prosa solche Aufnahme gefunden hat, dass er bei Tacitus überwiegt und in der Vulgata sogar allein vorkommt. Das Spätlatein begann überhaupt zu den verallgemeinernden Relativa auch den Coniunctiv zu setzen, der im Französischen nach *quiconque* Regel geworden ist.

Der Gang der Untersuchung führt uns von *quoquo* und *quaqua* auf *ubiubi*, *undeunde*, *utut*, da diese Formen von jenen sich nur dadurch unterscheiden, dass das *c* oder *q* im Anlaute abgefallen ist, während es sich beispielsweise in *sicubi* = *si cubi* = *si alicubi* erhalten hat.

Es verlohnt sich der Mühe, was Neue übergangen und Holze II, 292 nur mit drei Beispielen andeutet, den Gebrauch von *ubiubi* zu verfolgen. Es ist nämlich an sechs Stellen bei Plautus überliefert (Asin. 287. Cas. 3, 6, 5. Curc. 97. Epid. 3, 4, 60. Mil. 1379. Rud. 1210), beruht auf Conjectur Bacch. 1087 *qui quomque* [*ubi*]*ubique sunt*, wo es in ungewöhnlicher Weise Pronom. indefin. statt relativum sein müsste, desgleichen auf Ergänzung Pseud. 580 [*ubi*]*ubi congrediar*, wo das Verbum auffällt, weil sonst das Adverb bei Plautus nur mit *esse*, zweimal ausserdem mit *gentium* verbunden erscheint, wie auch bei Terenz Andr. 684.

Enn. 295. 1042. Vollkommen entspricht dagegen dem Sprachgebrauche die Conjectur bei Attius trag. 425 Rib. *ubiubi est* statt des überlieferten *ubi*, und der Vorschlag von Andr. Spengel bei Publil. Syr. 154 *Exuli ubi*[*ubist*], *nusquam domus est*, den Ribbeck billigt; wogegen Ritschls auf die editt. vett. gegründete Lesart bei Aquilius Com. 6 Rib. *ubiubi monebat* wegen des Verbums Bedenken erregt.

Während nun die classische und sogar die silberne Latinität dem Worte consequent ausweicht, mit Ausnahme von Livius 42, 57, 12 *ubiubi essent conversuros aciem* (denn Cic. Tusc. 1, 70 ist die Conjectur *ubiubi sit* längst aufgegeben), holt es wieder Frontos Schüler, Marcus, hervor, pg. 70 N. *ubiubi es*, ferner der gleichzeitige Pseudosallust in Cicer. 1, 1 *ubiubi M. Tullius leges defendit*, und Tertullian de resurr. carn. 15; auch die Juristen haben es nicht vergessen nach Dirksen manuale 983. Noch spät erscheint es bei Liutprand von Cremona in der Antapod. 3, 21. legat. 44. 58. Die Fähigkeit auch auf die Zeit übertragen zu werden, wie das einfache *ubi*, hat das Compositum nie erlangt: dagegen ist es interessant zu beobachten, wie das Spätlatein seine Abneigung gegen das zweigliedrige Asyndeton darin äussert, dass es die Copula *et* einschiebt. Vgl. Pardessus, diplom. chart. epist. leg. N. 282 (anno 636 p. Chr.) *ubi et ubi, in quascunque regiones;* 518 (a. 721) *ubi et ubi, in quiscunque libet pagis* und nochmals 569 (743).

Die Ersatzbildung ist eine doppelte, in erster Linie und schon sehr frühe *ubicumque*, gern durch *gentium, locorum, terrarum* u. ä. verstärkt; bei Plautus Bacch. 252 noch in Tmesis *ubi fit quomque mentio;* in der Asin. 110 *(ubi eris? ubiquomque lubitum erit animo meo)* und bei Ter. Heaut. 578. Hec. 608, bei Inc. trag. 92 Rib. *(patria est, ubicumque est bene)*, Lucr. 1, 980 schon zusammengewachsen, mehrmals bei Cicero und normal in classischer Latinität namentlich mit esse (Cic. Verrin. 5, 55. Phil. 2, 113. nat. d. 1, 121.

Epist. 2, 5, 1. 5, 17, 4. Attic. 3, 25. Caes. b. Gall. 7, 3. Hor. Epist. 1, 3, 34), bei beiden Seneca, controv. 2, 1, 4. 7, 5, 13. 7, 7, 15. Epist. 62, 1. 71, 21. 77, 4. 89, 21 u. s. w.[1]) Ausserdem sagen Cicero u. A. umschreibend *quocumque in loco*, z. B. Martial 14, 1[a] *quo vis cunque loco;* Sen. tranq. an. 1, 4 und Augustin *ubilibet*.

Seltener ist in archaischer Latinität *undeunde*, sehr unsicher bei Plaut. Pseud. 106 *(undeunde dicam, nescio)*, nicht viel besser bei Catull 67, 27 *(et quaerendus [unde] unde foret)*, verbürgt bei Hor. Sat. 1, 3, 88 *numos u. extricat*, was für uns wichtig ist, weil damit das Fortleben der Form in der Volkssprache constatiert wird. Erst Apuleius (met. 5, 30 *solatium u. spernendum*) und Tertullian greifen das Wort wieder auf, schwerlich aus der Lectüre des Plautus; letzterer an zahlreichen Stellen adv. nat. 2, 12 (Conjectur von Oehler), test. an. 1, adv. Marc. 3, 9 (dreimal), 4, 33. adv. Herm.

---

1) Diese und die folgenden Fragen wird die historische Syntax im Capitel der Localsätze zu behandeln haben. Wenn ich die Absonderung dieser heute nicht anerkannten Satzart verlange, so will ich zur Rechtfertigung nur in Kürze beifügen, dass man die Localsätze nicht unter die Relativ- (Adiectiv, Attributiv) sätze stecken darf; denn die Temporal-, Causal-, Comparativ- u. a. Sätze sind der Form nach auch Relativsätze, werden aber selbstständig behandelt. Da man nun bei den Partikeln eine locale, dann eine temporale, endlich eine modale Bedeutung unterscheidet, so müssen in der Syntax den Temporalsätzen nothwendig die Localsätze vorausgehen, möge darüber viel oder wenig zu sagen sein. Immerhin werden, analog den Sätzen mit *quom tum, eo quod, ut ita* die mit *ubi ibi, unde inde, quo eo, qua ea, quatenus eatenus, quousque eousque* u. a. zu besprechen sein. Dabei dürfte Manches Unbekannte an das Tageslicht kommen, z. B. dass die classische Latinität *eatenus quatenus* vermieden hat (Cicero *eatenus qua* oder *e. quoad)*, und dass zuerst die der Deutlichkeit huldigenden Juristen Gaius (4, 73), Ulpian, Javolenus u. A. und nach ihnen Spätlateiner die monotone Form angenommen haben, ausser Celsus Veget. mil. 4, 41. Gromat. 42, 15 L. Schol. Bob. Cic. pg. 300 Or. August. retract. 1, 11, 3. 1, 19, 2. u. A.

. 22. 27. de anima 51 als Relativum und Indefinitum.
: vermochte aber, wiewohl es auch in der juristischen
tteratur einen schwachen Halt hatte (Dirksen Manuale 1013),
i der allgemeinen Antipathie gegen die Geminationsbild-
ıgen nicht mehr durchzudringen und kann daher bei
donius Apollinaris epist. 4, 2 (9) *(non u. quarumpiam
rsonarum voluntates inquirerem)*, Marc. Empir. u. A. nur
s gelehrte Reminiscenz betrachtet werden. Die Ersatz-
ldung *undecumque* tritt uns auch hier wieder zunächst
Tmesis entgegen bei Lucr. 6, 1015 *unde vacefit cunque
us*, in der guten Prosa als ein Wort; *undelibet* zu-
t bei Cornific. 4, 63 als indefin.

Noch am meisten Glück hatte *utut*, welches den vier-
oigen Schwesterformen gegenüber sehr im Vortheile war;
n einer Verdopplung der ältern Form *uti* ist uns nichts
kannt. Schon bei Plautus ist es zwar am häufigsten mit
verbunden (Bacch. 1201. Merc. 3, 2, 15. Pseud. 298.
O.), ebenso bei Terenz Phorm. 468. 531, synonym bei
Most. 530 *utut res sese haec habet;* allein es tritt auch
den mit *esse* umschriebenen Tempora, Pl. Amph. 1101
ut meritast, Cist. 1, 1, 110 *utut est meritus*, Amph. 397
ut facturu's, Ter. Ad. 630 *rem utut erat gesta*, Ad. 248
ut haec sunt acta, und bei Plautus Merc. 1, 1, 81 ganz
i zu *animum offirmo meum* (?). Cicero hat die Form
cht so verworfen, wie *ubiubi* und *undeunde*, sie aber doch
ır ungern gebraucht, Verrin. II, 1, 4 *utut esset hoc iu-
catum*, ad Attic. 15, 25 *utut est res*; ibid. 15, 26 [*ut*]*ut
it*. Die silberne Latinität hat sich noch viel consequenter
ɪn dem Worte fern gehalten und auch die Spätlateiner
'ertull. adv. Hermog. 41 und wohl auch adv. nat. 1, 10,
ɔ Havercamp das handschriftliche *ut aut* so verbessert hat)
ıd so mässig, dass man es tadeln muss, wenn die Neu-
teiner es so häufig gebrauchen.

Gleichbedeutende Redensarten, die man an die Stelle

setzen konnte, gab es mehrere; einmal *quidquid est*, welch
wenigstens unter bestimmten Umständen in die Lücke tri
namentlich aber das oben erwähnte *quoquo modo*, welch
genau die nämlichen Verbindungen eingeht, nämlich n
est Cic. Q. fr. 1, 2, 14; mit *res se habet* Cic. epist. 4, 12,
ad Q. fr. 2, 2, 1. Attic. 10, 4, 6. 14, 13ᵇ, 3. Verrin. 5, 8
Ligar. 23; mit *meritus sum* Cic. Mil. 93. Tac. Annal. 3, 1
Das Einfachste, durch die Analogie Gegebene war freili
utcumque zum Nachfolger zu machen, was die archaisc
Latinität nur darum nicht gerne that, weil das Wort l
Plautus (Epid. 1, 1, 47. Poen. 3, 5, 9) und bei Horaz
Bedeutung von ‚sobald' *(ut primum)* hat. Bei Cicero
das Wort ganz gewöhnlich, fin. 5, 11 *utcunque res posi
aret*, offic. 1, 135. or. ad Quir. 23, ebenso bei Virg
Tibull, Properz, Ovid, Livius, Seneca u. a. Die Lieblin
formel ist auch hier *utc. est* (Tibull 3, 4, 11. Livius pra
.3. 42, 40, 3. Sen. epist. 15, 8. 24, 6) und *u. res se ha*
Liv. 37, 54, 7. Plin. Epist. 7, 33, 10. Durch Ellipse
Verbums wurde die Relativform in der silbernen Latinit
eine indefinite, z. B. Suet. Tib. 11 *utcunque meritae* (s. obe
quidquid umquam dono dedisset concedere, so wenig sie
auch verdient hatte: in Verbindung mit *tolerare* und Syn
nymen (Liv. Curt. Sen. epist. 83, 21. Quintil.) kann es m
‚wohl oder übel, leidlich' übersetzt werden. Dass aber di
Form doch einmal *uticunque* gelautet habe, scheint aus de
Verkürzung *utique* hervorzugehen, die sich mit *quandoqu*
= *quandocunque* vergleichen lässt.

Ausser *quis* sind auch noch *quantus, qualis, quotu*
einer Verdopplung fähig. *Quantusquantus* (ὅσος ὅσος) ent
gieng schon den lateinischen Grammatikern wie Priscia
(vgl. auch Gramm. lat. 5, 207, 25 K.) nicht, da sie es b
Plautus Poen. 3, 4, 28. Ter. Ad. 394. Phorm. 904 fanden
dass es in der Volkssprache fortlebte, verbürgt die Stell

:. ad Attic. 12, 23, 3 *quantiquanti, bene emitur quod cesse est,* die an den alten Cato erinnert, und die pompei- iische Inschrift (corp. inscr. 4, 3061), sowie der Gebrauch :i Apul. met. 9, 35 *quantulumquantulum* nicht anders zu terpretieren sein wird. Wenn es Markland bei Cic. de domo 18 verlangte, so widerstrebt die Form freilich dem edleren tile, so dass wir mindestens dem grossen Redner eine rsatzbildung zuschieben müssten; findet man es noch im irchenlatein (evang. Luc. 5, 3 *inducere a terra quantum- uantum* nach cod. Cantabr.), so wird man es auch den uristen zutrauen, und bedauern, dass Dirksen Man. 800 e Stelle des Ulpian Dig. 38, 5, 1, 2 *legare quantumquantum llet* übersehen hat. *Quantuscunque* wird von Cicero ıd Livius oft von der Grösse wie von der Menge gebraucht gl. Madvig, Emend. Liv. zu 27, 45, 3); eine Steigerung zu ist *quantuluscunque*, von Cicero ab nicht selten, z. B. artial 11, 14, 2. *quicquid est, quantumcumque est* Pseudo ›ul. Asclep. 16 und ebenso übersetzt die Vulgata Hebr. , 37 μικρὸν ὅσον ὅσον nicht wörtlich, sondern mit *quan- 'umcumque; quantuslibet* seit Ovid und Livius; durchaus lgär *quammagnuscunque* in dem Compend. Vitruv. 303, 4 Rose.

Qualisqualis und *qualiterqualiter* ist nament- h den Juristen geläufig (Dirksen Man. 797) und ἅπαξ ›ημένον bei Tertullian de anima 54 qualiterqualiter vo- nt; Cicero sagt *qualiscunque* ad Att. 13, 41. 14, 14 ıer *qualislibet* (pron. indefin. Nat. deor. 2, 93) und ıch die silberne Latinität nur *qualitercunque.*

Quotquot wird aus *quotiquoti* entstanden sein, wie *t* aus *toti.* Das Alter der Bildung lässt sich aus den Vörterbüchern nicht mit Sicherheit bestimmen, da, man 'eiss nicht ob zufällig, Belege aus der archaischen Latinität :hlen, obschon doch sonst alle Analogie für ein hohes lter spricht. In der alten Gesetzessprache heisst es bei

Cic. leg. 3, 8 *quotcunque senatus creverit populusve iusser[illegible]* *tot sunto,* wo man um so weniger an Modernisierung dur[illegible] Cicero glauben möchte, als ja das archaische *creverit* = d[illegible] *creverit* treu bewahrt ist. Cicero hat selbst auf eigen[illegible] Rechnung und Gefahr de invent. 2, 145 *quotquot erunt* ge[illegible] schrieben, während die Form Epist. 11, 23 auf Cratande[illegible] beruht und jetzt der Lesart *quot* gewichen ist. Bekann[illegible] sind Catulls Verse 42, 12

Adeste hendecasyllabi, quot estis
Omnes undique, quotquot estis omnes.

In der Zusammenrückung *quotquotannis* (Varro lin[illegible] lat. 9, 24) = alljährlich wurde die eine Silbe unterdrüc[illegible] und *quotannis* allgemein recipiert (s. S. 444 Anm.), währe[illegible] *quotquot mensibus, omnibus mensibus, singulis mensib[illegible]* nebeneinander bestehen blieben, Varro 5, 47. Jordan [illegible] Hermes 1881, 232. In Anbetracht dass noch die Vulga[illegible] *quotquot* an einem Dutzend Stellen hat, (Evang. Luc. 11, *8* Var. *quantos*) und noch Richer. hist. 1, 7, kann man doch nicht behaupten, dass die geminierte Form stark angegriffen oder gar verdrängt worden sei, wenn auch *quotcumque* ebenso alt (Catull 64, 280) und ebenso häufig sein mag; *quotlibet* Hyg. astron. 1, 6 ist nur Lesart jüngerer Handschr. statt *quaslibet.*

Hier ist, so viel mir bekannt, die Gemination des Pronom. *qui* stehen geblieben; die Personalpronomina *meme, tete, sese* lassen sich nicht wohl in Parallele bringen, da die Bedeutung eine verschiedene ist. Die bisher erläuterten Bildungen sind sämmtlich alt und auch die von den Juristen geretteten als solche anzusehen; wie Koffmane (Gesch. des Kirchenlateines 138) sagen konnte, das spätere Latein habe eine Reihe von Verdopplungen gebildet, ist mir unverständlich. Mit Ausnahme von *quisquis, quidquid, quamquam, quotquot* haben die Classiker und die Autoren des silbernen

Lateins sämmtlichen Bildungen stärkeren oder schwächeren (diess bei *quoquo*) Widerstand entgegengesetzt, und nicht ohne Erfolg: sie empfanden sie als rohe und meistentheils übelklingende, und sie scheuten sich daher nicht, durch Zulage von 1—2 Silben organischere herzustellen. Wurde schon der Gemination zweisilbiger Worte entgegengearbeitet, so ist die dreisilbiger nur in *qualiterqualiter* erhalten; in allen andern Fällen musste man *cunque* zu Hülfe nehmen, z. B. *quotienscunque* oder *quotieslibet* (Boeth. inst. music. 1, 4), nicht *quotiensquotiens*; *quandocunque* oder *quandolibet* (Neuerung des Lact. opif. dei 4, 7), nicht *quandoquando*. Den nämlichen Grundsätzen sind auch andere Sprachen gefolgt.

Forschen wir weiter nach, ob sich diese Gemination oder Reduplication (denn die Reduplication in der Wortbildung ist doch gewissermassen nur eine unvollständige Gemination) bei andern Redetheilen nachweisen lasse, so dürfen wir sie wohl für das Sumerische im Verbum finden. In dieser Sprache nämlich drückt die Verbalreduplication die fortdauernde (also sich immer erneuernde, wiederholende) Handlung aus, da die Assyrer die betreffenden Formen mit ihrem Präsens wiedergeben. Deutlicher tritt der Begriff der Wiederholung hervor in einer Gerundialbildung des Sanskrit, *utthâya u.* so oft man aufsteht, und noch deutlicher bei dem Afrikaner Luxorius N. 327, 5 anthol. lat. R.

Mox cadit et cadit et rursum cadit, inde resurgit.

So auch im Deutschen: sinkt und sinkt, weint und weint.

Endlich glaube ich sie im Comparativ des Adiectivs gefunden zu haben, wo die Gemination zur Bezeichnung eines successiven Zunehmens oder Abnehmens dient; während nämlich der einfache Comparativ eine Eigenschaft als seiend und bleibend bezeichnet, drückt die Wiederholung des Comparativs die im Werden begriffene Entwicklung aus.

Die Wiederholung in der Zeit wird bei *magis magisque* sehr oft noch besonders durch *in dies*[1]) ausgedrückt von Cicero fil. Epist. 16, 21, 2 (*duplicari*), Sallust Cat. 5, (*agitabatur*), 20, 6 (*accenditur*; nach cod. Vatic.), Jug. 7, (*amplecti*), Fronto p. 187 (*augetur*), Apul. met. 11, 21 (*gliscebat*), Iuc. paneg. in Constant. (814 (*venerari*), Spart. Hel. 6 (*adgravari*), Dictys 1, 19 (*saeviens*), 3, 3 (*aestuare*); durch *in dies et horas* von Catull 38, 3 (*malest*); durch *cotidie* von Cic. Brut. 308 (*probabatur*), Philip. 1, 2, 5 (*minitari*), ad Attic. 14, 18, 4 (*cogito*), entsprechend bei Augustin civ. d. 13, 10 *cotidie fit minus minusque*; durch *semper* von Tibull 1, 7, 64 (*candidior s. candidiorque veni*); durch *subinde* von Pomp. Mel. 2, 79 (*grandis et subinde grandior*); durch *quotannis* Priap. 86 (85) 4 (*beata*). So wenig diese hinzutretenden adverbialen Ausdrücke unumgänglich nothwendig sind, so wenig darf man sie als müssig auffassen; vielmehr bestimmen sie die Wiederholung, welche durch die Gemination nur im Allgemeinen ausgedrückt wird, genauer nach den einzelnen Zeitmomenten. Genügt somit ,es wurde schlimmer und schlimmer', so wird diess doch näher präcisiert durch den Zusatz ,von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr'; nur empfiehlt es sich dann vom Standpunct einer vernünftigen Oekonomie in der Sprache dafür den zweiten Comparativ fallen zu lassen. Auch das Uebrige, was an diesen Verbindungen Interesse erregt, wird sich am leichtesten an der häufigsten Formel *magis magisque* beobachten lassen, die in *plus plusque* (Plaut. Aulul. 3, 6, 11. Cic. Att. 6, 2 *in dies diligebat; più e più*, Blanc Vocabolario dantesco p. 2 fg.) nur sehr schwache Concurrenz hat.

---

1) Diess ist eigentlich ein Pleonasmus, da dem strengeren Stile Ciceros *magis in dies* (p. Mil. 25) vollkommen genügt, ebenso dem reiferen Sallust hist. 3, 61, 28 u. a.

Einmal bietet hier das Griechische eine Analogie in πλέον πλέον bei Aristophanes, μᾶλλον μᾶλλον bei Menander. Dann darf es als sicher gelten, dass das asyndetische, dem Griechischen entsprechende *magis magis*, erhalten bei Catull 38, 3. 64, 275 und Virgil Georg. 4, 311 die älteste Form gewesen sein muss. Das classische Latein gab dem *magis magisque* (welches Lucilius durch ein Wort zu trennen pflegt, Aetna V. 482. 526) den Vorzug, so dass es überflüssig sein dürfte, hiefür Beispiele anzuführen; das älteste ist vielleicht Plaut. Pseud. 1197. *Magis et magis* ist bei Dichtern zu entschuldigen, wie Priap. 86 (85) 4, anthol. Lat. II, 240, bei Cic. Attic. 14, 18, 4 jedenfalls Ausnahme, und daher unsicher, ob Cic. Attic. 16, 3, 1 gerade *magis* [*et magis*] *delectari* zu ergänzen sei. Ungleich gebräuchlicher, in Prosa wie in Poesie, ist *magis ac magis*, allerdings nicht bei Cicero, wohl aber bei Lucr. 3, 546. 6, 126. Hor. Sat. 2, 4, 60 und namentlich in der silbernen Prosa bei Sen. dial. 5, 1, 4. benef. 2, 14, 4. nat. q. 3, 25, 12. epist. 114, 25; bei Sueton Vit. 11. Tit. 3. gramm. 3; bei Tacitus und Plin. epist. 7, 3, 4. 10, 28, 3, wenn auch nicht bei Quintilian. *Magis atque magis* passte den hexametrischen Dichtern wie Catull 68, 48. Virg. Aen. 2, 299. Hor. Sat. 2, 3, 318. Seren. Sammon. 372. 901. 946. anthol. lat. I. 1. pg. 46 R, Vers 36 und 38. Polysyndetisches *magisque magisque* wird wohl um so eher vorkommen, als schon Ennius Annal. 315 mit plusque magisque vorangegangen war.

Asyndetisches *plus plus* und *minus minus* hat weder S. Preuss gefunden (De bimembris dissoluti usu solemni, Edenkoben, 1881), noch ist es mir erinnerlich; die älteste nachweisbare Verbindung war *minus minusque* (Plaut. Aulul. 18. Ter. Heaut. 594), *minus atque minus* wohl Neuerung des Virgil Aen. 12, 616 (August. epist. 3, 2); *minus ac minus* Neuerung der silbernen Prosa nach dem

Vorgange Virgils bei Livius 26, 17, 12. Pomp. Mel. 3, 7 Plin. nat. hist. u. a. *minus et minus* Licenz des H(Carm. 1, 25, 6. Ovid met. 11, 723. Heroid. 2, 129.

Die übrigen Comparative ordnen wir chronologisch na ihrem ersten Vorkommen. Cic. Attic. 13, 21, 6 *Atti levius ac levius* (ergänze *se habet).* Tibull 1, 7, *candidior semper candidiorque veni.* Ovid met. 639 *crescere . . . et maius maiusque videri.* Pon Mel. 2, 79 iam *grandis* et subinde *grandior.* Sen. di 5, 42, 4 und Epist. (nach Otto Rauschning, De latinit L. Annaei Senecae philosophi. Regim. 1876. p. 54) *propiu que ac propius accedere (p. p. que accedere* Stat. si 5, 1, 184; *p. p. que sonoro quadrupedum cornu tellus gen* Sil Ital. 4, 95. *p. p. que agnosci* Mamert. genethl. Max. (10). Apul. met. 8, 2 *carior cariorque factus.* Pseud apul. Asclep. 41 *melius melius* (ohne Copula!) *ominar* entspricht der Stelle des Lactant. 6, 25, 11 *bene bene ominare* und der des Plautus Rud. 337 *melius ominare.* Genethl Mamert. 16, 3 *longius longiusque protendere.* Passi Theodoti c. 35 (a. 303 nach Chr. in den Acta sinc. mar tyrum ed. Ruinart) *amplius et amplius eis offereba de vino.* Schiller im Taucher: ,und hohler und hohler hör man's heulen'.

Vermöge seiner an den griechischen Comparativ erin nernden Endung ist auch *iterum* hier einzureihen. *Iteru iterumque* (Awesta Vendidad 8, 27 vifjeiti vifjeitik nach der Erklärung von Dr. Wilh. Geiger) nicht in clas sischer Prosa, zuerst bei Ovid met. 11, 619. art. am. 2, 12 *(rogare)*; dann bei Pomp. Mela 1, 51. 3, 9. Plin. pa 79, 1. Martial 2, 14, 13. Flor. 1, 23 (2, 7) 15. Vege mulomed. 4, 27: *iterum atque iterum* Hor. Sat. 1, 1 39. Sil. Ital. 7, 393. Plin. pan. 28, 6. Fronto p. 94 Vopisc. Aurel. 45, 15. Vulg. 3 Reg. 22, 16 und 2 Pa 18, 15 mit *adiuro.* Querul. Peip. 45, 23. Victor Vit. pa

b. M. 14: polysyndetisch *iterumque iterumque* mit vocare Virg. Aen. 2, 769 und consol. ad Liv. 219; mit *monere* Aen. 3, 436. Die Classiker sagen dafür *saepius iterumque*, *rursus iterumque* u. ä.

Ueberhaupt können auch andere, formell der Comparativbildung fremde Wörter, welche an sich eine einmalige Wiederholung oder Erneuerung bezeichnen, durch Gemination eine mehrmalige Wiederholung ausdrücken. So sagt Tertullian vom Jenseits, Sterben und Auferstehen setzten sich dort nicht mehr fort, apol. 48: *ideo nec mors iam nec rursus ac rursus resurrectio*, womit der in die Anapher übergehende Vers des Valerius Flaccus Argon. 3, 596 *Rursus Hylan et rursus Hylan reclamat* verglichen werden kann. Und in derselben Schrift Tertullians, Apol. 35 heisst es von dem jedesmal den Thron besteigenden Kaiser: *novi ac novi* (*ac novi* fehlt in DF) *Caesaris scaena congiario dividundo praesidentis*, und adv. Marc. 1, 8 *novo semper ac novo titulo*, wo die Wiederholung wie bei den Comparativen durch das Adverb besonders ausgedrückt ist. Diese Redeweise hat sich bei *alius* und seiner ganzen Familie bei allen Autoren erhalten; *alii atque alii* (Lucr. 1, 813. 2, 243. 377 etc. Cicero) bedeutet also nicht nur ‚der eine und der andere', sondern ‚immer wieder Andere, Neue'. Verdeutlichend können Adverbia dazu treten, wie Sen. epist. 85, 29 *pars subinde* (ein bei Sen. sich auffallend hervordrängendes Wort = *souvent*) *alia atque alia*, oder epist. 32, 2 *aliud eius subinde atque aliud facientes initium*. Nur geht Rauschning p. 54 zu weit, wenn er glaubt, eine Trennung der beiden Pronomina komme sonst nicht vor, da er ja bei seinem eigenen Autor epist. 90, 15 *subinde alia facies atque alia* hätte finden können. Die Verknüpfung durch *que* gehört wohl der silbernen Latinität an (Tibull 4, 1, 17) und ist bei Celsus (s. den Index von Matth. Gesner) stehend, auch für das Adverbium, *aliter aliterque*. Quintilian

hat mit Ausnahme von 10, 5, 9 *aliae aliaque form*
ciceronianische atque beibehalten, so wie auch Ce
3 extr., der Philosoph Seneca und der Naturforscher]
Nur um die Mannigfaltigkeit des Gebrauches klar zu n
erinnern wir an Beispiele wie Sen. epist. 35, 14 *a*
atque aliubi adparere, immer anderswo, immer
an einem neuen Orte auftauchen; de brev. vit. 11, :
atque alio spargi; Plin. nat. hist. 13, 4 *alibi*
alibi; in der histor. miscella 19, 31. 25, 17 *alias*
aliter, coll. 19, 53. Die deutsche Sprache, welche
Gemination der Comparative mit der lateinischen zusa
stimmt, weicht hier entschieden ab.

Semper semperque petere, immer und
wieder, bei Seneca apocol. 15 kann nach dem sati
Character der Schrift nur vulgär gewesen sein =
iterumque, und ist im italienischen *sempre sempre* er
asyndetisches *semper semper* aber, welches Rauschnin
aus Sen. vit. beat. 7, 4 anführt, ist Glossem, von
schon eingeklammert, von Koch-Vahlen getilgt, u
Catull 65, 11 *semper amabo, semper* als Anapher zu
Parallel steht noch das seltene, von Muret gern geb
usque et usque (*allatrare* Martial 5, 60, 1. *fin*
terminare Apul. met. 9, 38).

Es ist schwer hier abzubrechen. Denn dem Sinn
ist auch das bekannte *etiam atque etiam*, welc
mit *reputare*, *videre*, *monere*, *considerare* u. ähnl.
verbunden wird (= nochmals und nochmals) hier
reihen. Von Plautus an (Aulul. 4, 2, 7. Trin. 3,
zieht es sich bis in das Spätlatein, findet sich ver
bei Ennius, Lucrez, Catull, doch nicht bei Cäsar ur
einmal bei Sallust in der Rede des Marius Jug. 8
häufig dagegen in den Reden und Briefen Ciceros, v
elliptisch zu verstehen mit Ergänzung eines Verbu
moneo (ad Attic. 5, 19, 2. 5, 20, 9 u. s. w. und be

oft am Schlusse der Briefe des 16. Buches ad famil.), etwa zehnmal bei Livius, bei Curtius (5, 4, 13), Seneca (benef. 3, 14, 2) und wieder bei Fronto p. 66. 152, Apulejus flor. 4, 19, Gellius 2, 30, 3. Die Formel *etiam etiamque*, welche Bentley zu Hor. Sat. 1, 6, 18 und Haase, Vorles. I. 193 anführen, ist mir so wenig bekannt, als Hand, Tursell. II. 576 ff. und *etiam et etiam* mag Balbus verantworten, der es geschrieben Cic. epist. Att. 8, 15ᵃ, 2. Vgl. auch Ferd. Heerdegen, Unters. z. lat. Semasiologie, III (1881). S. 44.

Es ist unmöglich hier mit Stillschweigen über das verwandte *iam iamque* hinwegzugehen, wenn auch gewisse Gelehrte *etiam* gar nicht von *iam* ableiten, sondern aus ἔτι und dem Suffixe *am* (vgl. *protinam*, *coram*, *palam*) entstehen lassen. Nur hatte Haase nicht so ganz Unrecht, wenn er (Vorles. I. 193) mit Rücksicht auf die Unsicherheit der Ueberlieferung (*iam*, *iamiam*, *iamiamque*) und die verschiedenen mit dem Ausdrucke verbundenen Tempora (Präsens, Perfect, Futurum) die Frage als weiterer Untersuchung bedürftig bezeichnete. Vorerst wird sich herausstellen, dass in archaischer Latinität *iamiam* (spanisch *ya ya*) überwiegt (Plaut. Curc. 218. 707. Mil. 1084 R. Most. 403. Pers. 5, 2, 41. Ter. Ad. 853. Att. trag. 611), *iamiamque* (Pl. Pseud. 219) zurücktritt, gerade wie in *magis magisque* die Copula spätere Zuthat ist. Der Begriff der Wiederholung tritt insofern hervor, als es mit Futurum oder lebhaftem stellvertretendem Präsens verbunden ‚im nächsten Augenblick = jeden Augenblick' bedeutet, so namentlich in Verbindung mit *adesse*, Cic. Att. 7, 20 *illum ruere nuntiant et iamiamque adesse* (er kommt jeden Augenblick = er kann jeden Augenblick kommen). ibid. 14, 22 *ipse iamiamque adero*. Caes. civ. 1, 14 *Caesar adventare iamiamque et adesse eius equites nuntiabantur*. Tac. annal. 14, 7 *iam iamque adfore obtestans*. Eumen. paneg. Constant. 15

iamiamque venturum. Auf die nämliche Anschauung hin: laufen Verbindungen mit *expectare* Cic. epist. 12, 10, *video (bellum)* Cic. Att. 16, 9; *sciemus* ibid. 7, 25; *immin* Sen. dial. 7, 26, 3; *iamiam puto* (ich überzeuge mich je(Augenblick mehr) bei Sallust Jug. 14, 22, wo eine klärende Anmerkung nicht überflüssig wäre, dem Sii nach = *magis magisque,* wie bei Catull 63, 73 *iami dolet quod egi iamiamque paenitet,* und Virgil Aen. 12, 9 *Et iam iamque magis cunctantem etc.* Man wird freil zugeben müssen, dass diese iterative Bedeutung sich a mählig verdunkelte, und selbst bei den besten Prosaike wie Cicero, da wir uns ja Philip. 2, 87 statt *iam iam mini miror* eigentlich zu denken haben *minus* oder *minus mini que* = mehr und mehr, von Tag zu Tag mehr begreife ic Steht dagegen *iamiam* mit einem Tempus der Vergange heit = soeben, bereits, so kann nicht mehr von Wiede holung gesprochen werden, vielmehr ist dann die Gem nation intensiv zu verstehen (unten S. 482) nach Analog von *modo modo.* Vgl. Madvig, emendat. Liv. 2. Aufl. 38 624 Note.

Die Analogie der besprochenen Redensarten bestimm uns nun vielleicht, *identidem* in gleicher Weise mi Priscian als Wiederholung von *idem* zu betrachten, obscho Vaniceck, griech. lat. etymol. Wörterb. I 320. u. A. di Bildung anders erklären. Es lässt sich dafür geltend machei dass wir das Wort oft zu den Verbis monendi gestellt finde gerade wie *etiam atque etiam.* Ueber den Gebrauch, d(mit Plautus anhebt (Trin. 147. Truc. 4, 2, 25) und sic noch bei Richer. hist. 2, 32. 3, 51 findet, kann man sic nach Hand Tursell. III. 174 eine Vorstellung machen; nı glauben wir beifügen zu sollen, dass das Wort ein Liel lingswort des Apuleius und in den Metamorphosen allei zwanzig mal gebraucht.

Selbst der Vers des Ennius Annal. 527

Atque atque accedit muros Romana inventus

adque adque, heran und heran, kann nur in dem Sinne
:s oben angeführten *propius propiusque accedere* inter-
retiert werden, obschon Gellius 10, 29 die Worte nicht
erativ, sondern intensiv verstanden wissen will *(gemina
i fiat, auget intenditque rem)*, immerhin besser als P. Böhmer,
ie latein. Vulgärsprache. Oels 1869. 19, der ‚und dazu
ınd dazu' erklärt.

3. Die intensive Gemination.

Um von der plurativ-iterativen Gemination auf die
ntensive hinüber zu kommen ist dem Grammatiker eine
equeme Brücke gebaut. Da nämlich *pulsare* wiederholt
lopfen und stark klopfen bedeutet, so könnte man den
Jebergang der Verba frequentativa oder iterativa in die
ıtensiva benützen, um eine ähnliche Verwandlung auch
em Nomen zu vindicieren. Bedeutet *tschak tschak* im
'ersischen einen aus vielen Lauten bestehenden Lärm, so
'ird er eben dadurch ein gewaltiger, intensiver; richtiger geht
ıan aber wohl auf die affirmative Gemination zurück und
enkt sich *t. t.* als einen Lärm, der diesen Namen im wahren
inne des Wortes verdient, als einen Lärm κατ' ἐξοχήν, und
lso consequent *bonus bonus* nicht iterativ = in mehreren
eziehungen gut, sondern = gut im eminenten Sinne des
Vortes (vgl. ital. *sette volte buono)*. Fanden wir die rhe-
ırische Gemination ohne Copula bei allen Redetheilen, die
lurative meist beim Nomen, die iterative beim Verbum
nd beim Comparativ, meist mit Copula, so trifft die inten-
ve vorwiegend den Positiv des Adiectivs, beziehungsweise
dverbs.

Denkbar ist eine Potenzierung des Begriffes vermittelst
er Gemination für alle Redetheile, und mehr als eine

Sprache hat in einer gewissen Periode sich dieser Ausdrucksweise bedient; nur leuchtet ein, dass eine Sprache in derselben Zeit der Gemination nicht affirmative, plurativ-iterative und intensive Bedeutung unterlegen kann, weil man sonst im einzelnen Falle nicht wüsste, in welchem Sinne die Worte zu verstehen seien. In einer ausgebildeten Sprache können mithin im besten Falle die verschiedenen Bedeutungen im grossen Ganzen sich an verschiedene Redetheile anlehnen. Im Hebräischen konnte zur Noth çâhâb çâhâb, kesef kesef (Jerem. 52, 19), weil die Stoffnamen einen Plural ausschliessen, bedeuten: massiv von Gold und Silber, aus reinem Gold und Silber (Luther nur golden und silbern), wie im Italienischen *fare a corri corri* = *a tutto corso*, *en plein carrière*, oder bei Dante Inf. 14, 12 *a randa, a randa* am äussersten Rande, gleichsam am Rande des Randes. Darnach könnte *rex rex*, welches man sich in einer andern Sprache als Plural denken kann, und welches im Lateinischen noch emphatisch wirkt (ein König, ja ich bleibe dabei, ein König; ein K. sage ein K.), auch intensiv einen König im eminenten Sinne des Wortes, einen Grosskönig oder Oberkönig bedeuten. Allein so haben die classischen Sprachen sich nicht ausgedrückt, sondern lieber zur Subordination gegriffen mit *rex regum*, *βασιλεὺς βασιλέων*, womit die Perser einen über Könige herrschenden König bezeichneten, sowie auch die Griechen, nicht etwa einen von Königen abstammenden König, was man nach Plato Alcib. I. 121 A *βασιλεῖς εἰσὶν ἐκ βασιλέων μέχρι Διός* und Xenoph. Ages. 1, 2 vermuthen könnte. Vgl. Landgraf in den Acta semin. Erlang. II. 36 ff. Unter den Pronominalbildungen zeigen *αὔταυτος* und die unsicheren Formen *ipsipsus* (Plaut. Cist. 2, 3, 58) und *ipsippe* (mittelhochd. *selpselpo*) einige Aehnlichkeit, insofern ihnen die Superlative *αὐτότατος* und *ipsimus*, *ipsissimus* (Plaut. Trin. 4, 2, 146) zur Seite stehen. Dass dagegen in *sese* eine intensive Kraft liege, wird nie-

mand behaupten, so wenig als der Unterschied im Gebrauche von *sese* und *se* plausibel ist, den Charisius 1, 15, pg. 86 bei Cäsar beobachtet haben wollte; nur so viel scheint klar, dass mit dem Zurücktreten einer Gemination *se, se* (oben S. 443), welches sich aus der Natur des Pronom. reflex. erklärt, Raum für ein *sese* gewonnen wurde.

In weiterem Umfange hat sich bei den Verben die Sprache von einer solchen Anschauung leiten lassen, wenn sie die vollendete Handlung durch die unvollständige Gemination, die Reduplication, bezeichnete. Nicht die Vorzeitigkeit wird durch dieses Mittel ausgedrückt, sondern die zum endgiltigen Abschlusse gelangte und in ihren Wirkungen noch fortdauernde Handlung.

Da aber der Redetheil, der am ehesten eine Steigerung zulässt, ohne Zweifel das Adiectiv, beziehungsweise Adverb ist, so hat hier die Wiederholung am leichtesten zu dem sogenannten Elativus geführt, und das ist es eben, was wir vor Allem unter der intensiven Gemination verstehen.

Gehen wir vom Italienischen aus, so hat dasselbe Redensarten wie *lungo, lungo, molto molto, sempre sempre, spesso spesso, presso presso, piccolo piccolo* (wohl nachgebildet von Göthe in dem Gedichte ,um Mitternacht': klein kleiner Knabe, vgl. provenz. *petit e petit* Diez, Gramm. II^3, 465); also besonders häufig in Wörtern, die einen Quantitätsbegriff oder ein Mass bezeichnen, dann aber auch mit Vorliebe *subito subito, tosto tosto, ratto ratto, pronta pronta* (Belli, N. 14 ed. Olckers), *or ora* eben jetzt, *presto presto, via via* (Fra Jacop. Cessol. 54), weil man beim Befehl oft auf Beschleunigung dringt (umgekehrt *lento lento, piano piano, adagio a.* u. ä.), auch von Farbenbenennungen *bianco bianco* schneeweiss, *rosso rosso* blutroth, um den intensiven Character der Farbe zu bezeichnen; aber nicht minder *bene bene, lieto lieto* (Volkslied von Albano, bei Müller, Egeria S. 5) *ritto ritto* ganz gerade. Grenzen lassen

sich keine ziehen, da beispielsweise der römische Volks dichter Belli in einigen 200 Versen sieben Beispiele hat wie *secco secco, arto arto, sana sana, bbrutto bbrutto*, wo mit doch deutlich genug bezeugt ist, dass die Geminatio mehr in der Volkssprache lebt als in der edleren Schrift sprache. Bei dreisilbigen Adiectiven mit langer Mittelsilb verliert das erste seine Endsilbe *o*, z. B. *vicin vicino*, ebens bei viersilbigen *piccinin piccinino*, ausnahmsweise sogar b *andar bel bello* (vorsichtig). Auch substantivierte Adjecti geminieren, z. B. *un poco poco*, erst einen Augenblick (Don Attavanta p. 30, Ende des XVI. Jahrh.), *bellin bellino* falsche Freund (ibid. p. 62); *mal male* hinfallende Krankheit, Lib vetr. 29; alle diese Beispiele nach gefälliger Mittheilun von Dr. Karl Sittl. Endlich tritt das zweite Wort in de Superlativ, z. B. *fa freddo freddissimo, fa un tem bello bellissimo, pian pianissimo* (neben *piano, piano*) i bolognesischen Dialecte. Täuschen wir uns nicht, so die Gemination häufiger bei Adverbien als bei Eigenschaft wörtern und fast nur auf die Formen auf o beschränkt.

Verfolgen wir diess nun im Lateinischen, so müsse wir, ehe wir an den Aufbau denken können, alten Schu wegräumen. Bis auf Arist. Baragiola hinab (italienisch Grammatik, 1880, S. 69 Note) citiert man eine stattlich Reihe von Beispielen aus Gruters Inscriptiones, die ein wissenschaftliche Prüfung nicht aushalten. Der grosse Sca liger war es, der die Indices zu dem genannten Inschriften werke verfertigte und mit dem 19. Capitel ‚geminatio pro superlativo' Andere täuschte, wie Rönsch und den Vf. (Lat und roman. Compar. S. 4), der sich selbst wieder auf Rönsch bezog. Es wurde also ein *libenter libenter* = *liben tissime* durch den Druck fortgepflanzt (13, 18. 15, 9 e alibi non raro), obschon die Inschriften nur *L. L.* haben was man, sobald man das weiss, natürlich heutzutage durc *libens (lubens) laetus* auflöst. Vgl. Acta semin. Erlang. I

33. 34; des Vf. allitterierende Verbind. S. 63. *L. L. M. M.* 375, 6 in einer Grabschrift ist ein gedankenloser Dual von *L. M. (lubens merito)*, nicht *libentissime*, *merentissime*. 268, 4 *F. F. P. P. F. F.* im Kaisertitel steht zu vereinsamt, als dass man *fortis fortis*, *pii pii*, *felicis felicis* interpretieren dürfte. *B. B.* (65, 6. 172, 7. 318, 9) ist nicht *bene bene*, was im Zusammenhang nicht einmal einen Sinn giebt, auch nicht *bonus bonus*, sondern theils unsicher und corrupt (65, 6 = Corp. inscr. lat. VI. 670 etwa für *B. F.* = *beneficiarius*), theils von Mommsen Corp. inscr. VIII. p. 1104 als *bonis bene* erklärt; 284, 6 *DD. NN. Constantino et Constantio BB. beatissimisque Caess.* ist es einfach Dual von *bonus*. Ausgeschrieben auf dem Steine ist nur 777, 6 [1]) *Dolus malus malus abesto*, aber um so mehr als Dittographie verdächtig, als die Formel *dolus malus* (vgl. Wilmanns, Ex. I. N. 454) so bekannt ist und es nicht in der Absicht des Verfassers liegen konnte, nur den allerschlimmsten Betrug wegzuwünschen. Zur Vertheidigung wüsste ich nur Virgil Ciris 278 anzuführen *nisi te malus, o malus ... casusve deusve tulisset.* Damit zerfällt die ganze inschriftliche Basis in nichts, und zugleich verliert auch Commodian instr. 2, 24, 8 Ludwig

Largiri vis, ut te quasi malum malum depurges

seinen Halt, zumal die Ueberlieferung des cod. Cheltenham. giebt:

Largiri vis inde, ut te quasi malum depurges,

deren Richtigkeit durch die Vergleichung von V. 2 *unde tu largiris* über jeden Zweifel erhoben wird, so weit die

---

1) Es ist mir leider während der Drucklegung nicht mehr möglich, die jetzt in wissenschaftlichen Kreisen antiquierten Citate aus Gruter auf das Berliner Corpus zu reducieren, und die ersten Herausgeber der Inschriften, deren Zuverlässigkeit sehr verschieden ist, anzuführen.

Frage uns berührt, wenn auch statt *malum* besser pas *malo.*

Es gilt jetzt das Verlorene wieder zu ersetzen. D Verbindung ungleicher Grade, um diese vorauszunehme ist im Lateinischen erst durch die Africitas ausgebilde und zwar nur mit Hülfe der Copula. Denn man kann doch wohl kaum als Zufall betrachten, dass Fronto p. 3 *(bone et optime magister)*, Apul. met. 8, 9 *(boni et optin consulis)* und Tertull. paenit. 4 *(bonum et optimum es quod deus praecipit)* fast gleichzeitig diese Verbindung i die Litteratur einführen, welche dann auch in die Vulga gedrungen ist, Tob. 7, 7 *boni et optimi viri filius*, Judi 12, 14 *quod erit bonum et optimum*, evang. Luc. 8, 15 *corde bono et optimo*, und selbst in die hist. misc. 20, 4 22, 30 *bene et optime.* Es war diese Verbindung, wie si aus der griechischen Uebersetzung des alten Testamentes giebt, der entsprechende Ausdruck für καλὸς καὶ ἀγαθ (Luc. ἐν καρδίᾳ καλῇ καὶ ἀγαθῇ); die Afrikaner konnt aber am ehesten auf diese Wendung verfallen, weil sie d Superlative und in erster Linie die irregulär gebildeten a frühesten degradiert und als eigene Adiectiva behande haben, wie Tertull. cult. femin. 6 *male ac pessim* und nach ihm einzelne Spätlateiner, z. B. Veget. mulomed praef. 1 *in multis plurimisque.* Da statt der zuers angeführten Formel auch *utilis et optimus* vorkommt (lat und rom. Compar. 58) und das Deminutiv von *bonus*, *bellu* = *benulus* im Lateinischen wie in den romanischen Sprache eine ganz neue Bedeutung angenommen hat, so kann ma folgerichtig in *bonus opt.* keine Verbindung von Synonyme annehmen, und die ganze Erscheinung konnte daher nu als Durchgangspunct erwähnt werden. Die Combinatio regulärer und synonymer Bildungen datiert in der Litteratu von Arnobius p. 119, 6 R. der *aegre atque aegerrim* verbunden hat, und taucht dann vereinzelt bei Afrikaner

auf, so bei Aurel. Victor Caes. 41, 4 *vetus veterrimumque supplicium*, wo fälschlich *teterrimum* conjiciert wird, bei Cael. Aurel. acut. 3, 176 *crebra atque creberrima.*

Gehen wir zu der Gemination von Positiven über, so ist die häufigste die bereits im Italienischen gefundene von *longe*; an dieser Redensart gilt es den Character und den Gebrauch festzustellen, was freilich aus den vier von Hand, Tursellinus 3, 552 angeführten Beispielen nicht möglich wäre. Das früheste findet sich bei Cicero fin. 2, 21, 68 *plurimum se et longe longeque*[1]) *plurimum tribuere honestati*, wozu die Commentatoren sich nicht veranlasst finden eine Bemerkung zu machen. Der Umstand indessen, dass sich in der ganzen classischen Prosa kein zweites Beispiel mehr findet, ist uns eine Gewähr, dass Cicero die Phrase wohl einmal im Dialoge gebrauchen durfte, dass sie aber nicht auf allgemeine Geltung Anspruch machen konnte. Möglich ist allerdings, dass Livius 1, 32, 2 geschrieben hat *longe longeque* (cod. *longeque*) *antiquissimum ratus*, wie Madvig vermuthet, da gerade das erste Buch des Historikers viele Eigenthümlichkeiten aufweist, und auch der Superlativ, wie er der Cicerostelle entspricht, ein ἅπαξ εἰρημένον bei

1) Selbstverständlich ist der Fall auszuscheiden, wenn in der Formel *longe longeque* das erste und das zweite Adverb sich auf verschiedene Worte beziehen, wie Lucr. 2, 106 *dissiliunt longe longeque recursant;* 3, 69 *effugisse volunt longe longeque recesse;* 6, 690. Juven. 3, 272 *longe repetes longeque revolvas.* Diese chiastische Wortstellung liebt gerade Lucr. 3, 286 *ni calor ac ventus seorsum seorsumque potestas Aeris interemant sensum;* 3, 457 *gigni pariter pariterque videmus crescere;* aber auch anderwärts begegnet sie uns, z. B. Manil. astron. 1, 205 *surgentem pariter pariterque cadentem,* ibid. 241. 824. Juv. sat. 3, 158. Plin. paneg. 84 *suspiciunt invicem, invicem cedunt.* Apul. flor. 2, 14 *provisum satis et satis consultum.* Min. Fel. Octav. 5, 5 *beati satis satisque prudentes;* Cyprian epist. 76, 6. Claud. nupt. Honor. 331 *diligimus pariter pariterque timemus* neben de III. consul. Honor. 147 *pariter foedavimus . . . p. prostravimus.* Coripp. Justin. 3, 170. Paneg. in Pison. 180 *et vitare simul, simul et captare petentem.*

Livius ist statt des sonst gebrauchten *nihil antiquius*. Di Corruptel wäre die nämliche, wie bei Symmachus epist. 9 50, wo statt *prudentissimi longeque* zu schreiben sein wir *longe longeque*. Sicher ist jetzt die Verbindung bei Ho Sat. 1, 6, 18 *a volgo longe longeque remotos*, wo schon de feine Beobachter Bentley, um die Vulgata *longe lateque* z widerlegen, auf die Wiederholung des Adverbs aufmerksa gemacht hat. Ovid, der dem Satiriker folgte, stellte *long longeque* zu einem Comparativ, Metam. 4, 325 *longe cuncti longeque beatior*, nachdem Sallust mit *longe* (statt *mult*) *saevior* vorausgegangen war, und auch das Beispiel au Plin. epist. 5, 6, 32 *longe longeque praecedit* gehört in di nämliche syntactische Rubrik, obschon hier wieder die ge ringere Ueberlieferung *longe lateque* daran erinnert, dass d Redensart den Abschreibern wenig bekannt gewesen se muss. Sonst hat die silberne Prosa und Poesie diesel aus ihrem Wortschatze consequent ausgemerzt, währe ebenso consequent vier Afrikaner der zweiten Hälfte d 2. Jahrhunderts dieselbe wieder, wenn auch schüchtern, z Ehren zu bringen versucht haben. Voran geht, wie natü lich, der Bannerträger Fronto, p. 143 mit der an Pliniu anklingenden Redensart *longe longeque praeferre;* Floru sagt 1, 45, 4 *longe longeque cruentior;* Gellius 13, 29, 3 *longe longeque amplius*, so dass also *longe*, in klassischer Latinität mit Superlativ verbunden, einem Ablativus mensurae gleichbedeutend erachtet wurde. Wenn Scävola in den Digest. 4, 4, 39, abweichend von dem ciceronianischen Gebrauche es mit dem Comparativ verbunden hat (*longe longeque rem meliorem facit;* Variante *longe lateque*), so ist diess eine individuelle Geschmackssache, die auf die Juristensprache im Ganzen ohne Einfluss geblieben ist. Aber missverstanden hat das von Fronto gegebene Signal Apuleius wenn er metam. 11, 3 schrieb *longe longeque confutare* besser immerhin der afrikanische Kirchenvater Arnobius 7

44 *longe longeque aliena,* da wenigstens *alius* der Bedeutung nach den Comparativen sehr nahe kommt.

Von einer nachhaltigen Wirkung dieses von den Afrikanern ausgegangenen Stosses ist mir freilich nichts bekannt; die Litteratur der übrigen Provinzen hat sich mit der Formel nicht befreundet, es müsste denn sein, dass einzelne Stellen durch die Abschreiber verdorben worden wären, was bei der Wiederholung des nämlichen Wortes und bei der Concurrenz einer bekannteren Phrase nur zu leicht möglich war. So steht bei Boeth. schol. Cicer. p. 316, 18 Or. *longe lateque diversus*, 349, 17 *longe diversus*, während laut gef. Mittheilung von H. Dr. Stangl an beiden Stellen mit den besten Handschriften *longe longeque* zu schreiben ist. Der Ausdruck des Gellius 14, 1, 20 *supra longe atque longe* = weit, weit früher in temporaler Bedeutung, lehnt sich zwar an die oben genannten Comparative an, weicht aber in der Partikel *atque* ab, die sich der fleissige Leser des alten Cato angewöhnt hatte und hier am unrechten Orte hervorzog. Dass man in der Umgangssprache asyndetisch *longe longe* sagte, lässt schon das Italienische und die Analogie zahlreicher lateinischer Formeln vermuthen (vgl. des Vf. allitter. Verbind. in den Sitzungsber. der philos.-philol. Cl. 1881. II. 13 ff. und Sigm. Preuss, de bimembris dissoluti apud scriptores Romanos usu sollemni, Edenkoben 1881), zum Ueberflusse aber bestätigt es auch die stark vulgäre versio Palatina des Herm. pastor, similit. 9, 7, 2 *longe longe a turri proice illos* (so der codex; die Herausgb. bloss *longe*).

Ein möglichst nahes Analogon bietet die lateinische Sprache in *procul procul*, welches Arnobius 1, 32 mit *longe* verbunden hat: *discedat haec longe atque a nobis procul procul inquam, ut dicitur, averruncetur amentia.* Auch dieses hat Apuleius syndetisch gebraucht metam. 7, 2 *quo velocius frustratis insecutoribus procul ac procul abderet sese*, während die Dichter die beiden Adverbia durch

eine Interjection trennen, Virg. Aen. 6, 258 *procul, o pr*
este; Ovid metam. 15, 587 *procul, a, procul omina pell*
Juvenal 14, 45 *procul, ah procul inde puellae lenon*
während die Lesart Bentleys bei Hor. epist. 2, 2,
pauperies immunda procul, procul absit nur geringe W
scheinlichkeit hat. Vgl. gloss. Isidor.

In der Verbindung mit einem Comparativ berührt
longe longeque am meisten mit *multo multoque,* wi
überhaupt *multo* in archaischer Latinität zu Comparativ
Superlativ gezogen, in classischer auf den Comparativ
schränkt und in der zweiten Function durch *longe* ers
in der nachclassischen Periode wieder mit *longe* zusamn
geworfen worden ist. Vgl. lat. und roman. Compar. 3
In der Litteratur findet sich diese Formel wohl zuerst
Valer. Max. 4, 1, 2 *multo multoque operosius,* ja nach Drae
hist. Synt. II², 39 nur an dieser Stelle: dann aber wie
holt bei Fronto p. 28 mit *longior,* 102 *amplius,* 214 *m*
obnoxius; in der unächten Epist. Sallustii ad Caes. 1, 1,
welche mit Recht in die Zeit des Fronto gesetzt wird, *m.*
asperius; bei Mamertin, der ausser Cicero auch Fro
studiert zu haben scheint, in der grat. actio 21 *m. m. facili*
bei den Afrikanern Augustin confess. 7, 10 *m. m. clar*
und Macrob. somn. Scip. 1, 20, 9 *saepius.* Affirmativ u
ohne Copula steht die Verbindung bei Cic. de haruspic. re
146 *multo mihi, multo inquam praestat.* Vergleichen lie
sich die Uebersetzung von Evang. Luc. 10, 41 (*μεριμ*
περὶ πολλά) im Gigas librorum (schwedische Monstrebil
plurima plurima, wenn nicht Dittographie anzunehmen

Schon jetzt ergiebt sich als Facit der vorgeführten Re
nungsposten, dass diese Gemination nicht der archaisc
Litteratur, nicht einmal dem Plautus angehörte, sond
dass sie, vereinzelte Vorläufer abgerechnet, erst mit Fro
Boden gewann (ital. *molto molto,* gar sehr). Indem
nun, durch drei häufiger vorkommende Formeln vorlä

orientiert, die übrigen Beispiele zusammenstellen, halten wir die Adiectiva und die Adverbia auseinander.

Die ersteren stellen sich sehr spärlich ein: bei Catull 61, 135 *miser a miser concubine;* 63, 61 *miser a miser anime;* bei Horaz Sat. 2, 7, 92 ‚*liber, liber sum*' im Dialog, ich habe es durchaus in meiner Hand zu leben oder zu sterben.

Der nämliche Horaz schreibt dann in den Epist. 1, 16, 59 *clare clare cum dixit* ‚*Jane pater*', den Conversationston nachbildend; und die Verdoppelung des adverbialen *nimium*, welches in den Hexameter sehr leicht sich fügte, zuerst von Lygdamus (Tib. 3, 6, 21) gebraucht,

Convenit iratus nimium nimiumque severos

(= *severiores* Catull 5, 2), wird von Ovid Heroid. 1, 41 aufgenommen:

o nimium nimiumque oblite tuorum,

in freier Weise nachgeahmt von Stat. Theb. 7, 547

heu nimium mitis nimiumque oblite tuorum,

wogegen die Conjectur Burmanns Ovid. art. am. 1, 127 *nimium nimiumque negarat* keine Gewähr hat, und auch Apul. met. 8, 7 *nimium nimiumque clamare* (Colvius; *nimium nimius* cod.; vielleicht *nimium nimium*) die Lesart nicht feststeht. Ein dem *longe* verwandter Adverbialbegriff liegt auch in *diu*, welches Apuleius verdoppelt met. 5, 20 *salutem diu diuque cogitatam* und 11, 20 *hanc imaginem diu diuque revolvebam;* nur aus der consol. ad Liviam 167 bekannt ist *vix vixque* = *aegerrime*. *Benest*, *benest* lesen wir bei Sidon. Apoll. epist. 9, 8 (9), und *bene bene ominare* bei Lactant. inst. 6, 25, 11 = Pseudo Apul. Asclep. 41 *melius melius ominare*. *Satis (sat)* wird durch ein Wort getrennt, z. B. Prop. 3, 5, 9

Sat mea sat magnast, si tres sint pompa libelli,

ei Plautus meist *satis, iam satis.* Die Gemination de
)vid endlich met. 2, 179:

Ut vero summo despexit ab aethere terras
Infelix Phaethon penitus penitusque iacentes

scheint Haupt als iterative nach Analogie der Comparati
gedeutet zu haben, wenn er übersetzt ‚tief und wiederu
tief = tief und tiefer', was voraussetzt, dass Phaeton meh
mals oder doch längere Zeit nach der Erde geschaut hät
mit der einmaligen Handlung des *ut vero despexit* aber nic
recht stimmt. Darum haben wir die Worte zum Elati
gezogen.[1]) Dem Gedanken nach gehört auch Plaut. Cas. 3
5, 1 *tota tota occidi* hieher, insofern ja das Adiectiv nur
das fehlende Adverb ersetzt. Unsicher ist *totum ac mire*
(mirifice) totum bei Fronto p. 17 N. nach Studemund in
Klussmanns Emend. Fronton. p. 25. Vgl. ital. *tutto tutto*
tututto. Dem *subito subito* der Italiener wissen wir zur Zeit,
da wir *cito cito, or ora,* bei einem lateinischen Autor nach-
zuweisen nicht im Stande sind, nichts Aehnlicheres zur Seite
zu setzen, als das verdoppelte *modo* bei Petron 37. 42. 4(
(= vor ganz kurzer Zeit), welches sich durch den Fundor
als vulgär kennzeichnet, so wie der nämliche Autor d
komischen Elativ bildet cap. 43 *noveram hominem o*
oliorum. Im Sinne von ‚gerade jetzt' finden wir das dopp
modo bei Fulg. Rusp. serm. 31. col. 888ᵃ M.: *Ne*
quaeratis, quando inveniri non potest. Modo modo
quaeratis), dum in forma apparet servi. In den
265, 20 lesen wir *maksû maksū (mox mox)* = rech

Das Gesammtresultat dieser Einzelbeobachtunge
bleibt immerhin, dass der Classicismus das äusserlich
nische Mittel der Gemination geflissentlich vermied

---

1) *Circumcirca* ist wohl = *circa circum*, im Kreis h
ist die Form geminiert mit Wechsel der Endung, wie *veru*

wollte man den nämlichen Begriff zweimal geben, so wählte man lieber Synonyma wie *longe multumque, diu multumque, multum diuque, vix tandem, vix aegre* Acta Cypriani vom J. 258, cp. 4, *vix aegreque* (Capitol. Maxim. 30, 6. Aur. Vict. Caes. 11), *vix et aegerrime* Apul. met. 1, 14. Auch wir sagen ‚ganz und gar' und der Grieche wechselt wenigstens in der Form, wie in *παντάπασι, πάντῃ (καὶ) πάντως* bei Plato, Aristoteles, Polyb 40, 5, 8; eigentliche Geminationen bilden dagegen adverbiell gebrauchte Präpositionen, z. B. ‚durch und durch, für und für', wie iterativ ‚fort und fort, nach und nach.' Ja man darf vielleicht vermuthen, dass statt des classischen *satis superque* oder *satis abunde (que)* ein vulgäres *satis satis (que)*, statt *frustra (ac) nequiquam* (vgl. Hand. Tursellin.), *frustra incassumque* (Mart. Cap. 1, 10. *incassum frustraque* Lucr. 2, 1060) ein *frustra (ac) frustra* üblich gewesen sei. Darnach wären dann die Neulateiner doch von einem richtigen Sprachgefühle geleitet gewesen, wenn sie *sensim sensimque* [1]) schrieben, obschon in der classischen Latinität nur *sensim pedetentimque* (Cic. off. 1, 120. Tusc. 3, 54), *sensim et paulatim* u. ä. nachzuweisen ist.

Noch zwei Fälle dürften zur Aufhellung des Sachverhaltes etwas beitragen. In einem Senatus consultum nach Commodus Tod soll (es wird ja über die Aechtheit dieser Documente gestritten) gestanden haben nach Lamprid. Commod. 18, 14: *Te salvo salvi et securi sumus, vere vere (vere severe* codd.) *modo vere modo digne, modo vere modo libere,* und ebendaselbst § 5 *hostis parricida vere vere.* Diess klingt nicht römisch (vgl. *vero enim vero*), sondern christlich, und erinnert an das *amen amen*, welches der Evangelist Johannes constant, d. h. 25 mal verdoppelt vor

1) Das Beispiel kann auch in die iterative Gemination gezogen werden; s. oben S. 468.

dico vobis (tibi), während diess in den andern Büchern (heiligen Schrift (Numeri 5, 22. I Esdr. 8, 6) nur a nahmsweise, in den analogen Stellen der Evang. Mat Marc. Luc. gar nicht vorkommt.

Für den christlichen Character dieser Verdoppelung spricht auch, dass Augustin in der Uebersetzung von Stel' des alten Testamentes mehrmals *valde valde* (vgl. (Vf. Comparation S. 5) gebraucht. Aber eben diese Redei art kann uns von der Grenze des vierten und fünften Jal hunderts nach Chr. auf die ältern Quellen zurückführe: denn sie entspricht zunächst dem *σφόδρα σφόδρα* der Septu ginta, in letzter Instanz dem verdoppelten hebräischen אד! was eigentlich Kraft, dann sehr bedeutet. Die wörtlicl Uebersetzung des Augustin ist in die Vulgata nicht durcl gedrungen; im Gegentheil entschuldigt sich Augustin Locu de genesi 52 mit den Worten: *Latini ,augeam te nimi valde'*, *Graeci* (d. h. die griechische Uebersetzung von Gene 17, 6) *habent ,valde valde'*. Er fühlte, dass man dem Geist der lateinischen Sprache Gewalt anthue mit der Verdopplung und dass man die Härte mildere durch die Verbindun zweier Synonyme. So hat die Vulgata Genes. 17, 2. Ezecl 16, 13 *vehementer nimis;* Ezech. 9, 9. 37, 10 *nimis vald* 2 Esdra 2, 2 *valde ac nimis* mit Copula; Genes. 17, *vehementissime*; Exod. 1, 7. 1 Sam. 11, 15 bloss *nimi* 1 Reg. 7, 47. 2 chron. 16, 14 *nimius;* Genes. 17, 2 Num. 14, 7 *valde;* Genes. 27, 33. 2 Reg. 10, 4 *vehement* Die Verdoppelung ist mithin Hebraismus; man kann vie leicht auch sagen Semitismus, wenn man bei Duval, trai de grammaire syriaque, Paris 1881. pg. 349, liest, d Adverb werde durch Verdopplung verstärkt, z. B. *male ma* = *pessime*, *bene bene* = *optime*. Nach Macrob. Saturn. 23, 17 nannten die Assyrier einen Gott *Adad*, was Ma mit *unus unus* übersetzt. Im Arabischen, freilich vorwiege im Romanstil und schwerlich im Koran bedeutet *kabir kal*

sowohl grösser als auch sehr gross, ohne Unterscheidung von Adiectiv und Adverbium. — Auch Erman sagt in der neuägyptischen Grammatik § 64: Gesteigert wird der Adiectivbegriff durch nachgesetzte Adverbia oder durch Doppelung.

Geringeren Antheil haben an dieser Bildung im Ganzen die ältern indogermanischen Sprachen, und in keiner ist die Gemination normal geworden zur Bezeichnung des Elativus. Indessen hat doch das Sanskrit manche Adverbia, beziehungsweise adverbiell gebrauchte Substantiva verdoppelt, so: *gamaṃ gamaṃ* (Gang Gang) = fortwährend, *svairaṃ sv.* langsam langsam, sinnverwandt *çanaih can.*, und *mandammandam* im Pantschatantra, bei Benfey, chrestomath. 1853. S. 97; *sukhasukhena*, adverbieller Instrumentalis von *sukhasukha*, ganz gern: *uparjupari* = hoch über, zu Anfang des Nalas. Nicht selten im Neuhochdeutschen, z. B. tief tief, des Knaben Wunderhorn, 1, 283 Hempel.

Damit ist der Stammbaum in eine anständige Höhe hinaufgeführt, und es hat sich, wie zu erwarten war, gezeigt, dass die intensive Gemination nicht Specialeigenthum irgend einer Völkerfamilie ist und dass man überall auf dieses einfache Mittel verfallen konnte; nur in der Häufigkeit des Gebrauches sind gewaltige Unterschiede zu constatieren, und wenn innerhalb des Lateinischen das afrikanische Latein den Löwenantheil in Anspruch nimmt, so liegt es doch sehr nahe einen Einfluss des Punischen anzunehmen. Für einen Zusammenhang der Africitas dagegen mit dem Italienischen ist noch nichts nachgewiesen; war er vorhanden, so ist der Nachweis darum schwierig, weil die Gemination sich mehr in der lebendigen Volkssprache als in der Litteratur festsetzte. Von Augustin bis in das 19. Jahrhundert ist eine weite Strecke: aber die kleinere Hälfte ist bereits zurückgelegt, wenn wir versichern können, dass die Gemination schon bei Dante floriert. Die Beispiele aus der

Divina commedia giebt Blanc, Vocabolario dantesco, S
denen ich nach gefälliger Mittheilung von H. Prof. S
hinzufüge: Inf. 17, 115 *lenta lenta*, 17, 101 *indu*
21, 89 *quatto q.* 21, 115 *posa p.*, 22, 75 *intorno i*
70 *passo passo.*

4. Die Triplication.

Es muss schliesslich noch die Frage aufgeworfen w
wie sich die affirmativ-intensive Gemination zu de
sprechenden,[1]) doch nicht so seltenen Triplication ve
die gerade auch am liebsten bei Vocativen und Imper
Adiectiven, Adverbien und Interjectionen Anwendung
Im Trinumus des Plautus V. 1094 ruft Charmides
seinen Schatz durch die Treulosigkeit seines Freunde
loren glaubt, in Verzweiflung dreimal *o Callicles*, u
Pseudolus 237 begrüsst der Träger der Titelrolle den
zu seinem Geburtstage, da er ihn nicht gleich hört,
mal mit den Worten: *Hodie nate, heus, hodie nat*
ego dico Heus hodie nate. Cicero beginnt einen Br
Quintus (1, 3), als ihm Mangel an Liebe vorgeworfen
mit einem dreifachen *mi frater*, und der Ruf *Ta*
welcher ertönte, wann die Braut über die Schwelle ge
wurde, und schon von den Alten richtiger als Vocati
als Dativ erklärt wird, folgt sich dreimal bei Virg.
4, 9. 5, 16. Das Nämliche beobachten wir bei den Ir
tiven; im Curculio des Plautus 276 wird *exi*, im Tri
i modo, in Gruters inscr. 2389 *vale* dreimal hinterei
wiederholt, während anderwärts der dritte Imperati
dem zweiten durch wenige Worte getrennt ist, wie

1) Nur ausnahmsweise findet sich iterative Triplication Pria
usque et usque et usque. Vgl. Arnobius iunior de deo trin
Serapion dixit. Ergo et alius et alius et alius est. Arnobiu
Alius et alius est et tamen unus deus est.

Aiax 396 ἔλεσθ', ἔλεσθέ μ' οἰκήτορα, ἔλεσθέ μ', oder Sidon. Apoll. carm. 9, 4 *dic, dic quod peto, Magne, dic.* Die Imperative *age age age* bei Plaut. Pers. 5, 1, 14. Epid. 5, 1, 15 leiten uns von selbst hinüber zu den Interjectionen und Adverbien: Soph. Ai. 867 πᾷ πᾷ πᾷ γὰρ οὐκ ἔβαν ἐγώ; τρίς αἰάζειν 425; *vae vae vae* in der Apocalypse 8, 13; *hic hic hic* in der hist. miscella 13, 22. Vierfach aber mit veränderter Form ist der Jubelruf der Bacchantinnen *euhan euhoe euhoe euhium* bei Ennius trag. 109 R: Soph. Aiax 370 αἰαῖ, αἰαῖ.

Unter den wiederholten Eigenschaftswörtern steht obenan das hebräische Heilig, heilig, heilig bei Jesaia 6, 3. Apocal. 4, 8, welches uns durch die Missa solemnis oder durch Schillers Gang nach dem Eisenhammer in Erinnerung gebracht wird:

> Und als des Sanctus Worte kamen,
> Da schellt er dreimal bei dem Namen.

Die Griechen haben ihr τρίςμακαρ, ihr τριςόλβιος, welches doch nichts anderes ist, als ein addiertes ὄλβιος, ὄλβιος, ὄλβιος; die römischen Dichter ihr *ter felix* und *ter beatus* (Ovid Met. 7, 51) analog ihrem *trifur* Erzdieb (Plaut. Aul. 625), *triportentum*, Meerwunder (Pacuv. 381) und eingedenk des homerischen τρίχθα καὶ τετράχθα und des callimacheischen τετράπαλαι (Aristophanes δεκάπαλαι) die Griechen überboten durch ihr *terque quaterque beati* Virg. Aen. 1, 94. Sidon. Apollin. Epist. 1, 6 B.; *ter quater in casta felix* bei Properz 4, 11 (3, 12) 15; *quater beatus* Tibull 1, 10, 63; *ter felices et amplius* Hor. Od. 1, 13, 17. Noch überschwänglicher Ovid. Trist. 3, 12, 25

O quater et quotiens non est numerare beatum,

wörtlich copiert von Rutil. Namat. 1, 5; und art. am. 2, 447

O quater et quotiens numero comprendere non est Felicem.

Dass diese feierliche Ausdrucksweise ihre Heimat in der Sacralsprache gehabt habe, wird schon dadurch wahrscheinlich, dass den Griechen ein *τρισάγιος* (Schiller Don Carlos 2, 2 der dreimal heilige Gott) nicht fehlt, und eine Abhandlung über die symbolische Bedeutung der Zahlen müsste das noch viel heller ins Licht setzen. ***Numero deus*** *impare gaudet* sagt Virg. Ciris 371 und der Refrain des Arvalliedes *triumpe* (wohl ein Vocativ) wird gar fünfmal wiederholt. Die dreimalige Anrede wird durch den Rhythmus feierlich, indem durch eine folgende Pause (♩ ♩ | ♩ 𝄽) die Dreizahl als etwas Geschlossenes heraustritt. Wie oft bei Horaz Od. 4, 2, 49 *io triumphe* wiederholt zu denken sei, lässt sich mathematisch nicht bestimmen, da der Dichter nur sagt *non semel dicemus.* Vgl. Ovid Trist. 4, 2, 51. Der gehobensten Stimmung entspricht die Triplication, wie in der Messe das berühmte *mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa,* und in Schillers Wilhelm Tell:

Seid einig, einig, einig.

während unsere fade Prosa glaubt nachhelfen zu müssen mit einem: Er lebe hoch, und noch einmal hoch, und zum drittenmal hoch.

Ein Zusammenhang dieser Form mit der Gemination wird uns um so näher gelegt, als einige der genannten Ausdrücke auch in einfacher Wiederholung erscheinen. Dem dreimaligen *Talassio* entspricht in der griechisch-römischen Hochzeitspoesie *o Hymen Hymenae, o Hymen Hymenaee* bei Catull 61, 4 ff. und etwas variiert 62, 5. Ausdrücklich doppelte Anrufung bezeugen Ovid Art am. 2, 1

Dicite ‚io Paean' et ‚io' bis dicite ‚Paean'.

Metam. 5, 625 *Et bis ‚io Arethusa, io Arethusa' vocavit.*

Age age und *vale vale* sind oben (S. 435) angeführt

und *vae vae* findet sich nicht nur bei Ezechiel 16, 23, sondern auch in der Apocalypse 18, 10. 16.

Aber die Gemination als eine Abschwächung der Triplication aufzufassen wäre doch ein *ὕστερον πρότερον*, welches voraussetzte, dass man von 1 auf 3 gesprungen, nachher auf 2 herabgesunken wäre. Drehen wir daher lieber die Sache um und denken wir uns, der gehobene Ton habe anfänglich zur Gemination geführt und die Sprache des Priesters habe diese zur Triplication gesteigert. Schon bei Homer Od. 9, 65 sagt Odysseus, er sei nicht eher von dem Kikonenlande abgefahren, bevor den Gefallenen die Ehre des dreimaligen Todtenrufes zu Theil geworden sei;

πρίν τινα τῶν δειλῶν ἑτάρων τρὶς ἕκαστον ἀῦσαι.

Dann lässt uns die sacrale Triplication ahnen, dass die Gemination, wenn sie auch im Griechischen in beschränktem Umfange erhalten ist, kein flüchtiger Durchgangspunct, sondern eine Entwicklungsstufe war, die feste Wurzeln musste gefasst haben, bevor sie selbst auf die dritte Potenz erhoben werden konnte.

Wir sind weit entfernt zu glauben das letzte Wort in dieser Frage gesprochen zu haben; vielmehr musste, ehe dieselbe spruchreif werden kann, Material, welches nicht auf der Oberfläche der litterarischen Studien liegt, gesammelt, anderes, welches in dieses Gebiet zu gehören schien, bei näherer Betrachtung jedoch sich als unbrauchbar erwies, ausgeschieden werden; vor Allem aber galt es die verschiedenen Arten der Redefigur festzustellen und abzugrenzen, da ihr so verschiedene Anschauungen zu Grunde liegen und deren Gebrauch in den einzelnen Sprachen und Sprachperioden so stark auseinandergeht Vgl. Fr. Müller, Sitzungsber. d. Wien. Akad. 1860. hist. phil. Cl. 35, 56. Wenn

man von der affirmativ-rhetorischen Gemination absiel welche wesentlich als ein Product der Kunst zu betracht ist, sind von der plurativen die meisten Spuren im Su stantiv und Pronomen, namentlich bei den einen Tempor begriff involvierenden Hauptwörtern (vgl. darüber den b rühmten indischen Grammatiker Pâṇini 8, 1, 4, und Ros Anmerk. zu Rigveda 1, 3, der ausser *dive dive* noch a führt *ahar ahar* täglich, *māsa māsa* monatlich, und *v vise* jedem Menschen, welches sich mit *quisquis* berühr von der iterativen im Comparativ, von der intensiven i Positiv erhalten.

In Betreff der letzteren glauben wir zunächst negati behaupten zu dürfen, dass sie nicht als griechisch gelte kann; die Griechen hatten ein zu feines Gefühl, um ein so äusserliche, nach ihrem Geschmacke offenbar rohe Aus drucksweise zu dulden, und selbst von dem Neugriechische wird es noch gelten, dass auf die Wiederholung eines Pos tivs nur etwa ein Kind verfallen kann. Auffallend selte sind Beispiele aus der altrömischen Volkssprache (Plautu Horaz); aber ein Bedenken gegen den Zusammenhang d alten Vulgärlateins und des Italienischen wird beseitigt od abgeschwächt sein, nachdem wir festgestellt haben, dass d Einschaltung der Copula ein Product der fortschreitende Cultur ist und wenig oder nichts an der Sache änder wornach wir denn von dieser Seite berechtigt sind, das la teinische *longe longeque* mit dem italienischen *lungo lun* identisch zu setzen. Unklar ist auch noch, worüber d Herrn Romanisten sich schlüssig machen mögen, ob d italienische Elativgemination am Po und in den Abbruzz ebenso häufig und heimisch sei als in Rom und in d Toscana, und ob im Adiectiv ebenso eingebürgert wie i Adverb. Es hält freilich schwer zu glauben, dass das L teinische die Wiederholung der einer Gradation fähig Worte auch nur in annähernd ähnlichem Umfange gekan

habe wie das Italienische; denn einmal müsste uns, auch wenn die Ausdrucksweise dem höheren Stile fehlte, die Brieflitteratur, der Roman, die Satire, die Komödie, das Kirchenlatein mehr Beispiele davon erhalten haben, und dann hätte man auch das Recht zahlreichere Ueberreste im Spanischen und Französischen zu erwarten. Ausserdem ist, wo die Gemination im Lateinischen angewendet wird, eine stärkere Emphase als in den modernen Litteraturen unmöglich zu verkennen, woraus dann folgt, dass sie auch seltener sein muss. Immerhin ist die Ausbildung einzelner Formeln wie *longe longeque*, *multo multoque*, *nimium nimiumque*, *procul ac procul* soweit von Belang, dass damit möglicher Weise etwas gegeben war, woran die spätere Sprachentwicklung erweiternd anknüpfen konnte.

Die Grammatik hat hier noch Manches aufzuhellen: denn der Ansicht, dass in dieser Disciplin nicht mehr viel zu thun sei, sind wir, da wir uns auf den historischen Standpunct stellen, so wenig, dass wir umgekehrt glauben dem Anfang näher zu stehen als dem Ende; womit natürlich nicht gesagt sein soll, dass, wenn man die Aufgabe nach den heutigen Erfahrungen anpackt, ebenso viele Jahrhunderte für die Vollendung nöthig seien als bisher verbraucht worden sind.

Anmerk. Bei der Transscription orientalischer Wörter haben oft die Buchstaben mit untergesetztem Puncte u. ä. gefehlt, wesshalb einige Ungenauigkeiten entschuldigt werden mögen.

Verzeichniss der eingelaufenen Büchergeschenke.

Vom k. statistisch-topographischen Bureau in Stuttgart:

Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Jahrg. 1881. Bd. I. 1. 2. Bd. II. 1. 2. 1881. gr. 8°.

Von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues Lausitzisches Magazin. Bd. 57. 1882. 8°.

Von der Académie Royale des sciences in Brüssel:

a) Annuaire 1882. 48. année. 1882. 8°.
b) Bulletin. 3. Sér. tom. 3. 1882. 8°.

Vom Germanischen National-Museum in Nürnberg:

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Jahrg. 1881. 1881. 4°.

Von der Université catholique in Löwen:

a) Annuaire 1881. 45. année 1881. 8°.
b) Revue catholique. Tom. 51. 52. année 1881. 8°.

Vom R. Istituto Lombardo di scienze in Mailand:

a) Memorie. Classe di lettere. Vol. XIV fasc. 2. 1881. 4°.
b) Rendiconti. Serie II Vol. 13. 1880. 8°.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Amsterdam:

Fdeeling Letterkunde. II. Reeks. X. Deel. 1881. 8°.
a) Jaarboek voor 1880. 1880. 8°.
b) Tria carmina latina. 1881. 8°.

Von der Société Royale des sciences in Lüttich:

[émoires. II. Série. Tom. 9. Bruxelles 1882. 8°.

Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

ibliotheca Indica Nr. 467. 468. 472. 1882. 8° und 4°.

Vom Harz-Verein für Geschichte in Wernigerode:

›itschrift. 14. Jahrgang 1881. 1882. 8°.

›n der Société Royale des Antiquaires du Nord in Copenhagen:

a) Mémoires. Nouv. Série 1880. 1881. 8°.
b) Aarböger for Nordisk Oldkyndighed og Historie. 1881. 1881. 8°.

Vom historischen Verein der Pfalz in Speier:

littheilungen. X. 1882. 8°.

Von der Reale Accademia dei Lincei in Rom:

tti. Serie II. Vol. 5—7. Serie III. Memorie della classe di scienze morali. Vol. 6. 1880—81. 4°.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Krakau:

) Pamietnik. Tom. 6. 1881. 4°.
) Rozprawy histor. Tom. 14. 1881. 8°.
) Scriptores rerum Polonicarum. Tom. 6 und 7. 1881. 4°.
) Kolberg Lud. Tom. 14. 1881. 8°.

Vom Musée Guimet in Lyon:

a) Annales. Tom. 2. 3. Paris 1881. 4°.
b) Revue de l'histoire des religions. Tom. IV. Paris 1881.

Von der Société d'Emulation du Doubs in Besançon:

Mémoires. V. Série Vol. 5. 1880. 1881. 8°.

Von der Société d'Emulation in Abbeville:

Bulletin des Procès-verbaux. Années 1877—1880. 1881.

Von der historisch-statistischen Sektion der k. k. mährisc- schlesischen Ackerbaugesellschaft in Brünn:

Schriften. Band 25. 1881. 8°.

Von der R. Deputazione degli studi di storia patria in Flo-

Statuti della Università e Studio Fiorentino dell' anno 1
Firenze 1881. 4°.

Von der Haagsch Genootschap tot verdediging van den chr- lyken Godsdienst im Haag:

Werken. 5. Reeks. Deel 15. Leiden 1882. 8°.

Von der Genootschap van Kunsten en Wetenschappen in Bata-

a) Verhandelingen. Deel. 42. 1881. 4°.
b) Tydschrift. Deel. 27. 1881. 8°.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in St. Petersbur-

Bulletin. Tom. 28. 1882. 4°.

Vom Verein für Geschichte der Stadt Meissen in Meissen:

Mittheilungen. 1. Heft. 1882. 8°.

Vom historischen Verein in Neuburg a/D.:

Collectaneen-Blatt. 45. Jahrg. 1881. 8°.

Von der gelehrten estnischen Gesellschaft in Dorpat:

Sitzungsberichte 1881. 1882. 8°.

Von der North China Branch of the Royal Asiatic Society in Shanghai:

Journal. New Ser. Vol. XVI. 1881. 8°.

Von der Royal Asiatic Society in Calcutta:

a) Bibliotheca Indica. New Series Nr. 474. 1882. 8°.
b) Proceedings. 1882. 8°.

Von der American Oriental Society in New Haven:

Journal. XI. Vol. 1882. 8°.

Vom historischen Verein in Ansbach:

41. Jahresbericht. 1881. 4°.

Vom k. böhmischen Museum in Prag:

Casopis Musea království českého. 1880—82. 8°.

Von der historischen und antiquarischen Gesellschaft in Basel:

Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Neue Folge. Bd. 1. 1882. 8°.

Vom historischen Verein in Bayreuth:

Archiv für Geschichte von Oberfranken. Bd. XV. 1881. 8°.

Von der k. preussischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

a) Commentaria in Aristotelem graeca. Vol. IX et XI. 1882. 8°.
b) Inscriptiones graecae antiquissimae edidit Hermannus Roehl. 1882 fol.

Von Herrn C. Schoebel in Paris:

Mémoire sur les origines de l'écriture alphabétique. Pa
1882. 8°.

Von Herrn Carl Stampfel Verleger in Pressburg:

Dr. Heinze's Anklageschrift „Hungarica" im Lichte der Wal
heit. 1882. 8°.

Namen-Register.

Sach-Register.

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen und historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1882.

Zweiter Band.

München.
Akademische Buchdruckerei von F. Straub.
1882.

In Commission bei G. Franz.



Inhalts - Uebersicht.

Die mit * bezeichneten Vorträge sind ohne Auszug.

Oeffentliche Sitzung zur Vorfeier des Geburts- und Namensfestes Seiner Majestät des Königs Ludwig II. am 29. Juli 1882.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 6. Mai 1882.

Sitzung vom 3. Juni 1882.

Sitzung vom 1. Juli 1882.

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen und historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

1882. Bd. II. Heft III.

München.
Akademische Buchdruckerei von F. Straub.
1882.

In Commission bei G. Franz.



Sitzungsberichte

der

ꝛnigl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 6. Mai 1882.

Herr v. Halm hielt einen Vortrag:

„Ueber die Aechtheit der dem Justus Lipsius zugeschriebenen Reden". Eine litterarhistorische Untersuchung.

Ein Jahr nach dem Tode des Lipsius, der am 24. April erfolgt ist, erschien zu Darmstadt ohne Vorwort und ıung des Herausgebers eine Sammlung seiner Reden: Lipsii orationes VIII Jenae potissimum habitae, e tene- ꞉rutae. Liest man diese Reden nacheinander, so ergiebt leicht, dass die vier letzten den vier ersten an Wert ıtend nachstehen. In der siebenten Rede 'Utrum duae adversariae orationes, quae nuper in his scholis Ciceronis ılustii esse adsertae sunt, re vera sint Salustii an [1]) onis' antwortet Lipsius auf eine Deklamation des Lud. o, der als anwesend bezeichnet wird. Dieser war ein ıengenosse desselben auf der Universität zu Löwen, wie ihm selbst in dem bekannten Briefe an Jo. Woverius t. Cent. III. misc. n. 87), der dessen Autobiographie um Jahre 1600 enthält, berichtet wird. Der gleichen

1) *an* wahrscheinlich Druckfehler für *ac*.

Zeit gehören nach Inhalt und Form die fünfte und sech
Rede an; sie fallen in das 18. Lebensjahr des Lipsius,
a. a. O. sagt: Annum agebam tum fere decimum octavu
et publice iam specimen aliquod mei dederam declama
in scholis aut disserendo. Die achte Rede, die zu Ehre
des Victor Giselinus bei seiner Doktorpromotion gehalte
ist, fällt einige Jahre später (1571). Sie erwähnt Lipsiu
ausdrücklich in dem Briefe an Woverius, wo es heisst: Ib
(zu Dôle in der Franche-Comté) acerrima febris me pae
nissime (sic!) sustulit: quam contraxeram oratiuncula i
honore et titulo Giselini mei dicta a meridie et convivi
mox insecuto.[1]) Die bisher erwähnten Deklamatione
konnten füglich ungedruckt bleiben. Wir müssen abe
doch dem unbekannten Herausgeber für ihre Veröffentlichun
dankbar sein, weil wir durch ihre unzweifelhafte Aechthei
zu der Annahme berechtigt sind, dass auch für die vier erste
zu Jena gehaltenen Reden dem Herausgeber gute Quellen z
Gebote gestanden sind. Diese zeichnen sich alle durch gros
rhetorische Vorzüge aus, so dass es schwer erscheint zu b
stimmen, welche etwa als die beste zu erklären wäre. D
Gewandtheit in der ganzen Darstellung und die Fülle d
Sprache ist so bedeutend, dass man gleich gute aus de
selben Zeit nicht nachweisen kann. Als Vorbild diente
die besten Reden Ciceros, aus denen viele Stellen benützt
aber mit sehr grossem Geschick verwertet sind; die Sprache
ist äusserst lebendig, der lateinische Ausdruck im Ganzen
korrekt und trotz einiger Schwächen weit besser als in den
meisten lateinischen Schriften der damaligen Zeit. Was die
politische und religiöse Gesinnung betrifft, so zeigt sich der
Verfasser als einen entschiedenen Feind des Pabsttums und
warmen Verehrer aller religiösen und politischen Freiheit.

1) Die Rede ist als ein Ineditum Lipsii auch gedruckt in Lipsii
epistolarum, quae in Centuriis non extant, decades XVIII ed. Jo. Is.
Pontanus (Hardervici 1621. 8°) p. 346 sqq.

Die zweite und dritte Rede sind in der Darmstädter Ausgabe zum ersten Male gedruckt. Die zweite, mit welcher Lipsius seine Vorlesungen in Jena eröffnete, enthält eine Einleitung zu einem erklärenden Collegium über Tacitus; in ihr ist die Tyrannei des Herzogs Alba, der in Vergleich mit Tiberius gestellt wird, mit den lebhaftesten Farben gebrandmarkt. Die dritte, de ratione interpretandi Ciceronis, als Einleitung zur Erklärung der Briefe an Atticus erscheint als ein rhetorisches Meisterstück in ihrer Art; auch sie enthält, so ferne auch der Gegenstand an sich lag, eine begeisterte Apostrophe an Luther und Melanchthon „duo illa Germaniae vel Europae potius lumina" und an den grossen Erasmus. Zur Beglaubigung dieser beiden Reden dient ein Brief des Lipsius an Joachim Camerarius vom 18. Nov. 1572 aus Jena, den Th. Sagittarius in seiner polemischen Schrift Lipsius Proteus (Frankfurt 1614) S. 21 f. mitteilt (s. auch Lipsii epist. praetermissarum decades VI p. 111); in diesem spricht Lipsius von seinen scholia in Tacitum ad veteres libros emendatum, die er bereits ausgefeilt habe,[1]) und erzählt noch, dass er publice die Briefe an Atticus eben erkläre. Aus den Akten der Jenaer Universität gibt Sagittarius a. a. O. S. 26 an, dass Lipsius die Erklärung der Briefe am 25. Nov. 1572 begonnen und das erste Buch am 20. Juni 1573 beendet habe. Es dürfte daher schwer sein, die Aechtheit dieser trefflich durchgeführten Reden in Zweifel zu ziehen.

Bereits gedruckt war die erste Rede de obitu principis Johannis Guilielmi ducis Saxoniae, in welcher die Verdienste des verstorbenen Fürsten und des ganzen sächsischen Hauses um die Verbreitung eines reineren Glaubens mit Begeisterung gepriesen werden.[2]) Da von dieser Rede noch bei Leb-

1) Damit stimmt überein, dass die erste Ausgabe des berühmten Commentars bereits 1584 im Druck erschienen ist.

2) So heisst es pag. 13 (ich citiere nach der bekanntesten Ausgabe der VIII Orationes von Kromayer, Jena 1726): Ut illa Scipionum

zeiten des Lipsius drei Ausgaben [1]) erschienen sind, so ka
von einer Frage, ob ächt oder unächt, keine Rede sei
Auffällig erscheint, dass die am 19. März 1573 gehalte
Rede, welche eine vom 3. Juni 1573 datierte Dedikation a
die Wittwe des Herzogs Dorothea Susanna enthält, erst 157
zum erstenmal erschienen ist. In einem Briefe des Lipsius
den P. Burman in der Sylloge epistolarum I. p. 162 er
wähnt, verspricht er der Herzogin Wittwe, seine in funer
principis gehaltene Rede nächstens politam, d. h. gehöri
ausgefeilt schicken zu wollen. Wieder ist die Rede erwähn
in einem Briefe des Lipsius an seinen Freund A. Ellinge
aus Frankfurt vom 1. April 1574,[2]) wo es heisst: Vinaria
illustrissima Princeps benigne et comiter me excepit. eg
de oratiuncula funebri vulganda: gratiam et praemium pr
posuit. negavi, ut quibusdam visus sum, subrustice et ins
pienter. At ego valde desipiam, nisi sic desipiam: caussa
tibi notae. Die erste Ausgabe enthält als Anhang ein Carme

---

gens apud Romanos ad Carthaginem evertendam fato nata videbat
sic haec Saxonica generosa stirps ad Dei hostes extirpandos, erro
evertendos, pestem pontificiam exscindendam donata divinitus et ec
cessa ecclesiae est. Ferner p. 14: huius principis gloriam ulla unqu
delebit oblivio ? qui non falsum deorum cultum, sed unius Dei in
cationem, non mendacem superstitionem, sed veram evangelii doctrina
non tenebras, sed lucem, non mendacia, sed veritatem induxit, induct
stabilivit, stabilitam defendit.

1) Die erste Ausgabe erschien Jenae 1577 excud. Donatus Richtz
han, 18 Bl. 8⁰; eine zweite sine loco 1601, 12 Bl. 4⁰, beide in
Jenaer Bibliothek. Eine dritte Halis Saxonum 1602, 4⁰ enthält die I
dikation an die Herzogin Wittwe nicht. In dieser heisst es in
Vorrede: Quoniam huius viri doctissimi de obitu Principis oratio dis
tissima et gravissima iam diu suppressa latuit et ad nos quasi po
liminio rediit, visa fuit in medium proferenda etc.

2) Der Brief des Ellinger vom 21. März 1574, dem L. antwort
ist in Burman's Sylloge epistolarum I. num. 4 gedruckt. Die Antw
des L. findet sich in dessen Epistolarum selectarum Centuria pri
(Antverpiae 1586. 8⁰) num. 10.

· Ellingeri in rectoratum principis D. Friderici Guilielmi, ucis Sax., quem iniit anno 1574 a. d. XII. K. Mart., woraus u schliessen ist, dass ihm die Herausgabe der Rede zu veranken ist. Der Abdruck derselben in den VIII Orationes st keine Wiederholung eines der drei früheren Drucke, ondern es lag dem Herausgeber ein handschriftliches Exemlar der Rede vor, das mehrere Berichtigungen der ersten usgabe enthält und eine grössere Stelle in einer anderen, lteren Fassung gibt. Nach dieser entschuldigt sich Lipsius ı der Einleitung, weshalb er sich veranlasst fühle post ruditissimam et longe gravissimam Doctoris Heshusii orationem das Andenken des abgeschiedenen Fürsten durch eine eue Rede zu feiern. Da der berühmte Theologe Tileman eshusius als des Kryptocalvinismus verdächtig noch in emselben Jahre aus Jena verjagt wurde,[1]) so ist es beeiflich, dass bei der Herausgabe der Rede die betreffende elle unterdrückt wurde, wodurch eine andere Fassung des ebergangs erforderlich ward. Der Herausgeber der Darmädter Ausgabe war aber so gewissenhaft, in einem Anhang ich die spätere Fassung der betr. Stelle mitzuteilen.

Da es schwer sein dürfte, die Aechtheit einer der biser besprochenen Reden anzuzweifeln, so muss es von vorn erein als unwahrscheinlich erscheinen, dass die letzte, der eihenfolge nach die vierte, die in der Darmstädter Ausgabe n Titel hat: Oratio de Concordia, habita Jenae 28. Julii

---

1) Das gleiche Schicksal traf, als Kurfürst August von Sachsen ch dem Tode des Herzogs Johann Wilhelm als Vormund die Verwaltg seiner Länder übernahm, gegen hundert Theologen und Geistliche, Herzog's Realencycl. VI, S. 78 (2). Lipsius schreibt an Joach. Camerarius enae 1573 a. d. V. Nonas Julii): Qui status Academiae nostrae sit, disse te iam opinor de aliis. Professores omnes veteres abdicare acti sunt quatuor exceptis, in quibus Doctor Ellingerus et ego remannus; s. Epist. praetermiss. decades VI, p. 125. Aus diesen Wirren ist ohl auch die späte Veröffentlichung der oratio funebris zu erklären.

hora octava anno 1573 in promotione VII magistro von einem anderen Verfasser herrühre. Die Rede best aus zwei Teilen, die nur lose zusammenhängen. Der e ist gegen die Händel- und Skandalsucht, oder richtiger sagt, gegen die krasse Zuchtlosigkeit der Mehrzahl der maligen Studenten gerichtet; der zweite gegen die Klo fechtereien der lutherischen Geistlichen, deren Haupth gerade Jena in jener Zeit war,[1]) die in ihrer Blindheit ni einsähen, wie grossen Schaden sie damit ihrer eigenen Kir bereiteten.[2]) Man mag über die Tendenz der Rede urteil wie man will, so verdient der männliche Freimut, welchem der Redner in einer heiklen Sache gesprochen schlimme sociale Schäden aufgedeckt hat, jedenfalls alle wunderung.

Als noch bei Lebzeiten des Lipsius eine Ausgabe Rede 1600 in Zürich erschien,[3]) erklärte derselbe mit a Entschiedenheit, dass er nicht der Verfasser sei. Dass Herausgabe der Rede, die der bekannte Jurist und Histori Melchior Goldast vermittelt hatte, die Absicht Grunde lag, dem Lipsius, der längst zur katholischen Kir zurückgekehrt war, Schaden und Aerger zu bereiten, mit Recht in einem vortrefflichen Programm von J. Mi Heinsius: De Justo Lipsio professore Jenensi proh (Weimar 1773. 4°) bemerkt, der noch beifügt: quod ne an hodie aliquis humanior laudare velit vel probare, nullo inde commodo bona causa aucta sit vel augeri potuerit. War die Veröffentlichung in der Absicht gem

1) S. E. Wülcker in der Allg. D. Biographie XIV, 417 ff.

2) Schon am 1. Jan. 1573 schrieb Lipsius an Jo. Camerarius (E praeterm. decades VI, p. 116): Equidem angor intimis sensibus, Eccle ita misere dissipari et quosdam eo dementiae venisse, ut dum obruant, etiam navim, in qua ipsi navigent, perforare conentur.

3) Der Titel der sehr seltenen Ausgabe lautet: Justi Lipsi duplici concordia oratio, non prius edita. Tiguri 1600. 20 Seiten 4

worden, den Lipsius zu ärgern, so war der Zweck vollständig erreicht. Er war an der verwundbarsten Stelle getroffen und wusste sich nicht anders zu helfen, als dass er in einem Schreiben an die Consules et Senatum imperialis oppidi Francofurtensis, dd. Löwen, 29. Sept. 1600 die Autorschaft der Rede in ausführlicher Motivierung in Abrede stellte. Dass die Apologeten des Lipsius mit dieser Erklärung zufrieden waren und mit Phrasen schmählicher Verleumdung um sich warfen, darf nicht Wunder nehmen; sie gingen nach dem Tode des Lipsius so weit, dass sie den Vermittler des Druckes Goldast, trotzdem dass die Latinität der Rede eine ganz vorzügliche ist, geradezu als ihren Verfasser bezeichneten.

Doch ehe wir auf eine Prüfung der Gründe des Lipsius eingehen, wird es nötig sein, mitzuteilen, was von den äusseren Schicksalen des Züricher Drucks bekannt geworden ist. In dem Werke Virorum doctorum ad Melchiorem Goldastum epistolae ex bibliotheca H. G. Thülemarii (Spirae, 1688. 4°) schreibt J. Guil. Stuckius an Goldast aus Zürich am 17. März 1600, dass gegen sein Wissen die Rede de duplici concordia Frisii et Eglini opera gedruckt worden sei, und zwar mit einem abscheulichen Fehler am Eingang mihi causa fuit de re pravissima dicendi statt de re gravissima. Der berühmte Gelehrte werde sofort wie eine gereizte Horniss gegen uns mit seinen spitzigen Stacheln wüten und es unseren Leuten, die ihrer Studien halber nach Belgien gingen, zu entgelten wissen. Aus Paris schreibt P. Vassanius am 23. September 1600 an Goldast: Lipsii oratio nova nobis visa fuit, nec in ea Lipsii stylum sine monitione tua unquam agnovissemus. In einem Schreiben aus Zürich vom Monat November 1600 berichtet der eine von den oben genannten Druckern oder Verlegern von der Versendung der Rede und versichert, dass er und sein Collega sich alle Mühe für Korrektheit des Druckes gegeben

hätten; auf der ersten Seite stehe deutlich im Manuscr
de re pravissima, ein Fehler, den sie erst spät bemer
aber in allen Exemplaren noch verbessert hätten. In d
uns vorliegenden Exemplar der Züricher Stadtbiblioth
das sonst keinerlei Korrekturen enthält, ist auch wirkli
der Buchstabe p in g mit der Feder verbessert. In de
nächsten Briefe der Sammlung Nr. 33, der nicht datirt i
berichtet der Verleger Frisius an Goldast, dass der Buc
händler Kung (Kungius)[1] Exemplare der Rede nach Fran
furt gebracht habe. Da sei sogleich der Buchdrucker Plan
(der Hauptverleger der Werke des Lipsius) herbeigeeilt u
habe erklärt, dass es keine ächte Rede des Lipsius sei; d
selbe habe alle Exemplare, gegen hundert an Zahl, auf
kauft und zu Makulatur gemacht (et pro maculatura us
passe). Auch habe er die Drohung beigefügt, dass man
die Züricher Behörde schreiben und sowohl dem Auc
editionis als dem Drucker einen Prozess anhängen wer
Am 1. Dezember 1600 schreibt Kaspar Waser, der dam
Censor in Zürich war, an Goldast „Lipsius liess in Fra
furt durch einen Adelichen mit einem Prozess drohen, d
er gegen den Züricher Drucker wegen seiner Rede a
strengen werde, die er für unterschoben erklärt und
Pasquill nennt. Ich bitte Dich daher, mir für alle Fä
ausführlicher zu schreiben, wie sich beweisen lasse, d
Lipsius und kein anderer der Verfasser sei; zwar erh
dieses ganz klar aus dem Stil, doch teile Du noch and
Gründe mit; denn, fügt er bei, tandem omnis in me cudere
faba, qui censurae nostrae destinatus sum. Die Mahnu
um Mitteilung von Gründen wiederholte Waser in ein
Schreiben vom 21. März 1601. Weitere auf die Ausga
bezügliche Stellen finden sich in den Briefen an Gold

1) In einem anderen Briefe heisst der Name wohl richti
Kingius.

ht; ob es zu der angedrohten Klage gekommen ist und
; welchem Erfolg, ist unbekannt.

Da jesuitische Schriftsteller nicht ruhten, den Goldast
Fälscher zu verschreien,[1]) sah sich derselbe veranlasst,
ı sich von einem derartigen Verdacht zu rechtfertigen,
ı 16. März 1613 ein Schreiben an den Weimarischen
th Friedrich Hortleder zu richten, worin er seinen Freund
uchte, Nachfrage in Jena anzustellen, ob 1) noch jemand
rt zu finden sei, der den Lipsius sprechen gehört habe,
ob aus dem Archiv der Akademie sich erweisen lasse,
r jene sieben Magister gewesen seien, 3) ob in den Uni-
sitätsakten berichtet sei, welcher Art die Rede gewesen,
der Dekan damals gehalten habe. Hortleder wandte sich
den Professor Thomas Sagittarius in Jena, der ihm am
April aus Jena antwortete: 1) dass es in Jena und der
ıgegend nicht wenige Leute noch gebe, die den Lipsius
Rede de concordia sprechen gehört und Abschriften da-
ı sich gemacht haben, 2) dass die sieben Magister in den
ten verzeichnet seien, 3) dass über die Art der Rede,
h. über ihren Inhalt, in den Akten nichts stehe, was zu

---

1) So heisst es in J. Lipsii defensio postuma von Car. Scribanius
[. (zuerst zu Antwerpen 1608 8°) erschienen), die in dem Sammelwerk
sii sapientiae et litterarum antistitis fama postuma' (Ed. II. Antv.
3. 4°) wieder abgedruckt ist p. 269: palam edico omnibus: Orationis
ae habitae parens Melchior Haiminsfeldius Goldastus. Hic
Pseudolus calumniarum instructor scenae, hic ille Pandorus, qui
levolentiae mantello tectus sagittas spargit, et vulneri in Lipsio
am quaerit etc. Ebenso stark ist eine Stelle in 'De vera J. Lipsii
gione dialogus Arnoldi a Boecop Usipiopolitani', ebendaselbst p. 300.
: Stelle vom Pandorus, die Arn. a Boecop wiederholt hat, ist aus
n Schreiben des Lipsius an den Frankfurter Senat entnommen, wo
vom Homericus Utis (s. u S. 14) sagt: sicut Pandarus . . ex insidiis
nelaum vulnerat, sic iste calumniae sagittas spargit. Pandarus
chien den gelehrten Apologeten ein Druck- oder Schreibfehler ihres
isters: sie verbesserten Pandorus.

vermerken auch sonst nicht üblich gewesen sei. Di
treffenden Briefe sind in der schon oben erwähnten,
selten gewordenen Schrift des Sagittarius „Lipsius Pro
abgedruckt mit einer Reihe von Aktenstücken aus dem A
der Universität, aus denen der unwiderlegbare Bewei
liefert ist, dass Lipsius am 28. Juli 1573 als Dekan
Promotion von sieben Magistern vorgenommen hat;
Namen sind S. 69 mitgeteilt. Trotzdem könnte die
selbst unterschoben sein, wenn nicht gerade aus der
wie Lipsius seine Autorschaft in Abrede stellt, sich
Gegenteil erweisen liesse. In einer gerechten Sache b
es keiner unredlichen Waffen Zwar ist auch Sagitt
auf eine Prüfung des Schreibens an den Senat in Fran
S. 28 ff. eingegangen, aber er schimpft mehr als er be
und hat gerade die wichtigsten Punkte nicht oder u
nügend erörtert, so dass eine gründlichere Untersuc
der streitigen Frage wohl am Orte erscheint, um das
immer in biographischen Darstellungen spukende Ges
von einer Fälschung des Goldast [1]) endlich aus der
zu schaffen.

Die Gründe, mit welchen Lipsius seine Autors
bestreitet, sind teils allgemeine, teils spezielle, die sic

---

1) So schreibt J. J. Thonissen (de Louvain) in der sonst
guten Biographie des L. in der Nouvelle Biographie gén. par
(1860): Le baron de Reiffenberg a publié une monographie très i
sante sous le titre de Bibliotheca Lipsiana (in seinem Co
tarius de Lipsii vita et scriptis, Brüssel 1823. 4⁰); elle renferme
cation exacte de tous les ouvrages attribués à J. Lipse. Il n'a
le seul tort de mentionner comme appartenant au professeur de L
plusieurs opuscules que celui-ci avait formellement désav
Der Tadel bezieht sich darauf, dass in der Bibliotheca der erste
der or. de concordia, eine Ausgabe der or. funebris und eine de
orationes p. 177 und 181 aufgeführt sind. Dass Lipsius die Autor
von plusieurs opuscules in Abrede gestellt habe, ist eine aus de
gegriffene Behauptung.

ipso scripto' ergeben. Ueber die ersteren kann ich mich ziemlich kurz fassen. Sie gipfeln in dem Satze: res ipsa dissidet, phrasis non convenit et facies tota scriptionis. Als erster Beweis wird hingestellt, dass er auch nicht im Traume einen Theologen machen wolle (nec theologum vel in somnio assimilamus). Darauf ist in der Rede selbst bereits die Antwort gegeben: iam animo prospicio, quanta invidiae procella a certis hominibus mihi impendeat, qui clamabunt: „porro Quirites“: indignum facinus in sacra theologiae leguleium invadere. Quod non est ita, auditores, atque hanc opinionem iam ante a vobis deprecor. Non usque adeo praeceps et amens in causa feror, ut aut personae meae aut professionis oblitus invadam in professionem alienam. Nihil de Theologia disputo: querelam mihi sumsi hoc loco, non doctrinam, dolendi partes, non docendi. Die Worte nihil de Theologia disputo sind buchstäblich wahr; die Rede enthält nicht die geringste Erörterung eines Glaubenssatzes; wie sie vorliegt, so konnte ein jeder Nichttheologe sprechen.

Die hauptsächlichste Erörterung in dem allgemeinen Theil betrifft die Verschiedenheit des Stils. Wessen Nase, ruft Lipsius, oder Gehirn ist so verschleimt, dass er nicht mich und meinen Stil vermissen sollte? Pleraque omnia non dicam languida, insulsa, sine Charite et Venere, sed multa sordentia aut absona, quae non solum puritas et elegantia, sed norma et grammatica respuet Latiaris. Es sind starke Ausdrücke, mit denen Lipsius sein eigenes Kind verläugnet; in ihnen liegt nicht ein ästhetisches Urteil vor, über das man allenfalls streiten könnte, sondern geradezu eine Unwahrheit. Zur einzigen Entschuldigung könnte nur der Umstand dienen, dass der Züricher Ausgabe ein von Fehlern entstelltes Manuscript zu Grunde lag, die sich fast alle aus der weit besseren Darmstädter Ausgabe berichtigen lassen. Aber durch diese Fehler ist der Stil nicht inkor-

rekt geworden, sondern nur an mehreren Stellen unverständlich. Die vielen kräftigen Stellen, die fehlerfrei sind, zeigen durchaus einen Stilisten von seltener Gewandtheit, so dass man mit bestem Fuge den Satz des Lipsius geradezu umdrehen und sagen könnte: Nicht weil die Rede so schlecht stilisirt, sondern weil sie in so gutem Latein geschrieben ist,[1]) hat es keine Wahrscheinlichkeit, dass sie von Lipsius herrühre. Sehr richtig sagt J. G. Heineccius (Fundam. stili cultioris p. 266): J. Lipsii orationes elegantiores purioresque sunt eius epistolis, adeo ut eas nonnulli Lipsio suppositas existiment. Der bizarre und unnatürliche Stil, den sich Lipsius in Nachahmung des Tacitus und Seneca in seinen späteren Jahren angewöhnt hat, reich an witzelnden Antithesen, frostigen Wortspielen, orakelhaft dunklen Sätzen, sprachwidrigen neuen Wortbildungen — dieser Stil hat noch bei keinem Kenner Beifall gefunden. Dass er aber im J. 1573, wo er im 26. Lebensjahre stand, besser zu schreiben wusste, beweist die Trauerrede auf den Herzog Johann Wilhelm, womit noch zu vergleichen ist, was er in einem Briefe sagt: ego ut mutem (stilum) serum est: arbuscula haec sive recta sive aliter crevit et induruit in hanc formam. Ciceronem amo: o l i m e t i a m i m i t a t u s s u m. Alius mihi sensus nunc viro. Wollte Lipsius die Verschiedenheit des Stils beweisen, so lag es am nächsten, die oben erwähnte Rede wegen der Gleichheit des Jahres und der Schriftgattung heranzuziehen. Er hat sich aber weislich gehütet, dieser Rede zu gedenken. Ihre Autorschaft konnte er unmöglich in Abrede stellen,[2]) er hat sie aber in seinen

---

1) Treffend sagt Scaliger, der die zweite und dritte der Jenaer Reden nicht gekannt zu haben scheint (Scaligeriana, Genevae 1666 p. 204): Orationes de duplici concordia et in obitum Ducis Saxoniae latinissimae sunt et aliis Lipsii operibus latiniores.

2) Indirekt ist es vielleicht geschehen in der Praef. zu 'De cruce libri III' (Antv. 1593, 4) in den Worten: Quid, quod alii gravius etiam

Schriften tot geschwiegen. Den oben angeführten Brief an A. Ellinger, in welchem sie allein erwähnt wird, fand er für gut, in späteren Ausgaben der betreffenden Centuria zu unterdrücken.[1]) Da mein Urteil über den stilistischen Wert der Rede immer ein subjektives ist, so werde ich im Anhang die Rede selbst mitteilen und zwar unter Benützung der zwei stark abweichenden Ausgaben in einer wesentlich verbesserten Gestalt.

Ehe Lipsius auf den besonderen Teil zu sprechen kommt, nimmt er einen gewaltigen Anlauf, indem er sagt: Haec satis apud sapientes iudices... sed lubet exspatiari longius et toto campo discurrere, non laborantem sed insultantem. Age, ex ipso scripto, si palam elicio et efficio me scriptorem non esse? Nam ut furibus aliquid fere ad indicium, sic mendacibus solet excidere ad agnoscendum.

Es sind vier Indicien, die aufgeführt werden. Das schwächste betrifft den Druckort. Lipsius sagt: Titulus

---

peccant? qui excipiunt aut intercipiunt dicta aut oratiunculas nostras et in contumeliam mei divulgant. In solchen Fällen ist es immer klüger, sich in allgemeinen Ausdrücken zu bewegen als bestimmte Fälle anzuführen.

1) Er fehlt bereits, wie in allen späteren Ausgaben, in jener von 1590 'Epistolarum centuriae duae, quarum prior innovata, altera nova', die nur 4 Jahre später erschienen ist, nachdem Lipsius selbst den Brief hatte drucken lassen. In diesen späteren Ausgaben fehlt auch ein aus Jena 1573 datirter Brief mit Gratulationsgedicht (num. 69 der Ausg. von 1586), und ein Brief an den berühmten Juristen Donellus (num. 76), worin erwähnt wird, dass ihn Dr. Ellinger 'tunc medicus in corpore, saepe postea in animo' bei einer Krankheit in Jena curirt habe. Wie man sieht, so sollten alle Erinnerungen an Jena verwischt werden. Die unterdrückten Briefe sind wieder gedruckt in folgender seltenen Schrift: Justi Lipsii ad C. Suetonii Tranquilli tres posteriores libros commentarii. Eiusdem epistolarum praetermissarum decades sex nunc primum editae, partim ex primis editionibus retractae. Offenbaci 1610. 239 pagg. 8°. Die kleine Sammlung enthält 8 aus Jena geschriebene Briefe, darunter 6 an Joachim Camerarius.

libri praefert orationem hanc in Lugduno urbe typis excusam. Quaero, in utra? in Celtica illa longinquiore an in hac nostra vicina? neutribi. Sed cum rem inquisivimus, compertum est, Tigurum Helvetiorum theatrum esse, ubi scaena haec calumniae instructa. Per fidem, hoc est fidem quaerere, in ipsa fronte atque aditu sic mentiri? Quis autem typographus? latet, nec alius ibi editus quam Homericus ille Utis. Aus diesen wohl absichtlich dunkel gehaltenen Worten muss man vermuten, dass ein Buchhändler von Leyden (von Lyon kann bei Lugdunum begreiflicherweise keine Rede sein) eine Anzahl von Exemplaren der Rede gekauft und mit seiner Firma versehen ausgegeben hat.[1]) Politische und theologische Pamphlete war es in jener Zeit ganz gewöhnlich mit fingirtem Druckort erscheinen zu lassen;[2]) aus dem Umstand, dass ein solcher falsch ist, folgt noch nicht, dass auch der Name des auf dem Titel genannten Verfassers ein fingirter ist. Der Witz über den Züricher Typographen, der ein homerischer Utis genannt wird, erscheint nicht bloss als ein frostiger, sondern auch als ein sehr unüberlegter; denn eine halbe Seite später wird aus der Aussage dieses Utis das zweite Indicium gegen die Aechtheit der Rede entnommen.

Lipsius stellt den Satz hin: manum meam deposco ut germanum aliquid sit meum. Wie man nun, fährt er fort, den Typographen in Frankfurt über das Manuscript befragt habe, erklärte er, für den Druck habe das chirographum auctoris gedient. Ueber die Schrift befragt, sagte er aus: omnis munda, nitida atque adeo capitales clausularum

1) Ein solches Exemplar erwähnt Reiffenberg in seiner Bibliotheca Lipsiana p. 177: 'Lugd. Bat. 1600 in 4°'; der Titel ist sonst derselbe wie in der editio Tigurina, s. oben S. 6.

2) Auch die Zürcher Ausgabe kann als ein Pamphlet gelten, weil der Druck der Rede nicht vom Verfasser, sondern gegen denselben erfolgt ist.

arum minio notatae. O noster Apollo, ruft Lipsius
ich schreibe schön und rein? ich wünschte es, aber
habe ganz Europa als Zeugen meiner Kalligraphie.
oft erschollen Klagen, dass man meine Handschrift nur
er oder gar nicht lesen könne! [1])
Der Verleger hatte ein Manuscript mit dem Titel Justi
i oratio etc. erhalten; es war ihm erlaubt, anzunehmen,
ihm das Autograph des Verfassers zugekommen sei.
er sich jedoch darin geirrt hat, ergiebt sich aus seiner
ige selbst. Hatte er ein reines und sauberes Manuscript
ten, so konnten schlimme Druckfehler wegen Unleser-
eit nicht entstehen; so aber ist der Druck durch eine
e Anzahl von sinnstörenden Fehlern der schwersten
entstellt; [2]) damit ergibt sich von selbst, dass ein Auto-
ı des Verfassers nicht zur Vorlage gedient hat.

---

1) Kleinlich ist was Lipsius in seinem Schreiben noch beifügt:
ımen aliud ecce manus meae argumentum, nam Volgus et Vol-
t Voltus scribitur, illo scilicet antiquariorum more etc. An den
inzigen betreffenden Stellen steht in der Darmstädter Ausg. vultus
ulnus, wie Lipsius immer geschrieben hat.

2) Sinnstörende Druckfehler finden sich, wie der Abdruck der
ausweisen wird, gegen 40; es genüge zur Probe ein halbes Dutzend
ihren: ut arbores et fruges immoderata (st. moderata) caeli
rie aluntur, frigore occidunt, sic etc. — quos quo nomine appellem,
. an studiosos illos? ut qui (statt an studiosos? illosne qui)
iis et immanibus poculis sic sunt immersi, ut etc. — sed ad haec
magnifica mihi quaedam et praeclara defensio ostenditur... reli-
, inquiunt, est defensio (st. dissensio). — Quos..quid aliud
quam imitari P. Clodium? a cuius furoribus ceteri quoque
teroqui) non multum abhorrent. — fideles tui non solum ab ex-
is (st. externis) hostibus oppugnantur, sed etiam inter se invicem
diis atteruntur. — Vos etiam, studiosissimi adolescentes, qui aut
bernationem Reipublicae aut moderationem Ecclesiae, tanquam in
um mare novi mundi (st. nautae) ingredimini, moneo etc. Selbst
ner Interpolation fehlt es nicht. In der Darmstädter Ausgabe
es richtig: ut..nulla futura sit posthac publica consensio, nulla
um auctoritas, nullum perfugium aut praesidium salutis. Daraus

Als drittes Indicium führt Lipsius an, Sed aliud etiam in titulo: dictam Jenae ultimo Julio[1]) anni LXXIV. Diese Angabe wird dadurch widerlegt, dass er schon am 1. März des genannten Jahres[2]) Jena verlassen habe. Er macht sich selbst den Einwurf: at erratum est in numero. Allein das habe keine Wahrscheinlichkeit; denn antiquario modo stehe absichtlich LXXIV; bei der Schreibung LXXIIII war eine Verwechslung mit der Zahl LXXIII denkbar. Die Darmstädter Ausgabe, die aus einem andern Manuscript herstammt, hat die richtige Jahreszahl 1573. Die Zahl 74 steht mit einer Stelle der Rede im Widerspruch, wie sich sogleich ergeben wird, ist also sicher entweder ein Schreib- oder Druckfehler.

Das vierte Indicium führt Lipsius mit den Worten ein: 'Diese Lügen finden sich auf dem Titel, doch welche in der Rede selbst? mehrfache, aber eine ganz nette; sie lässt mich sagen[3]): Ardet adhuc in vertice nostro sanguineum illud sidus, quem Cometam vocamus. Ei wirklich, ein Komet

---

entstand durch Auslassung folgende Interpolation: ut..nulla futura sit posthac ulla bonorum consensio, nullum perfugium etc. — In der Darmstädter Ausgabe heisst es: quos medio foro volitantes videtis.. petaso tectos et quidem, ut Mercurium credo imitentur, etiam pennatos. Statt der zwei letzten Worte hat die Züricher Ausgabe fünf Sternchen als Zeichen einer Lücke zum klaren Beweise, dass das sauber geschriebene Manuscript, welches dem Druck zur Vorlage diente, nicht das Original des Verfassers, sondern die Copie einer schlechten und theilweise unleserlichen Handschrift gewesen ist.

1) Auf dem Titel steht deutlich XXIIX. Julii.

2) Die Angabe ist ungenau, wie sich aus einem Briefe des Lipsius an die Räte zu Weimar, dd. 12. März 1574 aus Jena (Clarorum virorum epistolae CXVII e bibliothecae Gothanae autographis ed. E. S. Cyprianus. Lips. 1714. p. 182) ergiebt, worin es heisst: quoniam intra sex dies proximos discessurus sum etc. Lipsius hat Jena am 20. März 1574 verlassen.

3) es heisst: facit me dicere, wie Lipsius im J. 1573 sicherlich nicht geschrieben hätte.

jenem Jahre? Wir wissen, dass ein einziger Komet in
lem und jovialem Glanze (Joviali splendore) geleuchtet,
at blutrot gebrannt habe (sanguineum arsisse) gerade
J. 72 und dann wieder ein anderer, ein grosser, drohender
Wo aber und wann dieser dein Zwischenkomet? [1]) In
opa hat ihn keiner von uns gesehen. Du, neuer Eudoxus,
st ihn am Himmel, wie mich in Jena'.

Es gehörte eine starke Stirne dazu, diese Worte nieder-
chreiben, da sie so leicht aus einer andern Schrift des
sius widerlegt werden konnten, was zu thun freilich
h niemanden beigefallen ist. Lipsius hat es aber ge-
gt, weil man eifrig dafür gesorgt hatte, dass wie die
richer Ausgabe der or. de concordia, so die drei Drucke
Rede de obitu principis etc. bald zu grossen literarischen
tenheiten geworden sind.[2]) In dieser Rede, die einige
nate früher gehalten und darauf noch besser ausgefeilt
rde, ist der Komet und zwar nicht als ein sidus miti
ndore fulgens in längerer Stelle wiederholt erwähnt:
19 f. O astrum coeleste, quem cometam vocamus! quas
acrimas nobis, quem luctum ecclesiae.. denuntiasti? so-
: neque in illo coelesti corpore tot menses fax illa

---

1) Der Komet vom J. 1573 ist auch erwähnt in der Geschichte
meten von Pingré (Cométographie. Paris 1783. 4º Tom. I. p. 511):
On vit une terrible Étoile chevelue, vers la fin du signe des
ι. Si c' étoit une vraie Comète, elle ne devoit pas être si ter-
tisque si peu d' Auteurs en font mention. Adlzreitter [Ann. P.
nº. 36], après avoir parlé sur l' an 1472 de la nouvelle Étoile
la naissance du Duc Maximilien de Bavière, en Avril 1573;
ute que l' apparition de cet astre favorable fut accompagnée de
ne Étoile chevelue".

2) Die in der Literatur des XVI. Jahrhunderts so reiche Münchner
iothek besitzt nur die Halle'sche Ausgabe der or. funebris;
sitätsbibliothek in München besass die ed. princeps derselben
Exemplar ist aber, wie ein Revisionsprotokoll ausweist, ver-
vielleicht pia fraude.

tristissimi incendii comparuit sine comminatione impendentium malorum; noch heisst es: Haec Dei immortalis vox.. indicanda est, cum agri, cum templa contremiscunt, cum ipsum caelum inusitato astro vim et quasi Iliadem quandam denuntiat malorum.

Da Lipsius in seinem Schreiben an den Senat alle wahrscheinlichen und handgreiflich unwahrscheinlichen Gründe aufgeboten hat, um die Autorschaft der Rede von sich abzulehnen, muss es Wunder nehmen, dass er es nicht der Mühe wert fand, auch nur eine Vermutung aufzustellen, wer denn die Rede verfasst haben mochte. Ich finde gerade in ihrer Meisterschaft den Hauptbeweis, dass nur Lipsius sie konnte geschrieben haben; einen ebenso sprachgewandten Redner wüsste ich in der damaligen Zeit weder in Holland noch in Deutschland namhaft zu machen. Nach dem Stil hätte sie von den damaligen Philologen nur etwa der Franzose Muret schreiben können; sein lateinischer Stil ist ebenso fliessend und rein, aber in seinen Reden erscheint er nicht so gedankenreich.

Noch wichtiger ist ein anderer Punkt, den Lipsius in seiner langen Apologie begreiflicherweise nicht berührt hat. War die Rede unterschoben in der Absicht, den Lipsius als begeisterten Anhänger der Lutherischen Lehre zu schildern, so muss man sich wundern, dass der Verfasser nicht ein anderes Thema gewählt hat. Der so schön durchgeführte erste Teil gegen die Zuchtlosigkeit der Studentenschaft war zu diesem Behufe völlig überflüssig; auch statt des zweiten Teiles hätte man ein passenderes Thema erwartet, zumal als die Hauptstelle, die dem Lipsius schaden konnte, in der Luther und Melanchthon den streitsüchtigen Theologen eine kräftige Strafrede halten, erst in der peroratio, also gleichsam ἐν παρόδῳ vorkommt. Dass die Streitsucht der lutherischen Geistlichen so derb gegeisselt wird, konnte man ihm eher zum Lobe als Tadel anrechnen, weil dieses

kühne Auftreten zu der Vermutung berechtigte, dass er gerade durch den Anblick dieses widerwärtigen Treibens von der Anhänglichkeit für die lutherische Lehre abgekommen sei.

Für den folgenden Abdruck der Rede ist zu bemerken, dass in den Noten Lesarten der Züricher Ausgabe mit *A*, der Darmstädter vom J. 1607 mit *B*, mit *C* einzelne Varianten bezeichnet sind, die Sagittarius in seinem Lipsius Proteus S. 71 ff. aus einer oder zwei Abschriften bekannt gemacht hat.

Justi Lipsii oratio de concordia, habita Jenae XXIIX. Julii hora octava Anno 1573 in promotione VII Magistrorum.

Etsi non est consuetudinis meae initio dicendi rationem reddere, cur de qualibet re disseram, propterea quod in oratoris voluntate situm esse arbitror, quod optimum iudicet 5 deligere: tamen in hac causa, quam suscepi, deflectendum paullisper ab instituto veteri videtur, propterea quae iustissima mihi causa fuit de re gravissima dicendi, eadem vobis ad audiendum debet videri. Nam me cum Scholae huius dignitas et vestra utilitas, ut de Concordia publica orationem 10 instituerem, adhortata est, tum vero ut id studiosissime facerem, temporum istorum ratio et hoc officium, quod una cum salute Academiae sustineo, impulerunt. Etenim si unquam fuit boni et Christiani civis, cum statum Reipublicae convelli labefactarique videat, succurrere fortunis communibus 15 et medicinam consilii sui adferre, hoc certe tempus est, quo cum alia multa praesidia Ecclesiae et Scholarum paene sunt eversa, tum vel praecipuum earum firmamentum Concordia sic in discrimen adducitur, ut nisi huic nascenti malo

1 De duplici concordia oratio dicta Jenae in promotione Magistrorum, XXIIX. Julij, CIↃ.IↃ. LXXIV. *A* | 5 potestate *A* | esse fehlt in *A* | 8 pravissima *A* (gravissima mit Feder corrigirt) | 8 eadem] ea *A* | 11 hortata *B* | 12 una fehlt in *C* | 18 eorum *A*

tanquam perniciosissimo incendio omnes boni subveniam
nulla futura sit posthac publica consensio, nulla bonoru
auctoritas, nullum perfugium aut praesidium salutis.

Quae cum ita sint, labor quidem dicendi meis hume
5 incumbet, studium salutis publicae conservandae commu
mihi vobiscum esse debebit, a quibus tria haec pro m
quasi iure peto. Primum, ut praestetis in me audien
eam benevolentiam, quam soletis: eam attentionem, qu
vultus vestri et ista oculorum in me coniectio tacite pol
10 cetur. Deinde, ut quoniam scopuloso et difficili in lo
pleno suspitionum pars orationis meae versabitur, nemo
me (quod iam animo futurum praecipio) nimis ingenio
sit et plus dixisse me suspicetur, quam dixeram. P
tremo, ut si in hoc motu temporum in quorundam ani
15 insedit quiddam opinionis incommodae, eam si ratio la
factarit, veritas extorserit, ut ne repugnetis animisque vest
libentibus aut omnino deponatis, aut si id non potest,
finem orationis meae seponatis. Equidem, si quis Deus m
vestram benevolentiam conciliaverit, efficiam profecto,
20 fateamini, sermonem hunc non solum sensibus vestris n
iniucundum, sed animis etiam utilem et salutarem fuis
Sed priusquam de re ipsa dicam, certos terminos et qu
cancellos orationi meae vel brevitatis vel perspicuitatis cau
constituam: extra quos si egredi conabor, facile me existimatio
25 vestra revocabitis. De duplici Concordia instituta mihi ha
oratio est: quarum alteram in Scholis constituo, alteram
Ecclesia necessariam iudico. De priore dum breviter dic
quia ea pars orationis ad vos, studiosi adolescentes, pertin

2 posthac ulla bonorum consensio *A* | 2 nulla bon. auctoritas feh
in *A* | 5 incumbit *A* | 7 uti me audiendo adhibeatis eam *A* | 8 ea
att.] nam att. *A* | 9 uoltus *A* | pollicetur, * * *. Deinde *A* | 10 ut feh
in *A* | 13 me fehlt in *A* | 13 dixerim *A* | 15 incommodae] iniectae *A*
16 reputetis *A* | 19 vestram fehlt in *A* | 22 et und meae fehlt in *A*
27 Ecclesiis *A* | priori *B* | 28 orationis tota ad *C*

peto a vobis, ut paullisper aegros imitemini, quorum affectae corporis parti cum a medicis scalpellum adhibetur, uri se et secari aequo animo patiuntur: itidem vos, si aut acerbitatem oratio mea aut aculeos quosdam habere videbitur, salutis vestrae causa me suscepisse hanc personam cogitetis. 5

Duo genera hominum versari in hac schola video, quorum alteri studiosi et appellantur et re ipsa sunt, alteri cum a re longissime absint, nomen tamen in speciem et dicis causa usurpant; quos inter studiosos ita recensere possumus, ut Epicureos inter Philosophos. In prima illa Classe pono 10 eos, quorum neque in studiis diligentia requiritur, et in moribus pudor cum modestia elucet. Secunda Classis continet illos, quos apud Romanos capite censos aut proletarios appellare possumus; quos non litterae, sed lascivia, non studia, sed convivia, non virtus, sed vis et audacia delectant; 15 quos medio foro volitantes videtis, brevi palliolo amictos, petaso tectos et quidem, ut Mercurium credo imitentur, etiam pennatos; nisi quod ille talaria in pedibus, isti in capite gestant: quorum omnis industria vitae et vigilandi labor in poculis et intempestivis conviviis consumitur, nisi 20 quod interdum, animi credo causa, Juris studiosos se solent dicere. Duo igitur studiosorum quasi genera videtis; e quibus priores illi, etsi modesta eorum voluntas ad turbas aut seditionem non inclinat, tamen in istis fluctibus rerum et hoc quasi flexu temporum adhaeserunt paullipser ad metam, et 25 ad illas discordiarum scopulos fato quodam delati videntur. Quorum tamen exulceratos animos ut sanem, facilis mihi et expedita ratio proponitur. Nam si studiis et litterarum cognitione ducuntur, quod prae se ferunt, concordiam con-

---

5 suscepisse me *B* | 6 hominum genera in hac Schola versari *A* | 13 aut] vel *A* | 18 etiam pennatos fehlt in *A*, dafür 5 Sternchen als Zeichen eines Defekts | 20 intemperatis *C* | consumuntur *A* | 21 quod] qui *A* | sese *A* | 22 quasi genera studiosorum *A* | 23 eorum] eos *C* | 24 rerum ex hoc quasi fluctu *A* | 26 discordiarum fehlt in *A*

servent necesse est, sine qua non magis stare ulla litteral
societas, quam vita mortalium sine aqua aut igni pot
Quod cum praeclare intelligerent maiores nostri, et Sch
ipsas nominarunt ab otio, et novem Musas praeesse st
5 voluerunt, quas et mulieres pinxerunt et virgines. Quid
mulieres? nimirum quia eius sexus propria est imbecill
ex imbecillitate metus, ex metu studium pacis. Cur a
virgines? quod ad sacra Musarum non solum tranqui
animum adferre debemus, sed etiam castum et verecun
10 Ex qua eadem ratione manavit, quod ille sanctissimi c
praeses Apollo et imberbis conspicitur, id est, muliel
paene in modum mollis et placidus, et lyram cum cit
tenens, ut honestam animi voluptatem pro telo esse ad
scendum significet, iram, discordias, perturbationes peste
15 perniciem studiorum. Quod quidem ex ipsis artibus
noscere licet, quas tractamus, quae in pace inventae, in
excultae non solum tumultum, sed etiam tumultus sus
onem reformidant. Age, sume tibi ex illo artium cl
Poëtam. An vero in turbis et seditione divino spiritu
20 adflari posse putemus? quem non solum iracundiam et i
vehementiores animi motus in gyrum rationis reducere,
etiam tristitiam frenare veteres illi voluerunt. Horti v
licet et amoeni secessus et silvae inter avium cantu
aquarum strepitus, non tubae aut tumultus poëtam educ
25 Nam quid de Philosophia, tam verecunda virgine dic
quae alumna semper pacis fuit, et quae ex hortis et um
culis Atheniensium, non e militaribus tabernaculis pro
Quid de eloquentia? quae comes est otii, et simul ac
crepuit bellicum, ut ait poëta vetus,

1 litterarum ulla *B* | 2 aut] et *A* | 5 voluerunt studiis *A* | 6 sexus est propria *A* | 12 et vor lyram fehlt in *B* | 13 voluntatem 15 ex iis ipsis *C* | 20 adflari eum *A* | 21 vehementiores animi *C*, a vehementiores *A*, fehlt in *B* | ducere *A* | 22 Horti nempe et *A* silvae fehlt in *A* | 26 semper scilicet *A* | 29 vetus poeta *A*

„Pellitur e medio sapientia, vi geritur res,
„Spernitur orator bonus; horridus miles amatur."

Omnino enim res sic se habet: Ut arbores et fruges moderata coeli temperie aluntur, frigore occidunt: sic nostrae artes vigent in otio, discordiarum tempestate concidunt. 5
Quod si in hac tanta multitudine prohiberi non potest, quin sit aut animorum aut voluntatum aliqua diversitas; at certe ne contumeliosis vocibus, ne convitiis, quae his diebus cum dolore audivimus, publica tranquillitas violetur, cavere non solum possumus, sed etiam debemus. Ut enim in fidi- 10
bus atque cantu concentus est quidam tenendus ex distinctis sonis, quem immutatum ac discrepantem eruditae aures ferre non possunt, isque concentus ex diversissimarum vocum moderatione concors tamen efficitur et congruens: sic in coetu litteratorum ex diversissimis nationibus, aetatibus, 15
sententiis, studiis consensio tamen est quaedam retinenda, et quae harmonia a Musicis dicitur, ea est in scholis concordia, arctissimum atque optimum in omni Rep. vinculum incolumitatis. Hannibal ille imperatoriis laudibus consecratus ad posteritatem omnium saeculorum cum sedecim annorum 20
spatio victorem exercitum in Italia contineret, efficere potuit, ut inter tot gentes, lingua, moribus, institutis discrepantes, nulla unquam turba aut seditio coorta sit. Quod illum rudem et barbarum ducem natura docuit, id ratio nos non docebit? Quod ille apud feros et militares animos 25
potuit, quos tanquam auriga in curru quocunque voluit inflexit, id apud literatos homines sapientiae ipsius vox non valebit? Atqui, si in exercitu et in ipso bello opus tamen est quadam concordia et coniunctione animorum: quid de

3 sese *A* | 4 immoderata *A* | 7 aliqua] inter se *A* | 8 quae] quod *B* | 16 quaedam est *A* | 17 est hat *A* nach incolumitatis | arctissimum . . incolumitatis *A C*: fehlt in *B* | 23 coorta sit, idque inter principes eius laudes posuit antiquitas *C* | 28 Atque sic in exercitu et bello ipso *A* | 28 bello, quod conflatum est ex tumultu *C*

studiis nostris existimemus, quae pax genuit, concordia aluit, otium confirmavit? Haec meditanda iis sunt, qui augusto nomine studiosorum dignantur, apud quos neque existere discordiae debent, et si quae natae sunt, tanquam ignis in aquam
5 coniectus celeriter restingui. Atque ut ille optimus poëta de apibus scribit, quae si aliquando in proelium exarserunt, tamen

Hi motus animorum atque haec certamina tanta
Pulveris exigui iactu compressa quiescunt:

10 sic nimirum nos, qui in studiis laborem et industriam apum referimus, earum quoque facilitatem et quasi mollitiem naturae in deponendis offensionibus exprimamus. Sed haec de primo illo genere satis. Venio nunc ad secundam classem, in qua occurrit mihi chorus ille protervorum adolescentium,
15 qui ut seditiosi illi tribuni, Gracchi et Saturnini in Republica Romana, sic isti in re literaria flabella seditionis et seminarium omnium turbarum sunt: quos quomodo sanem, non invenio. Musas videlicet et Apollinem apud studiosos advocem? quos ne ille quidem Apollinis filius Aesculapius
20 vigore hellebori ad sanitatem reduxerit. Pugnem rationibus? scilicet legum auctoritas sancta apud eos erit, qui ita se compararunt, ut dedecus putent parere legibus? Quid ergo? Opinor sic agam: ad naturae eos legem primam revocabo, quae summos cum infimis, medios cum imis, sanos cum furi-
25 osis complectitur. Est enim quaedam naturae lex diffusa in omnes, quam una cum nutricis lacte hausimus, imbibimus, expressimus; quae naturali instinctu vocet ad officium iubendo, vetando a vitiis deterreat: huic legi neque obrogari fas est, nec derogari ex hac aliquid licet nec abrogari tota

---

2 sunt iis *A* | 3 studiorum *A* | 5 extingui *A* | 6 scripsit *A* | 8 tanta fehlt in *A* | 11 facultatem *A* | 12 expromamus *C* | 12 haec primo illi generi *B* | 14 adolescentum *A* | 16 flagella *A* | 18 et] aut *A* | 19 filius Apollinis *A* | 20 vigore *A C*: iugere *B* | 21 ita] natura *A* | 23 leges eos primum *A* | 28 obrogari] obligari *C* | 29 derogare *A*

test. Estque summus ille quasi dictator et imperator
mnium Deus legis huius inventor, disceptator, lator, cui
ui non parebit, eum ex numero hominum eiiciendum, ex
nibus humanae naturae exterminandum arbitramur. Hanc
gitur legem si spectamus, quid tam a primo ortu insitum 5
st animantibus quam pax? qua non solum ii, quibus natura
ensum dedit, sed etiam agri et campi ipsi laetantur. Quid
am optandum, quam secura tranquillitas? quam feri et
nilitares animi etiam in mediis armis dilaudarunt, ut for-
issimus quisque ideo maximos labores suscipiendos putet, 10
t aliquando possit pervehi ad illum tranquillitatis portum
ncolumi dignitate. Est enim haec, auditores, non scripta,
ed innata lex; ad quam non doctrina nos instituit, sed
atura imbuit; quae non tradita nobis, sed infixa; non in-
tillata, sed insita est. Quod si nulla unquam barbaria 15
ontra naturae studia tam vehementer obduruit, ut hanc
egem violaret: quid nos facere convenit, quos ad concordiam
atura genuit, doctrina exercuit, fortuna destinavit? Quan-
uam frustra haec praedico apud nonnullos, quos quo no-
nine appellem, nescio. An studiosos? illosne, qui conviviis 20
t immanibus poculis sic sunt immersi, ut raro solem ori-
ntem aut occidentem viderint? an milites? iam id quidem
rrogant sibi et praeclarum putant. An furiosos potius et
mprobos? Quid enim studiosos appellem eos, qui mihi sur-
gentes a conviviis cibo languidi, crapula confecti, vino va- 25
illantes nocte socia, hortante petulantia discurrunt per me-
iam urbem, in notos et ignotos tanto furore bacchantes,
t nunquam, opinor, in illis veteribus Bacchi Orgiis tam
uriosa petulantia aut tam petulans furor fuerit: a quibus

1 quasi fehlt in *A* | 3 numero] nostro coetu *A* | 7 lactantur *C* |
) Vt.. putat *A* | 11 provehi *A* | 13 nata *B* | 15 est fehlt in *A* | 16 tam
hlt in *A* | 17 violarit *C* | 20 studiosos illos? ut qui *A* | 22 quidem id
bi arrogant *A* | 25 conferti *A* | 28 in ipsis *A* | 29 aut tam petulans
iror fehlt in *C*

ipsam noctem eligi arbitror, non ob verecundiam, quae
scelera, sed ob silentium, quod apparet, ut exaudiri lat
resonare clarius furiales illae voces possint. Sentic
pridem, Auditores, sentio non esse auctoritatis meae
5 aetatis quidem huius tam graviter ista dicere: sed in
dedecore et infamia omnium nostrum dolor me incitat
a mutis infantibus vocem solet elicere. Quid iam noct
illas lapidationes, quid gladiorum et armorum strepitus
memorem? quae omnia sunt eius modi, ut, nisi quider
10 rogata consuetudo vetus esset, suspicari possemus, fa
Matris Idaeae gladiis inter se ludentes discurrere: cum i
isti vinolenti obturbant nobis sobriis, ut propter istos
osos nec in somno secure quiescere, et ne non s
quidem sine sensu aliquo timoris possimus. Sed ad
15 omnia magnifica mihi quaedam et praeclara defensio c
ditur: nomen pietatis tanquam murus ad omnem accusati
meam opponitur. Religionis enim est, inquiunt, diss
O homines religiosos et iam non cum nostrae aetati
minibus, sed cum veteribus illis Petris et Paulis compara
20 Quos in hac defensione quid aliud dicam quam imita
Clodium? a cuius furoribus ceteroqui non multum abhor
qui cum esset religionum omnium non hostis solum
etiam contemptor, tamen sceleribus iis, quae in tribı
patravit, religionem et auspicia fuit ausus praetexere
25 isti, quorum omnis religio in poculis, pietas in conv
modestia in nocturnis debacchationibus consumitur,
illorum humeris religio sicut Atlante coelum niteretur
dent furori suo velum obtendere pietatis. Equidem,
Amplissimi, (ad vos enim convertitur oratio mea) nor
30 undo aut prudentia aut consilio, sed tamen, quod Acade

2 apparet] propaget *B* | 3 iam primum *A* | 7 a multis *A* | 1
ne *A* | 13 ne *AC*: fehlt in *B* | 17 Religionis, inquiunt, est de
Homines *A* | 20 P. fehlt in *A* | 21 caeteri quoque *A* | 22 reli
(ohne omnium) *A* | 23 iis fehlt in *A* | 29 convertetur *B* | 30 quod] q

dignitas flagitat, si eluere hanc labem et delere inustam Academiae infamiam volumus, haec nobis causa tollenda est: tumultus, inquam, nocturni coërcendi sunt, quo tanquam trunco everso facile fibrae omnes discordiarum elidentur. Ut enim in seminibus causa est arborum atque frugum, sic 5 omnium malorum, quae praeteritis diebus vidimus, ab istis furoribus causa manavit. At quanto Romani sapientius, quorum in illa populi libertate tamen tanta disciplinae severitas fuit, ut neminem cum telo aut gladio in urbe Roma versari voluerint: qui secus fecisset, capitalis fraus 10 esset. Extitit Plinii tempore, ut ipse fatetur, edictum Cn. Pompeii Magni in tertio consulatu, vetantis telum ullum in tota urbe esse. Quod institutum sapientissima Venetorum Respublica adhuc hodie retinet. At nos edicta quidem gravia habemus et severa, sed inclusa in libris tanquam 15 gladium in vagina reconditum, et diuturna iam impunitate patimur hebescere aciem nostrae auctoritatis. Sed haec, si qui ex iis oratione sanari possunt, satis multa, aliis etiam, qui non possunt, nimis multa; quos equidem non Anticyram relegabo, ne longum iter videatur et sub Turcarum imperio 20 periculosum, sed duntaxat Romam ad templum Bonae Mentis dimittam, aut quoniam iuris studiosos se solent dicere, ad Iure consultos, qui ex lege duodecim tabularum ad agnatos et gentiles eos deducant.

Sed ne egrediar extra eos terminos, quos initio orati- 25 onis ipse mihi circumdedi, venio ad secundam orationis meae partem, in qua de Ecclesiae concordia breviter institueram dicere. Magnum opus, periculosus locus, et in quo

---

2 volumus] volumus: quis autem est tam inimicus Reip. et communi otio, qui id non velit? *C* | 7 causa] culpa *A* | 7 sapientius *AC*: sapientiores *B* | 8 populari *B* | 12 telum unum *B* | 13 tota fehlt in *A* | sapientissimorum *A* | 18 sed aliis, qui non possunt nimis etiam multa *B* | 20 videatur iter *A* | 20 imperiis *A* | 27 meae fehlt in *A*

iam ante prospicio, quanta invidiae procella a certis hominibus
mihi impendeat, qui clamabunt: 'Porro Quirites': indignum
facinus in sacra Theologiae leguleium invadere. Quod non
est ita, Auditores, atque hanc opinionem iam ante a vobis
5 deprecor. Non usque adeo praeceps et amens in causa
feror, ut aut personae meae aut professionis oblitus invadam
in professionem alienam. Nihil de Theologia disputo:
querelam mihi sumsi hoc loco, non doctrinam: dolendi
partes, non docendi. Ecquis enim est tam ferreus, per
10 Deum immortalem, in quo scintilla ulla Christianae religi-
onis supersit, qui hunc afflictum Christianae Reipublicae
statum intueri possit sine lacrimis? quam cum a maioribus
nostris tanquam picturam accepissemus egregiam, ea non
modo vetustate quodammodo evanuit, sed etiam nostris
15 vitiis sic corrupta est, ut vix simulacrum et extrema tan-
quam lineamenta priscae dignitatis appareant. Etenim con-
vertimini animis ad civilem politiam: Videbitis ardere
Europam bellis intestinis; in ipsa Germania alienatos inter
se principum animos: ab orientali plaga Turcam, coniuratum
20 Christianorum hostem, cum classe mari Tyrreno incumbere:
a septemtrione cum Scythis et Getis ducem Moschorum
trahere secum barbariam ultimam: ut omnia iam minari
ruinam, et magnus ille annus vertens Platonis aut instare
plane videatur aut certe appropinquare. Age nunc intue-
25 mini Ecclesiam. O Deus immortalis! (non enim possum
quin exclamem) quam spem salutis ostendis, aut quemnam
das exitum nobis? in tam parvo et angusto grege fideles
tui non solum ab externis hostibus oppugnantur, sed etiam
inter se invicem discordiis atteruntur, cum quidem perniciosae
30 dissensiones eo iam proruperint, ut in Confessione Augustana,

---

1 perspicio *A* | 9 est fehlt in *A* | 12 quem *B* | 15 simulacra *A* | 20 Tyrrheno *A*, fehlt in *C* | 21 Septemtrionem *A* | Moschum *C* | 22 barbariem *A* | 24 nunc fehlt in *A* | 26 aut quonam *C* | 27 exitum dabis *A* | 28 ab extremis *A* | 29 quidem *A C*: quaedam *B*

›rofitemur, pro qua sanguinem hunc parati sumus
lere, acriora odia inter fratres sint quam inter hostes
tos. De rebus non dicam levibus (sit sane ita, ut
ι religione parvum aut leve sit), attamen certe, quod
concedent, minime necessariis ita contendimus, ut 5
m Romani acrius pro aris et focis cum Hannibale
ιis dimicarint. Quanto ludibrio exterarum gentium
ista putatis? peccatum substantiam esse, ait ille homo
›cci: immo in malam crucem! inquit alius, accidens
[inc tibi clamor, fremitus, convicia, pugnae: quibus 10
ιs nonnulli ita obduruerunt, ut quod de Termino et
ute narratur, Jovi ipsi regi nolint concedere. Ita
urbem religionis hostibus prodamus, dum castella
fendimus, ac perinde, ut summa vel stultitia vel im-
s sit, in eadem navi vehentes, quam praedones ex 15
locis invasuri videantur, communi hoste contempto
ecum conflictari atque dimicare: itidem nos facimus,
dum latus Pontificiis praebemus, dum inter nos prae-
triumphos paramus, in quibus nescias victores plus
enti accipiant an victi. Antonii regis Navarrae dictum 20
fertur, cum apud eum esset legatus regis Daniae, at-
ιt fit, orto sermone de religione, hortaretur multis
regem, ut Augustanam Confessionem introduceret,
dogmate exploso, respondit ille: Nos quidem inter
quit, uno in capite dissidemus, a Pontificiis triginta 25
›ui fidei articuli nos seiungunt: hoc igitur agamus,
victis de hac una controversia secure disceptemus.
ιs, nisi fallor, et certe salutaris Ecclesiae vox, et
neglectae incommoda nostrorum temporum calamitas
›bavit. Maiores nostri Germani concordibus semper 30

---

fundere parati sumus *A* | 8 iste homo *A* | 11 obduruerant *A* |
ιmus *B* | 15 in *A*: eos in *B* | 19 nescio *A* | 21 legatus esset *A* |
.c *A* | 25 inquit fehlt in *A* | 26 articuli fidei *A* | 27 disputemus *A* |
ecta *A* | 30 semper fehlt in *A*

armis et animis, ne servitutem servirent, iam inde a mille sexcentis amplius annis, cum potentissimis imperiis dimicantes, animam proiecerunt pro patriae libertate: vos ne libertatem una cum religione amittatis, non providebitis? 5 Nisi forte periculum Germaniae nullum esse putatis a Pontificiis, qui imminent profecto cervicibus nostris, qui adiiciunt oculos saepe ad hanc patriam; quam semel e faucibus ereptam dolent: qui vexillum Romanae purpuratae belluae (o Deus immortalis, averte, quaeso, ac detestare hoc omen!) 10 in media Saxonia defixuros se minitantur: qui non praedam nostram, sed vitam; non servitutem, sed sanguinem concupiscunt: quibus nullus ludus iucundior est quam cruor, quam caedes, quam ante oculos trucidatio innocentium. An vero animi causa fingi putatis illa, quae de Gallia nuper certissi- 15 mis nuntiis audivistis? cum Pontificio instinctu foedum illud et immane facinus patratum est, quod nulla barbaria velit agnoscere, cuius labem nullus Oceanus possit eluere. O rem cum visu crudelem, tum auditu nefariam! quam si non gestam, sed pictam videremus, non factam, sed fictam le- 20 geremus: tamen omnia muta atque inanima tanta atrocitate rerum commoveri necesse sit. Jacebant in viis mediis tot insepultorum acervi corporum, senes cum pueris, viri cum feminis promiscua caede trucidati: quorum aliis abscissa membra, aliis amputata capita ad Pontificem Romanum tan- 25 quam in triumphum mittebantur. Qua quidem in strage ii viri interfecti sunt, ut gladii ipsi et mucrones militum contremuisse mihi videantur, cum in tam augustis corporibus defigerentur. Atque haec quidem Gallia tulit: quid vero

---

1 armis et fehlt in *B* | 3 patria *A* | 4 una fehlt in *A* | 5 nullum periculum Germ. *A* | 5 putabitis *C* | 7 semel fehlt in *A* | 8 purpuratae Romanae *A*, Romanae et purpuratae *C* | 9 ac] et *B* | 11 nostram fehlt in *A* | 11 sanguinem poscunt *C* | 16 barbaries *A* | 19 confictam *B* | 23 feminis] feminis in ipsa pompa nuptiali *C* | 25 strage flos ille nobilitatis Gallicae et *C* | 26 ii *AC*: tot *B*

ptem annis nos Belgas putatis, fratres et consangui-
Germanorum? a quibus recensendis dolore deterreor.
gitur haec omnis spectat oratio? inquiet aliquis, aut
a commemoro? Ideo nimirum, ut illud intelligatur,
ios harum omnium calamitatum (durum est dicere et 5
quomodo id accepturi sitis: dicam tamen) nos, in-
nos harum omnium calamitatum culpam et causam
mus: qui, si omissis intestinis discordiis in propa-
apud exteros Evangelii luce occuparemur, iam pridem
ictis illis latronibus delapsa de manibus arma ceci- 10
. Quod quidem experti ipsi ante annos quinque et
estis in bello Germaniae. Minabatur nobis Romana
ix cum illo impuro grege purpuratorum, instabat
tor Karolus V, omnium denique principum tanquam
is arcus erat in unam religionem: sumta utrinque 15
rma, victoria ab illis partibus steterat. Quae igitur
ant consecuta? In eo statu rerum, ut iam salus ipsa
vare nos posse videretur, tamen cum in Ecclesia con-
et consensio maneret animorum, victi vicimus, pro-
surreximus, et abiecti hostem spoliantem iam et ex- 20
em evertimus: arma precibus, audaciam virtute, furorem
dia fregimus: fuitque securitas Germaniae maior in
ello, quam nunc est in altissima pace. Quod si hoc
re Lutherus ille paullisper reviviseeret aut Philippus,
heroes, quorum consiliis fixum et fundatum hunc 25
ae statum retinemus, quid eos dicturos putatis? nonne
tione uterentur? Nos, inquiunt, cum oppressa tenebris
ciae superstitionis religio teneretur, Deo duce, comite
nostro lucem Evangelii sitienti mundo ostendimus:
gum illud crudelissimae servitutis primi a cervicibus 30

detineor *A* | 4 intellegatur *A* | 10 occidissent *A* | 12 vobis *B* |
lus ohne V *B* | 15 unam] nostram *C* | 22 maior Germaniae *A* |
hoc *A* | 24 paullisper *A C*: fehlt in *B* | 25 fixum et vacillantem
A | 27 inquient *A* | 29 nostro labore *A*

Germaniae depulimus; nostra opera propagata ad ext
gentes veritas est: per nos excitata Gallia lucem aspi
coepit: per nos Anglia, Dania, Suecia et extremus Oce
verbi divini claritate illustratus est: per nos denique f
5 nimis beata et fundata erat Ecclesia, nisi eam ex no
scholis et ex nostro sinu profecti discipuli aliquot per
bassent, qui ea omnia, quae communi nostra concordia
clesiae acquisita sunt, suis dissidiis dissiparunt. O i
et ingrati discipuli! quid agitis? aut quae res ad l
10 amentiam vos impellit? au utilitas Ecclesiae? At illi quan
his discordiis vulnus sit impositum, una voce ipsa testar
si loqui posset. An incitat exemplum nostrum? At
ita ego aut commilito ille meus Philippus, qui depo
omni humano affectu gloriam, honorem, vitam ipsam pos
15 orem habuimus saluti communi. An ambitio vos impe
Praeclaram vero praeceptoribus vestris refertis grati
quibus cum non solum eruditionem, sed etiam scripta
nia vestra debeatis, illorum nomine ad invidiam abute
velificamini honori privato. Haec si Lutherus aut Philip
20 diceret, nonne merito nobiscum expostularent? At nos cla
oculis ferimur praecipites, quos non ante aperiemus, do
veniat aliquando illud tempus, et illucescat illa dies, (
fideliter ista a nobis et nimis vere praedicta esse sero c
noscamus. Ponite vobis ante oculos fertilem illam o
25 Asiae, respicite Graeciam, intuemini finitimam vobis Ungari
quae diu intestinis discordiis agitatae nunc tandem cat
premuntur aeternae servitutis. Neque enim civilium
cordiarum alius unquam exitus fuit. Ardet adhuc in no
vertice sanguineum illud sidus, quem Cometam vocam
30 quod quid aliud quam perniciem et funestam caedem

2 coepit aspicere *A* | 3 Suecia, Dania *A* | 4 nfelix imis et b
fundata *A* | 5 eam] iam *A* | 11 volnus *A* | 13 meus ille *A* | 19 Luth
aut Philippus *AC*: Philippus aut Lutherus *B* | 20 dicerent *A* | 22
cescat fehlt in *AC* | 23 feliciter *A*

temtrioni denuntiat et Germaniae universae? quae tamen omnia Deus ille misericors aut omnino in hostium capita a nobis avertat, aut pro clementia sua mitiget. Vos tantum, amplissimi viri, quorum aspectu recreor et in spem subito tollor, pro vestra prudentia eiusmodi Ecclesiae pericula propulsate atque defendite. Quod quidem fecistis adhuc, et praeclare facitis cottidie, dum Illustrissimis et Prudentissimis Electoribus fidelibus consiliis praeitis, quibus innixi scholas, id est, prima Ecclesiae fundamenta, partim novas instituunt, partim collapsas erigunt: in Ecclesiis schismata et doctrinarum dissidia ne erumpant, avertunt, quae eruperunt, abscindunt. Quo in numero Illustrissimi Principis Augusti, Electoris Saxoniae, studia in universam Ecclesiam sic elucent, ut quemadmodum Octavianus ille Augustus fato quodam natus videbatur ad bella civilia Romanorum terminanda et multis post saeculis Jani templum claudendum: ita hic Princeps vere Augustus ad discordias Ecclesiae sedandas, lucem Evangelii augendam concessus et donatus his extremis temporibus divinitus videatur. Vos etiam, studiosissimi adolescentes, qui aut in gubernationem Reipublicae aut moderationem Ecclesiae, tanquam in magnum mare novi nautae ingredimini, moneo et praedico, dum adhuc estis in portu, cavete ab illis contentionum scopulis, tanquam a cancro aut gangraena, qui morbi semel concepti non nisi cum funesta pernicie totius corporis deponuntur. Imitamini serio illud exemplum Atheniensium, qui legem ἀμνηστίας sanxerunt, omnemque memoriam discordiarum oblivione obruite sempiterna. Consonet semper illa vox ad aures vestras, quam rex Micipsa moriens apud liberos suos vel veritate vel brevitate tanquam ex oraculo effudit: concordia res parvae crescunt,

2 a nobis in hostium capita convertat *B* | 4 Amplissimi viri *A C*: Auditores *B* | 6 atque] et *A* | 14 ille Augustus fehlt in *A* | 21 nautae *B*: mundi *A* | 25 serio] sentio *A* | 28 Consonet scilicet vox ista *A* | ad fehlt in *B* | 30 res parvas crescere, d. maximas dilabi *B*

discordia maximae dilabuntur. Postremo duo ista, religionem et libertatem, consentientibus animis retinete, defendite, quarum altera, sine altera eripi vobis non potest. Religionem non ita pridem singulari beneficio in his regionibus
5 Deus accendit: libertatem maiores vestri multo sanguine partam ad hunc usque diem inviolatam vobis tradiderunt: vos, ut traditam conservetis, videte: aliae enim gentes servitutem pati possunt: Germanorum est propria libertas. Dixi

Responsio Justi Lipsii ad petitionem M. Aegidii Salii pro
10 **candidatis.**

QUae singula ad impetrandum magnum pondus habere possunt, Cl. Domine Magister, Collega amicissime, ea in petitione tua elucent universa. Nam sive rogantis personam intueor, rogat is, cui vel dignitatis vel amicitiae causa negare quidquam difficile
15 sit: sive eorum, quibus beneficium petitur, uno aspectu video adolescentes hos et a moribus et a doctrina sic paratos, ut hoc beneficium ultro conferendum illis videatur. Ut enim iis, qui apud Graecos Olympiis aut Pythiis in stadio vicerant, apud Romanos, qui ludis Circensibus post septimum missum priores
20 ad metam constiterant, corona imponebatur etiam invitis: itidem faciendum nobis in istis iudico, qui decurso honestissimarum artium quasi spatio hunc titulum non appetere ambitione, sed mereri doctrina videntur, ut nesciam, an haec dignitas illos magis ornatura sit, an hanc dignitatem illi. Quod
25 igitur Imperatores re bene gesta in bello faciunt, ut militibus phaleras, hastas puras aut armillas distribuant virtutis ergo: id nos in hac umbratili militia ita imitabimur, ut non gramineam coronam aut quernam aut nescio quid aliud leve

---

2 et defendite *A* | 3 quorum *B* | eripi *AC*: erigi *B* | 6 nobis *A*
8 Dixi fehlt in *A*, ebenso die folgenden auf den Promotionsakt bezüglichen Stellen. Auch zu diesen hat Sagittarius a. a. O. S. 78 einige gute Varianten mitgeteilt.

aut caducum, sed illam honoris perpetui coronam istis, quasi emeritis militibus, tribuamus, quam multi sapientes mercandam sanguine putaverunt: de qua nihil invidia decerpat, nihil dies imminuat, nihil tempus delibet. Quamobrem petitioni tuae lubens satisfacturus, prius tamen reno- 5 vabo exemplum Graecae militiae duce Miltiade contra Persas: ad quam ut non ante miles admittebatur, quam in salutares quasdam et certas leges iurasset: ita in haec nostra quasi castra his VII adolescentibus aditus non ante liber esto, quam in eas conditiones sacramentum dederint, quas minister 10 publicus recitabit.

Leges iuramenti.

Ceremoniae.

Quae igitur res bene vortat Ecclesiae, huic Scholae nostrae, nobis omnibus: ego M. J. Lipsius Iscanus Bruxellensis 15 pro auctoritate eius officii, quod ab Academia impositum sustineo, vobis VII Candidatis tribuo honorem et insignia Magisterii Philosophici, vosque Magistros Philosophiae dico facioque, factos renuntio in nomine S. Trinitatis, Patris, Filii et Spiritus Sancti: largiens vobis omnia Privilegia et 20 Ornamenta, quae in hoc gradu maiores nostri elucere, et quibus quasi notis distingui voluerunt ab ordinibus reliquis.

I. Qua in re, quia veteri in more positum est, solennes quosdam ritus peragi, qui mihi omnes ab antiqua Rep. fluxisse ad haec tempora videntur: primum vos in altiorem locum 25 et hanc professorum cathedram colloco, ut facultatem vobis datam esse docendi legendique intelligatis, exemplo antiquo Romanorum Imperatorum, qui militem spectatae virtutis ad se in tribunal receptum coram tota concione laudabant et quasi imitandum proponebant. 30

II. Aperio deinde hos libros, ut diligentiae vos admoneam et industriae, quae non labascere in cursu medio

debet, sed ut nautae, cum portum aspexerunt, v
remis contentius ad terram contendere. Eosdem clau
modum laboris et quietis demonstrent, ac post illa
dustriam, libris clausis, locum scilicet dandum esse rem
5 et honestae voluptati. Non dissimile quid Romani
carunt, cum in bello Jani templum aperirent, idem i
et otio clauderent.

III. Pileos vobis impono rotundos, a consuetudi
mana, qui servis, quos in libertatem asserebant, raso
10 pileum solebant imponere: sic vobis quasi ex angust
ceribus studiorum emissis in campum et lucem libera
cendi signum impertio. Purpureus color est in pilei
honoris causa, quia purpura Senatorum ordinem ab eq
et plebe distinxit: vel admonendi gratia, quod quemadn
15 purpuram lana non combibit sine mixtione variorum co
sic florem illum altioris doctrinae mens non potest iml
nisi variis prius artibus tincta et quasi praeparata.

IV. Aureos annulos vobis tribuo, vel imitatione eor
Romanorum, qui libertis, quos in equestrem ordinem
20 tabant, ius dabant annulorum aureorum; vel poti
exemplum maiorum vestrorum Germanorum, qui uti
suis sub virilem aetatem frameam et scutum solebant
lice dare insignia bellicae virtutis: sic vobis annulum
rotundum quasi orbem quendam scientiarum a Philo
25 matre dari putabitis, insigne eruditae doctrinae. Haec
et ornamenta ut integra et inviolata servetis, non
honoris vestri quam Reipublicae causa conari debetis.
noris, quod turpius est, partam opinionem amittere,
non acquirere: Reipublicae, quod iam e privata vita ir
30 in scenam quasi et theatrum publicum sitis, ut, quemadn
gubernatori cursus secundus, medico salus, imperatori vi

---

1 debet *C*: fehlt in *B* | 5 significarunt *B*: fecerunt *C* | 9
bant *C* | 10 vobis .. emissis *C*: vos .. emissos *B* | 12 signum *C*:
tatis signo *B* | 27 causa *C*: fehlt in *B*

nitur, sic vobis ad utilitatem communem posthac om-
onsilia dirigenda sint. Vos autem, reliqui adolescentes,
pectatores harum laudum estis, hortor et moneo, ut
templis incitati ad eadem praemia contendatis. Magnus
re litteraria campus, multis apertus cursus ad laudem. 5
istoclem aiunt solitum dicere, cum totas noctes insomnis
etur, Miltiadis trophaeum somnum sibi eripere. Si
unius ducis trophaeum tantopere concitavit, aemulatione
gloriae: quid vos facere convenit, qui istorum VII
hos et quasi trophaea, debellatis hostibus, ignavia et 10
ate, posita videtis? Sed, ut extremum habeat oratio
Deum illum omnipotentem et aeternum, quem propter
tem Optimum, propter potentiam Maximum appellamus,
r atque invoco, ut in hoc Musarum conventu studiis
oribus omnium nostris volens propitiusque adsit; con- 15
m illibatam, diligentiam indefessam conservet; rena-
m Academiam in hac tenera quasi aetate tanquam
bonus defendat; eos, qui nefaria consilia turbandae
iae concordiae aut Scholae ineunt, a cervicibus nostris
, coniurationes et cogitata scelera in capita auctorum 20
tat. Dixi.

1 voluptate *C*: segnitie *B* | 20 coniurationes *C*: cogitationes *B*.

Herr v. Christ legte eine Abhandlung de
Dr. Hugo Riemann vor:

„Ueber die *Μαρτυρίαι* der byzanti
liturgischen Notation". Ein Beit
Entwickelungsgeschichte der Kirchentöne
altgriechischen Oktavengattungen.

Zu den räthselhaftesten Bestandtheilen der b
schen Notation gehören die charakteristischen Zei
Tonarten, die sogenannten Martyrien:

1. Ton	ꝗ	zu Anfang der Melodie (*Ἀρχ-τικαί*) als:	ꝗ
2. Ton	—		—
3. Ton	??		??
4. Ton	ʃ̂ɿ		ʃ̂ɿ

Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich in d
ziemlich unkenntlich gewordene Formen der Bu
φ λ μ und δ sehe. Der Zweck und Werth die
stellung wird im weiteren Verlauf meiner Unte
hervortreten; ihre Berechtigung geht z. B. daraus
dass die Martyrie — in der Gestalt eines wirkliche
tritt, sobald sie in Verbindung mit einem Tonbu
eine Katalexis anzeigt:

$$\overset{B}{\lambda}\ \overset{Z'}{\lambda}\ \underset{B''}{\lambda} \text{ u. s. w. (aber } \overset{Z}{\sim}\text{)}$$

während die andern Martyrien ihre Gestalt unverän
behalten. ꝗ und ʃɿ hält auch Philoxenos (*Λεξικ*
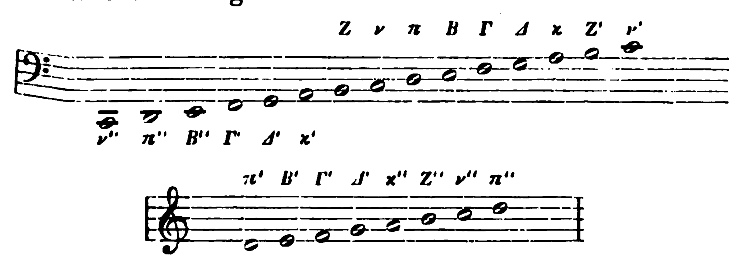
S. η′) für φ und δ, und wenn auch Christ (Beiträge zur kirchl. Litteratur der Byzantiner, 1870, S. 59) darin eitle Phantastereien sehen zu müssen glaubt, so wird ihn doch vielleicht der Gewinn, den diese Annahme für die Erkenntniss der historischen Entwickelung ergiebt, für dieselbe günstiger stimmen. Die den räthselhaften Zeichen übergeschriebenen Buchstaben *π β γ δ κ ζ ν* sind bekanntlich wirkliche Tonbuchstaben, welche in unzweifelhafter Weise die Tonhöhe angeben, die Anfangsbuchstaben der Silben-Tonnamen *πα βου γα δι κε ζω νη*, welche hinwiederum die 7 ersten Buchstaben des griechischen Alphabets bergen:

πΑ Βου Γα Δι κΕ Ζω νΗ

Die durch dieselben bezeichneten Töne sind:



Diese Tonbuchstaben wiederholen sich in höherer und tieferer Oktave in derselben Weise, wie wir c c′ c″ etc. unterscheiden, doch nicht so regelmässig, insofern der Umfang einer Oktave für die Anwendung der gleichen Abzeichen nicht innegehalten wird:

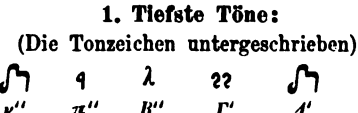


Man bemerke dabei, dass die Tonbuchstaben, welche Zusatzbuchstaben in den Silbennamen der Töne sind, in der Gestalt kleiner Buchstaben (*π κ ν*), die anderen dagegen als grosse auftreten (*Β Γ Δ Ζ*). Diese Schlüsselnoten stellen am Anfang und bei den grösseren und kleineren

Cäsuren der Melodie die absolute Tonhöhe fest, während die eigentlichen Melodiezeichen theils Intervallzeichen (*σημεῖα ποσότητος*) in dem Sinne sind, wie sie im Abendlande Hermann von Vehringen (Hermannus Contractus, gest. 1054) einzubürgern suchte, theils rhythmische Werthzeichen (*σημεῖα ποιότητος*), theils Zeichen für Manieren (*σημεῖα χειρονομίας*). Die Schlüsselbuchstaben heissen wie die alten Zeichen der Tonarten ‚Martyrien' und treten stets in Gesellschaft jener auf und zwar in folgenden Combinationen:

1. Tiefste Töne:

(Die Tonzeichen untergeschrieben)



ʃ٦	٩	λ	ϩϩ	ʃ٦	٩
ν''	π''	B''	Γ'	Δ'	κ'

2. Mittlere Töne:

(Von hier ab die Tonzeichen übergeschrieben)

Z	ν	π	B	Γ	Δ	κ
~	ʃ٦	٩	λ	ϩϩ	ʃ٦	٩

3. Höhere Töne:

Z'	ν'	π'	B'	Γ'	Δ'
λ	ϩϩ	٩	λ	ϩϩ	ʃ٦

4. Höchste Töne:

κ''	Z''	ν''	π''
٩	λ	ʃ٦	٩

d. h. die Martyrie ʃ٦ tritt stets mit *νH* (= c) und *Δι* (= g) durch alle Oktaven auf, ٩ mit *πΔ* (= d) und *κE* (= a), λ (∾ und ⌐) mit *Bov* (= e) und *Zω* (= h) und endlich ϩϩ mit *Γα* (= f) und *νH* (= c), welches letztere jedoch häufiger mit dem Zeichen des ersten Tones ʃ٦ erscheint. Die charakteristischen Töne sind also:

c . . g . . c für ʃ٦
d . . a . . d „ ٩
e . . h . . e „ λ
f . . c . . f „ ϩϩ

Hier offenbart sich ein seltsamer Widerspruch: die Martyrien stellen c . . g . . c als Haupttöne des 4. Kirchentones, des mixolydischen (ʃ) hin, während doch bekanntlich vielmehr g . . d . . g diese Bedeutung zukommt!

Vergleichen wir die Höhenlage der vier Haupttöne in der Folge, wie sie sich durch die Gleichartigkeit der Oktaventheilung durch die Quinte hier ergiebt (also ʃ unterhalb ꝗ und nicht oberhalb ʒʒ, wo es ein Schema mit Quartentheilung ergäbe: g . . c . . g), so haben wir die Abstände:

$$\overset{}{c} \; .\,.\,.\,. \overset{1/1}{} \; d \; .\,.\,.\,.\,. \overset{1/1}{} \; e \; .\,. \overset{1/2}{} \; f$$

Suchen wir in der antiken Skalenlehre nach einem Analogon dieser Abstände, so finden wir dasselbe unter den **Oktavengattungen** zwischen den Tonarten:

lydisch	= c . . c′		hypophrygisch	= G . . g	
	. . 1/1			. . 1/1	
phrygisch	= d . . d′	oder	hypodorisch	= A . . a	
	. . 1/1			. . 1/1	
dorisch	= e . . e′		mixolydisch	= H . . h	
	. . 1/2			. . 1/2	
hypolydisch	= f . . f′		lydisch	= c . . c′	

d. h. weder im einem noch im anderen Falle finden wir die Namen der vier Haupttonarten: dorisch, phrygisch, lydisch, mixolydisch, sondern in beiden Fällen theils Haupttonarten, theils Seitentonarten (mit hypo —). Dagegen ergibt die Beziehung auf die **Transpositionsskalen** ein überraschendes Resultat:

dorisch:	Proslambanomenos	Ais (B)
		. . . . 1/1
phrygisch:	„	c
		. . . . 1/1
lydisch:	„	d
		. . . . 1/2
mixolydisch:	„	dis (es)

(hyperdorisch bei Alypius)

d. h. die Grundtöne der notorisch wichtigsten und gebräuchlichsten Transpositionsskalen weisen dieselben Abstände auf wie die Martyrien der 4 ἦχοι. Ich denke, hier haben wir einen Fingerzeig, der gar nicht misszuverstehen ist, besonders da wir nun in den Martyrien die Aufangsbuchstaben der vier Haupttonarten wiederfinden:

ꝺ = δ (δώριος)
ꝗ = φ (φρύγιος)
~ = λ (λύδιος)
ʔʔ = μ (μιξολύδιος)

Die Verwendung der Martyrien in den höheren und tieferen Oktaven entspricht völlig dieser Annahme, denn die Zeichen fallen auf den Proslambanomenos, die Hypate hypaton, die Mese, Nete diezeugmenon und Nete hyperbolaeon, d. h. die thatsächlichen Säulen der Skalen:

	Προσλ.	Ὑπ. ὑπ.	Μέση	Νήτη διεζ.	Νήτη ὑπερβ.
dorisch:	c	g	c'	g'	c''
phrygisch:	d	a	d'	a'	d''
lydisch:	e	h	e'	h'	e''
mixolydisch:	f	c'	f'	c''	f''

Nehmen wir eine Kontinuität der Ueberlieferung der absoluten Tonhöhe aus dem klassischen Alterthume zum Byzantinismus an, so fallen die Ansätze für die absolute Tonhöhe der Transpositionsskalen freilich ganz anders aus, als sie F. Bellermann nicht ohne Wahrscheinlichkeit aufgestellt hat (Die Tonleitern und Musiknoten der Griechen, S. 54—56). Nach Bellermann würde der hypodorische Proslambanomenos, der im Geiste der griechischen Notenschrift durch unser Eïs auszudrücken ist, geklungen haben wie Cis oder D, nach unserer gleich noch mehr zu festigenden Aufstellung dagegen wie G, d. h. einen Ton höher anstatt eine Terz tiefer. Eine unbefangene Prüfung des Bellermann'schen Nachweises ergiebt die einer solchen Annahme

entgegenstehenden Gründe als nicht zwingende; sehen wir daher, zu welchen Resultaten die neue Annahme führt.

Die neuere griechische Buchstabentonschrift mit *π Β Γ Δ κ Ζ ν* nimmt ihren Ausgang von d (= *πΔ*); doch erfahren wir aus dem Lexikon des Philoxenos, dass die alte Grundskala (*ἀρχαία παραλλαγή*) die — schwerlich mit Recht — auf Ambrosius von Mailand bezogen wird, ihren Ausgang von dem jetzt mit *νΗ* bezeichneten Tone nahm, d. h. von unserem c, also von dem Tone, der die Martyrie ʃ˥ trägt, dem Proslambanomenos der dorischen Transpositionsskala, und durch die Grundtöne der ältesten und wichtigsten Skalen lief:

c =	dorisch	(Proslambanomenos,	Mese,	Nete hyperbolaeon)
d =	phrygisch	„	„	„
e =	lydisch	„	„	„
f =	mixolydisch	„	„	„
g =	{ hypermixolydisch	„	„	„
	{ hypodorisch	„	„	„
a =	hypophrygisch	„	„	„
h =	hypolydisch	„	„	„

d. h. der 7 von Ptolemäos (II, *ι'*) allein aufgezählten Transpositionsskalen. Möglich, dass man beim Uebergange zur Beschränkung auf die Diatonik dieser einzigen Skala die Anfangsbuchstaben der Namen der Haupttonarten (*δ φ λ μ*) als eine Art Notenschrift gebrauchte, welche sich in den Martyrien erhalten hat; mehr als wahrscheinlich ist, dass sodann die Namen auf die Oktavengattungen übergiengen, welche auf diesen Grundtönen ihren Sitz haben:

c d e f g a h c' = dorisch
d e f g a h c' d' = phrygisch
e f g a h c' d' e' = lydisch
f g a h c' d' e' f' = mixolydisch

{g a h c' d' e' f' g' = hypermixolydisch }
{G A H c d e f g = hypodorisch }
A H c d e f g a = hypophrygisch
H c d e f g a h = hypolydisch

Denn diese sonst ganz unerklärliche Benennung Skalen finden wir in der That bei Bryennius (vgl. Cl l. c. S. 60):

ἦχος α' = hypermixolydisch (g — g')
ἦχος β' = mixolydisch (f — f')
ἦχος γ' = lydisch (e — e')
ἦχος δ' = phrygisch (d — d')
α' πλαγ. = dorisch (c — c')
β' πλαγ. = hypolydisch (H — h)
γ' πλαγ. = hypophrygisch (A — a)
δ' πλαγ. = hypodorisch (G — g)

Auch findet damit die seltsame Grundskala (Σύστ πεντεκαιδεκάχορδον) des Bryennius ihre Erklärung, we die Intervalle G — g' ohne Vorzeichen aufweist, statt antiken Normalsystems von A — a' ohne Vorzeichen:

Bryennius:		antik:
Proslambanomenos	G	
Hypate hypaton	A	Proslambanomenos
Parhypate hypaton	H	Hypate hypaton
Lichanos hypaton	c	Parhypate hypaton
Hypate meson	d	Lichanos hypaton
Parhypate meson	e	Hypate meson
Lichanos meson	f	Parhypate meson
Mese	g	Lichanos meson
Paramese	a	Mese
Trite diezeugmenon	h	Paramese
Paranete diezeugmenon	c'	Trite diezeugmenon
Nete diezeugmenon	d'	Paranete diezeugmenon
Trite hyperbolaeon	e'	Nete diezeugmenon

Paranete hyperbolaeon	F′	Trite hyperbolaeon
Nete hyperbolaeon	g′	Paranete hyperbolaeon
	a′	Nete hyperbolaeon

Desgleichen erscheint die Bezeichnung des 3. Tons liter (hypophrygisch) als ἦχος βαρύς, welche schon dem ınius selbst räthselhaft war (Christ l. c. S. 56) ein-ladurch erklärt, dass der Grundton des hypophrygischen · Ordnung auf den Proslambanomenos, d. h. den tief-Ton (A), des antiken Normalsystems fällt.

Das für den plagalen 4. Ton nothwendig werdende G er das im 10. Jahrhundert im Abendlande auftauchende s sich ja durch seine Form wie seine Geschichte (vor von Clugny ist es unbekannt) als Zusatz erweist. Auch ı 9. — 10. Jahrhundert auftauchende Buchstabennotation . B C D E F G A im Sinne unseres heutigen c d e f ı c′, die ich in meinen „Studien zur Geschichte der ıschrift" (1878) die fränkische genannt habe, findet so natürliche Begründung in der alten byzantinischen lskala, wie bereits Christ bemerkte (l. c. S. 57), und ıuss daher davon absehen, in ihr etwas der Durauf-ng des Abendlandes entsprungenes zu erblicken.

Die ältere von Bryennius überlieferte Ordnung der by-ıischen Kirchentöne, bei der d — d′ ohne Vorzeichen der erste, sondern der vierte Ton ist, verräth noch ich genug die Abstammung aus dem antiken System, ıl in der absteigenden Folge der Tonarten

1. Ton	g — g′
2. Ton	f — f′
3. Ton	e — e′
4. Ton	d — d′

n auch in dem Verhältniss der plagalen (πλάγιοι) zu authentischen (κύριοι), sofern erstere eine Quinte

tiefer liegen als letztere, während die abendländischen plagalen eine Quarte tiefer liegen als die authentischen:

	antik:	altbyzantinisch:
dorisch:	e' d' c' h a g f e	ἦχ. α': g — g'
hypodorisch:	a g f e d c H A	πλαγ. α': c — c'

	abendländisch:
dorisch:	d e f g a h c' d'
hypodorisch:	A H c d e f g a

Dagegen ist das neuere System der griechischen liturgischen Musik ganz dem abendländischen nachgebildet, die authentischen Töne numeriren von unten nach oben, die plagalen liegen eine Quarte tiefer als die κύριοι, und die neugriechische Grundskala ist der ἦχος κύριος α', d. h. das System ist noch konsequenter durchgebildet und vollständiger vom antiken emanzipiert als das abendländische, dessen Grundskala noch dem antiken Pentekaidekachordon nachgebildet ist. Auch die antiken Tonartennamen werden jetzt von den Griechen in demselben Sinne gebraucht, in welchem wir sie zuerst bei Notker und Hugbald treffen. So konfus diese Anwendung der Namen im Hinblick auf die antiken Oktavengattungen ist, so muss sie doch schliesslich in sofern als eine geschickte bezeichnet werden, als die Namen der wichtigsten Skalen der antiken Theorie übertragen sind auf die wichtigsten Skalen des mittelalterlichen Systems unter ungefährer (Halbton und Ganzton gleichsetzender) Innehaltung der Abstände, welche im antiken Systeme die gleichnamigen Transpositionsskalen hatten:

antik: (Transpositionsskalen)	bei Notker, Hugbald etc. (Kirchentöne)
c — c' dorisch	d — d' dorisch
d — d' phrygisch	e — e' phrygisch
e — e' lydisch	f — f' lydisch
f — f' mixolydisch	g — g' mixolydisch

Wenn die Annahme richtig ist, dass man bei Aufgabe des Systems der Transpositionsskalen als unveränderliche diatonische Skala die aus den Grundtönen der vormals gebräuchlichsten Transpositionsskalen gebildete Tonleiter annahm:

ꟼ/ɑ = hypodorischer Proslambanomenos.

3/ε = hypophrygischer „

ϙ/Η = hypolydischer „

И/Ʀ = dorischer „

Ē = phrygischer „

ᒣ/⊢ = lydischer „

∇/⊣ = hyperdorischer „

so entsprach die neue Grundskala der hypophrygischen Transpositionsskala (natürlich unter Substitution der enharmonisch identischen Tonzeichen für die Parhypaten und Triten: b statt ais, es statt dis, z. B. Ⱶ/Ħ für И/Ʀ und F/⊥ für ∇/⊣). Der hypodorische Proslambanomenos lag dann noch unterhalb des eigentlichen Proslambanomenos dieser Skala. Im Geiste der antiken Notenschrift — die hypolydische Transpositionsskala als die ohne Versetzungen unserem a Moll gleichgesetzt — wäre diese Skala wiederzugeben durch:

F | G | A B c d es f g || a b c' d' es' f' g'

Da uns nicht überliefert ist, dass die antiken N
zeichen der hypophrygischen Skala sich besonders lan
Gebrauch gehalten hätten (das wissen wir vielmehr
denen der lydischen), so müssen wir annehmen, dass
lich mit der Aufgabe des Systems der Transposit
wenigstens für die liturgische Musik die antike Noti
gänzlich aufgegeben wurde; nach den Angaben des F
xenos, die auf verlässliche Traditionen gestützt sein m
wenn ihm nicht vielleicht gar zweifellosere Anhalte
lagen, muss man schliessen, dass eine völlig neue T
zeichnung mit der Grundskala c d e f g a h heutige
deutung gewählt wurde, unter Beifügung der Mart
als Gedächtnisshülfe für die erste Erklärung. Das Bew
sein, dass die nun allein festgehaltene Skala eigentlich
hypophrygische war, konnte daher verloren gehen und
verloren. Seit Vollendung dieser Umbildung war diese
daher nicht mehr eine Skala mit 2 Been, sondern eine
ohne Vorzeichen, eine Grundskala; da, wie ich nachgewi
die folgende Entwickelung die absolute Tonhöhe, sowei
den damaligen unzulänglichen Kontrolverhältnissen
die Rede sein kann, festhielt, so ist die Wiedergabe
Skala durch

G A H c d e f g a h c' d' e' f' g' a'

nicht nur im Geiste der neuen Grundanschauung ge
sondern zugleich der rechte Schlüssel für die abs
Tonhöhe.

Die folgende Zusammenstellung mag ein Gesamm
der Verschiebung der Namen und des Wechsels der Gr
skalen geben:

I. Grundskalen:

a) Antik:

f' e' d' c' h a g f (Γ Z I M O C Φ Ω / N ⊏ < ⌝ K C F ↗)

b) Byzantinisch und frühmittelalterlich abendländisch:

c d e f g a h c' (A B C D E F G A und vielleicht

δ φ λ μ δ φ λ μ

oder: *α β γ δ ε ζ η ϑ* ?)

c) Abendländisch seit dem 10. Jahrhundert (anschliessend an das antike Pentekaidekachord):

A H c d e f g a (A B C D E F G a)

d) Bryennius:

G A H c d e f g

e) Griechische neuere Schule:

d e f g a h c' d' (*πΑ Βου Γα Δι κΕ Ζω νΗ πΑ*)

f) Moderne abendländische Grundskala:

c d e f g a h c'

II. Oktavengattungen und Kirchentöne:

	antik:	byzantinisch:	Abendland u. Neugriechen:	16. Jahrh.
g a h c' d' e' f' g'		1. Ton (hypermixol.)	4. Ton (mixol.)	
f g a h c' d' e' f'	hypolydisch	2. Ton (mixol.)	3. Ton (lydisch)	
e f g a h c' d' e'	dorisch	3. Ton (lydisch)	2. Ton (phrygisch)	
d e f g a h c' d'	phrygisch	4. Ton (phrygisch)	1. Ton (dorisch) 4. plag. (hypomixol.)	
c d e f g a h c'	lydisch	1. plag. (dorisch)	3. plag. (hypolydisch)	ionisch
H c d e f g a h	mixolydisch	2. plag. (hypolyd.)	2. plag. (hypophryg.)	
A H c d e f g a	hypodorisch	3. plag. (hypophryg.)	1. plag. (hypodorisch)	äolisch
G A H c d e f g	hypophrygisch	4. plag. (hypodor.)		

Historische Classe.

Sitzung vom 6. Mai 1882.

Herr Heigel hielt einen Vortrag:

„Das Project einer Wittelsbachischen Hausunion unter schwedischem Protectorat 1667—1697“.

Aus den im bayerischen Staatsarchiv verwahrten zahl-
chen Schriftstücken, die aus dem Verkehr zwischen
wedens Königen und bayerischen und pfälzischen Fürsten
vuchsen, wird ersichtlich, dass die nordische Grossmacht
h auf die Politik der süddeutschen Höfe weit bedeut-
neren Einfluss übte, als man anzunehmen pflegt.

Hier sei zum Erstenmal aufmerksam gemacht auf ein
d nach Abschluss des westfälischen Friedens wiederholt
fgetauchtes Project, sämmtliche von Mitgliedern des Wit-
sbachischen Hauses regierte Staaten in einem Schutz-
d Trutzbündniss zu vereinigen, um dem ältesten deutschen
rstenhause eine angesehenere Stellung in Europa zu
hern.

Die Initiative ergriff Philipp Wilhelm, der seit 1653
er das Herzogthum Neuburg regierte, wozu nach Beendig-
g des Erbfolgestreits mit Brandenburg auch Jülich und
rg gekommen waren. Häusser nennt ihn einen „unbe-

deutenden Regenten"[1]). Gerade diese Charakteristik ist jedoch falsch und ungerecht. Gewiss lassen sich gegen die innere Politik des Herzogs, insbesondere bezüglich seines Verfahrens gegen die Protestanten in Jülich und Berg, schwere Vorwürfe erheben, allein wenn man die vermutlich von Häusser nicht gekannten Cabinetspapiere durchforscht, wird man sogar staunen über die vielseitige Selbstthätigkeit des Fürsten. Alle Briefe, Instructionen für Gesandte, Vertragsprojecte etc. entwirft er selbst, und zwar erstreckt sich dieser Verkehr fast über alle Höfe Europa's. Er erreichte denn auch durch seine unermüdlichen Bemühungen wenigstens so viel, dass er sich, ob zwar nur Regent eines verhältnissmässig unbedeutenden Staats, am kaiserlichen Hof, wie bei auswärtigen Regierungen eines überraschenden Einflusses erfreute. Der erste Publicist seiner Zeit, Samuel Pufendorf, nennt ihn „einen der klügsten deutschen Fürsten".[2]) Als er sich um die polnische Krone bewarb, wurde seine staatsmännische Befähigung von den Freunden mit höchster Auszeichnung hervorgehoben, und sogar von den Gegnern nicht bestritten.

Die Bewerbung um Polens Krone war ihm nahe gelegt durch seine Verbindung mit Anna Katharina, König Sigismund's Tochter. Schon zu Lebzeiten dieses Königs unterhielt er, um desto sicherer das goldene Erbe zu erreichen, vertraulichen Briefwechsel mit einflussreichen polnischen Würdenträgern. Festere Gestalt gewann der Plan, als das Gerücht laut ward, Sigismund's Sohn, Johann Casimir, wolle dem Throne entsagen. Nun richtete der Herzog vor Allem auf das stammverwandte schwedische

1) Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz, II, 749.

2) Severinus de Monzambono, (Sam. Pufendorf) De statu imperii germanici, her. von Bresslau, 46. — Auch Droysen stimmt dieser Auffassung bei und zollt dem Herzog das Lob eines „vollendet tüchtigen Staatsmannes". (Geschichte der preussischen Politik, III, c, 264.)

s sein Auge; er wollte jedoch nicht bloss die Unter-
:ung seiner eigenen Pläne durch jene Krone erbitten,
ern strebte von vorneherein ein Bündniss zu Stande
ringen, das sämmtliche Fürsten des Wittelsbachischen
ses umfassen sollte.

Die Aussichten auf ein Gelingen konnten nichts we-
r als günstig genannt werden. Der alte Zwiespalt der
n Hauptlinien, Bayern und Kurpfalz, war durch den
fälischen Frieden nicht versöhnt. Kaum war der Streit
lie Kurwürde beigelegt, entbrannte er um so heftiger
las Reichsvicariat. Auf dem Wahltag zu Frankfurt 1658
die feindselige Stimmung der beiden Höfe zu drastischem
lruck gelangt, indem der jähzornige Kurfürst Karl
vig dem mit zäher Energie die bayerischen Interessen
eidigenden Dr. Oexle in öffentlicher Sitzung das Dinten-
an den Kopf warf. Es war zwar darauf eine soge-
te Versöhnung erfolgt, eine Ehrenerklärung gegeben
angenommen worden, aber an freundschaftlicheres Ein-
ehmen der verwandten Höfe war nicht zu denken, so
: nicht die Ursache der Entfremdung weggeräumt war.
Ende des Streits ist gar nicht abzusehen", urtheilt
ndorf in der 1667 veröffentlichten Schrift über die
che Reichsverfassung, „denn das Recht ist auf Seite
Kurpfalz, die Macht auf Seite Bayerns".[3])

Auch den Kurstuhl von Köln hatte seit 1650 ein
elsbacher inne, Heinrich Maximilian, der jedoch ganz
gar von französischem Interesse abhängig und ohne
illigung Mazarin's zu keinem wichtigeren Schritt zu
gen war.

In Stockholm, wo nach der Thronentsagung Christinens
) Pfalzgraf Karl Gustav von der Linie Zweibrücken-
urg die Regierung übernommen hatte, suchten wett-

3) L. c., 121.

eifernd die Gesandten Frankreichs und des Kaisers die Freu
schaft der nordischen Grossmacht zu gewinnen. Auch n
Karl Gustav's Tod blieb die Haltung des Hofes schwanke
Karl's Wittwe Hedwig Eleonore übernahm im Verein i
den fünf höchsten Reichsbeamten die vormundschaftli
Regierung. Eintracht fehlte aber gerade hier, wo sie
nötigsten gewesen wäre; die Räthe waren theils französisch
theils kaiserlichen Einflüsterungen und Versprechungen
gänglich. Als die Seele der Regierung galt der Reic
kanzler de la Gardie, der die französische Allianz beg
stigte.[4]) Mit ihm und dem französischen Gesandten
Stockholm, Pomponne, trat demnach Herzog Philipp V
helm zunächst in Verbindung, um Unterstützung sei
polnischen Bewerbung zu erlangen. Die Antworten
Franzosen enthielten nur leere Höflichkeitsformeln, aber
Reichskanzler nahm das Gesuch des Pfalzgrafen nicht
günstig auf.[5]) Im Juni 1667 wurde denn auch von Schwe
ein Vertrag mit Brandenburg abgeschlossen, worin u
kräftige Förderung der Erhebung des Neuburgers auf
polnischen Thron von beiden Regierungen zugesagt
Der Herzog sandte eine eigene Gesandschaft, seinen K
merer Konrad Freiherrn von Velbrugg und den geleh
Rechtsanwalt Dr. Tilman Ehrmanns nach Stockholm,
die Regentin und den jungen Thronfolger für seine Bew
ung und für den Plan einer Hausunion günstig zu stimı
Sie fand wohlwollende Aufnahme. Der König, so wurde
Gesandten am 10. August 1667 eröffnet, wolle gern
dem Herzog und allen andren Kurfürsten und Für

---

4) Carlson, Geschichte Schwedens, IV, 497.

5) Bayr. Staatsarchiv. Kasten blau 60/9. Acta, worinnen Correspondenzen mit verschiedenen Gesandten, als in Frankreich, H zu Wien, Regenspurg, Mayntz, Stockholm und anderen befindlich, . bis 1670.

seines Hauses in nähere Verbindung treten; man möge nur ohne Verzug Ort und Zeit für den Zusammentritt von Gesandten festsetzen. Bezüglich der polnischen Angelegenheit hege der König den aufrichtigsten Wunsch, dem Pfalzgrafen nützlich zu sein, wofür er sich der Anerkennung seines Erbrechts auf Jülich und Cleve versehe.[6])

Philipp Wilhelm entfaltete nun, wie sich aus den vorhandenen Depeschen ersehen lässt, angestrengte Thätigkeit, um seiner Bewerbung neue Freunde zu gewinnen. Er erhielt denn auch vom kaiserlichen, wie vom französischen Cabinet die schmeichelhaftesten Versicherungen. Ludwig XIV. liess sich sogar durch einen Vertrag vom 27. Juni 1668 auf positive Verpflichtungen ein.[7]) Auch der zwischen Schweden und Brandenburg im vorigen Jahre geschlossene Vertrag wurde erneuert, und Philipp Wilhelm selbst trat dem Bündniss bei (6. Mai 1668).[8])

Als jedoch im September 1668 die Abdankung König Johann Kasimir's wirklich erfolgte, trat sofort zu Tage, dass fast ausnahmslos die glänzenden Verheissungen nur, um einen Ausdruck Pomponne's zu gebrauchen, „propter speciem" gemacht waren. Frankreich agitirte in Warschau für den Herzog von Condé, die kaiserliche Gesandtschaft empfahl zwar offiziell die Wahl des Pfalzgrafen, aber Niemand konnte im Zweifel sein, dass der Kaiser den Herzog von Lothringen begünstige.[9]) Auch die Haltung des Kurfürsten von Brandenburg war zweideutig. „Ihro Königliche

6) B. St.-A. K. bl. 46/8. Correspondenz Sr. Churfürstl. Durchlaucht zu Pfalz mit Sr. Majestät in Schweden, 1654—1743. Erklärung der Königin Hedwig Eleonore auf das Anbringen der pfalz-neuburgischen Gesandten, vom 10. August 1667.

7) Zeitschrift für Bayern, Jahrg. 1816, IV, 173.

8) B. St.-A. K. bl. 46/8. „Actum Holmiae 6. Mai 1668".

9) Stumpf, Philipp Wilhelm's, Pfalzgrafen etc. Bewerbung um die polnische Königskrone, in der Zeitschrift für Bayern, Jahrg. 1816, I, 1.

Majestät von Schweden", schrieb der Reichsfeldherr Graf Wrangel an Philipp Wilhelm, „glauben, dass des Churfürsten von Brandenburg Benehmen in der polnischen Sache nachdenklich erscheine, dass er mit Frankreich unter einer Decke stecke". Nur Schweden fuhr fort, die Bewerbung des Herzogs zu unterstützen, und dieser war unablässig bemüht, Herrn de la Gardie und andere einflussreiche Beamte in Stockholm in ihrer „favorablen Gesinnung" zu erhalten.[11]) Das Project der Hausunion wird jedoch nicht mehr ausdrücklich erwähnt. Die politische Lage war ja einer solchen Conjunctur so ungünstig wie möglich, denn das Verhältniss Bayerns zu Kurpfalz gestaltete sich immer unfreundlicher. Am 20. März 1668 wurde sogar zwischen Bayern und Kurmainz ein Schutz- und Trutzbündniss vereinbart, in Folge „des bedenklichen Armirens der Churfürstlichen Durchlaucht zu Pfaltz, das den benachbarten Fürsten begreiflicherweise jalousie einflösse".[12])

Allein auch das polnische Project des Herzogs schlug fehl. Polen war, wie gewöhnlich, in Folge von Bestechung der wahlberechtigten Edelleute die Beute wilder Wahlumtriebe, ja sogar blutige Händel zwischen der Neuburgischen und der Lothringischen Faction blieben nicht aus. Gerade dieses Uebermass von Parteileidenschaft führte jedoch einen plötzlichen Umschwung herbei. Man einigte sich dahin, die Krone keinem der beiden vom Ausland begünstigten Bewerber, sondern einem einheimischen Edelmann, Michael Wisniowiecki, zu übertragen. Am 11. Juli 1669 schreibt Philipp Wilhelm resignirt an Hedwig Eleonora, sie werde

---

10) B. St.-A. K. bl. 59/6. Correspondenz mit verschiedenen k. Schwedischen Ministern, Generälen und Gesandten, 1655—1675. Brief Wrangel's vom 28. September 1668.

11) Ebenda. Zahlreiche Briefe an de la Gardie, Wrangel, Gierschenstirn, Habbäus u. A.

12) Zeitschrift für Bayern, Jahrg. 1816, IV, 170.

vohl schon selbst erfahren haben, dass das Wahlwerk ganz unverhoffter Dingen und gegen alles Vermuthen urlötzlich" ungünstigen Wechsel erlitten habe; ihm bleibe ur noch übrig, der Krone Schweden aufrichtig zu danken, ass sie ihre „zu Erhebung des Stammhauses glorie und astre tragende Pflicht" so gewissenhaft und tapfer erfüllt abe. Darauf wünscht ihm die Königin Glück, weil er die vidrige Begegnung mit so freiem und wohl vergnügtem Gemüthe passire; immerhin sei es ein Trost, alle Fürsten Europa's darüber einig zu sehen, dass Philipp Wilhelm der würdigste, eine solche Krone zu tragen.[13]).

Von dem Allianzproject ist nicht mehr die Rede. In Stockholm hatte sich gegen den übermächtigen Reichskanzler eine Oppositionspartei erhoben, der es gelang, für den Augenblick den französischen Einfluss zurückzudrängen. Im April 1668 schloss Schweden mit England und Holland Allianz, um den Erfolgen der französischen Waffen in Spanien ein Ziel zu setzen. Es hatte den Anschein, als wolle Schweden hiermit in die Reihe der erklärten Feinde Frankreichs treten, allein in Wahrheit bedeutete die Schwenkung nur einen kurzlebigen Sieg der conservativen Partei im Kronrath, der bald wieder durch neue Strömungen jegliche Bedeutung verlor. Unermüdlich trachtete die französische Staatskunst, die in dieser Epoche ihre glänzendsten Erfolge aufzuweisen hat, durch verschiedenartigste Einwirkung auf die betheiligten Höfe jene Tripelallianz zu sprengen. Am raschesten glückte ihr dies in Stockholm, wo Pomponne, unterstützt durch finanzielle Verlegenheiten der Regierung, die nur durch französische Subsidiengelder gehoben werden konnten, aber-

13) B. St.-A. K. bl. 46/8. Correspondenz Sr. Churfürstl. Durchaucht zu Pfalz mit Sr. Majestät in Schweden, 1654—1753. — Uebrigens iess der Herzog auch dem Kurfürsten von Brandenburg versichern, er risse gar wohl, dass der Kurfürst sein einziger treuer Freund, „da ihn lle Anderen verrathen und verkauft hatten". (Droysen, III, c, 263.)

mals den Boden für ein französisches Bündniss ebnete. A
4. April 1672 wurde ein Traktat unterzeichnet, der angel
lich nur Aufrechthaltung des Westfälischen Friedens ve
bürgen sollte; es war aber kaum noch zweifelhaft, dass
zu feindlichen Unternehmungen gegen die bisherigen Bund
genossen Schwedens führen werde.[14])

Das schwedische Cabinet war jedoch nicht gesonn
ein für allemal auf jedes Ansinnen des Bundesgenoss
bereitwillig einzugehen und die Eroberungspolitik Kön
Ludwig's zu unterstützen. Es strebte vielmehr darnac
sich, so gut es ging, freie Hand zu wahren und die durc
das Bündniss eingegangenen Verpflichtungen dadurch abz
schwächen, dass möglichst zahlreiche Freunde in's Ver
trauen gezogen und zur Mitwirkung für Aufrechthaltun
des Friedens gewonnen würden. Zunächst galt es, die ver
wandten deutschen Fürsten diesen Plänen zugänglich z
machen: ein Bund aller Wittelsbacher wäre stark genu
gewesen, nicht nur die Beschlüsse des deutschen Reichstag
nach Belieben zu lenken, sondern auch auf die kaiserlich
wie auf die französische Politik wirksamen Druck auszu
üben.

Im Sommer 1672 ging der schwedische Bevollmächtigt
in Frankfurt, Arenten, in vertraulicher Mission nach Düsse
dorf. Dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm, auf dessen gute
Willen und Eifer die schwedische Regierung das festest
Vertrauen setzte, wurde zuerst der zwischen Frankreic
und Schweden geschlosse Vertrag enthüllt und zugleich da
Anerbieten unterbreitet, dem Bündniss beizutreten. De
Herzog erklärte sich auch sofort dazu bereit, gab aber de
lebhaften Wunsch zu erkennen, es möchte auch der Kur
fürst von Bayern „als auch einer vom Haus" in's Vertraue

---

14) Carlson, IV, 555.

gezogen werden.[15]) Er wartete nicht ab, ob Schweden diesem Wunsche Rechnung tragen wolle, sondern schickte umgehend eine Abschrift des Vertrags nach München, mit der Erklärung, er sei zum Eintritt in's Bündniss bereit, wenn auch die verwandten Häuser sich solchem Anschluss geneigt zeigen würden.[16])

Allerdings hatte sich am Münchner Hofe seit einigen Jahren ein Umschwung vollzogen, der den eingeweihten Herzog hoffen liess, dass sein Anerbieten fruchtbaren Boden finden werde. Auch Kurfürst Ferdinand Maria hatte der Lockung, durch französische Subsidiengelder den durch einen prunkvollen Hofhalt erwachsenen finanziellen Schwierigkeiten abzuhelfen, nicht zu widerstehen vermocht. Am 17. Februar 1670 ging er mit Frankreich einen Vertrag ein, der die unselige Politik Bayerns inaugurirt, die ein volles Jahrhundert hindurch dem gefügigen Bundesgenossen Frankreichs so schmerzliche Blutopfer auferlegte. Zum Erstenmal wird hier Frankreichs Unterstützung in Aussicht gestellt, um gewisse Ansprüche auf österreichische Landestheile durchzusetzen, und zu Aufstellung einer grösseren Truppenmacht eine jährliche Subsidienzahlung von 800,000 Gulden zugesichert.[17]) Der hiermit eingeschlagenen Politik getreu verstand sich der Kurfürst, als der Krieg zwischen Frankreich und Holland ausbrach, auch zu einem neuen Vertrag, wonach er im bevorstehenden Feldzug das Erzstift Köln

---

15) B. St.-A. K. bl. 68/5. Acta, Correspondenz mit Puffendorff und anderen königlich schwedischen Residenten zu Wien, Köln, Haag, Frankfurt etc. betr., 1672—1675. Schreiben des Herzogs Philipp Wilhelm an Johann von Arenten vom 6. Juli 1672.

16) B. St.-A. Kasten schwarz 291/15. Correspondenz, die Allianz zwischen Frankreich und Schweden, wozu auch Bayern eingeladen wird, betr., 1672—1676. Brief Philipp Wilhelm's an Kurfürst Ferdinand Maria vom 11. Juni 1672.

17) Zeitschrift für Bayern, Jahrg. 1816, IV, 186.

gegen die Holländer decken sollte.[18]) Philipp Wilhelm, der selbst, durch französische Subsidien bewogen, einen Neutralitäts- und Freundschaftsvertrag abgeschlossen hatte,[19]) kannte die in München vollzogenen Abmachungen, konnte also mit Bestimmheit erwarten, dass auch das schwedische Project, das „bei Gott und allen Heiligen" nur darauf abziele, dass der Friede conservirt und das Reich nicht in die holländischen Händel verwickelt werde, in Bayern auf „geneigte sentiments" stossen werde.

Die bayrische Regierung richtete zunächst an den Kurfürsten von Köln vertrauliche Anfrage, was er über die angebotene Allianz denke.[20]) Die kritische Lage fordere zu ernstester Erwägung auf. Was könne Bayern, was könne Köln veranlassen, sich um der holländischen Händel willen in Krieg verwickeln zu lassen? Schon verlaute immer bestimmter, dass der Kaiser und Brandenburg mit Holland gemeinsame Sache machten und Truppen zusammenzögen, — dadurch sei unvermeidlich der Westfälische Friede gefährdet. Nicht wer sich der jeweiligen aggressiven Politik des Kaisers anschliesse, sondern wer für Aufrechthaltung des Friedens wirke, sei als treues Mitglied des Reichs zu betrachten! In Köln war man denn auch mit solcher Ansicht durchaus einverstanden. Hier regierte ja nicht so fast der Kurfürst, als vielmehr der Domherr Landgraf Wilhelm von Fürstenberg, der in französischem Sold stand und dem französischen Interesse jede andere Rücksicht opferte. Schon am 11. Juni 1671 war mit Frankreich ein Neutralitätsvertrag geschlossen worden, durch dessen geheime Artikel der französischen Streitmacht freie Operation im erzstiftischen Gebiet eingeräumt war. Ein besonderer Vertrag sicherte der Familie

---

18) Ebenda, IV, 198. Vertrag d. d. 27. Mai 1672.

19) Ebenda, IV, 200. Vertrag d. d. 7. Juli 1672.

20) B. St.-A. K. schw. 291/15. Schreiben an Kur-Köln vom 28. Juni 1672.

Fürstenberg einen bedeutenden Antheil an der erwarteten holländischen Beute. Unter solchen Verhältnissen lautete natürlich die Antwort auf die von Bayern gestellte Anfrage: der Anschluss an die französisch-schwedische Allianz erscheine ebenso loyal, wie unbedenklich.[21])

Sogar am kurpfälzischen Hofe hatte französisches Gold Eingang gefunden. Karl Ludwig, der bisher als Gegner des mächtigen Nachbarstaats gegolten hatte, gab unerwartet 1671 zur Vermählung seiner einzigen Tochter Elisabeth Charlotte mit dem Bruder des Königs von Frankreich seine Zustimmung, was auf einen Umschwung der auswärtigen Politik des Heidelberger Hofes zu deuten schien.[22]) Als immer bestimmter zu Tage trat, dass der Krieg zwischen Frankreich und Holland nicht localisirt bleiben werde, war Karl Ludwig in der That dem Plan einer engeren Verbindung mit Frankreich — nationale Politik, patriotische Ideen dürfen wir ja in jenem Jahrhundert an keinem deutschen Hofe zu finden erwarten, eifersüchtige Rivalität und kleinlicher Egoismus leitete die Politik des Kaisers, wie der Reichsstände! — nicht abgeneigt. Als der Kaiser forderte, dass seinen Truppen der Durchzug durch die Pfalz gestattet werde, lehnte der Kurfürst das Ansinnen rundweg ab.[23]) Schon 1670 hatte Fürstenberg als diplomatischer Schildträger Ludwig's XIV. in Heidelberg mit Glück gearbeitet. Er hatte sich auch erboten, einen friedlichen Ausgleich bezüglich des Vikariats mit Bayern zu vermitteln, und Karl Ludwig hatte nachgiebigere Gesinnung durchblicken lassen. Mit Vergnügen habe er vernommen, dass von Seite Bayerns mehr Gewicht auf die Titelfrage gelegt werde; ihm aber sei es nur um die Sache, um sein gutes Recht zu thun, und da

21) Ebenda. Antwort des Kurfürsten von Köln vom 9. Juli 1672.

22) Droysen, III, c, 365.

23) Häusser, II, 627.

der als patriotischer Diplomat so hochberühmte Herr
ıdgraf des Einigungswerkes annehmen wolle, werde es
her zu Stande kommen! Darauf erörtert er seine Forder-
ıgen an Bayern. Hauptsächlich sei bezüglich der von
urpfalz losgerissenen oberpfälzischen Aemter, sowie wegen
er an die kurpfälzische Hofkammer zu zahlenden Summen
Genugthuung zu leisten. Falls sich Bayern dazu verstehen
wolle, stehe der Hausunion Nichts mehr im Wege; mit
vereinten Kräften könne man dann alle von andren Mächten
streitig gemachten Hausrechte zur Geltung bringen und so-
gar Kaiserlicher Majestaet beachtenswerthe Winke geben
sowie neue, für die Wittelsbachischen Hauptlinien geltende
Erbverträge abschliessen.[24])

Nicht minder eifrig war Philipp Wilhelm von Neuburg
thätig, das Bündniss, „das ganz allein noch den höchst
nothwendigen Ruhestand im heiligen römischen Reich sta-
biliren könne", zum Abschluss zu bringen. Während im
Fürstenbergischen Project nur Zusammenfassung von Bayern,
Pfalz und Köln in Aussicht genommen wird, legt der Neu-
burger das Hauptgewicht auf den Beitritt Schwedens. Er
unterhielt desshalb mit dem einflussreichen Reichszeugmeiste
Graf Gustav Oxenstierna, und mit den schwedischen Re
denten im Reich regsten Verkehr. Hauptsächlich verhand
er mit dem Gesandten in Frankfurt, Arenten.[25]) Es v
dabei wiederholt betont, dass man Feindseligkeit gegen
Kaiser nicht im Schilde führe, ja es wird der Hoffnung
druck gegeben, der Kaiser selbst werde das Bündnis
heissen und bestätigen. Diese Erwartung hatte auc

---

24) B. St.-A. K. bl. 89/3. Correspondenz zwischen Chur
Pfalz-Neuburg, die gefährlichen damaligen Kriegsconjunctu
1672—1673. Schreiben des Kurfürsten von der Pfalz an
grafen Wilhelm von Fürstenberg vom 17. Dezember 1670.

25) B. St.-A. K. bl. 68/5. Correspondenz mit Puffe
anderen k. schwedischen Residenten etc., 1672—1675.

wisse Berechtigung. Es war noch keineswegs entschieden, f welche Seite sich Kaiser Leopold im bevorstehenden iege schlagen werde. Noch hatte der französische Gendte Gremonville Wien nicht verlassen. Der einflussreichste inister in Wien, Fürst Lobkowitz, hegte französische Symthien; der Kaiser selbst, ohnehin mit den ungarischen igelegenheiten vollauf beschäftigt, machte kein Hehl daraus, ss ihm der Schutz der ketzerischen Holländer nichts weger als eine Herzenssorge. Auch nach Eröffnung des Feldgs durch Offensivbewegungen französischer Truppen und otz dringender Mahnungen des Kurfürsten von Brandenrg konnte sich das Wiener Cabinet noch geraume Zeit entschiedenem und entschlossenem Handeln nicht auffen, und der Herzog von Neuburg war mittels seiner freundhaftlichen Beziehungen zu den Jesuiten in Wien über die immung der massgebenden Kreise gut unterrichtet.[26])

In den ersten Septembertagen 1672 ging Arenten nach ünchen, um den Beitritt dieses Hofes zur Allianz zu beeiben. Philipp Wilhelm hatte auf die Ankunft des Gendten vorbereitet und zugleich die Mittheilung einfliessen ssen, dass er selbst im Lager zu Boxtel nahe an der Grenze ines Herzogthums mit dem allerchristlichsten König eine nterredung hatte. Er weiss nicht genug zu rühmen, wie cliniret für das römische Reich und für den Frieden der önig sich geäussert habe: jetzt nur noch auf das kaiserche Cabinet den entsprechenden Druck und die drohende etterwolke werde am Reiche vorüberziehen![27]) In ähnchem Sinn sprach der schwedische Gesandte in München. Stockholm trage man lebhaftes Verlangen, mit dem iserlichen Hofe in Frieden und Freundschaft zu leben;

---

26) Wagner, Historia Leopoldi imperatoris, 425.

27) B. St.-A. K. schw. 291/15. Briefe des Herzogs Philipp Wiln an den Kurfürsten von Bayern vom 3. und 13. August 1672.

man habe diesem sogar ein Bündniss angeboten, aber d
Verhandlungen seien an der Unentschiedenheit des Wien
Cabinets gescheitert. Darauf habe man mit Spanien unt
handelt, allein Graf Nunez sei im entscheidenden Augenbl
ohne Instruction gewesen, — kurz, um nicht in der Stun
der Gefahr von Freunden gänzlich entblösst zu sein,
die Krone Schweden nothgedrungen auf das Bündniss m
Frankreich eingegangen. Noch kehre sich aber diese Ve
bindung durchaus nicht feindlich gegen Kaiser und Reic
und wenn nur der Kurfürst als eine der vornehmsten Stütze
des Reichs sich zum Beitritt entschliessen könnte, wer
ohne Zweifel der Friede gerettet sein.[28] Gleichzeitig m
dem Schweden verweilte auch ein ausserordentlicher Ge
sandter Frankreichs, Roberte de Gravell, in München. Auc
dieser überbrachte ein lateinisch abgefasstes Memorandum
worin König Ludwig die von ihm eingeschlagene Politi
zu rechtfertigen sucht. Es dränge den König, — die Au
drücke könnten nicht schmeichelhafter gewählt sein, — se
Herz vor seinem wahren Freunde, Bayerns würdigem Fürste
auszuschütten und die heilige Versicherung zu geben, w
es sein innigster Wunsch sei, mit Kaiser und Reich i
Frieden zu leben. Der Brandenburger aber wolle um jed
Preis Aufruhr und Krieg, und da der Kaiser noch imm
zaudere, sei für Frankreich nichts Anderes übrig gebliebe
als zu eigenem Schutz deutsches Gebiet zu besetzen. I
aber offenbar der Brandenburger zuerst den Frieden g
brochen habe, nehme König Ludwig als Garant des Wes
fälischen Friedens die Waffenhilfe des Kurfürsten von Baye
in Anspruch.[29]

28) Ebenda. Schriftliches Anbringen des schwedischen Gesand
Arenten d. d. München 29. August 1672.

29) Ebenda. Memorandum des französischen Gesandten Robe
de Gravell d. d. Monachii 6. Sept. 1672.

Nach den vorausgegangenen vertraulichen Eröffnungen an Kurköln muss überraschen, dass sich Kurfürst Ferdinand Maria jetzt, da es sich um entschiedene Parteinahme handelte, mit einem Mal gar kühl und reservirt verhielt. An Aufmerksamkeiten habe man es zwar in München nicht fehlen lassen, klagt Arenten seinem Gönner Philipp Wilhelm, allein ausser einer ziemlich vag lautenden Erklärung habe er nichts erlangen können.[30]) In jenem nicht einmal vom Kurfürsten, sondern nur vom Minister Grafen Berchem unterzeichneten Schriftstück vom 6. September 1672 wird dem Entschluss der schwedischen Regierung, das westfälische Friedensinstrument zu vertheidigen, begeistertes Lob gezollt, auch die Versicherung gegeben, der Kurfürst wünsche nicht minder sehnlich, dass das römische Reich „ausser frembden Händen gehalten werden möge," — aber der angesonnene Beitritt zum Bündniss sei eine zu wichtige Sache, als dass man sich ohne reiflichste Ueberlegung dazu entschliessen dürfe.[31]) Ebenso geschraubt und gewunden lautet die „Antwort auf den Vorschlag des Bevollmächtigten des allerchristlichsten Königs." Der Kurfürst habe mit Entzücken vernommen, welch friedliche Gesinnung Ihro Majestät hege, denn nichts gebe herrlicheres Zeugniss von Grossmuth und Edelsinn, als im Waffenglück Gleichmuth und friedliche Gesinnung zu bewahren. Was der König vom Kurfürsten wünsche, sei bereits früher geschehen: auf die erste Kunde von Vereinigung der kaiserlichen Truppen mit den brandenburgischen habe er aus eigenem Antrieb in Wien gegen ein so gefährliches Wagniss Vorstellungen erhoben, denn unter allen Umständen müsse abgewendet werden, dass um der undankbaren und keinen Dank ver-

30) B. St.-A. K. bl. 68/5. Schreiben Arenten's an den Herzog von Neuburg vom 14. September 1672.

31) B. St.-A. K. schw. 291/15. Antwort auf des k. schwedischen Gesandten Anbringen vom 6. September 1672.

dienenden Holländer willen der Krieg in's deutsche Re
übertragen werde. Für des Kurfürsten von Brandenb
Friedensstimmung glaube er sich verbürgen zu könn
wenn Frankreich die zu Brandenburg gehörigen fes
Plätze im Cleve'schen zurückgeben wollte, werde Alles n
gut werden, er, der Kurfürst, wolle mit gröster Fre
hüben und drüben den Frieden vermitteln.[32]) Der im M
morandum des Gesandten kategorisch verlangten Bereits
lung bayrischer Truppen wird gar nicht Erwähnung geth
Damit war ausgesprochen, dass sich Bayern durch die frü
mit Frankreich eingegangenen Verträge nicht mehr
bunden erachte und wenigstens offenes Auftreten gegen
Kaiser und Brandenburg ablehne. Offenbar war Kurfü
Ferdinand Maria, ohnehin allen nach seinem Bedünken
waltsamen Entschlüssen abgeneigt, durch Vorstellungen
habsburgischen Parteigänger an seinem Hofe eingeschü
tert; auch die Besetzung cleve'schen Gebiets durch fr
zösische Truppen hatte ihn peinlich berührt. Das Schreib
worin er vor dem Herzog von Neuburg sein Verhalten
genüber den Gesandten Frankreichs und Schwedens rec
fertigt, giebt von dieser ängstlichen Stimmung Zeugni
er habe sich auf so angenehme Vorschläge nicht eingelass
„da sonderbar an dem kaiserlichen Hoff dieses foedus
so richtig nit gehalten wirdt.“ [33])

Ohne Trost auf günstigere Wendung war jedoch Arent
nicht aus München geschieden. Der Kurfürst, bericht
der Gesandte an Philipp Wilhelm, trage zwar Scheu, si
etwa durch Beitritt zum Bündniss in Krieg verwickelt
sehen, hege dagegen lebhaftes Interesse für die Hausunio
er selbst habe den Vorschlag gemacht, dass alle betheiligt

---

32) Ebenda. Resolutio ad propositionem christ. regis ablega
d. d. 11. Sept. 1672.

33) Ebenda. Schreiben des Kurfürsten von Bayern an Herz
Philipp Wilhelm vom 13. Sept. 1672.

Fürsten Gesandte nach Ulm schicken sollten, um durch Conferenzen die letzten Hindernisse der Vereinigung zu beseitigen.[34]) Ohne einen Etiquettestreit, der ja bei keiner Episode des siebzehnten Jahrhunderts fehlen darf, ging es auch diesmal nicht ab. Wegen der Titulatur des Königs von Schweden und des Kurfürsten von Bayern wurden ziemlich gereizte Erklärungen gewechselt, bis Dank der Bemühungen Philipp Wilhelm's ein Ausgleich stattfand, dem König wurde der Titel Majestät, dem Kurfürsten die Anrede Serenissimus zugestanden. Dann erst konnten die Verhandlungen weiter geführt werden.[35])

Es galt nun, auch Kurpfalz für das Einungswerk zu gewinnen. Philipp Wilhelm übernahm auch hier die Vermittlung. Bayern, Köln und Neuburg, schreibt er am 21. August an Karl Ludwig, seien bereits wegen des Vicariats und andrer streitiger Punkte übereins gekommen, es fehle also nur noch die Zustimmung von Kurpfalz, um die Union perfect zu machen. „Unser Haus kann sich durch engere Zusammentretung und feste Beisammenhaltung in solche consideration setzen, dass es nicht allein seine eigene Sicherheit darbey finden, sondern auch dem gemeinen Wesen guten Dienst leisten wird.“ [36]) Karl Ludwig verhielt sich scheinbar keineswegs von vornherein ablehnend. Er habe schon dem schwedischen Minister Bluhm erklärt, dass er für seine Person gar kein Bedenken trage, dem schwedisch-französischen Bündniss, sowie eventuell einer Hausunion beizutreten; Aufgabe der alliirten Fürsten werde es dann sein, die Mediation zu übernehmen, denn Theilnahme des Reichs am niederländischen Krieg wäre Thorheit und

34) B. St.-A. K. bl. 68/5. Schreiben Arenten's an Herzog Philipp Wilhelm vom 25. Sept. 1672.

35) Ebenda. Schreiben des Herzogs an Arenten vom 28. Sept. 1672.

36) B. St.-A. K. bl. 89/3. Brief des Herzogs Philipp Wilhelm an den Kurfürsten von der Pfalz vom 21. August und 10. Sept. 1672.

Verderben.[37]) Darauf spricht Philipp Wilhelm seine Freude aus, den hochverehrten Vetter so wohl intentionirt zu finden, und bittet, Bevollmächtigte zu ernennen und abzuschicken, da demnächst die Unterhandlungen in Ulm beginnen sollten.[38]) „Es wäre doch zu unverantwortlich, wann man dem Untergang des geliebten Vatterlands mit zusammengeschlossenen Armen zusehen und gleichsam als von einem lethargo überfallen, sich nicht einmal rühren, noch zu applicirung dienlicher Arzney die Händt ausstrecken wollte."[39]) Die gleiche Mahnung, durch rasche Einigung eine Mediation zu ermöglichen, wurde an Bayern gerichtet.

Trotz aller bündigen Versicherungen und glatten Worte schritt jedoch das Bundeswerk nur langsam vorwärts. Bald lief aus Heidelberg die Klage ein, dass Bayern keinen Ernst zeige, da es die zwischen den betheiligten Staaten kursirenden Schriftstücke so lang zurückhalte.[40]) Dagegen gab Bayern dem Verdacht Ausdruck, der Pfälzer intriguire im Rücken der Stammesgenossen am Wiener Hofe gegen das Bundesproject.[41]) Kurz, die seit Jahrhunderten festgewurzelte Eifersucht zwischen Bayern und Pfalz kam bei jeder Gelegenheit wieder zum Ausbruch. Obwohl Alle des Hauses Wohlfahrt im Munde führten, hegte Jeder gegen Jeden Misstrauen und Argwohn. Es fehlte nicht viel, so hätte sich auch Philipp Wilhelm verstimmt von allen Verhandlungen zurückgezogen, denn er fühlte sich verletzt, dass der schwedische Bevollmächtigte am Reichstag zu

---

37) Ebenda Antwort des Kurfürsten von der Pfalz vom 12. Oktober 1672.

38) Ebenda. Antwort des Herzogs von Neuburg vom 2. Nov. 1672.

39) Edenda. Brief des Herzogs von Neuburg an Karl Ludwig vom 16. Nov. 1672.

40) Ebenda. Schreiben Arenten's an Philipp Wilhelm vom 20. Oktober 1672.

41) Ebenda. Antwort Philipp Wilhelm's vom 26. Okt. 1672.

gensburg, Bluhm, als stimmberechtigtes Mitglied des nach
ln berufenen Friedenscongresses nicht auch Pfalz-Neuburg
Vorschlag brachte. Er führte über solche Vernach-
sigung am schwedischen Hofe bittere Klage [42]) und
chte seinem Missmuth auch in einem Schreiben an
enten Luft. Er sei des ewigen Umherbettelns herzlich
de und wolle sich nicht länger plagen, denn es habe
n ja bereits deutlich gezeigt, „dass dasjenige Project,
lches man zuerst auf's Tapet geworfen, den erwünschten
ntus zu des allgemeinen Wesens Besten nicht nach sich
ben wollen, sondern die meisten, von deren access man
ffnung gehabt, zweifelhaft blieben.“ [43]) Der schwedischen
gierung war jedoch daran gelegen, den thätigen Bundes-
nossen nicht zu verlieren. Je fester sich der Kaiser den
neralstaaten anschloss, desto wichtiger war es für Frank-
ch und Schweden, wenigstens einige einflussreiche Reichs-
nde auf ihre Seite zu ziehen. Allerorten im Reich
ren desshalb schwedische Gesandte thätig, um für Bünd-
ss oder Mediation Freunde zu gewinnen. Ehrensteen
rkte dafür auf dem zu Köln eröffneten Congress, Bluhm
i Reichstag zu Regensburg, Arenten besuchte die süd-
itschen Höfe, Pufendorf machte in Wien den letzten
rsuch, von Theilnahme am holländischen Krieg zurück-
ialten. Mit allen diesen Diplomaten stand Philipp
lhelm in Briefwechsel, in alle Geheimnisse war er ein-
veiht, an allen Höfen hatte er Vertrauensmänner, —
sen Bundesgenossen durfte man nicht verloren geben.
nigin Hedwig Eleonora erwiderte denn auch sofort,
hts liege der schwedischen Regierung ferner, als Miss-
tung oder Beleidigung des werthesten Freundes, der

42) Ebenda. Schreiben Philipp Wilhelm's an König Karl von
weden vom 30. Nov. 1672.

43) Ebenda. Schreiben Philipp Wilhelm's an Arenten vom 10.
. 1672.

sich wie kein Anderer ebenso um Schweden, wie um das allgemeine Wohl Europa's unsterbliches Verdienst erworben habe.[44]) Bluhm wurde angewiesen, dem Herzog jede geforderte Ehrenerklärung zu geben. Nichts Anderes, versicherte der Diplomat, habe ihn bewogen, den treuesten Bundesgenossen Schwedens zu übergehen, als die Besorgniss, dass das evangelische corpus Protest erheben könnte, wenn man ein so wichtiges Werk ausschliesslich katholischen Fürsten überlassen wollte.[45])

Im Jänner 1673 konnten endlich die Conferenzen in Ulm eröffnet werden. Wer jedoch auf die Instruction, die Karl Ludwig seinen Mandataren, Caspar Freiherrn von Borcke auf Falkenburg und Dr. Gerhard Schreiber, mitgab, einen Blick hätte werfen können, würde ohne Weiteres die Ueberzeugung gewonnen haben, dass dieser Ulmer Tag erfolglos verlaufen müsse. Weder in Bezug auf den Vikariatstreit, noch auf die Hausunion durften Erklärungen ohne Klauseln, die jegliche Bedeutung des Votums wieder aufhoben, abgegeben werden. Aus jeder Zeile lassen sich Misstrauen und Abneigung gegen Bayern herauslesen. Forderungen in Fülle, aber keine Zugeständnisse! Alle diejenigen Mitglieder des Hauses, die im laufenden Saeculum an Land und Leuten Gewinn erzielt hatten, sollten an die Pfalz, die ja doch das Haupt des Hauses sei, aber nur Verluste zu beklagen habe, jährliche Subsidien reichen; ausserdem sollten die ihr entrissenen oberpfälzischen Aemter zurückgegeben werden. Dagegen könne sich Kurpfalz der örtlichen Beschaffenheit halber zur Stellung von Truppen nicht verpflichten, sondern nur gute Verwahrung der festen Plätze in Aussicht stellen. Zu den Hausverträgen sei ausser Bayern und Pfalz nur

44) Ebenda. Schreiben der Königin Hedwig Eleonora an Philipp Wilhelm vom 30. Dez (älterer Zeitrechnung) 1672.

45) B. St.-A. K. bl. 59/6. Schreiben Reinhold Bluhm's an Philipp Wilhelm vom 6. Febr. 1673.

noch Pfalz-Neuburg Zutritt zu gewähren, der König von Schweden aber, sowie der Kurfürst von Köln seien nur in ihrer Eigenschaft als Pfalzgrafen bei Rhein zuzulassen.[46]) Ebensowenig war Bayern, das durch Rudolf von Wämpl in Ulm vertreten war, gesonnen, auf erhebliche Abtretungen oder Zahlungen einzugehen. Nach bayrischer Auffassung handelte es sich nicht so fast um einen Bund der Familienglieder unter sich, als um Beitritt zur schwedisch-französischen Allianz. Seit Kurzem hatte am Münchner Hofe wieder die französische Partei, als deren Haupt der schlaue Vicekanzler Kaspar Schmid galt, die Oberhand gewonnen, und was wenige Monate vorher abgelehnt worden, gedieh am 14. Jänner 1673 zum Abschluss: ein neuer Vertrag mit Frankreich, wodurch sich Bayern zu Vertheidigung des Westfälischen Friedens im Allgemeinen und speciell zu Vermehrung seiner Streitkräfte verpflichtete.[47]) Dagegen wurden die Beziehungen des Heidelberger Hofes zu Frankreich von Tag zu Tag gespannter. Der Uebermuth und die Raublust der französischen Truppen, die in der Pfalz wie in Feindesland hausten, brachten zu Wege, was den Vorstellungen des kaiserlichen Hofraths nicht gelungen war: Karl Ludwig suchte sich wieder dem Wiener Hofe zu nähern. Wie sich auch aus den geheimen Kabinetspapieren ersehen lässt, war er also von vorneherein nicht Willens, den Ulmer Debatten ernstere Bedeutung beizumessen. Er liess auch ausdrücklich dem Kurfürsten von Brandenburg die beruhigendsten Versicherungen übermitteln; Beschickung des Ulmer Tags habe er zwar nicht ablehnen können, aber es werde dort nur über Beilegung des Vikariatstreites, keinesfalls über andere

46) B. St.-A. K. bl. 89/3. Instruction für den Reichstagsgesandten Caspar Freiherrn von Borck auf Falkenburg und Dr. Gerhard Schreiber bei dem zu Ulm angesetzten Tag wegen Vereinigung beider Chur- und fürstlichen Häuser Bayern und Pfalz, d. d. 4. Jänner 1673.

47) Zeitschrift für Bayern, Jahrg. 1816, IV, 213.

Fragen oder etwa gar über Bündnisse mit auswärtigen Streiten verhandelt werden.[48])

Der Gegensatz der Ansichten und Absichten der Haupttheilnehmer an den Ulmer Konferenzen erklärt deren langsames Fortschreiten und schliessliches Scheitern zur Genüge. Als nach langem Hin und Wider ein Vergleichsproject aufgesetzt war, schrieb Karl Ludwig, der fortwährend den brandenburg'schen Oberpräsidenten Schwerin über die Ulmer Beschlüsse unterrichtete, an seine Gesandten, er habe „nicht ohne Nachdenken und Befremdung" von dem Project, das für Kurpfalz so ungünstig wie möglich laute, Kenntniss genommen. Was ihnen denn einfiele! Er könne wenigstens verlangen, Mitvicar zu werden, ein Adjunct Bayerns aber wolle er nimmer sein: das Project sei für ihn unannehmbar.[49])

Nun gab es neue Berathungen und Kämpfe, aber ein allseitig anerkannter Vergleich wollte nicht zu Stande kommen. Anfangs Juni gingen die Herren Räthe auseinander, ohne etwas Anderes, wie schätzbares Material nach Hause zu bringen. Am glücklichen Ausgang in futuro, versichert dessenungeachtet Philipp Wilhelm dem schwedischen Gesandten Ehrensteen, sei gar nicht zu zweifeln.[50]) Einen originellen Kontrast zu dieser optimistischen Aeusserung, wie zu den steifen, ceremoniösen Schriftstücken des diplomatischen Verkehrs überhaupt bildet ein unter die kurpfälzischen Kabinetspapiere gerathenes Schreiben des Sebastian Class, Gastgeb zum weissen Ochsen in Ulm, an die kurfürst-

---

48) B. St.-A. K. bl. 89/3. Schreiben des Kurfürsten von der Pfalz an den brandenburgischen Oberpräsidenten, Freiherrn von Schwerin, vom 11. Jänner 1673 ff.

49) Ebenda. Schreiben des Kurfürsten Karl Ludwig an die nach Ulm geschickten Räthe vom 31. März 1673.

50) B. St.-A. K. bl. 68/5. Schreiben des Herzogs Philipp Wilhelm an Ehrensteen vom 27. Juni 1673.

liche Hofkammer. Herr Class, in dessen Herberge sich die kurpfälzischen Gesandten einquartiert hatten, bittet, an seinem Gasthaus das pfälzische Wappen anbringen zu dürfen, wie dies seinem Concurrenten bezüglich des bayrischen Wappens gestattet worden sei. Gleichsam um seiner Bitte Nachdruck zu geben, fügt er bei, er könne nicht umhin, von einer zu grossem Verdruss der anwesenden bayrischen und neuburgischen Gesandten gelegentlich der Frohnleichnamsprozession in Ulm vorgefallenen lustigen Scene Mittheilung zu machen. Die ungeschickten Träger liessen nämlich den Baldachin, unter welchem der Herr Propst einherschritt, zu Boden fallen, wesshalb es schon an Ort und Stelle gar ärgerliche Worte absetzte. Noch stürmischer aber ging es bei dem Festmahl in der Propstei her, wozu auch die erwähnten katholischen Herren Gesandten invitirt waren, wo „die Pfaffen so hintereinander kamen, dass einer dem andern in die Haar gefallen und sich wohl geschlagen".[51]) Der Gastgeb wusste ohne Zweifel, dass seine von heller Schadenfreude dictirte Erzählung auch den kurpfälzischen Herren Räthen ergötzlich zu vernehmen sei, und desshalb kann das an und für sich bedeutungslose Schreiben als Beweis gelten, dass auch die Konfessionsverschiedenheit der Theilnehmer an den Ulmer Konferenzen und mittelbar der durch sie vertretenen Staaten ein nicht zu unterschätzendes Hinderniss der Einung war.

Im August 1673 ergriff nochmals Schweden die Initiative, um unter Wittelsbachischem Banner eine „dritte Partei in Europa" zu sammeln. Am 23. August wies König Karl seinen Gesandten in Köln an, mit dem neuburgischen Bevollmächtigten Wachtendonk in Unterhandlung zu treten, um endlich den Abschluss der Hausunion herbeizuführen;

---

51) B. St.-A. K. bl. 89/3. Schreiben des Gastgeb Class vom 11. Juni 1673.

dem Gesandten wird erlaubt, die weitreichendsten Zugeständnisse und Versprechungen zu machen.[52]) Auch der Reichskanzler de la Gardie schrieb am 29. August an Philipp Wilhelm, es sei der ernste Wille seines Königs, die Versöhnung von Pfalz und Bayern anzubahnen; wenn aber dies durchaus nicht gelingen sollte, wenn namentlich Kurpfalz hartnäckig darauf bestehen würde, nur sein Partikularinteresse zu vertreten, so möge doch von den andern Staaten der Anfang gemacht und der Pfalz einstweilen der Beitritt offen gelassen werden.[53])

In der That trat der feindselige Gegensatz schärfer denn je zu Tage. Bayern hatte am 14. Jänner 1673 den Allianzvertrag mit Frankreich erneuert; wenn auch diese Thatsache vielleicht noch anderen Höfen unbekannt war, so spielte doch der Herzog von Vitry am Münchner Hofe eine zu einflussreiche Rolle, als dass über die Stellung Bayerns noch ernste Zweifel hätten bestehen können. Auch mit Württemberg trat Bayern am 10. Februar 1673 „der in dem Reich besorgenden gefährlichen motuum halber" in Bündniss; am 12. Juni schloss sich diesem Vertrag auch Pfalz-Neuburg an.[54])

Als bald darauf (10. November 1673) König Michael von Polen starb, tauchte nochmals der Plan einer neuburgischen Bewerbung auf. Philipp Wilhelm richtete zuerst an den schwedischen Gesandten in Köln, Grafen Todt, eine bescheidene Anfrage. Es stehe zwar Angesichts der drohenden Kriegsgefahr Wichtigeres auf dem Spiel; „falls es aber dem publico zum Besten, der Krone Schweden zu

52) Ebenda. K. bl. 68/5. Schreiben König Karls an den Grafen Todt vom 23. August 1673.

53) Ebenda. Schreiben de la Gardie's an Philipp Wilhelm vom 29. August 1673.

54) Zeitschrift für Bayern, Jahrg. 1816, IV, 216.

gutem Dienst und dem gesammtem Haus zu förderlicher Aufnahme gereichte," wäre er entweder selbst bereit, als Bewerber in Warschau aufzutreten oder seinen ältesten Sohn, der sich ja allenfalls mit der verwittweten Königin vermählen könnte, zu bewegen, sich „zu sacrificiren." Schweden erklärte sich auch bereit, diese Pläne zu unterstützen.[55]) Am 5. Februar 1674 schrieb König Karl vertraulich an den Herzog, er wolle stets und in Allem nur mit seinem lieben Verwandten einmüthig handeln, und diese herzliche Zuneigung werde sich vor Allem in der polnischen Sache verspüren lassen. Allein gerade diesmal waren solche Wünsche und Bestrebungen aussichtslos, denn da die Wahl unmittelbar unter dem Eindruck des Sieges bei Choczim erfolgte, war es dem glorreichen Türkensieger Johannes Sobiesky ein Leichtes, über alle fremden Bewerber zu obsiegen (19. Mai 1674).[56])

Mehr und mehr schwand die Aussicht, die Ausdehnung des Krieges auf das deutsche Reich verhüten zu können. Der schwedische Gesandte in Wien, Esaias Pufendorf, spricht sich in den Briefen an Philipp Wilhelm ganz entmuthigt aus; er treffe am kaiserlichen Hofe nur verstockte Ohren, und wenn er endlich durchdringe, nur verkehrte und präoccupirte Sinnen; er wolle zwar fortfahren, pro salute Germaniae zu predigen, allein er hoffe nicht mehr auf günstige Wendung.[57])

Als sich der Neuburger im September nochmals an Karl Ludwig wandte und ihm hocherfreut mittheilte, wie

55) B. St.-A. K. bl. 68/5. Schreiben Philipp Wilhelm's an den Grafen Todt vom 17. Dezember 1673.

56) Ebenda. Schreiben König Karls an Philipp Wilhelm vom 5. Februar 1674.

57) Ebenda. Schreiben Pufendorfs an Philipp Wilhelm vom 7. September 1673.

ernst und eifrig Schweden die Hausunion betreibe, jetzt oder nie sei der Augenblick gekommen, dem alten hässlichen Streit zwischen Bayern und Kurpfalz ein Ende zu setzen, der Kongress zu Köln, wo alle Wittelsbachischen Familienglieder durch Gesandte vertreten seien, biete die passendste Gelegenheit,[58]) erfolgte eine ablehnende Antwort, deren Deutlichkeit kein Missverständniss zuliess. Wie könne man von Hausinteressen und Hausunion sprechen, wenn gleichzeitig kurkölnische Truppen im Verein mit französischen in pfälzischen Landen „mit Morden, Brennen, Weiberschänden, Plündern, Rauben, Verwüsten der Wein-, Baum- und anderen Gärten hauseten?" Möge man hier zuerst wieder Ruhe und Sicherheit schaffen, dann könne man wieder an Vicariat und Titulaturen denken![59]) In gleichem Sinn schrieb Karl Ludwig im November auch an König Karl: er schildert die Verwüstung seines Landes und spricht die Hoffnung aus, der König werde dem Bewusstsein der Stammesgemeinschaft dadurch öffentlich Ausdruck geben, dass er die Pfalz vor gänzlichem Ruin rette.[60])

Wirklich hatte es eine Zeit lang den Anschein, als werde sich in Schweden eine politische Schwenkung vollziehen. Am 10. Dezember 1673 ging es mit Brandenburg ein Bündniss ein,[61]) dem am 18. April 1674 auch Pfalz-Neuburg beitrat.[62]) Allein die antifranzösische Strömung wurde bald wieder zurückgestaut. Schweden hatte die französischen Subsidiengelder vonnöten, und diesem finan-

---

58) Ebenda. K. bl. 89/3. Schreiben Philipp Wilhelm's an Karl Ludwig vom 29. September und 11. November 1673.

59) Ebenda. Antwort Karl Ludwig's vom 14. November 1673.

60) Ebenda. Schreiben Karl Ludwig's an König Karl vom 14. November 1673.

61) Droysen, a. a. O., III, 3, 465.

62) Zeitschrift für Bayern, a. a. O., 218.

ı Interesse mussten alle anderen Rücksichten geopfert
n.

ım 14. Februar 1674 wurde zu Köln auf Befehl des
s der Leiter der französischen Propaganda in Deutsch-
der kurkölnische Gesandte Wilhelm von Fürstenberg,
tet; damit war der Congress gesprengt, der Reichs-
gegen Frankreich erklärt. Schweden, das ja auch
eiche als mächtiger Reichsstand angehörte, war damit
wierige Lage versetzt; die Regierung trachtete daher
etzt noch, eine Mediation zu Stande zu bringen. In
Sinne suchte auch Philipp Wilhelm wenigstens die
ndten Häuser von Theilnahme am Reichskrieg abzu-
. Freilich hinderte dies den „trefflichen Diplomaten“
auch dem Kaiser zu geloben, er wolle ihm „fürohin nit
ɘr als bisher devot und treu verbleiben, wie es einem ge-
und gehorsamben auch nahen anverwandten Fürsten
eichs gebühret“ (16. Juli 1564).[68]) Erfolglos blieb
ɘmühen Schwedens, den Kurfürsten von Brandenburg
ıtschiedenen Schritten abzuhalten, erfolglos die Ueber-
ng eines Ultimatums in Wien, nur der Krieg konnte
lgemeinen Verwirrung ein Ziel setzen, und beide Par-
versicherten, das wahre deutschpatriotische Interesse
·treten. „Es lauffe endlich, wie es wolle,“ sucht
lorf den Neuburger zu trösten, „so wird die unpar-
:he Welt zum wenigsten dieses judiciren, dass Ihro
liche Majestaet gleich anfangs den rechten Weg,
hland aus dem Spiel halten zu können, eingerathen
ıss nebenst noch einigen Anderen Ew. hochfürstliche
aucht selbige heilsame consilia nicht allein appro-
besonders auch mit allem geziemendem Eyfer und
n secondiret haben; was sie aber für Dank darmit
ıet und wie man gesuchet, eine so redliche Intention

---

[68]) Ebenda, 225.

nicht nur gleich im Anfang unfruchtbar zu machen, besonders noch dazu recht übel zu belohnen, wird zu seiner Zeit auch für den Tag kommen." [64])

„Von Reichswegen" ward schon im Mai 1674 in Regensburg der Beschluss gefasst, die „Reichsvölker" mit der kaiserlichen Armee zu vereinigen. Dies hinderte aber nicht, dass gerade die mächtigeren Stände an ihrer jenem Beschluss widerstreitenden Politik festhielten. Hannover stand offen auf Seite Schwedens, Kursachsen unterhielt mit der nordischen Grossmacht vertrauliche Beziehungen. Als vollends der Feldzug im Winter 1674 eine für den Kaiser und Brandenburg ungünstige Wendung nahm, waren auch die noch Schwankenden leicht zur Ansicht zu bekehren, dass auf Seite der Sieger auch das Recht. Ein an die verwandten und befreundeten Fürsten gerichtetes Memorandum König Karl's vom 16. Dezember 1674 betont überdies, dass Schweden durchaus nicht das Vorgehen Frankreichs in allen Punkten billige, dass der Krieg mit Brandenburg nur Abwehr, nicht Angriff bezwecke.[65]) Wieder besuchten schwedische Gesandte alle diejenigen Höfe, von welchen sich günstige Aufnahme solcher Vorstellungen erwarten liess. Auch nach München kam im Februar 1675 der schwedische Geheimrath Georg Marschalk mit der Weisung, „über die gefährliche Weltlage" mit Kurfürst Ferdinand Maria Rücksprache zu nehmen und, wenn möglich, ein Bündniss Bayerns mit Schweden zu Wege zu bringen. Der Obristkämmerer Baron Rechberg und der Vicekanzler Kaspar Schmid wurden am 26. Februar vom Kurfürsten mit Führung der Unterhandlungen betraut; schon diese Namen beweisen, welche Stimmung zur Zeit am Münchner Hofe

64) B. St.-A. K. bl. 68/5. Schreiben Pufendorf's an Philipp Wilhelm vom 22. November 1674.

65) Ebenda. K. schw. 291/2. Schwedische Correspondenz von 1673 bis 1720. Schreiben Karl's XI. vom 16. Dezember 1674.

herrschte, denn beide Mandatare galten als entschiedene Freunde engsten Anschlusses an Frankreich und Schweden.[66]) Wirklich kam jetzt auch rasch zu Stande, was früher so bestimmt abgewiesen worden war; das Bündniss zwischen Schweden und Bayern wurde durch Vertrag vom 9. März (27. Februar) 1675 vollendete Thatsache. Die Fürsten beider Staaten sollen fortan nach gemeinsam zu berathenden Gesichtspunkten ihre Politik regeln, wechselseitig ihre Interessen unterstützen, zur Behauptung einer angesehenen Stellung eine bestimmte Truppenmacht unterhalten, vor Allem aber den Frieden wieder herzustellen trachten. „Sit foedus defensivum," wird mit Nachdruck hervorgehoben, allein in einem geheimen Artikel Waffenhilfe Bayerns im Krieg mit Brandenburg zugesichert.[67]) Hocherfreut gab Arenten dem Herzog von Neuburg Kenntniss von diesem Erfolg der schwedischen Diplomatie und fügte hinzu, er hoffe zuversichtlich bald günstige Nachrichten vom Kriegsschauplatz übermitteln zu können.

Da kam, Allen unerwartet, die Kunde von der Niederlage, welche die Schweden am 18. Juni bei Fehrbellin erlitten hatten. „Ganz Deutstchland wird seine Gedanken ändern," schrieb Turenne an Louvois, und diese Besorgniss war nicht unbegründet. Die Freunde Schwedens im Reich waren entmuthigt, am 18. Juli wurde in Regensburg die bis dahin hinausgeschobene Erklärung des Reichskriegs gegen Schweden votirt.[68]) König Karl fand jetzt

---

66) Ebenda. Kurfürstliches Dekret vom 26. Februar 1675.

67) Ebenda. „Articul der Bündniss, welche zwischen dem durchläuchtigsten und grossmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Karl, König zu Schweden etc. etc. und dem durchläuchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Ferdinand Maria, Churfürsten in Bayern etc., den 27. Februarii (9. Martii) Anno 1675 geschlossen worden. (Gedruckt in der Zeitschrift für Bayern, Jahrg. 1816, IV, 235.)

68) Droysen, III, 3, 537.

Gelegenheit, die Zuverlässigkeit seiner Bundesgenossen erproben. Im Herbst 1675 ordnete er wieder den Kanz Pufendorf an die Höfe der verwandten süddeutschen Fürs ab. In Neuburg wurde aber dem Gesandten bedeutet, der H zog habe eine Jagdparthie angetreten und werde wohl so b nicht heimkehren. Ein nach einigen Tagen eintreffen Brief des Herzogs gab nur in allgemeinen Ausdrücken c Wunsch zu erkennen, es möge recht bald Friede vereinb werden.[69]) Es dauerte nicht lange, so ging Philipp W helm ganz und gar in's kaiserliche Lager über. Kai Leopold selbst wurde im nächsten Jahre der Eidam Herzogs,[70]) und dieser trat offen der Haager Allianz bei.

Dass auch Bayern nach der Schlacht bei Fehrbel das schwedische Bündniss „bei Seite gelegt habe," w von Carlson,[72]) wie von Droysen [73]) berichtet. Diese B hauptung oder wenigstens dieser Ausdruck entspricht a nicht den thatsächlichen Verhältnissen. Allerdings zog k bayerisches Heer dem besiegten Bundesgenossen zu Hil und auch in den nächsten Jahren blieb der von schw discher Seite dringlich geltend gemachte Wunsch, Baye möge endlich seine Truppen in's Feld rücken lassen, unb rücksichtigt. Allein man darf nicht übersehen, dass ei offenes Vorgehen Bayerns im Sinne der schwedischen Fo derung unvermeidlich Besetzung des Landes durch die ka

69) B. St.-A. K. schw. 291/2. Schreiben Philipp Wilhelm's Pufendorf vom 16. Oktober 1675.

70) Leopold wurde der Gemahl der ältesten Tochter Philipp Wi helms, Eleonora. (Finweg, Geschichte des Herzogthums Neuburg, 28

71) Am 20. November 1676 bestätigt Kaiser Leopold den Beitr des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm zur Haager Allianz mit Spanien u Holland. (Zeitschrift für Bayern, Jahrg. 1816, IV, 238.)

72) Carlson, IV, 608: „Hannover und Bayern traten vom fra zösischen Bündnisse zurück".

73) Droysen, III, 3, 537: „Schon hatte Bayern sein schwedisch Bündniss zur Seite gelegt und sich neutral erklärt".

serliche Uebermacht zur nächsten Folge gehabt hätte. Von einem Abfall Bayerns vom schwedischen Bündniss aber kann nicht die Rede sein, denn gerade in den nächsten Jahren blieb der diplomatische Verkehr zwischen den beiden Staaten besonders rege, und auch die Neutralität des im Süden des Reichs tonangebenden Staates war für die Verbündeten nicht ohne Nutzen.

Am Münchner Hofe war der Vicekanzler Kaspar Schmid der entschiedenste Anhänger des schwedisch-französischen Bündnisses.[74] Die Absichten und Ziele seiner Politik legt er selbst in einem ausführlichen Memorandum dar, das zwar nicht dem vorsichtigen Ferdinand Maria, aber den beiden nächsten Nachfolgern zur Richtschnur diente. Bayern müsse, so lautet das Programm, gründlich mit der An-

---

74) Kaspar Schmid wurde 1650 zum Regimentsrath in Straubing ernannt, 1651 als Hofrath nach München berufen, 1656 zum geheimen Rath, 1662 (bei Oexl's Ernennung zum Kanzler) zum Vicekanzler des geheimen Raths befördert. Nach Oexl's Resignation 1667 erhielt Schmid zwar den Gehalt eines Kanzlers, den Titel aber führt er, nachdem inzwischen Oexl 1675 gestorben war, erst seit 1677. Noch in einem Dekret vom 7. März 1677, wodurch ihm versprochen wird, dass nach seinem Ableben die Pflege Aibling einem seiner Söhne übertragen werden soll, wird er „geheimer Raths-Vicekanzler" genannt. Der „Sturz" des einflussreichen Staatsmannes erfolgte 1683. Nachdem ihm Max Emanuel schon 1682 angeblich zu seiner Erleichterung einen Vicekanzler, Johann Baptist von Leidl, später Leiden (gest. 1691) beigegeben hatte, erging am 27. Februar 1683 an den Kanzler die Weisung, „sich im Rath und in der Kanzlei von allen publicis zu entäussern", nur die privata sollten ihm noch belassen werden. Darauf beschloss der Gekränkte, sich ganz zurückzuziehen, und setzte auch durch, dass er aus Gesundheitsrücksichten am 5. März 1683 mit Fortbezug des ganzen Gehalts für emeritirt erklärt wurde, allerdings mit dem Vorbehalt, dass er sich, wenn es seine Leibesdisposition zulasse, auf Verlangen bei seinem Dienst wieder einstelle. Die letzten zehn Jahre vor seinem Ableben (8. Sept. 1693) übte er immerhin noch von seinem Schlosse Schönbrunn Einfluss auf die Geschäfte aus; es wurde auch kein neuer Kanzler, sondern nur ein Vicekanzler (Johann Rudolf von Wampl) 1601 ernannt.

schauung brechen, dass nur derjenige reichstreu zu nennen sei, der sich den habsburgischen Interessen dienstbar mache. „Das, was Reich heisst, ist gegenwertig anderes nichts als der spanische ambassadeur in Wien und die kaiserliche Armee, so die daselbst geschmideten consilia und decreta exequirt." Noch habe Kaiser Leopold keinen männlichen Erben; man müsse also schon jetzt dafür Sorge tragen, dass für den Fall der Erledigung des Throns nicht wieder ein Spanier das Erbe der deutschen Habsburger antrete. Von allen deutschen Fürstenhäusern aber habe das bayerische die beste Aussicht, die Mehrheit der Kurstimmen zu erlangen, zumal wenn es von so mächtigen Staaten, wie Frankreich und Schweden unterstützt würde. Allerdings gebe es ängstliche und kurzsichtige Politiker, die da meinten, die Kaiserkrone sei für Bayern kein wünschenswerthes Ziel, sondern vielmehr eine Last. Allein „dafür zu halten, dass ein Prinz von niederem Vermögen als ein Kayser vom Haus Oesterreich sich mit solcher dignitaet nur ruinirn würde, ist wie ein Gespenst, damit man jezuweilen die Künder und Unverständigen zu erschrecken pfleget, massen denen, so die rechte Griff wissen, noch wol Mittl und Weg bevorstehen, wardurch man sich die Unkosten einer Crönung und etwas stärkere Hofhaltung reichlich und mit Wuecher wider guet thun köndte, und man also diser consideration wegen gar nicht Ursach hette, einen solchen Bissen fahren zu lassen, wann die Gelegenheit, selbigen zu erhaschen, sich ereignete." Um die Erhebung Bayerns zum Erben des Habsburgischen Hauses anzubahnen, sei schon jetzt geboten, mit offnem Visir zu fechten; der Kurfürt möge also unverzüglich seine Truppen zu dem Corps Condé's stossen lassen, damit dieser um so rascher die kaiserlichen Truppen zurückdränge und dem ganzen Reich klar vor Augen trette, „das es Chur Bayrn sei, bei welchem zugleich kluege und herzhafte consilia und nicht weniger unverruckte Treu und

Glauben zu finden, und das es allein von deme kommen müesse, wardurch Teutschland von der bevorstehenden Dienstbarkeit cräftiglich errettet werden solle.[75])"

Um im Sinne dieser Rathschläge auf den Kurfürsten einzuwirken, ging Pufendorf selbst nach München; er konnte jedoch, ein bündiges Versprechen nicht erlangen. Auch in Dresden und Hannover suchte er eine entschiedenere Schwenkung zu Gunsten des schwedisch-französischen Bündnisses herbeizuführen. Ueber wirkliche und vermeintliche Erfolge seiner Mission berichtet er fast allwöchentlich an den Kanzler Schmid, der dem Kurfürsten zweckentsprechende Vorstellungen machte. In Hannover ist der Gesandte ganz und voll befriedigt vom Ergebniss seiner Bemühungen, in Sachsen findet er den Hof verstimmt wegen der Saumseligkeit des französischen Kabinets, das grosse Subsidienzahlungen zwar versprach, aber nicht leistete. Bayern möge sich doch, räth Pufendorf, am französischen Hofe verwenden, denn Ferdinand Maria habe keinen getreueren Verehrer als den Kurfürsten von Sachsen; man müsse aber in Versailles „mit etwas vigueur" auftreten, „denn daselbst muss man nicht furchtsam seyn, sondern recht von der Brust sprechen, wenn man anders geholffen seyn will." [76]) Sachsen und Bayern betonten denn auch, obwohl der Reichskrieg gegen Schweden fortdauerte, auf dem Reichstag mit Nachdruck die Nothwendigkeit, dass der Friede wieder hergestellt werde, aber damit war Pufendorf noch nicht zufrieden. „Diejenigen," meint er, „so noch Kraft haben, sollten selbiger recht gebrauchen und nit nur reden, sondern auch agiren .... Mit temporisiren und lanciren wird gewis nichts ausgerichtet und ist ja besser, dass man den Brunnen zumachet,

---

75) B. St.-A. K. schw. 291/2. „Entwurf etlicher einfältiger Gedanken über das Chur-Bayerische Interesse und Conduiten" (s Anhang).

76) Ebenda Schreiben Pufendorf's an Schmid vom 25. August 1677.

ehe das Kalb vertrunken ist." [77]) Er erkennt zwar mit Dank an, dass Bayern in Wien und in Nymwegen, wo ein Friedenscongress zusammengetreten war, seinen Einfluss zu Gunsten der schwedischen Sache geltend mache, aber: „Haec vita alios mores postulat, das Zuschauen und Nachgeben richt nichts mehr aus!" Es dränge ihn, dem Kurfürsten zuzurufen: „Praesta te Bavarum virum! .. Es sind Cronen dabei zu gewinnen, man muss aber nicht schlaffen, sondern geschwind zugreiffen, wenn das Fatum honestissimas occasiones zeigt." [78]) Auf so dringliche Aufforderungen konnte jedoch der Kanzler nur erwidern, der Kurfürst müsse sich vor überstürzten Unternehmungen hüten, sei auch gar nicht der Herr dazu, solches zu thun; er selbst könne nur den Rath geben, der Gesandte möge sobald als möglich wieder nach München kommen und seinen Einfluss in die Wagschale werfen, freilich sei die Reise unter gegenwärtigen Umständen nicht nur strapaziös, sondern auch gefahrvoll! [79]) Dies schreckte aber den Schweden nicht ab; am 6. März 1678 zeigte dem Kanzler ein Billet an, Pufendorf sei in München eingetroffen, habe sich als Herr von Gooss in Fraunhofer's Gasthaus einquartiert und wünsche, baldigst zur Audienz geladen zu werden. [80]) Er war von König Karl beauftragt, einen neuen Allianzvertrag abzuschliessen, da ja der auf drei Jahre vereinbarte Vertrag von 1672 nur noch kurze Zeit Geltung beanspruchen konnte. Auch ein französischer Bevollmächtigter, Kardinal D'Estrées, war zu gleichem Zweck in München eingetroffen. Die beiden Gesandten hatten täglich Konferenzen mit dem Kanzler, allein dieser hatte vom Kurfürsten selbst gemessene Instruction,

---

77) Ebenda. Schreiben Pufendorf's an Schmid vom 21. Sept. 1677.

78) Ebenda. Schreiben Pufendorf's an Schmid vom 8. Oktober 1677.

79) Ebenda. Schreiben Schmid's an Pufendorf vom 11. Jänner 1678.

80) Ebenda. Schreiben Pufendorf's an Schmid vom 6. März 1678.

ie Sache dilatorisch zu behandeln.[81]) Es sei jetzt ein ganz nder Ding, mit fremden Mächten in Allianz zu treten, als or drei Jahren. Damals sei der Kaiser noch nicht im piel gewesen, damals seien auch noch Hannover und lünster mit Schweden verbündet gewesen. Jetzt könne ayern nicht zugemuthet werden, ganz allein vor allen eichsständen offen für Schweden aufzutreten. Die Truppen eien zum Schutze des eigenen Landes vonnöten, denn es ei bekannte Thatsache, dass die in Ungarn gelegenen kaierlichen Regimenter Ordre hätten, sich nach Böhmen zu venden, um eventuell in Bayern einzurücken; im Allianzrertrag sei ausdrücklich ausbedungen, dass die Verpflichtung zur Stellung von Hilfstruppen aufhöre, sobald die militärischen Kräfte zur eigenen Vertheidigung aufgeboten werden müssten. Man möge aber in Schweden nicht etwa annehmen, dass sich Bayern aller eingegangenen Verpflichungen entschlagen wolle; der Kurfürst glaube nur, wirkamer die schwedische Sache zu unterstützen, wenn er zwar nicht als offener Feind des Kaisers auftreten, aber in Wien ind in Regensburg darauf dringen würde, dass das Frielenswerk nach dem Wunsche der schwedischen Regierung usfalle.

Alle Versuche, den Kurfürsten, der sich, wie es scheint, ibsichtlich fortwährend in Schleissheim und in Dachau aufielt, umzustimmen, blieben vergeblich.

Nach einer Rundreise an anderen süddeutschen Höfen kehrte Pufendorf im April nochmals nach München zurück, llein auch diesmal konnte ein neuer Vertrag nicht durchgesetzt werden. Da man in München den Friedensschluss

81) Ebenda. „Puncten, so diejenige zu beobachten, welche mit lem Schwedischen Abgeordneten, dem von Pufendorff, in conferenz zu reten", und „Was dem Herrn Pufendorff nach gestalt seines weiteren nbringens und negotiation von Ihro Churfürstlichen Durchlaucht wegen u repraesentiren".

schon nahe bevorstehend wähnte und auch Pufendorf, zur Erklärung aufgefordert, ob der schwedische Reichstag seine Einwilligung zu den Nymwegener Abmachungen geben werde, Mangel an Information vorschützte, musste der Kurfürst befürchten, im letzten Augenblick, ohne auf Dank der neuen Bundesgenossen zählen zu dürfen, vor dem Kaiser compromittirt zu werden. Am 27. April liess er dem schwedischen Gesandten eine Erklärung zustellen, die als letztes Wort zu gelten hätte. Er verspricht darin, nach besten Kräften durch Vermittlung in Wien und bei befreundeten Fürsten des Reichs dahin zu wirken, dass die im jüngsten Krieg der Krone Schweden entrissenen Gebiete zurückgestellt würden. Falls sich wider Erwarten herausstellen sollte, dass alle Mühe vergeblich sei, die streitenden Parteien vernünftigen Vorstellungen zugänglich zu machen, werde sich der Kurfürst den früher eingegangenen Verpflichtungen nicht entziehen und seine Truppen, sobald er es für das gemeinsame Beste für räthlich erachte, zur schwedischen Kriegsmacht stossen lassen.[82]) Da weitergehende Zusagen vom

82) Ebenda:

„Quae nomine Regiae Majestatis Sueciae serenissimo Electori Bavariae domino nostro clementissimo dominus Esaias de Puffendorf e ratione renovationis et prorogationis foederis inter suam Regiam Majestatem et serenissimum Electorem jam anno 1675 $\frac{\text{9. Martii}}{\text{27. Febr.}}$ ad triennium initi et per decursum praedicti temporis non ita pridem extincti in concessa audientia oretenus exposuit, ea praenominata sua Serenitas Electoralis sufficienter intellexit et expendit.

Inprimis itaque Sua Serenitas Electoralis Regiae Majestati Sueciae agit gratias perquam maximas, quod de continuanda vera et sincera amicitia fidelique consiliorum communicatione Serenitati Electorali tam amicam contestationem et assecurationem facere voluerit, cum reciproca obligatione, se ex parte sua huic affectui simili promptitudine semper corresponsurum. Et cum Suae Serenitati Electorali nihil magis cordi sit, quam ut pax Westphalica tanto sanguine et expensis parta sarta, tecta et illaesa maneat, ideo promittit, se omnibus viribus et fidelibus

Kurfürsten nicht zu erreichen waren, verliess Pufendorf München und begab sich nach Leipzig, um Sachsen zu ähnlicher Erklärung einzuladen.[83]) Der Briefwechsel mit dem Kanzler Schmid dauerte fort, und die beiden Politiker konnten bald mit Genugthuung constatiren, dass ihre Prophezeiung in Erfüllung ging. Die fremden Mächte, Holland voran, um deren willen sich das Reich in den Krieg verflechten liess, zogen den Hals aus der Schlinge, und das Reich konnte zusehen, wie es sich aus dem gefährlichen Handel befreie.[84]) Freilich erging es den Bundesgenossen Frankreichs nicht besser. Pufendorf selbst beschwert sich bitter über die Treulosigkeit Frankreichs, das sich um die garan-

———

adhortationibus colloboraturum, ut Suae Regiae Majestati illa loca. ditiones et provinciae, quae vi pacis Westphalicae eodem competunt et moderno bello ablata sunt, quantum possibile est, restituantur: cum ope, etiam alios electores, principes et status imperii agnituros, quantum uietis publicae intersit, ne a pactis et conventibus Westphalicis receatur, cum palam sit, quae ex ruptura pacis Westphalicae mala et inommoda in imperio suboriri possint. Si autem Serenitas sua Elecoralis viderit, omnem laborem suum inutilem esse neque partes bellierantes disponi posse, ut sanis consiliis acquiescant et secundum praeriptum pacis reducendae publicae tranquillitati locum dare velint, tatuet Sua Serenitas Electoralis ea, quae viderit bono publico et sibi onvenire, proindeque si necessarium iudicaverit, ut pro consequenda ace ad operationem armorum suorum devenire debeat, cum Sua Regia lajestate fidelissime communicabit, quomodo id conjunctis viribus ad ffectum deduci possit, ad quem finem Suae Serenitati Electorali nulla lia conventione opus esse videtur, quam ut articulus 5, 6, 7, 8, 9, 11, 2, 13 et 14 prioris foederis confirmentur et ad aliud triennium extenantur; si proinde Suae Regiae Majestati id ipsum placuerit, Serenissimus Elector, vi praesentis paginae se in praedictum casum ad omnia a obligat, quae in modo enumeratis articulis prioris foederis plenius ontinentur. Expectat igitur Sua Serenitas Electoralis desuper Regiam leclarationem et domino ablegato gratiam et propensionem suam conestatur. Dachavii 27. Aprilis 1678".

83) Ebenda. Schreiben Pufendorf's an Schmid vom 2. Juni 1678.

84) Ebenda. Schreiben Pufendorf's an Schmid vom 14. Sept. 1678.

tirte Integrität Schwedens wenig kümmere, obwohl offen zu Tage liege, „quod Suecia non suum sed Gallorum bellum gerat und eben darumb in den Labyrinth gekommen.“ [85]) Dass Bayern bei der Friedensvermittlung der Krone Schweden gute Dienste leistete, erkennt der Gesandte an, ja er erklärt, dass eigentlich „der teutsche Friede zu München wieder bestätigt worden,“ allein die Haltung Bayerns gegenüber Brandenburg ist ihm nicht entschieden genug. Er hebt dabei nicht den schwedischen, sondern den deutschen Standpunkt hervor. „Wir sind Teutsche und müssen als redliche Patrioten dahin trachten, dass wir die machinam imperii so lange und so gut beysammen halten, als uns immer möglich. Einen so nahe anverwandten König und eine in sich selbst gar nicht ohnmächtige Kron in aeternum an das Churbayrische interesse zu verknüpfen, ist doch wohl werth, dass man eine martialische Mine machet, absonderlich wann man 18,000 Mann auf den Beinen und eine französische Armee im Brissgow hat, auch versichert ist, dass sie zu Wien dergleichen resolutionen von Hertzen wünschen.“ [86]) Der Kurfürst blieb jedoch im Geleise der bisher verfolgten Politik und liess sich nur bereit finden, den Frieden zwischen Schweden und Dänemark zu vermitteln, zu welchem Zwecke er einen Bevollmächtigten, Baron Zündt, nach Lund abordnete.

Noch ehe diese Unterhandlungen zu Ende gediehen, starb Ferdinand Maria (26. Mai 1679). An den Nachfolger, Max Emanuel, richtete Pufendorf am 31. Juli 1680 eine dringliche Aufforderung, die Wittelsbachische Union nicht aus den Augen zu verlieren; schon strecke Frankreich lüstern seine Arme nach der Pfalz, es sei die höchste Zeit, diese Gefahr durch festes Zusammenstehen der verwandten Fürsten

---

85) Ebenda. Schreiben Pufendorf's an Schmid vom 5. Okt. 1678.

86) Ebenda. Schreiben Pufendorf's an Schmid vom 9. März 1679.

abzuwenden.[87]) Der Kurfürst scheint jedoch den Antrag nicht weiter beachtet zu haben. Im März 1682 wurde Bayern eingeladen, dem schwedisch-holländischen Bündniss zur Gewährleistung des Nymwegen'schen Friedens beizutreten; der Kurfürst lehnte jedoch ab, „da man nicht wissen könne, wessen sich kaiserliche Majestaet resolvire.“ [88]) Im Jänner 1683 kam wieder ein schwedischer Botschafter, v. Snolski, nach München; das von ihm überbrachte königliche Schreiben enthielt jedoch nur eine in allgemeinen Ausdrücken sich bewegende Freundschaftsversicherung, die in ähnlichem Ton erwidert wurde.[89])

Pfalzgraf Philipp Wilhelm, der sich, wie erwähnt, schon nach der Schlacht bei Fehrbellin dem Wiener Hofe genähert hatte, schloss sich seither immer inniger der kaiserlichen Politik an. 1676 vermählte sich Leopold mit der neuburgischen Prinzessin Eleonora, 1678 feierte der älteste Sohn Philipp Wilhelm's, Johann Wilhelm, in Wien Hochzeit mit Anna Josefa, Kaiser Ferdinands III. Tochter. Mit Unterstützung des kaiserlichen Hofes wurde am 22. Mai 1685 zu Schwäbisch-Hall ein Erbvertrag zwischen Karl Ludwig und dem nächsten Verwandten der kurpfälzischen Linie, Philipp Wilhelm, aufgerichtet,[90]) dem zu Folge dieser nach Ableben Karl Ludwigs Besitz von den Kurlanden ergriff. Wie jedoch Pufendorf vorausgesagt hatte, trat auch König Ludwig mit Ansprüchen hervor. Er forderte im Namen seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, einen be-

---

87) Ebenda. Schreiben Pufendorf's an Schmid vom 31. Juli 1680.

88) B. St.-A. K. schw. 291/16. Manualacta des v. Wämpl als Gesandten zu Regensburg, die Schwedische Allianz mit den Generalstaaten zu Garantirung des Westfälisch-Nymwegischen Friedensschlusses betr., 1682—1683. Erlasse des Kurfürsten an v. Wämpl vom 16. März 1682.

89) Ebenda. Schreiben des Kurfürsten Max Emanuel an König Karl vom 20. Jänner 1683.

90) Finweg, Geschichte des Herzogthums Neuburg, 287.

trächtlichen Theil der Pfalz und liess sich durch den Hinweis auf den Verzicht Liselottens nicht beirren. Anfangs schien es bei gelehrten Deductionen und geharnischten Manifesten sein Bewenden zu haben; Louvois wusste jedoch durchzusetzen, dass im September 1688, ohne dass vorher der Krieg erklärt worden wäre, ein französisches Heer die Grenze des Kurfürstenthums überschritt. Der Befehl „de brûler le palatinat“ verwandelte die Pfalz in eine Wüste. In seinen letzten Lebenstagen musste Philipp Wilhelm verzweifelnd zusehen, wie seine mit den Schätzen einer tausendjährigen Kultur geschmückten Städte fast insgesammt in Flammen aufgingen. Am 2. September 1690 starb der Kurfürst in Wien. In der Regierung folgte Johann Wilhelm, der nicht minder fest an der Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe festhielt. Der Krieg dauerte mit wechselndem Erfolg fort. Was den von Louvois ausgeschickten Mordbrennerbanden entgangen war, wurde im Frühjahr 1693 durch die Colonnen des Marschalls von Lorges vernichtet. Die Pfalz war von völligem Ruin bedroht.

In dieser bedrängten Lage griff Johann Wilhelm das ehedem von seinem Vater angeregte Project wieder auf. Am 4. August 1693 schrieb er an König Karl, er sehe das einzige Rettungsmittel nur in schleunigem Abschluss einer Union aller Mitglieder des Wittelsbachischen Hauses. Das Werk könne diesmal um so leichter zu Stande kommen, da der Kaiser selbst es begünstige.[91]) Von schwedischer Seite scheint jedoch — die königliche Antwort liegt nicht vor — eine zustimmende Entschliessung nicht erfolgt zu sein. Schweden stand zwar, seit es 1682 mit dem Kaiser ein Schutz- und Trutzbündniss abgeschlossen hatte, auf Seite der Gegner Frankreichs. Ins-

---

91) B. St.-A. K. bl. 46/8. Schreiben des Kurfürsten Johann Wilhelm an König Karl vom 4. August 1693.

besondere der unternehmungseifrige Kanzler Oxenstierna drängte zu thatkräftiger Betheiligung am Kriege gegen Ludwig. Allein eine einflussreiche Hofpartei arbeitete nicht minder thätig wider diese Bestrebungen, und so ist auch in diesen Jahren ein gewisses Schwanken der Regierungspolitik erkennbar, je nachdem die eine oder die andre Fraction die Oberhand gewann.[92]) Das Stammland der regierenden Dynastie, das Herzogthum Zweibrücken, hatte das Loos von Kurpfalz theilen müssen; König Ludwig liess jedoch in Stockholm erklären, er werde sofort das besetzte Herzogthum herausgeben, falls König Karl zu Gunsten Frankreichs sein Schwert in die Wagschale legen oder doch annehmbare Friedensbedingungen vermitteln werde. Ein solcher Antrag, der den König von Schweden gleichsam als Schiedsrichter von Europa erscheinen liess, war zu verführerisch; in der That begann König Karl, an den verbündeten Höfen zu Gunsten des Friedens zu wirken.[93])

Unter solchen Umständen erschien es dem Kurfürsten von der Pfalz angemessen, einen eigenen Gesandten nach Stockholm zu abzuordnen, um den Boden zum Abschluss der Union ebnen zu lassen. Im September 1694 wurde mit dieser Aufgabe der kurpfälzische Geheimrath und Oberstkämmerer Graf von Hamilton betraut. Ehe er jedoch die Reise antrat, wurde das Unionsproject dem Wiener Kabinet vorgelegt; Kaiser Leopold erwiderte, „er finde Alles ganz gut und zulässig und dem Reich und dessen Ständen ganz unpräjudicirlich".[94]) Die dem Gesandten ertheilte Instruction weist ihn an, darauf aufmerksam zu machen, wie früher Schweden selbst für eine „mutuelle enge Verbindtnuss

92) Carlson, V, 554.

93) Ebenda, V, 571.

94) B. St-A. K. bl. 12/9. Acta, den Haus-Allianz-Recess mit der Cron Schweden betr., 1694—1695. Schreiben Kaiser Leopolds an Johann Wilhelm vom 31. August 1694.

sambtlicher des Churhauses Pfalz hocher Herrn Agnaten“ eifrig gewirkt habe. Jetzt endlich seien alle Hindernisse beseitigt, alle Agnaten von der Wichtigkeit und den Vortheilen der früher bald da, bald dort beanstandeten Verbindung überzeugt. Der Kaiser zolle Beifall, alle anderen Mächte mit Ausnahme Frankreichs seien dem Project freundlich gesinnt. Das Stammland Zweibrücken sei nicht minder als Kurpfalz bedroht, eine Beute des habgierigen Nachbarn zu bleiben; auch das Erbrecht des schwedischen Königshauses auf die pfälzischen Lande lege die Pflicht auf, für deren Erhaltung zu sorgen. Möge also „das in dem Churhaus Pfaltz befindliche gekrönte Haupt“ dem bedeutungsvollen Plan zustimmen, möge der ruhmgekrönte König sein ganzes Haus zu Glanz und Ansehen emporheben! — Für solche Ideen soll Hamilton insbesondere den Kanzler günstig stimmen; gern sei man erbötig, dem einflussreichsten Staatsmann „jede angenehme Wohlgefälligkeit“ zu erzeigen. Ausserdem soll Hamilton mit Entschiedenheit betonen, dass alle von den Protestanten gegen die kurpfälzische Regierung erhobenen Beschwerden null und nichtig seien, dass der Kurfürst in der Fürsorge für seine Unterthanen keinen Religionsunterschied beachte.

Der Entwurf des Hausvertrags, den Hamilton in Stockholm zu unterbreiten hatte, weicht in wesentlichen Punkten von den früheren Projecten ab. Schweden, Kurköln, Bayern und Pfalz sollen sich verbinden und verpflichten, den Frieden im Reich aufrechtzuhalten und den Ansprüchen der einzelnen Bundesglieder mit vereinten Kräften Geltung zu schaffen. In streitigen Fällen habe Stimmenmehrheit zu entscheiden. Schweden soll nur mit seinen im deutschen Reich gelegenen Gebieten, nicht mit den auswärtigen am Bündniss betheiligt sein. Dagegen seien auch der Kaiser, Johann Wilhelm's Schwager, und Spanien, — König Karl II. war ebenfalls mit einer Schwester des Kurfürsten von der Pfalz ver-

mählt — einzuladen, der Union beizutreten, dessgleichen der Bischof von Augsburg, der Deutschmeister und alle andren Verwandten des hochfürstlichen Hauses.[95])

Im Allgemeinen konnte Hamilton mit der Aufnahme in Stockholm nicht unzufrieden sein. Nicht nur Oxenstierna, sondern auch die königlichen Räthe Lars Wallenstedt und Niels Gyldenstolpe, die als Freunde der Franzosen galten, sprachen sich wohlwollend über die pfälzischen Vorschläge aus, aber Alle beschwerten sich über die zweideutige Haltung des Kaisers und äusserten Besorgniss wegen der allzu vertraulichen Beziehungen von Kurpfalz zum Wiener Hof.[96]) Die drei genannten Staatsmänner waren offiziell vom König beauftragt, mit Hamilton zu unterhandeln; ausserdem suchte dieser auch alle angeseheneren Minister und Mitglieder des Senats für den Zweck seiner Mission zu gewinnen. Der Senat sprach sich denn auch einstimmig für die Union aus, aber der König gab seine Bedenken nicht auf. Zweifellos mit Recht erklärte er, eine auf alle Fürsten, die gerade mit pfälzischen Prinzessinnen vermählt wären, ausgedehnte Allianz sei nicht mehr als eine Hausunion zu betrachten und trage von vorneherein den Keim der Auflösung in sich, denn wie könnte sich erwarten lassen, dass der deutsche Kaiser und der König von Spanien Wittelsbachische Hauspolitik treiben würden? Nur Schweden, Bayern und Pfalz könnten einen engeren Verband bilden, mit Köln, dessen Kurfürst zur Zeit dem Hause angehöre, und den übrigen Agnaten sollte man besondere Verträge schliessen, Oesterreich und Spanien aber gänzlich

---

95) Ebenda. Instruction, wornach sich Ihrer Churfürstl. Durchlaucht zu Pfalz Geheimrath und Oberstcamerer Graf von Hamilton bey seiner Abfertigung nach Schweden zu verhalten, 30. September 1694.

96) Ebenda. Berichte Hamiltons aus Stockholm vom 27. November und 8. Dezember 1694.

97) Ebenda. Bericht vom 19. Jänner 1695.

aus dem Spiel lassen.[98]) Dem Kurfürsten Johann Wilhelm war dagegen gerade an diesen Bundesgenossen am meisten gelegen; der Beitritt kaiserlicher Majestaet, erwidert er, würde „keinerlei Präjudiz schaffen, wohl aber dem Bunde erhöhten lustre geben".[99]) König Karl war jedoch davon nicht zu überzeugen. Hamilton glaubte die Weigerung hauptsächlich den Einflüsterungen des französischen Gesandten Grafen d'Avaux zuschreiben zu müssen; auch im geheimen Rath war ein Umschwung zu Gunsten Frankreichs, das ja der Krone Schweden die ehrenvolle Aufgabe der Mediation vertrauensvoll übertrage, eingetreten.[100]) Wenn also Johann Wilhelm überhaupt Hilfe von Schweden erlangen wollte, musste er seine speziellen Wünsche opfern und einem am 29. Jänner 1695 von Hamilton einerseits, Oxenstierna, Gyldenstolpe und Wallenstedt andrerseits ausgearbeiteten Vertrag, der vom pfälzischen Entwurf gerade in der Hauptsache abwich, seine Zustimmung geben. Der Vertrag war zwar als „Hausallianz" bezeichnet, auch wird das Interesse des gesammten pfälzischen Hauses wiederholt betont, aber nur Schweden mit seinen deutschen Provinzen und Kurpfalz sind wirklich betheiligt, und „künftiger Ueberlegung" bleibt vorbehalten, „ob nicht etwan eine extension der Haus-Alliance auf eine oder andere Weise oder auch mehrerer Puissancen accession, so nicht von diesem hohen Hauss, ihrer convenientz und des gesambten Pfältzischen Hauses interesse verträglich sein möchte".[101]) Durch einen

98) Ebenda. Bericht vom 29. Jänner 1695.

99) Ebenda. Erlass Johann Wilhelm's an Hamilton vom 21. Februar 1695.

100) Ebenda. Bericht Hamiltons vom 5. Februar 1695.

101) Ebenda. Hausallianz zwischen König Karl von Schweden und dem Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, d. d. Stockholm, 29. Januar 1695. (Gedruckt in der Zeitschrift für Bayern, Jahrg. 1816, IV, 260.)



Nebenrecess verpflichteten sich Schweden und Kurpfalz zur Aufstellung von Truppen zu wechselseitiger Unterstützung, jedoch sollen „die casus praesentis belli davon aussgenommen sein".

Erst unmittelbar vor Eröffnung des Friedenscongresses zu Ryswyk wurde auch Bayern eingeladen, der Hausallianz beizutreten. Am 2. März 1697 wies Kurfürst Max Emanuel den Geheimrath Korbinian Prielmayr an, im Haag mit dem schwedischen Minister von Lilienroth in Unterhandlung zu treten. Es handle sich, schreibt der Kurfürst, um Abschluss der schon seit langer Zeit angestrebten Hausunion „zu deren pfälzischen Häusern selbsteigener conservation und gar nicht zu einiges Menschen offension." Im Allgemeinen könne man dem Project wohl zustimmen, aber es dürfe nur „in generalibus et simplicissimis terminis" abgefasst sein, da sonst der Kaiser auf den Gedanken kommen möchte, es handle sich um eine das Reich gefährdende Liga. Kurpfalz wünsche sogar, dass das Bündniss unter kaiserlichen Schutz gestellt werde, allein dieser Antrag werde wohl am Widerstand Schwedens scheitern.

Wichtiger sei es, fährt der Kurfürst fort, sich der Hilfe Schwedens für den Fall kinderlosen Ablebens des Königs von Spanien zu versichern. Demnach soll Prielmayr Alles thun, um nach dieser Richtung eine bestimmte Zusage zu erhalten, ohne jedoch schon jetzt den schwedischen Gesandten in alle Pläne des Kurfürsten einzuweihen.[102])

Mit dieser Forderung war mittelbar schon Verzicht auf thatsächliches Zustandekommen der Hausunion ausgesprochen, denn gerade in der spanischen Frage gingen auf's Neue die Wünsche und die Ansprüche von Bayern und Kurpfalz auseinander. Max Emanuel hatte bereits erreicht,

102) B. St.-A. K. schw. 346/73. Acta, die Erneuerung des Erbvereins de anno 1675 zwischen Schweden und Bayern betr., 1697. Kurfürstlicher Erlass an Prielmayr, d. d. Brüssel, 2. März 1697.

dass ihm selbst die Statthalterschaft in den spanischen Niederlanden übertragen und eine einflussreiche Partei in Madrid für Einsetzung des bayerischen Kurprinzen zum Erben der gesammten spanischen Monarchie thätig war. Dagegen gab sich auch Johann Wilhelm der Hoffnung hin, dass ihm als Bruder der regierenden Königin ein Haupttheil der Erbschaft, vor Allem die Statthalterschaft in den Niederlanden zufallen werde.[103] Unter solchen Verhältnissen war eine Gemeinschaft politischen Verhaltens und Handelns von vorneherein ausgeschlossen.

So scheiterte denn auch dieser letzte Versuch, die Erhebung einer Wittelsbachischen Linie auf den schwedischen Thron zum Vortheil des Gesammthauses nutzbar zu machen und gegenüber den Höfen von Wien und Versailles eine „dritte Gruppe" in festeres Gefüge zu bringen, an der Ungleichartigkeit der nächstgelegenen Interessen. Im spanischen Erbfolgekrieg standen sich die beiden Hauptlinien des Wittelsbachischen Hauses, Bayern und Kurpfalz, fast ebenso feindselig gegenüber wie im dreissigjährigen Krieg. Als es aber nach dem Friedensschluss endlich gelang, die Wurzeln des Streits auszurotten, als wirklich eine Hausunion zwischen Bayern und Kurpfalz 1724 zu Stande kam, war der nach dem Norden verpflanzte Zweig schon erstorben und damit den Unirten die Möglichkeit benommen, aus eigenen Kräften unter den mächtigeren Nachbarn das Gleichgewicht und hiedurch die eigene Selbständigkeit zu erhalten.

---

103) Heigel, der spanische Erbfolgestreit und Kurprinz Josef Ferdinand von Bayern, in den Sitzungsberichten der Münchner Akademie, hist. Cl. Jahrg. 1879, 284.

Anhang.

Entwurf etlicher einfältiger Gedanken über das Chur-Bayrische Interesse und Conduite.

(Von Kanzler Schmid verfasst; vergl. Seite 81).

Wenn man vorerst zum fundament saget, was durch sovil und deütliche Proben bekräftiget worden und dahero nicht einmal in Zweifl gezogen, vil weniger gelaugnet werden kann, das nemblich die Herren Spanier dem Haus Bayrn ungeachtet der von selbigem empfangenen nuzlichen Dienst nicht einmal einen erklecklichen recompens bei dem Osnabrückischen tractaten gegönnet, besondern solches vil mehr an seiner satisfaction, sovil an ihnen gewesen, gehindert, auch lieber gesehen, das Chur Pfalz seine ganze dignitaet und Lande wider bekommen, als das Bayrn mit einem Stück davon bekleidet werden sollen: Wenn man ferner nach der wahren Ursach solcher jalousie sich ein wenig erkundigt und befündet, das im Grund keine andere seien, als das Spanien in genere keine catholische Familie im Reich in einem solchen flor und Wachsthumb ohne Verdruss sehen kann, das sie mächtig genueg were, einmal die Kayserliche Cron zu tragen oder sich daryber mit einem vom Haus Oesterreich in competenz einzulassen, und in specie auf das Haus Bayrn solche reflexion zu machen veranlasset werde, nachdem malen dieses bereits in vorigen Zeiten einem Herzogen von Österreich die Kayserliche dignitaet streitig gemachet und gegen selbigen sighaftig behaubtet, auch sich bei letzter Wahl zu Franckfort ausgewisen, das ausser die damalige Prinzen vom Haus Oesterreich niemand in consideration kommen als Chur Bayrn und zu dessen elevation

die frembden Cronen am liebsten contribuirt hetten: Wenn ich nachgehends als unstreitig praesupponire, das so jemals Spanien die Kayserliche dignitaet in seinem Haus nötig gehabt, eben aniezo dieselbe Zeit sei, da Franckreich einen so grossen ascendant bekommen, das ohne des teutschen Reichs kräftige Hilff die Spänische Niederland ihm nicht leichtlich aus den Händen zu reissen sein dörfften, auch sich vom jetzigen Krieg schon mehr als deutlich ausgewisen, das ohne einen teutschen Kaiser vom Haus Österreich die Cron Franckreich alle seine desseins umb besseren Kauff erraicht haben wurde, und wann im Gegenthaile ebenmessig unlaugbar, das, so Spanien jemals Ursach gehabt, sich derentwegen höchst zu bekommern, aniezt das recht momentum sei, da eines theils vom Haus Österreich Teutscher Linie nur der einzige Kaiser übrig und für erst ungewis, ob dessen Gemahlin bei bevorstehender Niderkonfft einen Prinzen bringet, darnach ebenso ungewis, ob er lebendig bleibet und zu seinen mannlichen Jahren gelanget, noch ungewiser aber, ob der Kaiser so lang lebet, das ein Prinz, der noch erst in die Welt kommen soll, in das Alter gerathe, welches die guldene Bulla einem Römischen König oder Kaiser fürgeschriben, andern theils aber auf ervolgenden Todtfahl des jezigen Kaisers den Spaniern abermal ein Carolus vonnöthen ist, welcher sich der jezt hochgestigenen Kayserlichen Macht zu gebrauchen weis, die Franzosen aus denen seiter añ. 1635 occupirten Vortheilen mit teutschem Guet und Bluet auf einmal wider ausszutreiben, warzue sonsten ganze saecula und grosse revolutiones erfordert werden dörfften: Wann man endlich jezterzelte Ding nicht etwan für veränderliche und leicht für überstreichende reflexionen, besondern für maximen halten mues, die eine stets mehrende Ursach mit sich führen und so lang dauren werden, als Spanien sich und das seinige gegen seinem mächtigen Nachtbar zu behaubten gedenket, so volgt meines Ermessens unwidersprech-

lich, das Chur Bayrn auf die Spänische Freundschaft keinen festen Grund sezen, consequenter auch dem Kayserlichen Hof sich nicht vertrauen kann, als welcher in disem saeculo fast anders nichts als executrix consiliorum Madritensium gewesen und es nur an habilitaet der Spänischen Ministern gehafftet, wann sie zu Wienn weniger als anjezt zu sagen gehabt haben.

Wann hinwiderumb an sich selbst clar ist, das die figur, so das Haus Bayrn gegenwertig im Römischen machet und wardurch es über die andern catholische Familien weit emporgestigen, ihr fundament in dem Westphalischen Friden hat und ausser selbigem man von Chur Bayrn nicht einmal weiss, und ebenso clar, das es der Westphalische Frid seie, dessen Zernichtung das Haus Österreich nothwendig intendirn mues, im fal es das von Carolo V. gemachte Proiect endlich zu Werk zu richten gedencket, so folgt von freyen Stucken, das bei einer fürseyenden Haubtrevolution in Teutschland Chur Bayrn es nicht mit dem Haus Österreich halten, besondern nur auf der jenigen Seiten stehen könne und solle, welche in dem gemeltem Fridensschlus ein wahres interesse haben, auch dessen conservation mit Ernst meinen und ihre consilia und actiones zu solchem Zweck einrichten.

Wann nun allen Weltverständigen bekannt, das das eigentliche Absehen, so Franckreich bei dem Krieg gegen die vereinigte Niderlanden gehabt, dahin gegangen, die Republicque dergestalten in die Enge zu bringen, das sie sich den desseins gegen Spanien hiernegst nicht mehr also opponirn könne, wie sie seither anno 1667 gethan, und disem nach von Leuten, so bei gesunder Vernunft seind, anders nicht praesumirt werden mues, als das sie sich nicht auf einmal vil Feind unnötiger Weis übern Hals ziehen, noch ihre durch langwierigen schweren Krieg gemachte conquesten in neuen hazard sezen, vil weniger von ihren

desseins sogleich ganz abgehen, und ehe sie das vorige ausgeführet, etwas anders und gefährlichers entreprenirn werden, so bin ich bei mir allerdings versichert, das Franckreich weder interesse noch willen habe, den Westphalischen Friden, wardurch es so stätliche Vortheil erlanget, muthwillig und zu einer Zeit, da es einen bessern zu machen keine Gelegenheit absehen können, übern Hauffen zu werffen, besondern vilmehr dahin laboriern muesse, das derselbe in seinem vigeur allerdings verbleibe.

Eben selbiges ist von der Cron Schweden wahr und dardurch deutlich genueg zu Tag gegeben, das sie sich in gegenwertigen conjuncturen mit Chur Brandenburg unirn und gleiche consilia führen wolle, da doch bekannt, das der Churfürst von Brandenburg eben derienige Prinz seie, welcher in Teutschland die meiste jalousie gegen Schweden heget und disem nach keineswegs zuegeben wird, das Schweden einen Fuess breit Erd mehr in Teutschland bekomme, vil weniger wird er seiner dergestalt vergessen, das er selbst darzue contribuirn solte. Es hat sich auch selbst aus dem effect gewisen, das Schweden keine Weitleuffigkeit weder in Teutschland noch anderswo gesuchet, sonsten es eine gar andere conduite geführt und in Zeiten zuegegriffen haben würde. Seind es also die beyden Cronen, die das grösste interesse und einvolglich den besten Willen haben, Teutschland in dem ienigen Zuestand zu lassen, in welchem es durch den Westphalischen Friden gesezt worden, und unsern obigen praesuppositis nach eben dieienige, bei welchen Chur Bayrn zu Erhaltung des jezt erwehnten Fridens stehen und warzue es alle seine Macht und Kluegheit employrn muess, im Fahl es in einer wahren und reellen Sicherheit zu leben gedencket.

Zwar man könte hier einwenden, das, wann auch gleich zuegestanden wurde, das Spanien solche Gedancken, wie obgemeldet, fovirte und in der That einen grossen Hass

gegen Chur Bayrn truge, es doch an sich selbst eine Sach were, die noch in weitem Feld stunde und die sich alsdann erst exercirn wurde, wann der Kayserliche Todtfahl und die vacanz im Reich sich ereignen solt. Zudem könte dises wohl wahr sein, das eben Österreich nit gern sehen, vil weniger selbst darzue helffen solte, das Chur Bayrn grösser und considerabler wurde, als es gegenwertig nicht were, aber dahin dörffte es gar leicht zu behandlen stehen, das es selbiges nicht nur in gegenwertigem Zuestand liesse, besondern auch Versicherung von sich gebe, das es ebenmessig keinem andern derentwegen etwas zu tentirn zuelassen wolte; ferner seie es ja nicht der Kaiser, der den Westphalischen Friden gebrochen, massen ihne keiner lieber als er zu halten begeret, wie solches auch seinem fridfertigen Gemiet und der vilfältigen patienz, die er bei allen disen Dingen eine Zeit hero gehabt, deutlich zu ersehen, vilmehr sei es Franckreich, so Teutschland zuerst angegriffen, den Frieden mit Füessen getretten und den Kaiser gleichsam mit den Haren darzue gezogen, das er zu den Waffen greiffen und sein Ambt, Hochheit und nation von dem Schimpff und Verachtung, warein sie die französische insolenz gesezt, nothwendig erretten müessen: man habe nur die facta anzusehen und weiter keinen Beweis zu begeren, als welcher Chur Brandenburg zuerst, hernach den Elsässischen Städten und Chur Trier, endlich auch dem Churfürsten von Pfalz, das man von mehreren nit sage, mehr als zu deutlich in die Hand kommen, und were man ja solchen fridbrichigen Leuthen auch keinen Friden zu halten schuldig.

Was Schweden im Sinn habe, könne man nit eigentlich wissen, wolle auch nicht eben darüber disputirn, ob der junge König nicht grössere Lust zum Krieg als zum Friden habe und disem nach gern sehe, das die Karte in Teutschland broullirt werde. Genueg sei es, das es Chur Brandenburg angegriffen und sich dadurch alles dessen

eilhafftig gemacht, was Franckreich verdient. Das ganze
eich habe es auch also recht befunden und gegen beede
ronen den Krieg decernirt, von dessen conclusis Chur
Bayrn sich nicht allein ausschliessen könne, wann es nich
wolle, das das Reich es hinwiderumb excludirn und in ei
praedicament mit den beiden Cronen sezen solle, welches
wann es gescheche, wie gewislich geschechen werde, wann
dises in seiner bisherigen conduite und contradiction for
fahre, es dardurch in die gfahr, seine jezige dignitaet u
ganzen estat zu verlihren, gerathen könde, da hergegen
wann es sich dem Kaiser accomodirte und denen Reichs
conclusis gemäss bezaigte, auch seine Cräffte zu Ausschaffung
der Frembden aus dem Reich und zu erlangung notwendiger
satisfaction für die beleidigten anwendete, der Kayser und
das ganze Reich erbiethig weren, Ire Churfürstliche Durch-
laucht in Bairn in der lezten Formb zu garantirn, dass
von allen deme, was dero Herr Vatter durch den West-
phalischen Fridensschluss erlanget, nicht ein Har brait ge-
nommen, besondern ir alles in seinem gegenwärtigen Zue-
stand sowol ratione dignitatum als ditionum unverruckt ge-
lassen werden solle.

Allein dises alles, wie specios es auch etwan klingen
möchte, würdt verhoffentlich nit suffisant sein, uns von der
oben gefassten Mainung abzubringen, wann wür nur die
Müehe nemmen wollen, es recht nach einander zu über-
legen. Dann einmahl ist die Forcht der Herren Spanier
gar nit in weitem Feld, besondern gleichsamb für der Thür
indeme der Fahl sich inerhalb 17 Jahren zuetragen mue
wann von oberzehlten Dingen nur eins geschichet o
fehlet, nemlich das eintweder auch dissmahl kein P
kombt oder doch nit lang lebet oder der Kayser inzwis
stirbt oder welches wür oben ausgelassen, niemand
Herren Churfürsten underdessen an einen Römischen I
gedencket. Alles dises gehet denen Spänischen mi

zu Gemüeth und repraesentirt inen den Zuestand irer Monarchie, in welchen sie durch ein dergleichen accident gesezt werden köndte als eine sach, die fast täglich bevorstehet, absonderlich aber ist das letztere capabl, den terminum fatalium gleichsamb zu antecipirn und also dasienige, welches inen den maisten chagrin, consequenter den stärksten Hass gegen Chur Bayrn verursacht, massen sie leicht zuvor aussehen, dass ausser selbigen Hauses in Teutschland niemand seye, welcher zu der Wahl eines Römischen Königs Anlass geben köndte, und gesezt, man denke disseits nicht einmal daran, seye auch gar nit Willens, sich mit solcher Last belegen zu lassen, so werden es doch die Spanier immer glauben, weil man an irem aignen exempl noch täglich sihet, was der Kayser Mantel für ein schöner habit seye, und wieviel Dinge darmit bedecket werden können, die sonst der Welt nicht gar zum Besten in die Augen leuchten wurden, dan darfur zu halten, das ein Prinz von niderem Vermögen als ein Kayser vom Haus Österreich sich mit solcher dignitaet nur ruinirn wurde, ist wie ein Gespenst, damit man je zuweilen die Künder und Unverständigen zu erschrecken pfleget, massen denen, so die rechte Griff wissen, noch wol Mittl und Weg bevorstehen, wardurch man sich die Uncosten einer Crönung und etwas stärkere Hoffhaltung reichlich und mit Wuecher wider guet thun köndte und man also diser considerationen wegen gar nicht Ursach hatte, einen solchen Bissen fahren zu lassen, wann die Gelegenheit, selbigen zu erhaschen, sich ereignete, und weil das Churhaus Bayrn im Fahl es nur in seinem gegenwartigen Flor bleibet und die angefangene Correspondenz und genaue Freundschaft mit denen auswertigen Cronen continuirt, auch ohne einen mehreren Zuewachs die solcher Dignitaet anklebente Last gar wol ertragen kann, so müssen die Herren Spanier entweder von denen Chur Bayrischen consiliis ebenso Maister werden, wie

sie von denen zu Wienn und wie anno 58 von denen zu München gewesen, damit man diesseits auf sein eigenes interesse nicht reflectiren könne, oder aber Tag und Nacht dahin arbeiten, damit Chur Bayrn in einen so schlechten Zuestand verfalle, dass in disem Stuck niemand mehr an selbiges gedencken köndte. Waraus dann volget, das Chur Bayrn im geringsten nicht versichert, das Spanien es nur im gegenwertigen Zuestand lassen wolle, im Fahl es anderst ein Mittl ausfinden kann, selbiges zu destruirn.

Was die französische conduite anbetrifft, wollen wir uns zwar nicht undernemmen, selbige durch und durch zu iustificirn, were auch wol zu winschen, das man in einem und andern Stücke etwas mehr retenue gehabt hette. Allein wann man in genere die Frag examinirn wolte, wer zum ersten den Teutschen Frieden gebrochen, so dörffte man nur die bei vorigem Reichstag und darauff ervölgter Deputation zu Frankfort, wie nicht weniger die bei der Kaiserlichen Wahl passirte Akten auffschlagen und durchsehen, welche Parthey über die schlechte observanz des Fridens am maisten geclaget und ob nicht die beeden Cronen dessen so trifftige und erhebliche Ursachen gehabt, das sie auch von dem ganzen churfürstlichen Collegio approbirt und dannenhero der bekannte § Et ut es sincerior etc. in der Wahlcapitulation deütlicher explicirt und dem Kaiser in selbigem Stück die Händ desto stärcker gebunden werden müessen. Wahr ist es, das Franckreich den Krieg gegen die Holländer von freyen Stücken angefangen und der König nicht eben sagen kann, das der Kaiser im darzüe gerathen. Allein weillen der Gremonuillische Tractat año 71 bloss zu dem Ende gemacht, auch den Kayserlichen ministris ohne Scheuch gesagt wurde, das man dardurch die occasion, sich mit dem Haus Österreich bei dem damals bevorstehenden Holländischen Krieg zu collidirn meiden wolte, auch diejenige, so bei fabricirung des Tractats sich gebrauchen lassen, nicht

undunckel zu verstehen gegeben, das wan gleich in dem punct de terris et circulis imperii, wardurch die Holländer nicht angegriffen werden solten, etwas unrechts fürgehen möchte, solches doch under dieienigen Dinger zu rechnen were, welche vermög eben selbigen Tractats nicht mit den Waffen, besondern viâ amicabili ausgemacht werden müessten, so kan es so gar unrecht nicht sein, wan man saget, das die Kaiserliche conduite den Krieg mit Holland nicht wenig befürdert, massen ohne die zu Wien gegebene und durch einen ordentlichen Tractat, wiewol captiose confirmirte Versicherung der König von Franckreich den Krieg nicht einmal angefangen haben wurde. Zudeme hat Franckreich bei Wegnemung der mit Holländern besetzten Clevischen Vestungen bei weitem dasienige nicht gethan, was der Kaiser in compagnie des Churfürsten von Brandenburg im Jahr 58 und 59 gegen Schweden in Pommern ausgewürcket, und gleichwol bildete man sich damahls ein, das es mit einer blossen protestation (das man nemblich nicht gemeint, den Teutschen Frieden darmit zu brechen, noch einige conquesten zu machen) verantworttet und alles wider guet gethon werden köndte, lasst sich auch gar wol und mit Recht gegen den Wiennerischen Hoff und Chur Brandenburg allegirn, massen sie in dieienigen exempla, so sie selbst gegeben, in andern zu improbirn nicht vermögen, ob sie schon gegen einen tertium nicht zue gebrauchen stunden, als welcher alsobald mit Grund zu excipirn hette, das ime solche Dinge keine Consequenz zueziehn und man nicht nach exempln, sondern nach denen Gesäzen leben muesse. Aber es ist die Frag nicht mehr, welcher Thail Ursach zu denen Troublen im Reich gegeben, besondern ob wegen ein und anderer excessen und irregularitaeten der Teutsche Friede ganz ubern Hauffen geschmissen und die, so darbei dergestalt hoch interessirt seindt, in neue Unsicherheit gesezt werden solen? Da dan nicht nur Chur Bayrn, besondern

andere rechtgesünte und fridlibente Stände mehr gleich anfangs gesagt, das es dergleichen extremiteten nicht nöthig hette, massen alles, was fürgegangen, occasione belli inter alios gesti geschehen, auch denen beschädigten auff andere Weise satisfaction verschafft werden köndte, welcher threue Rath, wan er angenommen worden und die darnebenst fürgeschlagene offerten gleich Anfangs anno 72 in consideration kommen weren, so solten weder die Händl mit denen 10 Städten, noch denen beeden Churfürsten, Trier und Pfalz, iemahls geschehen sein, massen ja solches alles, so zu reden, ex vitio primae concoctionis und aus der ersten praecipitirten conjunction der Österreichischen Waffen mit Chur Brandenburg seinen Ursprung eigentlich gewonnen.

Das man ferner sagen will, es habe ja das Reich darein consentirt und den Krieg gegen beede Cronen für nöthig und legitime gehalten, so ist die approbatio (im Fahl sie ja also zu nennen) erstlich ex postfacto und zu der Zeit geschehen, da durch eine denen constitutionibus imperii ganz eigentlich zuwider lauffente conduite der Kayser mit Franckreich schon in würklichen Kriege begriffen und hier nicht unbillich zu appliciru, dass die zu Anfang einer Sach comittirte Haubterrores nachgehents nicht corrigirt werden können, absonderlich wan dem tertio ein notabile praejudicium dardurch zuegezogen werden solte: uber das ist die geruhmbte approbation aus keiner libertate votandi mehr hergeflossen, nachdemmahln der Kayser eine starcke armee inconsultis et consquenter invitis statibus in das Reich geflüehrt und darmit quasi per vim metumve zu Weeg gebracht, das sie entweder, was er gern höret, sagen oder zu deme, was er begert, stillschweigen müessen.

Ob nun dergleichen convent zu Regenspurg, da sovil fürneme Ständ die ihrige nicht mehr haben, für ein Reich, welches nach denen Gesäzen administriert werden soll, zu nemmen, und ob einer in conscientia obligirt seye, solchen

eils praecipitirten, theils extorquirten conclusis zu Nach-
eil und Unsicherheit seiner eigenen dignitet und estats
h zu underwerffen, im Fahl er Mittl hat, auff eine andere
eise sich zu prospicirn, daran muess ich nicht ohne Ur-
ch zweiflen, zumahln da dise Frag noch nit einmahl aus-
macht ist, ob eben die pluralitaet der Stimmen, wan auch
ion keine widerrechtliche artificia, selbige heraus zu locken
d zu erzwingen, gebraucht weren, jemand obligiren köndten,
h entweder ipso facto aus seinen juribus acquisitis sezen
lassen oder selbst an dem Nez arbeiten zu helffen, wel-
es man ime hernach uber den Kopf zu ziechen gedencket.
n man also meines Erachtens Chur Bayrn durch die
afft der Reichsgesäze nicht anhalten, das es bei gestalten
chen approbirn müesste, was zu Regenspurg post oppressam
ertatem votandi fabricirt würdt. Will man aber die ap-
obation mit Gewald abzwingen, so Chur Bayrn umb sovil
hr Ursach, sich an dieienige zu halten, die ein gleiches
eresse haben, und würdt alsdan durch eine würckliche
ijunction der Waffen die Parthey dergestalt considerable
chen, das es so leucht kein unrechte Gewalt zu fürchten.

Von gleicher Stärcke ist es, was endlich von der ga-
tie, die das Reich dem Haus Bayrn laisten wolle, erwehnet
rden. Dan wer ist aniezo das Reich, als eben Spanien
d dessen consilia, und mues dises notwendig wider empor
d einen ascendant über Franckreich bekommen, auch die
emia belli darvon tragen, wan dem gefassten concept
ch die beede Cronen gedemüethiget und aus dem Reich
rieben werden sollen. Und gleichwol mues es eben auch
sienige sein, welches Chur Bayrn garantirt und dardurch
m gemainen Sprüchwortt nach der Bock recht zum
rttner gesezt und das Schaf dem Wolff anverthrauet
rde, nachdemmahln oben schon dargethon ist, wie wich-
ge Ursachen Spanien zu haben glaube, das Haus Bayrn
n der Erden zu vertilgen, wan es nur immer möglich:

zum wenigsten ist dises unlaugbar, das Chur Bayrn an Österreich sich nicht vertrauen, noch einer wahren Freundschaft von danen versichern könne, in Erwegung, das in Politicis pro lege fundamenti passirn mues, das ich von dem nichts guets zu gewartten, dessen interesse dem meinigen entgegen laufft, und zwar in eben dem tertio, welches zu maintenirn ich mich auff ine verlassen soll.

Wie hat dan nun Chur Bayrn sich ferner zu gouvernieren, nachdem es sichet, das dessen zu Regenspurg bis anhero interponirte contradictiones und protestationes nicht mehr dem Stich halten wollen und sich endlich zuetragen dörffte, das der Kayser Gelegenheit kriegte, zu andern Mitlen zu greiffen, wan ienes in der gebrauchten methode continuirn wolte? Hier solten vielleicht etliche mainen, am sichersten zu sein, wan Chur Bayrn dem torrent wiche, sich mit denen andren Ständen zu Regenspurg confirmirte, und nachdeme es sich dero garantie versichert, die beede Cronen iren hazard lauffen liesse, absonderlich da diese noch força genueg hetten, zu resistiren, auch ein geringes accident kommen köndte, welches capabl, alle hochfahrente Spänische conceptus auff einmahl zu underbrechen und Chur Bayrn von der Gefahr, accablirt zu werden, allerdings zu befreyen. Ja, es stunde nicht zu vermuthen, das die Cronen leichtlich in einen solchen Zuestand gerathen wurden, das man von denenselben im Reich keinen Beystand zu gewartten, wan ja etwa der Kayser aus Spanischem Antrieb sich des erlangten Glücks zu Undertruckung der Teutschen Freyheit und absonderlich des Haus Bayrn misbrauchen wolte.

Aber eben dasienige, was das grösste Gewicht in sich zu haben scheunet, warumb Chur Bayrn gleich denen andern die Hände im Schoss legen und dem Spill müessig zuesehen solle, nemblich weillen es mit denen Cronen nit so bald gethon und sie noch lang resistirn wurden, ist nach meinem Gutdunken die stärckeste und grösste Ursach, warumb Chur

ıyrn länger nicht still sizen, besondern Parthey nemmen
lesse, in reufer Erwegung, das durch continuation des Kriegs
e Eingriff in der Ständ praerogativ und Freyheiten täglich
ehr und mehr zu-, hergegen dero Cräffte dergestalt ab-
mmen, das sie zu Ende des Kriegs nit die geringste Macht
ehr übrig haben, so wenig sich selbst für dem Joch, als
ur Bayrn für der befahrenden oppresion zu garantirn,
e solemniter sie sich auch darzue anheischig gemacht
ben mögen. Dan ein Blinder ja mit Händen greiffen
nn, das Spanien anders nichts als einen lang dau-
nden Krieg intendiret, auch ihm gar wenig darmit ge-
ent, das die Sachen etwa in aequilibrio bleiben oder in
e terminos wieder gerathen, worinn sie bei Anfang des
rieges gewesen, oder das es mit einem kleinen Vortheil
rgnügt zu sein gedencken solte, sondern dessen rechte avan-
ge bestehet darinnen, das durch Fortsezung des Krieges
ranckreich, Schweden, Holland und die Teutschen Ständ
iff einmal ausgemattet und in solchen estat redigirt werden,
ıs sie dem Haus Österreich praemia belli allein lassen und
so selbst dasienige wieder empor haben muessen, was sie
verschiedenen Zeiten zu undertrucken getrachtet.

Wann nun unwidersprechlich, das continuatio belli den
iin der teutschen Ständ auf dem Rucken tragt und zu-
leich Chur Bayrn in Zuestand sezet, das es hernach und
ann die Ständ, so garantirn wollen, kein Crafft mehr
aben, alle leges, die man ihnen furschreiben wird, annehmen
üessen, so dörffte nicht mehr rathsam, sondern hochnötig
in, das dises ohne längern Verzug dieienige resolution
greiffe, welche die sicherste, ja die einzigeste aniezt ist,
nen schleunigen Friden zu weg und die kriegende po-
ntien in einigen aequilibrium zu bringen, nemblich das
seine Waffen mit den beeden Cronen würcklich conjun-
re und dardurch dem Prinzen von Condé desto mehr Raum
d Gelegenheit gebe, das er die Kayserlichen aus Schwaben

in die Erbland und consequenter dahin treibe, das sie sich mit ihrem eigenen Fett bekriegen, und weilen sie solches lang nicht aushalten können, einen raisonablen Friden, warzu beide Cronen allemal willig und erbietig, annemmen müessten. Und gesezt, das Chur Bayrn bey solcher conduite und resolution keinen Beifal im Reich bekäme, so ist es dardurch doch keiner grösseren Gefahr underworffen, als in welcher die beiden Cronen aniezt allein stehen, gestalten alle Kräfte, die vermuetlich nur immer feindlich werden können, bereits employirt worden, hergegen macht es seine Partei dermassen starck und considerable, das die Alliirten gezwungen werden, auff eine geschwinde composition zu gedencken; ist auch gar nit zu fürchten, das Holland derentwegen seinen ohne das sehr ausgefegten Beütl härter ergreiffen und die Unkosten zum Krieg länger fournirn werde, vil mehr es ganz auff andere consilia gerathen und gleichsam über Hals und Kopff zu einem Friden eilen werde, wann es nemblich sichet, das, im Fahl es so lang im Krieg bleiben wolt, bis das Haus Österreich seinen Zweck erreichet, ihr eigner ruin dardurch unfelbar befördert wurde.

Ist also diss, was Reich heisset, gegenwertig nichts anders als der Spänische ambassadeur zu Wienn und die Kayserliche armée, so die daselbst geschmidete consilia und decreta exequirt, welche aber Chur Bayrn nicht mehr irritirn und gegen sich hiziger machen kann, als sie schon seind, vil mehr werden sie geschmeidiger und vom Friden zu sprechen aufangen, wann sie dergleichen vigeureuse resolution sehen, die sie sich vom hiesigen Hof vielleicht nimmermehr vermuetet, wie dann eben darumb, das man in der Eil darzue schreiten solt, weilen ins gemein die Ding den besten effect thuen, derer sich der Feind am wenigsten versehen.

Müesste dannenhero Chur Bayrn, ohne länger zu balancirn, aniezt, da der Prinz von Condé sich so sehr ver-

ircket hat, das er etwas haubsächlichs wider anzufangen
rmag, eine Partie dero Truppen in Schwaben schicken,
mit sie zu iezterwehntem Prinzen, der inzwischen under-
lb Breisach übern Rhein gienge, stossen und die Kayser-
hen mit desto münderer Gefahr in die Erbland zum Wün-
rquartier treiben, für sich aber Schwaben und einen Theil
s Fränckischen Creises zu recruten und neuen Werbungen,
welche imitelst mit aller Macht anzustellen weren, be-
lden könde, hergegen liess man mit dem Gros der armée
Gränizen gegen Bohmen und Osterreich so guet be-
ken, als immer möglich, und dardurch verhindern, das,
s in den Erblanden von Kayserlichen Trouppen noch
rig, sich nicht movirn, noch der Haubtarmée zu Hilff
mmen dörffte.

Wann nun auf solche Weis die Französische Partei
Oberteutschland bei weitem stärcker gemacht wurde, als
harassirte und nach festen Winterquartieren verlangende
yserliche armée nit ist, so scheinet ja nochmals, das solche
olution keiner sonderbaren Gefahr underworffen ist, nach-
m es nur inter raro contingentia zu rechnen, wann der
inere und abgemattete Hauffe den grösseren und frischeren
lägt.

Hergegen wann Chur Bayrn still sizet und die beide
onen allein kazbalgen lässt, so hat es dises zu befahren,
s, sobald Franckreich ein notable Unglück und die Kayser-
he Haubtarmée dardurch Lufft bekombt, sie ihme auff
n Hals gehet und zu einem von beeden obligiret, das es
tweder sich mit weit grösserer Gefahr als aniezt für die
ede Cronen declarirn oder aber sein accomodement machen
d also sein eigen interesse mit dem Rücken ansechen,
rgegen zugleich mit den andern das Joch allgemach über
ch nemmen und alles, was gegen der Ständ Freiheit schon
eschechen und vermuetlich mehr geschechen wird, als wol
nd recht gethon hinpassirn lassen und endlich dasienige,

was Spanien ihm so lang nachgetragen, erwarten müessen. Und gleichwie der gesunden Vernunfft am ähnlichsten sein scheinet, das, wann die Gefahr und das remedium darfür zugleich vorhanden, man das leztere umb sovil geschwinder applicirn müesse, als sich befündet, das durch längeren Verzug ienes Kräffte zunemmen, dises Würckung aber sich verringert, also solte man billich sich aniezt der Gefahr entgegen sezen, weil von denen Cronen unverlangte Hilff zu gewarten und das Übl noch nicht so hoch gestigen, das es nicht durch ein dergleichen starck Gewicht, wie Chur Bayrn mit conjunction seiner Waffen darzue gibet, mit Glück und Ruehmb undergetrucket werden könne.

Das endlich kein ander Chur- oder Fürst dergleichen herzhaffte resolution ergreiffen wurde, das mues Chur Bayrn sich zu keinem argument dienen lassen, dero exempl zu folgen, zumaln keiner ist, der bei Zernichtung des Westphalischen Fridens so vil zu verlihren, nachdem Chur Brandenburg sich persuadirn lassen, das es bei der pacification nicht allein nichts gewonen, besonder vil mehr ein merckhlichs eingepüsst, auch kein ander im Reich das Vermögen hat, sich mit Hoffnung eines gueten successes opponirn zu künnen, wan ihn gleich auch interesse und Muet dahin portirn solten.

Wann nun zu allen oberzelten trifftigen considerationen auch dise kombt, das man sich zu dergleichen resolutionen durch solenne pacta engagirt hat, so wird ohne Zweifel ein solcher Schlus gefasset werden, welcher zu Erhaltung der teutschen Freiheit und dises Churhauses eignem Etat nicht nur bei gegenwertigen coniuncturn vonnöten ist, sonder den auch Ir Chufürstl. Durchlaucht ins konfftige darzue dienen kann und wird, das alle rechtgesynte der Göttlichen providenz, die das Haus Bayrn zu etwas grösserm destinirt zu haben scheinet, gleichsam entgegengehen und die fata maturirn helffen, nachdem sie an einem so ruhmblichen

Exempl gelernet, das es Chur Bayrn sei, bei welchem zugleich kluege und herzhaffte consilia und nicht weniger unverruckte Treu und Glauben zu fünden und das es allein von deme kommen müesse, wardurch Teutschland von der bevorstehenden Dienstbarkeit cräfftiglich errettet werden solle.

Salvo rectiori.

Herr von Druffel hielt einen Vortrag:

„Kaiser Karl V. und die römische Curie vom Wormser Reichstagsabschied bis zum Beginne des Regensburger Reichstages 1545 bis 1546".

Derselbe wird in den „Abhandlungen" veröffentlicht werden.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 3. Juni 1882.

Herr Brunn hielt einen Vortrag:

„Studie über den Amazonenfries des Maussoleums".

Durch Plinius ist uns die Nachricht überliefert, dass an der bildnerischen Ausschmückung des Maussoleums vier Künstler betheiligt waren, und zwar in der Weise, dass ein jeder von ihnen die Arbeiten an einer der vier Seiten des Gebäudes übernommen hatte. Plinius schöpfte aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Reisewerke seines Zeitgenossen Licinius Mucianus, der, in naturwissenschaftlichen Dingen leichtgläubig und den Vorurtheilen seiner Zeit unterworfen, in seinen geographischen und historischen Angaben als ein unverdächtiger Zeuge gelten darf. Wir haben also keinen Grund, die Nachricht des Plinius nach ihrem Wortlaute in Zweifel zu ziehen; vielmehr müssen wir in ihr eine Aufforderung erkennen, sie nach ihrem Inhalte an den erhaltenen Resten zu prüfen. Unter diesen können zunächst nicht allerlei vereinzelte Bruchstücke, sondern nur die umfangreicheren Theile eines Amazonenfrieses in Betracht kommen; denn da die erhaltenen Platten unter Zurechnung derer, die im Anschluss an sie nach bestimmten Spuren nothwendig vorausgesetzt werden müssen, eine Ausdehnung

»en, welche die Länge einer Seite des Gebäudes über-
reitet, so werden wir auf die wohl allgemein anerkannte
raussetzung geführt, dass die Amazonendarstellungen,
alich wie die Schlachtscenen in dem unteren Friese des
reidenmonumentes von Xanthos, um das ganze Gebäude
allen vier Seiten herumliefen. Sofern sich also, was
ılich nicht von vornherein als ausgemacht betrachtet
rden darf, Bruchstücke von jeder der vier Seiten erhalten
»en sollten, so müsste sich gerade wegen der Gemeinsamkeit
:r vielmehr Einheitlichkeit des Gesammtthemas der „Wett-
eit der Hände", von dem Plinius spricht, an ihnen in
timmter Weise nachweisen lassen. Der Versuch einer
aeidung ist somit in jedem Falle berechtigt.

Da von den erhaltenen Platten nur wenige innerhalb
· Ruinen des Gebäudes, und auch diese nicht in ihrer
prünglichen architektonischen Verbindung gefunden sind,
können Fundnotizen nicht zum Ausgangspunkte der
tersuchung genommen werden. Ebensowenig lässt sich
t Erörterungen über den Styl der einzelnen Künstler be-
ınen, da wir nicht einmal von den Eigenthümlichkeiten
: bedeutendsten unter ihnen, des Skopas, bis jetzt eine
nügende Anschauung besitzen. Wir sind also zunächst
sschliesslich auf die Bildwerke selbst angewiesen und auf
s, was sie uns an äusseren Kennzeichen in der Beklei-
ng, der Bewaffnung, sowie an stylistischen Verschieden-
ten in der Auffassung und Ausführung darbieten.

Die bisherigen Publicationen, namentlich die der nicht
den Ruinen des Maussoleums selbst, sondern in den
stellmauern von Budrun gefundenen Stücke (Mon. d. Inst.
18—21) erwiesen sich für die folgenden Untersuchungen
ungenügend. Es wurden ihnen vielmehr die grossen
otographien Caldesi's (Colnaghi & Co., 13 Pall Mall, East
ndon) zu Grunde gelegt. Für manche feinere Züge mag
h allerdings eine Nachprüfung an den Originalen selbst

als nothwendig erweisen, auf welche für jetzt verzichtet werden musste. Wenn indessen schon eine vorsichtige Analyse der Photographieen eine Reihe sehr verständlicher Kriterien darbietet, so werden die auf diesem Wege gewonnenen Resultate eines bestimmten wissenschaftlichen Werthes nicht entbehren.

Um das Schlussresultat voranzustellen, so scheinen sich allerdings vier Gruppen mit hinlänglicher Sicherheit so weit unterscheiden zu lassen, dass wir aus ihnen vier bestimmt unter einander verschiedene künstlerische Individualitäten kennen lernen.

Die erste Serie ist die ausgedehnteste: sie enthält die in den Monumenti mit III, IV, VII—XI bezeichneten sieben Platten, von denen nur VII und VIII, IX und X sich unmittelbar an einander schliessen. Im Aeusseren der Darstellung finden wir hier die meiste Mannigfaltigkeit: Krieger, theils nackt, theils mit kurzem Chiton oder nur mit der leichten Chlanis [1]), nicht aber mit der Chlamys bekleidet; mit unbedecktem Haupte, mit Visir- oder mit visirlosem Helme, der aber überall den wehenden Busch hat; mit und ohne Schild und Wehrgehenk, mit Schwert oder Lanze, welche plastisch ausgedrückt sonst nicht wieder vorkömmt; die Amazonen sämmtlich im kurzen Chiton, der hier geschlossen, dort an der Seite offen, die rechte Brust bedeckt oder frei lässt, einfach gegürtet oder geschürzt, einmal eine Art Doppelchiton ist. Bei den drei Reiterinnen, von denen eine (XI) vielleicht auch eine Aermel-

1) Die antiken Namen gewisser Kleidungsstücke lassen sich wohl so wenig wissenschaftlich feststellen, wie die Namen so mancher Vasenformen. Um aber dem praktischen Bedürfnisse einer bestimmten Terminologie Rechnung zu tragen, möchte ich mit Rücksicht auf den vorliegenden Fall vorschlagen, zum Unterschiede von der gewöhnlichen mantelartigen Chlamys das einfache, lange viereckige Stück Zeug, welches etwa dem modernen Plaid entspricht, als Chlanis zu bezeichnen

cke trug, gesellt sich dazu die wehende Chlamys, bei
anchen ihrer Genossinnen zu Fuss die Chlanis, die ein-
al als ein kurzer Schurz nach Art einer Schärpe um den
eib geschlungen ist. Zwei von ihnen tragen um die Hand
er den Vorderarm gewickelt ein leichtes Thierfell. Die
iatische Mütze, welche wiederum sämmtliche Reiterinnen
agen, findet sich bei den Fusskämpferinnen nur einmal,
ıd eben so nur einmal ein Helm mit wehendem Busche,
e Pelta zweimal unmittelbar neben einander. Die Füsse
ıd theils mit Stiefeln bekleidet, theils nackt. Speer,
:hwert, Streitaxt als Angriffswaffen sind theils wirklich
rgestellt, theils nothwendig vorauszusetzen. Dass Bogen-
hützinnen ganz fehlen, ist auffällig, kann jedoch zufäl-
; sein.

In der Behandlung der Gewandung erinnert diese Serie
ehrfach an die unruhige Art des Frieses von Phigalia.
ımentlich an der (auf VII und VIII vertheilten) Amazone
Vorderansicht flattern einzelne Theile ziemlich regellos,
ıheitlicher im Motiv bei der Amazone in der Mitte von
[; in einer der Bewegung der Gestalt so gut wie ent-
gengesetzten Richtung an den Krieger VIII rechts. An
anier grenzt die öftere Wiederholung eines (ausserdem
ır noch einmal in der 4. Serie vorkommenden) Motives,
mlich den linken Arm oder die Hand mit einem Gewand-
icke oder einem Felle zu umwickeln, eines Motives, das
sserdem in seiner Ausführung zu einer weichen und
ndlichen Behandlung der Linien Anlass gab. Bei den
ellungen muss es auffallen, weniger dass einmal die be-
lmte Amazone in voller Vorderansicht auftritt, als dass
ehrere Gestalten in der Rückenansicht dargestellt sind
d die Köpfe derselben nur von hinten oder in sehr ver-
enem Profil sichtbar werden. Damit noch nicht zu-
eden verdeckte der Künstler ausserdem die Gesichter
ıiger dieser Kämpfer durch die Schilde, die sich über-

haupt durch Häufung dem Auge zu sehr aufdrängen und mehrfach durch ihre eiförmigen Verkürzungen wenig angenehme Linien bilden, die Körper zerschneiden oder verdecken, während anderer Seits die überwiegend nackten Gestalten der Krieger sich theils in zu stark und unvermittelt, theils in zu wenig gebrochenen, langgestreckten Linien darstellen und den Eindruck des Gespreizten machen. So wird nicht nur der harmonische Fluss, der Rhythmus der Linien vielfach getrübt, sondern das Ganze bekömmt einen unruhigen, hie und da mehr malerischen, als plastischen Charakter.

Die Oberfläche der Platten hat durchgängig stark gelitten, und es ist desshalb schwierig, aus einzelnen besser erhaltenen Stellen sich von dem Gesammtcharakter der Ausführung eine klare Vorstellung zu bilden. Erst durch eine Vergleichung mit den übrigen Serien tritt es uns bestimmter entgegen, wie mit Auffassung und Linienführung auch die übrige Durchbildung Hand in Hand geht. An den Gewändern sind allerdings in der Behandlung der Falten die leichteren und schwereren Stoffe unterschieden. Aber in der Anlage der Chlamys bei den drei Reiterinnen z. B. zeigt sich eine gewisse Einförmigkeit; an andern Stellen haben besonders die von den Körpern sich loslösenden Partieen etwas Gelockertes und Unruhiges; an den um die Arme gewickelten Gewandstücken erscheinen die Falten weich und rundlich. Ueberall begegnen wir mehr einer allgemeinen Gewandtheit und Routine, als einer in das Einzelne eingehenden scharfen Charakteristik. Dasselbe scheint von dem Vortrage der Formen des Nackten, sowie der Pferdekörper zu gelten, soweit freilich bei dem Zustande des Marmors überhaupt ein Urtheil gestattet ist.

Erscheinungen, wie sie hier hervorgehoben wurden, zeigen sich zuweilen, wo der Höhepunkt einer Entwickelung noch nicht erreicht, aber ebenso auch, wo derselbe bereits

überstiegen war. Am Friese des Theseion z. B. beruht der Charakter einer gewissen Laxheit darauf, dass die Kunst noch der Reinigung und Abklärung bedurfte, welche ihr erst der Geist eines Phidias brachte; am Friese von Phigalia vermissen wir die volle Harmonie, weil die Strenge der Schule des Phidias bereits eine Lockerung erfahren hatte. Ohne hier auf einen Vergleich der älteren und der jüngeren attischen Schule einzugehen, dürfen wir doch wohl aussprechen, dass die bisher betrachteten Platten nach ihrem Gesammteindruck eher einen Vergleich mit dem Friese von Phigalia als mit dem des Theseion gestatten, wenigstens insoweit, als der Mangel an Strenge auf eine künstlerische Persönlichkeit hindeutet, die nicht mehr in jugendlichem Vorwärtsstreben neuen Principien Geltung zu schaffen sich bemüht, sondern bereits im Besitze reicher künstlerischer Mittel mit denselben in freier, ja zuweilen rückhaltloser Weise schalten zu dürfen glaubt.

Die Platte VI der Monumenti, deren Photographie mir nicht vorliegt, ist jetzt aus dem Kreise der Amazonendarstellungen ausgeschieden, und wird gewiss mit Recht einem sonst nur in geringen Resten erhaltenen Kentaurenfriese zugetheilt, der ein vollständiges Seitenstück zu dem Amazonenfriese gebildet zu haben scheint. Nach der Bemerkung Furtwänglers (Arch. Zeit. 1881, S. 306) mochten beide in ähnlicher Weise an dem Unterbaue des Maussoleums vertheilt gewesen sein, wie die beiden grösseren Friese am Nereidenmonumente von Xanthos. Dennoch verdient diese Platte auch hier in Betracht gezogen zu werden. Wir begegnen hier wieder der einen männlichen Figur in der Rückenansicht; die andere in Profil zeigt uns die langgestreckte, ungebrochene Rückenlinie. Die fliehende Frau in Vorderansicht ist in den Motiven ihrer Bewegung fast das genaue Gegenbild der behelmten Amazone auf VII—VIII. Ihr flatteriger Mantel aber, ebenso wie die etwas schleppende

Chlanis des zweiten Jünglings verrathen die grösste Verwandtschaft mit der unruhigen Gewandung der ganzen ersten Serie. Bei so vielen Uebereinstimmungen innerhalb eines engen Raumes werden wir nicht umhinkönnen, in dieser vierten Platte dieselbe Künstlerhand, wie in den bisher besprochenen wiederzuerkennen.

Der zweiten Serie glaube ich vier Platten zutheilen zu dürfen: I, II, XII und XIII der Monumenti, über welche zunächst einige factische Bemerkungen zu machen sind. Der Krieger auf I ruft nicht, wie Braun (Annali 1850, p. 301) diese Figur deutet, seine Genossen zum Kampfe auf, sondern, wie ich mich vor Jahren an den Originalen selbst überzeugen konnte, er reisst mit seiner Rechten eine Amazone bei den Haaren von ihrem Rosse herunter. Die ganze Platte I aber schliesst sich unmittelbar an II an. Die Richtigkeit dieser Anordnung im britischen Museum wird durch die Photographieen bestätigt, während sich hier die Zeichnung der Monumenti als ganz besonders ungenau erweist. Ebenso hat es sich ergeben, dass die Platten XII und XIII eng aneinander schliessen.

Von äusseren Kriterien tritt zunächst hervor, dass in dieser Serie mehrfach Amazonen mit Aermeln und mit Hosen vorkommen, und zwar so, dass diese Tracht nicht etwa als eine Besonderheit der Bogenschützinnen erscheint. Denn nach der Vereinigung von XII und XIII kann die gerade auf der Scheide dieser Platten stehende Amazone nicht mehr, wie Braun annahm, dieser Waffengattung angehören. Ausserdem sind auch an der einzigen Reiterin dieser Serie wenigstens die Aermel in den Photographieen bestimmt erkennbar. Dagegen trägt hier keine der Amazonen die sonst mit der vollen Kleidertracht eng verbundene asiatische Mütze, während bei der Bogenschützin in ungewohnter Weise halblange Locken weich über den Nacken herabfallen und auch bei ihrer Nachbarin

die Haarmassen mehr als gewöhnlich nach hinten geordnet scheinen. Das gelöste Haar der Knieenden kommt allerdings noch einmal in der vierten Serie bei einer Reiterin vor, scheint aber beide Male mehr zur Bezeichnung einer verzweifelungsvollen Situation, als zu einer Unterscheidung der Tracht verwendet worden zu sein. Der volleren Bekleidung der Amazonen entspricht die vollere Rüstung des Kriegers auf I, an dem überhaupt der Panzer mit der an seinem unteren Ende herabfallenden doppelten Reihe von Lederstreifen, die sich am Original sicher erkennen lassen, als eines der ältesten Beispiele dieses Waffenstückes besondere Beachtung verdient. Die leichten losgelösten Gewandstücke fehlen nicht völlig, aber wo sie sich finden, zeigt sich in ihrer Verwendung z. B. bei der Chlamys der Reiterin ein strengerer Charakter, oder bei der von Herakles niedergerissenen Amazone eine grössere Zurückhaltung in der Ausführung, die von dem krausen Flattern der ersten Serie sich wesentlich entfernt. Auch die Chlanis des mit Helm und Schild bewaffneten Kriegers folgt durchaus der Gesammtbewegung der Gestalt. Weniger übersichtlich ist die Gewandung des mit Chiton und Chlanis bekleideten Kriegers disponirt, zumal sie durch den Schild zum grossen Theil zugedeckt wird und der Umriss desselben die Massen in ihren Linien scharf durchschneidet. Auch an der auf das Knie gesunkenen Amazone und ihrer Genossin wird der Chiton durch das Hervortreten des Schenkels in etwas gespreizter Weise auseinander getrieben, wobei noch die Wiederholung des Motives in zwei so nahe verbundenen Figuren wenig günstig wirkt. Die hier angedeutete Ungleichartigkeit beschränkt sich aber nicht blos auf die Gewänder, sondern macht sich ebenso in der ganzen Anlage der Gestalten geltend. Einige derselben, energisch in ihren Motiven und von rhythmischer Klarheit stehen neben andern, die, weniger sicher in der Erfindung, des harmonischen

Flusses der Linien entbehren. Vortrefflich gelungen ist die Gruppe der von Herakles niedergeworfenen Amazone. In der nächsten Gruppe ist das halbe Zurückweichen und Sichumkreisen der beiden Gegner glücklich gedacht, aber künstlerisch nicht in allen seinen Feinheiten entwickelt. An der todten Amazone der nächsten Gruppe stört nicht nur die Einförmigkeit des oberen Umrisses: auch die ganze Gestalt fügt sich der Composition der Gruppe in sehr ungenügender Weise ein. Während ferner die Handlung des Bogenschiessens in ihrer strengen, fast mathematischen Abgemessenheit schon von der ältesten Kunst mit bemerkenswerthem Geschick aufgefasst und künstlerisch verwerthet wurde, hat sie in der vorliegenden Gruppe viel von ihrem Reize verloren, indem bei der für die Schützin gewählten Stellung die rechte Schulter und der Oberarm dem Auge entzogen werden und der Vorderarm fast wie ausser Zusammenhang mit dem Körper erscheint. — Von den beiden andern, in einer Gruppe vereinigten Amazonen ist die stehende voll Energie und Leben; aber ihre künstlerische Schönheit wird nicht wenig dadurch beeinträchtigt, dass ihr ganzer rechter Schenkel durch den Körper der Gefallenen verdeckt wird und dadurch aufhört, für das weit nach auswärts gestellte linke Bein ein künstlerisches Gegengewicht zu bilden. Wenn ferner die zweite Amazone mit auseinandergespreizten Schenkeln zu Boden gesunken ist und ihr Angreifer ihr das lang nach vorn gestreckte Bein auf den Schooss setzt, so entsteht aus der Vereinigung aller dieser Motive eine Composition, an der ein feineres Empfinden in mehr als einer Beziehung Anstoss nehmen muss. Klarer, aber auch lockerer ist die Verbindung innerhalb der letzten Gruppe, und es mag hier zugleich die Bemerkung Platz finden, dass überhaupt in dieser Serie die einzelnen Gruppen mehr lose neben einander gereiht, als auch nur äusserlich unter einander verknüpft sind.

Beachtung verdient ferner eine Eigenthümlichkeit der Proportionen, die besonders an den besser erhaltenen der Amazonen hervortritt. Sie sind weit weniger schlank als die der andern Serien und namentlich erscheinen die Köpfe zu gross und schwer; doch leitete den Künstler offenbar nicht das Bestreben, seinen Gestalten den breiteren und kräftigeren Bau, überhaupt den mannhafteren Charakter der älteren „ephesischen" Amazonenstatuen zu verleihen, sondern vielmehr nur die Absicht, den Gegensatz des weiblichen Geschlechtes zum männlichen im gesammten Charakter der Formen zur Anschauung zu bringen. Er glaubte dies zu erreichen, indem er sie voller, runder und fleischiger bildete, gelangte aber dabei zu einem etwas weichlichen Formenvortrag, welcher mehrfach die elastische und energische Spannung in Fügung und Haltung der Glieder vermissen lässt, die gerade den kunstgeschichtlich jüngeren Amazonenbildungen eigen zu sein pflegt. — In der Durchbildung des Einzelnen lässt sich das Streben nicht verkennen, z. B. bei der Ausführung der kurzen Gewänder der Amazonen Einförmigkeit zu vermeiden. Dies ist allerdings äusserlich gelungen, aber schwerlich zum Vortheil der inneren Einheit des Styls und der Vortragsweise.

Fassen wir Alles zusammen, so scheint uns in dieser zweiten Reihe eine Künstlernatur von wenig ausgeprägter Selbständigkeit entgegenzutreten, ein Künstler, der weniger der Kunst seiner Zeit den eigenen Charakter aufprägt, als dass er den verschiedenen ihn umgebenden Strömungen folgt. So mochte es ihm gelingen, im Anschluss an tüchtige Vorbilder und Meister im Einzelnen Anerkennenswerthes zu leisten; aber es fehlte ihm die Kraft, die verschiedenen Anregungen einheitlich und harmonisch zu verarbeiten.

Zur dritten Serie gehören die drei zusammengehörigen, von Newton entdeckten Platten (bei Overbeck

Gesch. d. gr. Plast. [3], Fig. 111 nicht in der richtigen Reihenfolge, sondern l, n, m), und ausserdem das wohl später gefundene, so viel ich weiss, noch nirgends publicirte Bruchstück einer vierten Platte mit einer lebhaft nach rechts vorschreitenden Amazone und einem hinter ihr nach der entgegengesetzten Seite gewendeten sehr fragmentirten Manne (Photographie Nr. 26).

Im Gegensatz zu den beiden ersten Serien macht sich hier eine Vorliebe für das Nackte geltend. Von dem Manne des letzten Fragmentes abgesehen, sind die kämpfenden Krieger ganz unbekleidet. Als Schutzwaffen tragen sie runde Schilde, die von der Innenseite sichtbar, geschickt zu künstlerischer Verbindung der einzelnen Gruppen verwendet sind, und mit einer Ausnahme den Helm, der einmal eine eigenthümliche, an die asiatische Mütze erinnernde Form hat. Von den Amazonen ist nur eine mit der Mütze und zugleich mit der Chlanis ausgestattet; Hosen und Aermel, die in der ersten und zweiten, und Stiefeln, die in der ersten Serie vorkommen, fehlen hier gänzlich. Der allen gemeinsame kurze Chiton ist bei den meisten so geordnet, dass er von den nackten Formen des Körpers, namentlich von den Schenkeln, noch möglichst viel sichtbar werden lässt, ja das eine Mal fast nur als Hintergrund des Körpers dient.

In der Behandlung des Nackten ist ein bestimmter Gegensatz der beiden Geschlechter mit bewusster Klarheit durchgeführt. Die weiblichen Formen sind überall gerundet, aber ohne die in der zweiten Serie gerügte Weichlichkeit. Bei den Männern ist die Musculatur sehr bestimmt hervorgehoben, aber weniger die Schwellung der einzelnen Muskeln, als ihre Begrenzung nach den Hauptflächen und Umrissen betont: ein System, das am klarsten bei dem knieenden Krieger hervortritt. Ueberhaupt aber herrscht eine gewisse Knappheit, man möchte sagen:

λεπτότης der Formen, die in Verbindung mit der Nacktheit das Bestreben unterstützt, die Umrisse der Gestalten in möglichst bestimmter Weise von dem Grunde loszulösen. Auch im Einzelnen, den Bärten, den Gewandfalten tritt eine klare und scharfe Formenbezeichnung hervor. Doch zeigen sich hier einige Eigenthümlichkeiten, die zu weiteren Bemerkungen Anlass geben. An den beiden Reiterinnen hängen Theile des Chiton, so zu sagen passiv auf den Pferdekörper herab, ohne in das leitende Grundmotiv der ganzen Bewegung einbezogen zu sein und ohne dasselbe in dem leicht beweglichen Stoffe ausklingen zu lassen. Es scheint dies darin begründet zu sein, dass der Künstler zwar das Hauptmotiv der ganzen Gestalt noch ideal-schöpferisch auffasste, dass er jedoch daneben, ich will nicht sagen dem Modell, aber doch der Beobachtung der einzelnen Erscheinungen der Wirklichkeit in der Durchbildung einen nicht unbedeutenden Spielraum gewährte. Hierdurch aufmerksam gemacht werden wir die Spuren gleicher Tendenzen auch anderwärts entdecken, so in den straff zwischen den Schenkeln angezogenen Falten des Chiton der einen, wie in der nicht mehr völlig naiven Anordnung des Chiton der halbnackt erscheinenden Amazone. Auch die Motive der Gestalten selbst zeigen sich durch eine ähnliche Betrachtungsweise der Natur hie und da beeinflusst. Die Stellungen der beiden Amazonen zu Fuss auf den ersten Platten scheinen mehr dem Moment abgelauscht, als einheitlich aus der Idee geschaffen; und wenn es z. B. dem Künstler gelungen ist, das Motiv der auf ihrem Rosse umgewendeten Amazone mit seltener Frische und Lebendigkeit harmonisch auszugestalten, so spricht doch aus dem Ganzen, wie auch bei der zweiten Reiterin aus Motiven wie dem der Schenkelhaltung, die gleiche veränderte Grundanschauung. Sie macht sich aber unserem Empfinden um so mehr bemerkbar, als in der Rhythmik der männlichen Gestalten ein wesentlich

anderes Princip zu walten scheint. Wir begegnen hier einem System von eckigen, scharf gebrochenen, fast etwas schematischen Linien, die auf eine strenge Schulung des Körpers für kriegerischen Kampf hinweisen, welche allen Bewegungen etwas Tactmässiges verleiht. Wir werden schwerlich irren, wenn wir hier das Streben erkennen, in ähnlicher Weise, wie in den körperlichen Formen den Gegensatz des männlichen und weiblichen Geschlechtes, so hier in der ganzen Kampfesweise den Gegensatz des männlichen und weiblichen Temperamentes zur Anschauung zu bringen. Alles dieses weist auf einen eigenartigen, sehr selbständigen Künstler hin; und wenn auch das Ziel, bestimmte Contraste und Disharmonieen auf neue Weise harmonisch aufzulösen, noch nicht überall vollständig erreicht ist, so fesselt uns doch, abgesehen von der Vortrefflichkeit der sauber vollendeten Ausführung, gerade das geistige Ringen, in dem der Künstler neue Probleme zu lösen unternimmt.

Bei dem nicht unmittelbar anschliessenden, noch unpublicirten Fragment spricht nicht nur die knappe Schlankheit der Amazone für die Zugehörigkeit, sondern auch die Behandlung des vom Schenkel losgelösten Chiton, sowie auch der untere Theil der Gewandung des Mannes verrathen deutlich dieselbe Hand, wie an der halb entblössten Amazone. Dass die männliche Gestalt, abweichend von den kämpfenden Kriegern, überhaupt ein Gewand und noch dazu eine Art Mantel trägt, mochte durch die besondere Handlung motivirt sein. Sie steht mit dem Oberkörper etwas nach vorn gebeugt, ohne Schild, war also vielleicht ganz ohne Waffen und am Kampfe nicht direct betheiligt, sondern etwa mit der Pflege eines Verwundeten beschäftigt.

Als zur vierten Serie gehörig betrachten wir zuerst eine grössere Platte, Nr. V der Monumenti. Bei der geringen Zahl von Figuren, drei Kriegern und zwei Ama-

nen, ist auf die äusseren Kriterien der Tracht und Be-
ıffnung, die in der Fortsetzung der Composition leicht
ıe grössere Abwechselung zeigen konnten, zunächst kein
sonderes Gewicht zu legen. Dagegen erkennen wir leicht,
e von dem unruhigen Flattern der Gewänder in der
sten Serie sich hier keine Spur zeigt, ebensowenig von
n schweren Proportionen der Amazonen und ihrer Weich-
hkeit in der zweiten. Desgleichen finden wir hier nicht
e Knappheit der dritten Serie und die leise Neigung zu
ınlichem Reiz, wie sie dort in der gesuchten Anordnung
s geschlitzten Chiton und der Carnation der Amazonen
h zu verrathen beginnt. Es waltet vielmehr überall eine
ise Zurückhaltung und Sparsamkeit, die jede Ueberladung
rmeidet, aber sich eben so sehr von Dürftigkeit fern hält
ıd in der Verwendung der Mittel stets ihres Zweckes
hl bewusst ist. Das ganze Motiv des seine Gegnerin
m Pferde herabreissenden Kriegers ist dadurch bedingt,
ss sein linker Arm mit dem Schilde bewehrt und deshalb
die eigentliche Handlung einzugreifen verhindert ist.
ie Chlamys auf seinem Rücken rundet nicht nur die ein-
lne Figur künstlerisch ab, sondern dient nicht minder,
n Uebergang zur folgenden Gruppe zu vermitteln. In
eser aber fehlt dem einen Krieger nicht nur der Helm,
r die zum entscheidenden Schlage erhobene Rechte ver-
cken und sich mit dem Helme seines Genossen fast be-
hren würde, sondern auch der Schild, den der Künstler,
ie in der ersten Serie in breiter einförmiger Fläche oder in
ıangenehmer Verkürzung hätte zeigen müssen. Ein etwa
n den linken Arm gewickeltes Gewandstück würde sich
icht mit der Chlamys des Kriegers der vorhergehenden
ruppe vermischt haben. Es war daher ein geschickter
usweg, dass der Künstler dem Krieger die Schwertscheide
die Linke gab, die nach dem Reste des Ansatzes der
and und der darüber befindlichen Bruchfläche hier mit

Bestimmtheit vorausgesetzt werden darf. Wenn ferner die ganze Gruppe in ihrem jetzigen Zustande etwas zu scharf pyramidalisch aufgebaut erscheint, so verschwindet dieser Anstand, sobald wir dem zweiten Krieger das Schwert nicht nach rückwärts gesenkt, sondern mit der Spitze etwas nach oben gerichtet in die erhobene Rechte geben. Auf diese Weise entwickelt sich dann eine vollendetere Harmonie der Linienführung, als wir in den andern Serien beobachten konnten; und was wir über das Eckige, etwas Schematische in den Bewegungen der Krieger in der dritten Serie bemerkten, tritt vielleicht erst in volles Licht, wenn wir einzelne Figuren aus beiden Reihen einander gegenüberstellen: den Bekämpfer der Reiterin in der vierten dem vor einer Amazone sich zurückziehenden und sich duckenden Krieger in der dritten, und ebenso die vereint kämpfenden Gegner der einzelnen Amazonen in der einen und die einzelnen in der andern. Auch die knieende Amazone erscheint in ihrem Motiv einfach rhythmischer als der knieende Jüngling.

Weitere Bemerkungen werden sich ergeben, wenn wir jetzt versuchen, der vierten Serie eine weitere Platte zu vindiciren, die erste der von Newton gefundenen (Newton Halicarn. pl. IX, 1; travels II, pl. 5): eine Amazone zu Pferde, mit der sich später noch das Fragment eines Kriegers verbinden liess, welcher vor ihr wegschreitend sich noch zu kräftiger Vertheidigung gegen sie zurückzuwenden scheint. Dass sie „sehr nahe“ (very near: travels II, p. 95) den andern Platten der dritten Serie gefunden ist, beweist noch nicht nothwendig die Zusammengehörigkeit mit diesen, und darf uns wenigstens nicht hindern, die Frage nach inneren Gründen zu prüfen.

Das Ross zeigt künstlerisch schöne, volle und breite Formen, man darf wohl sagen, einen idealen Charakter, während von den zweien der andern Platten namentlich das besser erhaltene durch eine Magerkeit auffällt, die ihre

Erklärung und Rechtfertigung wohl nur darin findet, dass der Künstler, sei es einen bestimmten Racetypus, sei es ein für schnellen Lauf trainirtes Rennpferd darstellen wollte. Der Chiton der Amazone ist hier um den Leib doppelt geschürzt, aber wie dort am Schenkel aufgeschlitzt; allein die herabhängenden Zipfel bewegen sich in schönen, harmonischen Schwingungen, wirken schlichter, natürlicher, weniger gesucht: die ideale Auffassung ist noch unberührt von realistischen Elementen. Auch die Körperformen des Kriegers sind vollgerundeter und kräftiger, als an den Gestalten der dritten Serie. Und da auch Nebenumstände für die Unterscheidung von Wichtigkeit sein können, so mag noch darauf hingewiesen werden, wie gegenüber der viermal wiederholten glatt behandelten Handhabe im Innern der Schilde an jenen Platten dieselbe hier besonders sauber und geschmackvoll decorativ durchgebildet ist.

Dem Charakter der ersten Serie widerspricht die künstlerische Ruhe der Erfindung und die Sicherheit der Ausführung. In der zweiten kehrt zwar der Doppelschnitt der Mähne an einem der Rosse wieder, jedoch in nicht übereinstimmender Ausarbeitung. Aber das Ross selbst ist dort schwerer und von rundlicheren Formen, welche dem etwas weichlichen Charakter der ganzen Serie entsprechen. — Dagegen stimmen die Gesammtverhältnisse des Rosses, sowie insbesondere der Knochenbau des Kopfes mit dem der vierten Serie, wobei auch wohl eine kleinere, beiden gemeinsame Eigenthümlichkeit in der Stellung der Ohren nicht übersehen werden darf. Eine scheinbare Verschiedenheit in der Behandlung der Musculatur aber weist uns vielmehr auf eine besondere Feinheit in der Individualisirung der Handlung hin. Die Amazone, welche gewaltsam vom Rücken ihres Rosses herabgerissen werden soll, greift mit der Linken um den Hals desselben herum und stemmt sich mit der Rechten gegen die Seite ihres Gegners, während

sie mit den Schenkeln festen Schluss zu halten sucht. Durch diese complicirte Anstrengung übt sie einen starken Druck auf den Rücken des Pferdes, der dadurch stark eingebogen erscheint. Indem aber mit diesem Ringen das Pferd seine eigene Anstrengung verbindet, entsteht eine Anspannung der Muskeln in einer der Haltung der Reiterin durchaus entsprechenden Richtung, so dass dadurch das Grundmotiv gewissermassen verdoppelt und dadurch nur um so wirksamer erscheint. Auf der Newton'schen Platte holte die Reiterin wahrscheinlich zum Wurfe aus. Dieser leichten elastischen Hebung, der eine energische Kraftanstrengung erst folgen soll, entspricht die leichte, bis in den Schweif hinein wirkende Hebung des Rosses, welche noch alle Formen in schönster Harmonie, aber doch kräftig und widerstandsfähig genug erscheinen lässt, um allen Impulsen der Reiterin ruhig und sicher zu folgen.

Mit solchen Vorzügen verbindet sich ein entsprechendes Verdienst der Ausführung. Sie ist keineswegs raffinirt und ins Kleine gehend: so sind z. B. die Helmbüsche, an denen sonst fast immer die Haare besonders ausgedrückt sind, hier in einfachen Massen behandelt; von den scharfgeschnittenen Pferdemähnen ist die eine breit eingekerbt, die andere materiell kleinlicher, aber in absichtlich strenger Stylisirung gebildet. In der Gewandung aber, wie in den Körperformen ist stets das Wesentliche betont und mit fester und sicherer Hand dem Marmor eingeprägt, in kräftigem, breitem Styl, der aber gewiss mit klarem Bewusstsein für eine bestimmte Fernwirkung berechnet war. — Die künstlerischen Kräfte stehen also hier im besten Gleichgewicht; sie lassen ebensowenig etwas an voller Reife und Durchbildung vermissen, als dass nach irgend einer Seite bereits ein Abnehmen oder auch nur ein sorgloses Nachlassen sichtbar würde.

Noch ist des Fragmentes einer Amazone zu gedenken,

lches von Newton im Museum von Konstantinopel vor-
'unden später ebenfalls in das britische Museum gelangt
(Travels I, p. 40; pl. 1; Photogr. Nr. 25). Aus den
ten drei Serien liesse sich mit dieser Gestalt höchstens
mit Chiton und Chlanis bekleidete Amazone der dritten
ammenstellen. Eine genauere Vergleichung lässt aber
mehr einen Gegensatz in der rhythmischen Auffassung
timmt hervortreten. Ohne einen Contrast, wie ihn die
pannten Falten zwischen den Knieen der einen darbieten,
chdringt die ganze Gestalt der andern ein durchaus
heitliches Motiv, so dass der harmonische Fluss der
iien auch nirgends in der Ausführung die geringste
ibung erfährt. Gehört also dieses Fragment zu den
lpturen des Maussoleums, so kann es nur in der rhyth-
ch vollendetsten vierten Serie seine Stelle finden.

Es bleibt noch das früher genueser, jetzt eben-
ls im britischen Museum aufgestellte Relief zu betrachten
ig (Mon. d. Inst. V., t. 1—3). Seine Vorzüglichkeit
h allen Richtungen ist unbestritten. Meisterhaft ist die
findung der Gruppen wie der einzelnen Figuren. Wenn
Motiv des eine Amazone vom Pferde reissenden Kriegers
der vierten Serie dadurch bedingt war, dass der linke
t dem Schilde beschwerte Arm verhindert war, in die
ndlung einzugreifen, so ist hier die Composition des die
hutzflehende angreifenden Kriegers gerade durch die
wesenheit des Schildes bedingt. Die ganze Bewegung
eine horizontal vorwärts strebende. In dieser Richtung
oht das gezückte Schwert, gezückt zu horizontalem Stosse,
er noch nicht im Stosse begriffen: noch ist es fraglich,
es die offen dargebotene Brust der Gegnerin durch-
hren, oder ob diese gerade in ihrer Hülflosigkeit das
erz des Gegners rühren wird, — sofern nicht etwa gar
ch im letzten Augenblicke Hülfe gebracht werden sollte:
fliegender Eile ist eine Genossin herbeigestürmt und

hemmt jetzt plötzlich den letzten Schritt, um durch einen kräftig und sicher geführten Schlag den Arm des Bedrohers zu lähmen. Meisterhaft sind in der zweiten Gruppe die Kräfte des Angriffes und des Widerstandes abgewogen. Halb niedergeworfen gewinnt der Krieger an seinem Schilde eine Stütze für seine linke Seite und dadurch eine Grundlage, von welcher aus er auch in der Defensive noch volle energische Kraft zu einem Offensivschlag zu entwickeln vermag, so kräftig, dass die schon siegreich sich wähnende Gegnerin sich plötzlich zur Defensive mittelst des schnell vorgeworfenen Schildes genöthigt sieht und dadurch die Kraft des eigenen Angriffes schwächen muss.

Den geistigen Intentionen entspricht auf das Vortrefflichste die formale Durchbildung. Dem horizontalen Vorwärtsstreben des ersten Kriegers folgt die Chlanis in ungebrochenem Fluge. Das plötzliche Halt, das Zuckende in der ganzen Gestalt der ihm folgenden Amazone spricht sich in dem aufwärtsgebogenen Ende des fliegenden Gewandstückes aus. In der Chlamys der dritten Amazone findet die Neigung der Gestalt nach vorn ihren Ausdruck. Aber auch an den kurzen Chitonen gliedern sich nicht nur die Massen nach der Bewegung, sondern die einzelnen Falten geben auch Rechenschaft von den Formen des Körpers, zu denen sie in Beziehung stehen, und lassen in weiser Unterordnung diese auch unter der Bekleidung klar und bestimmt in ihrer von Ueberfülle und Magerkeit gleich entfernten Kräftigkeit zu Tage treten. Obwohl endlich der Marmor zwar einer Ueberarbeitung, aber doch nicht der Unsitte scharfen Putzens der Oberfläche entgangen ist, so lässt er doch noch an vielen Stellen die Vortrefflichkeit der Ausführung bis auf die energische Frische der Meisselführung deutlich genug erkennen.

So bietet dieses Relief ein Bild der vollendetsten geistigen, rhythmischen und technischen Harmonie, von

r individuellen Feinheit, wie sie selbst den so vortreff-
m Arbeiten der vierten Serie nicht eigen ist. Man
nte nun vielleicht geneigt sein, diese Differenz auf einen
erschied der ausführenden Hand beschränken zu wollen.
gesellen sich aber hierzu schwerwiegende Bedenken sehr
erieller Art, welche überhaupt die Zugehörigkeit des
ieser Reliefs zu dem Amazonenfriese des Maussoleums
thaft in Frage stellen müssen. Alle an Ort und Stelle
ndenen und ebenso die aus dem Castell von Budrun
menden Stücke haben unter der Leiste, welche die
s der Figuren bildet, ein gerundetes Glied. Die Grund-
e des Reliefs steht vertical auf der Leiste und beugt
nur am oberen Rande, der vorn mit einem Perlenstab
ert war, hohlkehlenartig vor. Rundstab, Hohlkehle
Perlenstab fehlen am genueser Relief, das oben nur
h eine ganz flache Leiste begrenzt ist. Dagegen neigt
die ganze Reliefflàche leicht gebogen nach vorn über,
gstens um so viel, als die Breite der unten stark vor-
igenden Leiste beträgt: eine Eigenthümlichkeit, die
in feineren optischen Berechnungen ihren Grund
n mag, um die Verkürzung der Figuren nach oben für
Auge einigermassen auszugleichen. Endlich ist das
renfeld selbst um etwa vier Centimeter niedriger und
dem Felde reichen die Figuren weniger hoch gegen den
d hinauf.

Das genueser Relief ist also von den Sculpturen des
ssoleums zu trennen. Es gehört einer durchaus ver-
dten Kunstrichtung, wohl derselben Schule und fast
n derselben Zeit an, wenn es auch wegen der noch
hans idealen Tendenzen in Auffassung und Ausführung
der Abwesenheit jedweder Spur von realistischen Nei-
gen vielleicht um ein Geringes früher zu datiren sein
. Nicht vergessen dürfen wir dabei, dass die grosse
dehnung des Maussoleums fast nothwendig auf eine

mehr decorative Behandlung hinführen musste, während das genueser Relief einem Denkmale geringeren Umfanges angehören mochte, dem ein bedeutender Künstler seine Sorge bis ins Einzelnste zuzuwenden vielleicht schon dadurch veranlasst wurde, dass er die ganze Ausführung für eine minder hohe Aufstellung berechnen musste.

Wir stehen am Ende unserer analytischen Betrachtung, über deren Berechtigung zunächst noch einige allgemeine Bemerkungen einzuschalten sind. Es liegt in der Natur der Sache, dass umfangreiche Sculpturwerke von dem erfindenden Künstler nicht auch durchweg in Marmor ausgeführt werden können: wissen wir doch, dass z. B. Thorwaldsen nur ganz ausnahmsweise den Meissel mit eigener Hand geführt! Es ist ferner begreiflich, dass durch besondere Umstände die gleichmässige Durchführung eines mit allem Aufwande geistiger und materieller Mittel begonnenen Werkes wesentlich beeinträchtigt werden kann, wie es z. B. an einigen Theilen der pergamenischen Gigantomachie der Fall gewesen zu sein scheint. Es ist aber dadurch keineswegs gerechtfertigt, wenn man bei der Beurtheilung ähnlicher Werke den Unbequemlichkeiten, welche die Nichtübereinstimmung des künstlerischen Charakters mit selbstgemachten Voraussetzungen darbietet, dadurch aus dem Wege gehen zu können glaubt, dass man die scheinbaren Incongruenzen ohne Weiteres auf Rechnung der verschiedenen an der Ausführung betheiligten Hände setzt. Anstatt zu fragen, ob an den Statuen des Parthenon in dem Gegensatze der Formen des Kephisos und des sogenannten Theseus, oder der Gewandung der kurzbekleideten Iris und des langbekleideten wegeilenden Mädchens nicht die feinste Individualisirung der Gestalten und Charaktere vom Künstler beabsichtigt ist, sollen wir uns bei der Verschiedenheit der ausführenden Hände beruhigen. Anstatt sich zu bemühen, die neue und ungewohnte Formensprache

der olympischen Giebelstatuen verstehen zu lernen, bürdet man alles, was den vorgefassten Meinungen über den Styl des Paeonios und Alkamenes nicht entspricht, „ungeschickten Gesellen“ auf. So haben denn auch bei der Beurtheilung des Maussoleumfrieses diese ungeschickten Gesellen keine kleine Rolle gespielt; und von diesem Standpunkte aus könnte die ganze, auf die obige Analyse verwandte Arbeit leicht als verlorene Liebesmühe betrachtet werden. Welche Bewandtniss aber hat es unter gewöhnlichen Verhältnissen mit solchen Hülfsarbeitern? Selbst der Archäologe soll sich nicht begnügen, einen Zeichner vor ein Monument zu stellen und dann später die fertige Zeichnung von ihm in Empfang zu nehmen. Er soll sich bestreben, seine eigenen Anschauungen auf den Zeichner zu übertragen und dadurch dessen Hand zu leiten, und sofern er sich nur selbst über die zu lösende Aufgabe klar ist, wird auch der Erfolg nie ganz ausbleiben. Um wie viel weniger wird ein in seiner Kunst geübter und erfahrener Meister sich darauf beschränken, einem Hülfsarbeiter einen flüchtigen Entwurf in die Hand zu geben, und ihn dann in den verschiedenen Stadien der langwierigen Ausführung in Marmor ganz sich selbst überlassen! Er wird ihn fortwährend überwachen, und wenn auch seine Weisungen und Correcturen nicht den Erfolg haben können, der Arbeit in ihrer letzten Ausführung den Reiz der „originalen“ Handschrift zu verleihen, so werden sie doch ausreichen, ihr den allgemeinen Stylcharakter des Meisters aufzuprägen. Geht hier der Hülfsarbeiter seinen eigenen abweichenden Weg, so werden wir dafür nicht den ungeschickten Gesellen, sondern den ungeschickten Meister verantwortlich machen müssen, sofern wir nicht etwa annehmen dürfen, dass die Leitung des Meisters gänzlich gefehlt habe. Das ist aber bei den Arbeiten des Maussoleums nicht gestattet, indem nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Plinius die Künstler selbst bei dem Tode der Artemisia

die Arbeiten nicht unterbrachen, sondern das Werk als ein Denkmal ihres eigenen Ruhmes zu Ende führten; hodieque certant manus.

Bei der Beurtheilung waren also in erster Linie nicht die Gesellen, sondern die vier Meister ins Auge zu fassen; und die ersteren durften zunächst um so mehr in den Hintergrund treten, als die schlechte Erhaltung eines grossen Theiles der Platten nicht gestattete, auf die Eigenthümlichkeiten der letzten Ausführung einen besonderen Nachdruck zu legen. Die entscheidenden Kriterien wurden daher vielmehr in der Erfindung und Auffassung, in dem Gesammtcharakter der Formengebung gesucht, also da, wo der leitende Meister im Stande sein musste, die ausführenden Hände mit voller Wirksamkeit zu überwachen, und wo also auch für die Untersuchung greifbare, dem blos subjectiven Empfinden entrückte Anhaltspuncte geboten waren. Auf diesem Wege ist es in der That gelungen, in den erhaltenen Sculpturen die Individualität von vier verschiedenen Künstlern zu erkennen; und indem dadurch die Uebereinstimmung des monumentalen Befundes mit dem äusseren Zeugnisse des Plinius constatirt ist, darf wohl dieses Resultat als hinlänglich gesicherte Grundlage für weitere Untersuchungen betrachtet werden.[1])

Denn allerdings ist bis jetzt nur die erste Frage beantwortet. Es bleibt die zweite: wie die vier Serien unter die vier von Plinius namhaft gemachten Künstler nach den verschiedenen Himmelsrichtungen zu vertheilen sind. Die

---

1) Wir haben oben (S. 119) in der einer Kentaurenschlacht angehörigen Platte die Hand des Künstlers der ersten Serie zu erkennen geglaubt. Andere Fragmente desselben Frieses sind weder in Gypsabgüssen, noch in Photographieen und Zeichnungen verbreitet, ebensowenig wie, bis auf eine Figur, die Fragmente eines Wettrennens von Viergespannen. Es dürfte jetzt wohl an der Zeit sein, auch diese Reste an Ort und Stelle einer genaueren Prüfung zu unterziehen.

it, auch diese Frage mit Bestimmtheit zu beantworten, noch nicht gekommen. Es kann sich also zunächst nur rum handeln, einige aus den bisherigen Erörterungen ge›nnene Momente mit den wenigen uns anderweitig benten Thatsachen in Verbindung zu bringen.

Welche Stelle die den Castellmauern von Budrun entmmenen Platten am Maussoleum selbst einnahmen, lässt h natürlich durch äussere Zeugnisse jetzt nicht mehr ıtstellen. In den Ruinen selbst sind nur die von Newton tdeckten Platten gefunden, und zwar ganz allgemein gerochen, an der Ostseite, aber keineswegs in ihrem urrünglichen architektonischen Verbande. Aus diesem Grunde ückt sich auch Newton sehr vorsichtig aus und bezeichnet nur als wahrscheinlich (it does not seem unreasonable: ılic. I, p. 600), dass diese Stücke der Ostseite angehören. ›hmen wir dazu, dass das grosse Rechteck in Newton's an den Grundbau bezeichnet, dass aber das Gebäude selbst f jeder Seite um nicht ganz wenig, zehn Fuss oder mehr, ch innen gerückt war, so liegt die Fundstelle nicht einh auf der Ostseite, sondern sie nähert sich ziemlich stark : Nordostecke des Gebäudes; und damit wäre dann die ›glichkeit, dass die Reliefs ganz oder theilweise der Nordte entstammten, keineswegs ausgeschlossen. Sie muss h vielmehr sogar zur Wahrscheinlichkeit steigern, sofern r richtig erkannt haben, dass die vier Reliefs nicht einer d derselben, sondern zwei verschiedenen Serien und dem- ɔh auch zwei verschiedenen Seiten des Gebäudes angehören.

Unter den vier Seiten wird die östliche von Plinius n Skopas zugeschrieben. Ihm als dem berühmtesten und leutendsten wird gewiss jeder die besten unter den erltenen Arbeiten zuzusprechen geneigt sein, also die vierte rie, der nach unsern Untersuchungen eine, und zwar die ıte der von Newton gefundenen Platten angehört. Danach ırden die drei andern der Nordseite entstammen, an

welcher Bryaxis beschäftigt war, ein Künstler, dem na
verschiedenen Anzeichen vielleicht ein höherer Ruhm g
bührt, als ihm bis jetzt zu Theil geworden ist. Er schei
der jüngste unter den vier Meistern gewesen zu sei
wenigstens war er jünger als Skopas und Leochares. Dan
stimmt es vortrefflich, dass wir in den Arbeiten der dritt
Serie, die ihm zufallen würde, eine Tendenz zu erkenn
glaubten, in der Stylentwickelung über seine Genoss
hinauszugehen und z. B. in der Einführung realistisch
Elemente, in einer veränderten Rhythmik neue Wege ei
zuschlagen. Für Leochares an der West- und Timothe
an der Südseite würde dann die erste und die zweite Se
übrig bleiben. Leochares stand, als er am Maussole
arbeitete, im mittleren Lebensalter und konnte seine inn
Entwickelung schon so weit abgeschlossen haben, dass d
mit der mehr flotte und routinirte als strenge Charak
der ersten Serie nicht gerade in Widerspruch stehen wür
Immerhin hat dieselbe noch einige Vorzüge vor der zweit
voraus; allein diese letztere blos deshalb, weil sie die am w
nigsten bedeutende ist, für Arbeit des Timotheos zu erklär
indem dieser als uns weniger bekannt zugleich auch f
den minder bedeutenden Künstler zu halten wäre, wü
eine Behauptung sein, der eine irgendwie zwingende B
weiskraft nicht innewohnt.

Halten wir also mit unserem Urtheil noch zurüc
Haben wir doch gegründete Hoffnung, in nicht zu lang
Frist eine umfassendere Anschauung von den Werken g
rade des bedeutendsten unter den vier Künstlern, des Skop
zu gewinnen! Anderes führt vielleicht ein günstiger Zuf
ans Licht. Dann wird es an der Zeit sein, die Untersu
ung wieder aufzunehmen und mit neuen Mitteln weiter
führen. Tragen dann die vorstehenden Erörterungen da
bei, dass die neuen Aufgaben uns nicht unvorbereitet f
ihre Lösung finden, so haben sie ihren Zweck erreicht.

Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

Sitzung vom 3. Juni 1882.

Herr Rockinger hielt einen Vortrag:

„Der Könige Buch und der sogenannte Schwabenspiegel".

Derselbe wird in den „Abhandlungen" veröffentlicht werden.

Herr F. v. Bezold hielt einen Vortrag:

„Wolfgang Zündelin als protestantischer Zeitungsschreiber und Diplomat in Italien, 1573—1590".

Deutschlands diplomatischer Verkehr war im späteren XVI. Jahrhundert noch sehr unentwickelt. Selbst der Kaiserhof unterhielt nur wenige Gesandte im Ausland und war in Folge seiner elenden Finanzen oft genug dem Einfluss zugetragener Gerüchte oder Tendenzlügen preisgegeben. Es dauerte einen vollen Monat, bis man zu Prag über die Ermordung Heinrichs III. von Frankreich Gewissheit erhielt;[1]) von dem am 6. Januar 1592 erfolgten Ableben

1) Hübner, Sixte-Quint I, 454 A. 1.

des Pfalzgrafen Johann Casimir hatte der Kaiser erst am 24. sichere Kunde. Der venezianische Gesandte in Prag klagt einmal, was am Sonntag deutschen Zeitungen nacherzählt werde, sei ein paar Tage später nach dem Eintreffen der italienischen wieder ungültig.[1]) Doch gab es wenigstens einige kaiserliche Gesandtschaften oder beglaubigte „Residenten", an der Curie, in Madrid, in Konstantinopel und Venedig; die übrigen Reichsfürsten dagegen hatten höchstens dann und wann einen Agenten, dessen Tätigkeit eine vorübergehende war und der natürlich nicht das Ansehen eines ständigen Vertreters genoss. So war man in der Regel, um überhaupt vom Weltlauf notdürftige Kenntniss zu nehmen, auf Privatcorrespondenzen und auf die eigentlichen ganz unverbürgten Zeitungen angewiesen. Letztere, die nur Ort und Datum, aber keinen Verfasser angaben, überschwemmten die Höfe, Kanzleien, Komtoirs und Gelehrtenstuben in unglaublichen Massen, denn sie waren keineswegs nur den Fürsten und ihren Dienern, sondern jedem, der Geld und persönliche Verbindungen hatte, zugänglich. Sie fehlen selten beim Austausch fürstlicher Briefe und auch die Gesandten verschmähen es nicht, ihren Depeschen diese schriftlich colportirten Gerüchte beizugeben.[2])

Die Scheidung der gewerbsmässig abgefassten und vertriebenen Zeitungen von den Berichten der Agenten oder

---

1) Gradenigo an den Dogen, Prag 14./24. Okt 1589: „E cosa di gran meraviglia, che quello, che la dominica si dice in corte et tra principali signori per avisi di Germania, il medesimo resti il giovedi rivocato per avisi d'Italia, in modo che non è alcuno che possa far fondamento sicuro con una incertezza tanto grande; la quale nasce particolarmente, perchè l'imperator non tiene ministri alle corti, onde tutto conviene passar quì per via di gazzette". Wien, Staatsarchiv, Dispacci Veneti 16. Or.

2) Vgl. Stieve, über die ältesten halbjährigen Zeitungen (Abhandlungen der hist. Classe der Akademie XVI. 1, 180/1).

sonstigen Vertrauenspersonen ist übrigens nicht immer festzuhalten. Denn einmal konnten auch die landläufigen Neuigkeiten schon durch Auswahl und Gruppirung tendenziös gefärbt werden. Dann waren aber die politischen Agenten und Correspondenten selbst sehr häufig Zeitungsschreiber („Novellisten" oder „Gazzettanten") und versahen neben ihren fürstlichen Auftraggebern auch Privatpersonen, entweder gegen Bezahlung oder aus Gefälligkeit, mit den ihnen zukommenden Nachrichten. Wie weit sie dabei ihrer Kritik oder ihrem eignen Raisonnement Spielraum liessen, hing von ihrem Belieben oder von äussern Umständen ab. Je nachdem sie die Möglichkeit und Fähigkeit guter Beobachtung besassen, gaben sie teils wertvolle und planvolle Berichte, teils aber auch die gewöhnliche zusammenhangslose Compilation dessen, was ihnen gerade unter die Hand kam. Solche Mitteilungen wurden dann nicht selten, wenn sie dem Adressaten schwerwiegend erschienen, fast immer ohne nähere Bezeichnung der Quelle, aber als von „einem hohen und gewissen Ort", von „wohlbeglaubten und vertrauten Personen" herkommend weiterverbreitet. Daher kommt es, dass uns häufig in der unscheinbaren Form von Zeitungen sehr wichtige politische Schreiben begegnen; hie und da glückt es den Verfasser zu erraten, während in anderen Fällen ausser der Versicherung des Absenders einzelne Andeutungen des Dokuments wenigstens den Schluss auf bedeutende Beziehungen der „gewissen Person" gestatten. Nicht überall haben wir so treffliche Nachweise für die Herkunft solcher Correspondenzen, wie im bayrischen Archiv, wo eine stattliche Reihe von Bänden die Originalberichte auswärtiger Agenten enthält und die einflussreichsten kaiserlichen Räte, wie Seld, Zasius, Vieheuser, Erstenberger, als ständige Berichterstatter der Wittelsbacher aufführt. Die wohlstilisirten lateinischen Relationen, die dem Herzog von Bayern über die niederländischen und kölnischen Un-

ruhen in den achtziger Jahren durch den Niederländer Barvitius zukamen, bilden sogar eine Art von fortlaufender historischer Darstellung (narratio). Auf protestantischer Seite haben die Berichte, die der geistreiche und welterfahrene Franzose Languet dem Kurfürsten August von Sachsen und seinen eignen vertrauten Freunden lieferte eine wohlverdiente Berühmtheit erlangt. Für die zahlreichen Quellen politischer Neuigkeiten, die dem kurpfälzischen Hof zur Verfügung standen, mag ein Schreiben des bekannten Staatsmanns Ehem an Landgraf Wilhelm von Hessen [1]) als Beleg dienen. Ehem teilt darin mit, was ihm ein guter Freund vom Kaiserhof, Beza aus Genf, ein bekannter und vertrauter Freund aus Polen und ein weiterer Gewährsmann aus England geschrieben haben. Er selbst verpflichtete sich wieder dem Landgrafen „continuando" zukommen zu lassen, „was mich von Frankreich und sonst er anlangte"; während sein Herr 1578 in den Niederlanden stand, erstattete er dem Landgrafen, der überdies einen eignen Sekretär auf den Kriegsschauplatz gesandt hatte, fortlaufende Berichte.

Sehr häufig übernahmen Gelehrte, die sich an den Mittelpunkten des geistigen und politischen Lebens aufhielten, solche Verpflichtungen. Gerade die Correspondenz des Landgrafen Wilhelm weist eine ganze Reihe von theologischen, philologischen, juristischen, medizinischen Notabilitäten auf, neben Languet den berühmten Strassburger Rektor Sturm, der übrigens seine Feder auch an Granvela verkauft hat, den Rechtsgelehrten Franz Hotman, Theologen wie Beza und Dathenus. In seltsamer Mischung werden religiös-politische und wissenschaftliche Fragen abgehandelt, die neuesten Zeitungen und die seltensten Samen und Zwiebeln

1) Heidelberg 29. Juni 1574 (Kluckhohn, Briefe Friedrich des Frommen II, 703 ff.).

mitgeteilt. Unter diesen gelehrten Politikern und politischen Gelehrten durfte natürlich ein ständiger Berichterstatter für Italien nicht fehlen[1]) und auf ihn, wie auf seine Rolle in der pfälzisch-sächsischen Unionspolitik der ersten neunziger Jahre möchte ich hier aufmerksam machen, ohne freilich von seiner Persönlichkeit und Wirksamkeit ein ganz abgeschlossenes Bild geben zu können. Was mir bisher davon bekannt geworden ist, genügt immerhin, dem originellen Mann einen Platz in jener nicht sehr zahlreichen Gruppe anzuweisen, die im Gegensatz zu dem sich starr abschliessenden Luthertum dem deutschen Protestantismus seine Weltstellung zu wahren suchten.

Wolfgang Zündelin aus Constanz[2]) begegnet uns zuerst als Lehrer des jungen Pfalzgrafen Christoph (1565), dann vom Beginn der siebziger Jahre bis zum Jahr 1589 als besoldeter Agent verschiedener protestantischer Reichsfürsten in Venedig. In welchem Verwandtschaftsverhältniss er zu dem Bäcker Melchior Zündelin stand, der im Jahr 1548 als Bürgermeister den Uebergang von Constanz unter österreiche Hoheit vermittelte und dann katholisch wurde,[3]) ver-

---

1) Venedig galt vor Allem für die hohe Schule der Politik. Hieron. Turlerus führt in seinem Buch de peregrinatione (Strassb. 1574) beispielsweise als Ziel einer italienischen Reise neben dem Studium des Rechts oder der Medizin an: „simul etiam notitiam gubernationis reipublicae Venetae“ (p. 10). Joachim Camerarius liess sich von interessanten Relationen der venezianischen Gesandten Abschriften anfertigen; die Briefe Pinello's aus Padua, der sie ihm verschaffte, erwähnen Relationen über Deutschland, Spanien, Rom, Konstantinopel, Polen, Frankreich, England, verschiedene italienische Staaten (Coll. Cam. XIV. 484 ff.).

2) Latinisirt Zundelinus oder Zindelinus, italianisirt Zondelini, Sendelino.

3) Vgl. J. J. Simler, Sammlung alter und neuer Urkunden zur Beleuchtung der Kirchengesch. II, 513 ff.; G. Vögeli, der Constanzer Sturm p. 89 ff., 113. Ein Bruder Wolfgangs, Jakob, der in Geschäften

mag ich nicht zu sagen. Ueberhaupt sind die Angaben über seinen äusseren Lebenslauf sehr spärlich, um so schmeichelhafter das Urteil der ihm Nahestehenden über Geist und Charakter des Gelehrten, der aber soviel ich sehe nichts veröffentlicht und nur zahlreiche bisher noch unverwertete Briefe hinterlassen hat. Seinen Ruf in den humanistisch gebildeten Kreisen verdankte er vor Allem einer stilistischen Eleganz, die von seinen Bewunderern als ciceronianisch gefeiert wurde. Nach dem Zeugniss des Adriaen van der Myle [1]) war er ein in Schrift und Rede gleich fertiger Latinist und besass ausserdem ein reiches und ausgebreitetes Wissen, namentlich in geschichtlichen und juristischen Dingen. Dass ihm auch das Gebiet der Medizin und Naturwissenschaft kein ganz fremdes war, geht aus seinen Briefen zur Genüge hervor. Während des langen Aufenthalts in Italien, im fortwährenden Verkehr mit den weltgewandten Venezianern schärfte sich sein politischer Blick; Christian von Anhalt sagte einmal, er wünsche sich nichts lieberes als den Zündelin immer an der Seite zu haben. [2]) Mit diesen Gaben verband sich tiefe, wenn auch nicht dogmatisch gedrillte Religiosität und glühender Patriotismus. Einen echt deutschen Mann ohne Falsch nennt ihn der Niederländer Paul Merula [3]) und van

---

zu Florenz weilte, ging dort an den Folgen einer Verwundung zu Grunde (1575, Coll. Cam. XXI. 37; 40).

1) Vgl. dessen ausführliches Schreiben an Zündelin, Speier 25. Februar 1573, in Illustrium et clarorum virorum epistolae selectiores, Leyden 1617, p. 571 ff.

2) Monau an Camerarius, 27. Jan./6. Febr. 1590: „Christianus Anhaltinus mihi dicebat, se nullas voluptates tanti facturum, quanti hanc solam comoditatem, si sibi semper liceret habere a latere Zundelinum; de quo sic loquebatur, ut eo nichil esse sibi carius ostenderet." Coll. Cam. XX. no. 50. Eigh. Vgl. G. J. Vossius, Comment. de rebus — Fabiani a Dhona p. 38.

3) Vgl. Q. Ennii . . . annalium . . . fragmenta conlecta . . .

r Myle sagte zu Kurfürst Friedrich dem Frommen von r Pfalz, er habe viele Gelehrte gekannt, aber keinen e den Zindelinus, „denn er befleissiget sich seine Gelehrt-it allein zu gebrauchen den Kirchen und Republiken wie ch seinen Freunden zu gute.“

Das Staatsarchiv zu Marburg bewahrt die Correspondenz ndelins mit Landgraf Wilhelm, der seinen Agenten nicht r zu politischen Zwecken, sondern auch für seine bo-nischen Liebhabereien zu verwerten wusste.[1]) Meine ielle für die folgende Charakteristik des gelehrten Zeit-igschreibers ist die kostbare camerarische Sammlung der ünchner Staatsbibliothek, die in zwei Bänden (XXI und XII) die Briefe Zündelins an den Nürnberger Mediziner achim Camerarius aus den Jahren 1573—1598 ziemlich llständig aufbewahrt.[2]) Zahlreiche Randnotizen und Auf-sungen der im Text befindlichen Abkürzungen — letztere cht immer richtig — liefern den Beweis, dass eine Ver-fentlichung der Briefe im Werke war, wobei der Heraus-ber nicht selten die scharfen Auslassungen des Verfassers s anstössig mit einem „Omittantur“ versehen oder auch illkürlich interpolirt hat.[3]) Gerade diese bedenklichen

---

Paullo G. F. P. N. Merula, Leyden 1595, in der Vorrede; Z. hatte a. dem Merula mitgeteilt, dass in der Bibliothek von S. Victor in ris sich eine Handschrift des Calpurnius Piso befinde.

1) Ausser einem Fascikel: L. Wilh. IV. Corr. mit Wolfg. Zunde-ius (VII. 4), der Briefe aus den Jahren 1578—1590 enthält, finden ch z. B. Zeitungen von Zündelin auch in L. W. IV. Corresp. Varia II. 4). Ueber die Beziehungen, die der Landgraf als eifriger Bo-niker im Ausland unterhielt, vgl. Rommel, Gesch. von Hessen V, 8 ff.

2) Als Cod. lat. 10371 und 10372; vgl. Catalogus codicum tinorum biblioth. reg. Monac. II. 1, 236; K. Halm in den Sitzungs-richten der philolog.-philosoph. und histor. Classe der Münchener kademie, 1873, p. 250; 265.

3) So wird z. B. die bittere Kritik, die Z. an den politisch-kirch-

Stellen werden wir in Betracht ziehen müssen, wenn wir uns Zündelin's eigentümliche Stellung zu den deutschen Verhältnissen vergegenwärtigen wollen. Auch lässt sich denken, dass er vor einem befreundeten und gleichgesinnten Gelehrten sein Herz eher auszuschütten wagte, als in den Berichten an eine fürstliche Person.

Als er im November 1573 die Correspondenz mit Camerarius auf dessen ausdrücklichen Wunsch eröffnete, war er bereits in Venedig heimisch,[1]) sein fürstlicher Zögling Pfalzgraf Christoph den friedlichen Studien entwachsen und ganz in kriegerische Neigungen verfallen. Doch wusste der alte Kurfürst Friedrich zu rühmen, Christoph habe die schöne von Zündelin empfangene Institution noch nicht vergessen, „dermassen, dass er ihm in epistolis scribendis lustig imitirt, wie denn Zindelinus einen herlichen stylum führt". Van der Myle hatte im Febr. 1573 zu Heidelberg dem Kurfürsten die Berufung des vortrefflichen Mannes in seinen Rat nahe gelegt, aber keine bestimmte Antwort erhalten; Zündelins eigene Wünsche gingen jedenfalls weniger auf eine Stellung bei Hof als auf ein unabhängiges Leben in Italien, das ihm freilich nur bei sehr bescheidenen Ansprüchen ermöglicht war. Er blieb als Zeitungschreiber im kurpfälzischen Sold, bis der lutherische Nachfolger Friedrichs des Frommen, Kurfürst Ludwig, diesem Verhältniss ein Ende machte und die weitere Unterhaltung des Agenten dem Landgrafen Wilhelm und seinem calvinistischen Bruder Johann Casimir überliess. Zündelin, meinte er, habe von der Kurpfalz in dreizehn Jahren 1300 Kronen bekommen, während seine Zeitungen „etwan wenig zugeschlagen, auch

lichen Zuständen von Deutschland übte, einfach durch Auflösung der Sigle G. (= Germania) in Gallia unschädlich gemacht.

1) Nach einem Schreiben des Giphanius an van der Myle vom 27. November 1570 war Zündelin damals schon in Venedig (Ill. et clar. vir. epistolae p. 558).

Pfalz daraus entweders keinen oder doch gar geringen tzen empfangen".[1]) Johann Casimir dachte einen Augen- :k daran, den Verlassenen, wie so viele ehemalige Diener ıes Vaters, zu sich zu nehmen, kam aber dann mit dem ıdgrafen überein, Zündelin solle in Venedig bleiben. er um seinen Unterhalt scheinen sich die Herren zunächst ht weiter gekümmert zu haben; er findet es seltsam, dass n ihm zumute, in Italien von der Luft zu leben.[2]) Er r eben damals in äusserster Bedrängniss, seine einzige 3ucht ein Credit auf 20 Gulden, den ihm sein junger :und Hutten zurückgelassen hatte. Als er nachmals in :nsten des Kurfürsten Christian von Sachsen tätig war, eint es ihm auch nicht besser ergangen zu sein. Für che „Schulmeister" war eben von den fürstlichen Kassen schwersten etwas herauszuschlagen.[3]) Was er sonst ı vermöglichen Freunden wie Camerarius für seine Corre- ndenzen erhielt, war jedenfalls kein reichliches oder ıeres Einkommen; er klagt einmal über das Schicksal, ihn fern vom Vaterland und den Freunden arm und ıe Hoffnung auf bessere Zukunft in der Fremde festhalte.

Und doch gefiel er sich fast zwanzig Jahre in dieser :bannung. Der Aufenthalt in Venedig wurde nur hie l da durch vorübergehende Uebersiedelung nach Padua erbrochen. Dabei gehörte er keineswegs zu jenen un-

1) Kf. Ludwig an L. Wilhelm, 14. Juni 1578 (Marburg Or.).

2) Z. an Camerarius, 15. Mai 1578; 22. Mai: „magni quidem spe in Italia me victitare volunt, quo quid dici potest alienius?" l. Cam. XXI. 107. 110.) Am 7. Okt. 1581 sagte er von einer tifikation des Landgrafen: „Quantulumcunque est, quod dedit, us est meritis in ipsum meis" (ebd. 206).

3) Andr. Paull (sächs. Rat) an Camerarius, Dresden 4. Febr. 1590: llemus eum [Z.] contentum hinc dimittere Crellius et ego, id quod ius rationes, ut video, plane postulare videntur..... enim ignoras, quam lentae sint deliberationes aulicae praesertim negociis scholasticos concernentibus" (Bm. Coll. Cam. XXIV.).

bedingten Verehrern des Wälschtums, von denen damals ein italienisches Sprichwort sagte: Tedesco italianato, diavolo incarnato.[1]) Aber die Sitten seiner Landsleute, wie er sie namentlich in Padua zur Genüge beobachten konnte, erschienen ihm unglaublich roh und widerwärtig; mit dem Abscheu eines Italieners spricht er von den Saufgelagen der deutschen Studenten. Als der junge Georg Ludwig von Hutten, der sich ihm besonders innig angeschlossen hatte, in die Heimat zurückkehrte, meinte Zündelin, sein Freund werde sich in das schale Treiben und die Bildungslosigkeit der deutschen Standesgenossen nur schwer wieder finden können. Die Nordländer, die seinen Umgang suchten, waren durchgängig feinere Naturen, Leute wie Hutten, Fabian von Dohna, Jakob Monau, auch der edle Philipp Sidney, die Zierde der englischen Gesellschaft.[2]) Ueber die Italiener, mit denen er verkehrte, geben seine Briefe nur unbestimmte Andeutungen; doch beruft er sich häufig auf „vornehme Gewährsmänner"[3]) und zeigt sich trefflich eingeweiht sowohl in die venezianischen Verhältnisse als auch in die charakteristische Denkart der italienischen Politiker. Dabei wahrt er sich freilich immer den eigenen Standpunkt,

---

1) Hieron. Turlerus, de peregrinatione, Strassb. 1574, p. 38 f. Ueber „die deutschen Besucher der Univ. Padua im Jahrhundert der Ref." vgl. Kämmel in Fleckeisen's Neuen Jahrb. für Philol. und Pädag. 108 (Leipz. 1873), p. 65 ff.

2) Vgl. Gillet, Crato von Crafftheim II, 74; Corresp. of Sidney p. 55, 216; Hutten wird von dem Dichter Melissus (in den seinen 1580 erschienenen Oden angehängten Epigrammen, p. 66) als Ciceronianer gefeiert; Heinrich Peter Herdesianus, der ebenfalls in Venedig mit ihm zusammen war, besingt ihn in der Aulica vita (Frankfurt 1577) p. 42 ff. Ein paar Briefe Huttens in Ill. virorum epistolae.

3) So z. B. in dem Br. vom 26. Juli 1578 (Coll. Cam. XXI. no. 116): was er über Cypern geschrieben, „auctor magnus ex ore principis Veneti paullo post mihi confirmavit".

hne in die landläufigen Schmähungen des italienischen Vesens zu verfallen. Er spricht wiederholt von dem Rückang des Humanismus in Italien, den er auf die einseitige elbstbewunderung der modernen Italiener zurückführt.[1]) .uch die Schwäche in ihrer politischen Auffassung entgeht ım nicht; „sie beurteilen die andern nach sich" (ex suo nimo alios iudicantes). Er meint, wenn die Italiener das olitische Ungeschick und Missgeschick der Deutschen vorehm belachten, so seien in Wahrheit gerade sie die Unlücklichsten, da sie mit vollem Bewusstsein dem Unterang, den sie andern wünschten, entgegensteuerten. Hinter ieser scheinbaren Ruhe und Heiterkeit berge sich doch die leiche tötliche Lähmung wie in Deutschland.[2]) Dass geade Venedig den Zenith seiner Grösse überschritten habe, teht ihm ausser Zweifel. Aber er ist unbefangen genug, liese Thatsache mit aufrichtigem Mitgefühl zu betrachten ınd den Hohn der Italiener nicht zurückzugeben; der chöne Nachruf, den er dem Dogen Sebastian Venier widmet, die freudige Anerkennung, womit er dessen Nachfolger Pontano begrüsst,[3]) würden einem geborenen Venezianer alle Ehre machen.

Venedig war einer der ersten Plätze für die Sammlung und den Vertrieb politischer Nachrichten, vor Allem durch seine enge Verbindung mit dem Orient; unter den italienischen Städten konnte nur Rom als Centrum der kirchlichen Politik mit der Beherrscherin der Meere wetteifern und gerade die römischen Berichte wurden auch wieder

---

1) Br. vom 12. Aug. 1574 (ebd. no. 12): „Dum sua tantum admirantur Itali veteraque proiiciunt, bona etiam ingenia perperam excolendo perdunt; utque est quisque ineptissimus, ita ad divulgandum veluti testimonium stulticiae suae est proiectissimus".

2) Br. vom 19. April 1578 (ebd. no. 106).

3) Br. vom 6. März 1578 (no. 101); vom . . . März (no. 102).

regelmässig über Venedig nach Deutschland geleitet.[1]) Der ständige Verkehr mit Rom und Konstantinopel lieferte das bedeutendste Material für die venezianischen Novellisten, wie auch Zündelins Briefe hinlänglich bezeugen. Er spricht wiederholt von den gewöhnlichen Wochenberichten, die aus Venedig nach Deutschland gingen,[2]) und tut sich etwas darauf zu gute, dass er keineswegs auf die allgemein zugänglichen Quellen beschränkt sei.[3]) Namentlich dem französischen Gesandten du Ferrier scheint er nahe gestanden zu sein; er gibt Mitteilungen aus Schreiben des Königs, des französischen Botschafters in Konstantinopel, lässt sich von du Ferrier erzählen, was diesem der Doge über den Streit Venedigs mit der Curie gesagt hatte.[4]) Neben den Zeitungen und den Berichten über venezianische Vorgänge und Stimmungen nimmt das eigene Raisonnement einen beträchtlichen Platz ein, das sich vorwiegend mit den Zuständen und Aussichten Deutschlands beschäftigt. In den ersten Jahren berichtet, kritisirt, klagt und spottet er ganz nach Herzenslust; dann wurde durch ein im Jahr 1580 er-

---

1) Der gewöhnliche Tag für die Erledigung der Correspondenzen scheint der Freitag gewesen zu sein; sehr viele Briefe Z. sind vom Donnerstag oder Freitag datirt und er entschuldigt sich einmal bei Camerarius (17. Febr. 1581): „Accidit mihi iam aliquoties, ut, dum litteris eadem die Veneris scilicet necessario scribendis operam do, tempus me ad te quoque scribere cupientem deficeret" (XXI. 186).

2) 2. April 1574: „Quae hic vulgata sunt, ea scio multorum ad vos literis quavis heptomade scribi solere" (XXI. 6); 6. Mai 1575: „Quae hic vulgo feruntur, V. C., ex novis, quae ad Monacium nostrum hinc mittuntur, intelliges" (ebd. 41).

3) 17. Jan. 1573: „Venio ad publica, de quibus pauca, sed ut spero quam vulgo ferantur certiora ex ore magni auctoris scribo, cuius industria nomen iussus scilicet taceo". (ebd. 5).

4) 16. Juni 1581 (ebd. 194).

lassenes Edikt die politische Briefstellerei streng verboten.[1]) Zündelin, der bisher seine für den Landgrafen und für Johann Casimir bestimmten Schreiben einfach dem letzteren zugeschickt hatte, ersuchte seinen Freund Camerarius die Schreiben an Landgraf Wilhelm in Empfang zu nehmen und zu besorgen; die deutschen Briefe seien fast noch niemals geöffnet worden. In seinen Briefen an Camerarius wusste er sich zu helfen. Unmittelbar nach dem Verbot setzt er sich mit einem Scherz über dasselbe hinweg.[2]) Aber die Sache wurde doch ernsthafter, der Papst, unzufrieden mit der bisherigen Toleranz der venezianischen Regierung, drängte zur Einführung einer „neuen und unerhörten Inquisition".[3]) Die Bemühungen, die bisher den Ausländern zugestandene Gewissensfreiheit zu beseitigen, misslangen allerdings; nach wie vor blieb die Universität Padua eine Freistätte der Wissenschaft, die auch Andersgläubige beschirmte. Doch fand Zündelin zeitweilig das Geschäft eines calvinistischen Zeitungsschreibers im katholischen Italien sehr gefährlich; in der That blieb seine Wirksamkeit den Jesuiten nicht verborgen und nach Anregung Possevino's machte im Jahr 1584 der venezianische Gesandte am Kaiserhof seine Regierung auf „einen gewissen Wolfgang" als einen Haupturheber der gegen den Papst

---

1) 25. Juli 1580: „Scriptione rerum novarum quam severe hic omnibus interdictum sit, iam te accepisse existimo" (ebd. 171).

2) Br. ohne Datum (Aug. 1580): „De publicis edicto ut scis vetamur, ne scribamus aliquid. Alioqui ex litteris 2. Julii scriptis Constantinop. tibi significarem" u. s. w. (folgt der ganze Inhalt des Schreibens).

3) Ueber die Schwierigkeit, womit Gregor XIII. die kirchliche Visitation im venezianischen Gebiet durchsetzte, vgl. Maffei, Annali di Gregorio, II, 174 ff.; über Padua Groen van Prinsterer, Archives de la maison d'Orange-Nassau I. 7, 221 ff.; Beza an Witgenstein, 23. März 1590, bei G. Friedländer, Beiträge zur Ref.-Gesch. p. 180

verbreiteten Verdächtigungen aufmerksam.[1]) Zündelin fuhr fort seine Warnungsrufe nach Deutschland zu senden und suchte sich durch allerlei Kunstgriffe für den Fall einer Entdeckung zu sichern. Er kleidete seine Auslassungen gegen Rom und Spanien in medizinisches Gewand und sprach über Fortschritte und Behandlung der Pest, über die verblendeten Aerzte, die angesichts dieser vernichtenden Seuche immer nur an Palliative gegen den morbus gallicus denken: oder er gab ein paar astrologisch maskirte Andeutungen. Immer schrieb er, seit jener Einschränkung der Zeitungsfreiheit, als Katholik, sprach von den Ketzern und ihren frevelhaften Bestrebungen, von der Bedrohung der katholischen Religion. Dabei weiss er in den aus Rom mitgeteilten Stimmungsberichten, die manchmal fast nach eigner Arbeit aussehen, die Wünsche und Befürchtungen der Päpstlichen derart zu beleuchten, dass diese „Zeitungen" durchaus auf die Reizung oder Ermutigung der deutschen Protestanten berechnet erscheinen. Aber es war ein Dasein, das jeden Augenblick im Kerker enden konnte, von jeder Schwankung der venezianischen Politik abhing. Im März 1587 wurde ein italienischer Freund, Donzellino, von der Inquisition verurteilt und Nachts ertränkt.[2]) Im Herbst 158? wurde zu Rom ein Agent des erzkatholischen Herzogs von Nevers von der Inquisition gefasst und enthauptet.[3]) Zu

1) Lippomano an den Dogen, Prag 9. Mai 1584: Possevino's Correspondenz mit Sachsen zeigt das Misstrauen der deutschen Fürst[en] „per li sinistri avisi che li sono scritti d' Italia, et particolarmente Venetia et da Padova o da quelli Tedeschi di fontico o da un V[e]gango, come esso padre dice; intorno che non voglio lasciar di [d]... alle Ecc. V. V. che in conformità ne sono stato più d' una volta altre parte certificato". Wien, Disp. Ven. 11. Or.

2) Br. vom 10. März 1587 (Coll. Cam. XXII. 8). Schon 18. Jan. 1586 berichtet Z. von der gleichen an einem Arzt, d[er in] Genf gelebt hatte, vollzogenen Strafe (XXI. 303).

3) Hübner Sixte-Quint II, 255 ff. Am 1. Febr. 1589 sc[h]...

Ende dieses Jahres muss Zündelin endlich Venedig verlassen haben; er ging an den kursächsischen Hof, wo seit dem Sommer 1589 Krell das Kanzleramt führte und eine calvinisirende Unionspolitik mit allen Traditionen der vorhergegangenen Regierung aufzuräumen begonnen hatte.

Zündelin war von jeher ein eifriger Prediger der protestantischen Union, der gemeinsamen Verteidigung gegen den gemeinsamen Feind; die dogmatischen Kämpfe und die daraus erfolgende politische Zerrissenheit der deutschen Evangelischen erfüllten ihn mit Trauer und Empörung. Sein eigener religiöser Standpunkt scheint ein ziemlich freier gewesen zu sein, wie wir z. B. niemals einer Klage darüber begegnen, dass er so viele Jahre hindurch ohne öffentlichen Gottesdienst unter Andersgläubigen leben musste. Hie und da betont er die Notwendigkeit, sich in Gottes unerforschliche Ratschlüsse unbedingt zu ergeben, ohne irgendwie weiter zu dogmatisiren. Allerdings verfolgt er die Feinde des Evangeliums, wo er kann, mit bitterem Hohn, aber sie sind ihm zugleich die Feinde des Vaterlands und der Freiheit. Der starke religiöspolitische Zug, der dem Calvinismus und seinen Freunden überall eigen ist, verläugnet sich auch hier nicht; er überwiegt sogar bei Zündelin wie bei manchen seiner Gesinnungsgenossen weitaus die dogmatische Seite. Es ist der feingebildete Humanist, der in Italien geschulte Politiker, dem die klägliche Impotenz der deutschen Staatslenker und die anmassende Roheit ihrer Hoftheologen das Herz zusammenschnüren; es ist der eifrige Tyrannenfeind, der auf die Symptome der um sich greifenden „spanischen Pest" hinweist und die Sache des Oraniers zu der seinigen macht. Dabei konnte sich die sarkastische Anlage des Schwaben im Verkehr mit den überlegenen,

der pfälz. Rat Kolbinger an Camerarius über Zündelin: „Utinam ne diutius istic haereat et periculis . . . se tandem quasi sponte exponat!" (Coll. Cam. XIV. 183).

[illegible] vergrössernden Vergleichen trefflich entwickeln. Er [illegible] nicht [illegible] der ernsten Rüge und Warnung, er [illegible] mit Vorliebe die kleinen und lächerlichen Seiten des Gegners ans Licht und sucht den Gefürchteten verächtlich zu machen. So wenn er sich wieder und wieder mit der falschen Nachricht trägt, dass Philipp II. verrückt geworden sei; wenn er die Skandalgeschichten von Heinrich III. registriert, ihn selbst einen [illegible], die Königin Katharina eine verwünschte Hexe nennt.[1] Mit der Person des Papstes musste er freilich glimpflicher verfahren, dafür wurde er nicht müde von den Bewegungen und Absichten des grossen katholischen Bundes zu reden. Er hatte überhaupt den Grundsatz, vom Gegner immer das Schlimmste zu erwarten, und suchte insbesondere die träge Sicherheit seiner Landsleute durch stark aufgetragene Alarmnachrichten zu stören. Uebrigens machte er sich wenig Hoffnung auf Erfolg: die Deutschen, meint er einmal, hätten die glückliche Anlage, sich lieber jede Schmach als die kleinste Unbequemlichkeit gefallen zu lassen. „Ne Epicurus quidem tam beatus unquam fuit, mihi crede".[2] Mit grimmigem Hass überschüttet er die Hauptschuldigen, die kleinen deutschen „Päpste", diese „tiefreligiösen und trefflichen Männer, die uns Unwissende nicht nur lehren was zum Heile nötig ist, die uns auch zwingen wollen nicht mehr noch weniger zu glauben als sie, die allein in ihrem Glauben selig und glücklich sind". Ein andermal wünscht er die, welche stets die Bruderliebe im Mund führen und so himmelweit von ihr entfernt sind, auf die Galeeren: da könnten sie ihre Lust in Sturm und Aufregung büssen, unter dem Heulen des Winds ihre zu unheilvollem Geschrei so kräftige Brust gegen die Wellen anstrengen, ihre bissigen Hundszähne an dem bekannten

---

1) Vgl. auch die im Anhang mitgeteilte Schilderung des Kölner Erzbischofs Salentin und seiner Begleiter.

2) Brief vom 28. Aug. 1577 (XXI. 79).

Schiffsbrod üben und wenn sie Schlaf bekommen, den Ochsenziemer spüren. „Sed ineptissimi homines faciunt, ut ipse quoque ineptiam". Er sieht die Zeit herannahen, wo diese Regenten und Gesetzgeber der Höfe sich auch den päpstlichen Titel geben und von ihren fürstlichen Beschützern den Fuss küssen lassen.

Der Zorn des Patrioten und die Einsicht des Politikers konnte sich nicht darüber täuschen, dass ein so massloses Treiben doch nur durch die grenzenlose Schwäche der protestantischen Fürsten ermöglicht wurde. Wenn er die Ansicht der Italiener von diesen kleinen keines grossen Gedankens fähigen Geistern, von diesen Helden der verpassten Gelegenheiten, diesen ewigen Schläfern mitteilt, so gibt er damit sein eigenes Urteil. Er bezeichnet als Quelle des Uebels die hässliche Völlerei, die eine allgemeine Entwürdigung der Charaktere, Abstumpfung alles Ehrgefühls, feile Habsucht zur Folge habe; die Deutschen schämten sich nicht, ohne jede Leidenschaft, nur um schnöden Sold fremden Henkern Henkersdienste zu leisten. Wiederholt beklagt er die unheilvolle Kurzsichtigkeit eines August von Sachsen, den der päpstliche Legat in Venedig als einen der tatkräftigsten Bundesgenossen des heiligen Stuhls rühmte.[1]) Aber auch der Führer der protestantischen Aktionspartei, Johann Casimir, flösst ihm kein unbedingtes Vertrauen ein; mit vollem Recht spricht er vor dem niederländischen Zug des Pfalzgrafen (1578) von der Eitelkeit und dem Eigennutz der deutschen Fürsten, von der törichten Geringschätzung des Gegners. Uebrigens erscheint ihm die Lage auch der übrigen christlichen Reiche derart, dass eine „allgemeine Veränderung der Dinge", eine grosse Umwälzung ganz un-

1) Br. vom 27. Mai 1575 (ebd. 42). Der Legat sagte u. a., „pontificem quidem in Germania homines iam habere, qui iussu eius obliquis viis ad Saxonem aggrediantur eumque si plane occupare non possint, saltem in tam praeclaro officio contineant".

vermeidlich und in nächster Zeit bevorstehe, die er allerding nicht astrologisch, sondern aus näher liegenden Ursache zu erklären sucht.[1]) Dabei kommt er unverkennbar z einem gewissen Radicalismus, dessen Förderung Katholike und Lutheraner dem calvinistischen Geist doch nicht gan mit Unrecht vorwerfen. Er erklärt die Freiheit für da höchste irdische Gut (quae rerum humanarum pulcerrim est libertas) und wünscht als „halber Schweizer" den Niede ländern einen schweizerischen Sinn; freilich fügt er sche zend hinzu, das Landleben habe ihn neuerdings so bäurisc und keck gemacht, dass er keine Scheu trage den König Krieg anzukündigen.[2]) Ein anderes Mal teilt er den Bri eines italienischen Freundes mit, der die Stelle enthäl „Kurz ich sehe unter den christlichen Königen keinen, de nach Charakter und Geist würdig wäre die Krone zu tragen die Gerechtigkeit ist aus den christlichen Reichen so gründlich ausgetrieben, dass ich einen gewaltigen und allgemeinen Umsturz befürchten muss".[3]) Vielleicht am Nachdrücklichsten spricht Zündelin seine Herzensmeinung in jenem Urteil über die Politik Oraniens aus, das er seinen „über die menschlichen Dinge souverän entscheidenden" italienischen Freunden in den Mund legt. Er verteidigt den Entschluss des Prinzen, sich vor Allem auf das Volk zu stützen, mit grosser Wärme. Das Volk habe Holland und

1) Br. ohne Datum (1578? ebd. 100).

2) Padua 27. Februar 1577 (ebd. 70): „Quid igitur? Helvetiorum semihelvetio placeret exemplum, si animum et concordiam (olim) helveticam ad communem libertatem defendendam genius belgicus aut suscipere aut susceptum retinere posset. Tam rusticas vero cogitationes ita ridebis, ut rusticae natas memineris, quae excussa urbanitate omni ita rusticos nos et temerarios effecit, ut ne regibus quidem bellum inferre vereamur; quod tamen ut faciamus tutius, rure denique relicto in urbem rediimus, quae omnis libertatis asylum hanc etiam in scribendo licentiam adauxit".

3) In dem Br. vom 26. Aug. 1575 (ebd. 48).

Seeland gerettet und den Niederlanden ihre Ehre zurückgegeben; die Pfaffen und Edeln seien fast alle nur durch das Volk zum Patriotismus genötigt worden und schielten insgeheim sehnsüchtig nach dem Glanz der Tyrannei. Das Volk sei der einzige zuverlässige Kämpfer für die Freiheit, deren Früchte ihm recht eigentlich bestimmt seien, und gegen die Knechtschaft, deren Druck auf ihm weit härter gelastet habe.

Solche Anschauungen hatten, so wenig sie an den Hof des strenglutherischen und hochconservativen Kurfürsten August passten, doch daselbst ihren Vertreter. Dr. Andreas Paull diente dem Kurfürsten unbehelligt; wahrscheinlich schützten den Kryptocalvinisten seine grosse Geschäftsgewandtheit und wohl auch eine weit gehende Vorsicht. Als er 1581 im Auftrag des Kurfürsten verschiedene italienische Höfe bereiste, schloss er in Venedig Freundschaft mit Zündelin, der über einen so aufgeklärten Rat des engherzigen Fürsten erstaunt und entzückt war. Paull dürfte wohl nach dem Tode Augusts dessen Nachfolger bestimmt haben, für den Unterhalt des Agenten etwas zu tun; er vertrat auch die Sache des aus Italien Zurückgekehrten, der offenbar Gegner am Hof hatte.[1]) Aber Krell selber nahm den Ankömmling, dem das Scheiden aus seinem italienischen Stillleben schwer genug fiel, in sein Haus. Wohl oder übel sah sich der geschäftsscheue Gelehrte in die Aufregung des Hoftreibens, bald auch in die grossen politischen Händel verwickelt. Er musste an der Zusammenkunft des Kurfürsten Christian mit Johann Casimir zu Plauen (Februar 1590) teilnehmen. Der Pfalzgraf empfing den langjährigen Correspondenten ausgesucht freundlich. Einen Monat später war Zündelin als Gesandter Kurfürst Christians auf dem

---

1) Der letzte Br. Zündelins an Camerarius aus Venedig datirt vom 5./15. Dez. 1589. (C. C. XXII. 129, vgl. auch ebd. XIV. 612).

Wege nach Italien.[1]) Diese Episode seines Lebens müssen wir, obwohl keine unmittelbaren Zeugnisse seiner Tätigkeit vorliegen, etwas näher betrachten.

Ranke hat in seiner Geschichte der Päpste [2]) wiederholt davon gesprochen, dass man im Jahr 1590, als Sixtus V. unentschlossen der grossen europäischen Frage, der französischen gegenüberstand, in Rom auch eine sächsische Gesandtschaft erwartete. Ausser dem katholischen Fürsprecher Heinrichs IV. Luxemburg hatte sich ein englischer,[3]) ein hugenottischer Agent, ein Geschäftsträger des Landgrafen Wilhelm eingefunden. „Schon suchte sich der kaiserliche Botschafter gegen die Einflüsterungen, die er von dem sächsischen Gesandten fürchtete, der auf's Neue erwartet werde, sicher zu stellen: die Umtriebe des Kanzlers Krell drangen bis nach Rom". Obwohl es beim Versuch geblieben, die sächsische Gesandtschaft nicht bis zur Curie gelangt ist, sollen hier einige nähere Mitteilungen Platz finden, die den Berichten des kaiserlichen Gesandten und des bairischen Agenten zu Rom entnommen sind. Genauere Aufklärung müsste man wohl im Dresdener und im Florentiner Archiv suchen. Mir genügt es, auf diese italienischen Beziehungen der im Entstehen begriffenen deutschprotestantischen Union neuerdings aufmerksam zu machen. Das Jahr 1590 war überhaupt fruchtbar an aussergewöhnlichen politischen Combinationen; im Sommer finden wir den nämlichen bairischen Agenten, der im Frühjahr aus Rom

1) Paull an Camerarius, Dresden 3. März; 14. März: „Z. Annaburgum usque nobiscum ducemus ibique eum dimittemus"; 15. April: „Zundelinum sub principium huius mensis una cum Otthone a Starschedel in Italiam misimus". Coll. Cam. XXIV.

2) II (erste Ausgabe), 206; 212 (nach venezianischen Depeschen).

3) Vgl. Badoer an den Dogen, Rom 5. März 1590 (Hübner, Sixte-Quint II, 517).

berichtet, beim Pfalzgrafen Johann Casimir, eine Annäherung der calvinistischen und katholischen Wittelsbacher, die freilich nicht von langer Dauer war.[1])

Unmittelbar vor seinem Tod hatte König Heinrich III. sich an Florenz und Venedig um Unterstützung gewendet; die Signoria hatte bekanntlich den Mut, seinen Nachfolger den protestantischen Bourbon ohne Rücksicht auf den Papst und die katholischen Mächte als König von Frankreich anzuerkennen. Die deutschen Protestanten hatten bereits im Herbst 1589 durch ihre Subsidien die Sammlung eines Hülfscorps für den neuen König ermöglicht; als dasselbe jedoch im Dezember durch den Herzog von Lothringen vor dem Anmarsch überfallen und zersprengt worden war, kostete es einige Mühe die deutschen Herren zu weiteren Geldleistungen zu bewegen.[2]) Um so willkommener mochte der Gedanke sein, einstweilen die Sache Navarra's bei den italienischen Staaten zu vertreten; Kaspar von Schomberg, der noch als Gesandter Heinrichs III. in Florenz gewirkt hatte,[3]) suchte im Winter 1589 dem Kurfürsten von Sachsen das Wertvolle einer Verbindung mit dem an Geld und Einfluss reichen Grossherzog begreiflich zu machen. Zündelin's letzte Berichte vor seiner Abreise aus Italien stellten den Mediciäer ebenfalls als einen heimlichen Gegner Spaniens und der französischen Liga dar,[4]) während er früher als der Fürsprecher von Lothringens Absichten auf die französische Krone gegolten hatte. Jedenfalls war die Nachricht von einer bevorstehenden Sendung Kursachsens an Toskana schon im Februar 1590 an die Curie gelangt und der Papst säumte nicht die alten Hoffnungen auf eine

1) Vgl. hierüber Stieve, Briefe und Akten IV, 13 f.

2) Ritter, Briefe und Akten I, 13 ff.

3) Ritter I, 29; Raumer, histor. Taschenbuch 1849 p. 304 ff.

4) Br. vom 5./15. Dez. 1589 (Coll. Cam. XXII. 129).

Bekehrung des ersten ketzerischen Reichsfürstenhauses wieder hervorzusuchen.[1])

In der Tat ging zu Anfang April eine stattliche Gesandtschaft aus Sachsen nach Italien, an der Spitze Otto von Starschedel und Zündelin.[2]) Sie war nicht nur beim Grossherzog, sondern auch beim Papst förmlich angekündigt; der Neapolitaner Carlo Tetti, schon von Kurfürst August als Ingenieur beschäftigt, weilte im März zu Florenz, um durch Vermittlung des Grossherzogs bei Sixtus V. die Annahme der Gesandtschaft durchzusetzen.[3]) Der kaiserliche Gesandte bei der Curie, Veit von Dornberg, geriet bereits in grosse Unruhe. Kurfürst Christian galt am Wiener Hof für äusserst ehrgeizig und sein Uebertritt zum Katholizismus, „vielleicht mit der Absicht eine höhere Stufe zu erreichen", erschien dem ängstlichen Dornberg keineswegs als ein Ding der Unmöglichkeit. Er erkundigte sich daher beim Papst selber, indem er von der Sache als von einem Gerücht sprach und die Vermutung äusserte, man könne es allenfalls mit einem gegen das Haus Oesterreich gerichteten Scheinmanöver zu tun haben. Der Papst entgegnete, es sei nichts dergleichen im Namen Sachsens an ihn gebracht worden, doch höre er zu seiner Freude, dass der Kurfürst insgeheim dem katholischen Gottesdienst Duldung gewähre; für den Kaiser wäre es das grösste Glück,

---

1) Badoer an den Dogen, Rom 14./24. Febr. 1590 (Hübner III, 359).

2) Minucci an Wilhelm von Bayern, Venedig 16./26. Mai: „Legationis principes erant Otto Starschedel Torgensis praefectus, quem aliqui Augusti electoris filium illegitimum fuisse suspicantur, et Wolfg. Zundelinus". Der Erstere wird wohl mit dem später öfters genannten Rat des Landgrafen Moriz von Hessen identisch sein.

3) Minucci an Wilhelm von Baiern, Rom 21./31. März; 28. März/7. April 1590. München, Staatsarchiv, Kasten (schwarz) 311/3 Eigh.

wenn alle protestantischen Reichsfürsten diesen Weg gingen.[1]) Dornberg, durch diese Antwort keineswegs beruhigt, musste seinen Verdacht bestätigt sehen, als ein paar Tage später der Papst ihn bei Seite nahm und ihm von Schreiben aus Wien erzählte, die jenes Gerücht vollkommen beglaubigt hätten; übrigens werde er keinen Schritt tun, ohne den Kaiser davon in Kenntniss zu setzen. Der Gesandte beschränkte sich, da ihm diese Eröffnung in der Kirche gemacht werde, seinen Dank und seine Freude auszudrücken. Als er aber in der nächsten Audienz (30. März) auf die Sache zurückkam, erklärte Sixtus, er habe seither wieder Schreiben erhalten, dass der sächsische Abgesandte dort eingetroffen sei, woher jene frühere Nachricht stamme; er habe ihm erlaubt hieher zu kommen und glaube, dass er heute da sein könne, werde aber nichts ohne Wissen Dornbergs vornehmen. Der Cardinal Montalto ergänzte diese Mitteilungen dahin, jene Person sei in Florenz.[2]) Als jedoch über eine Woche verging, ohne dass der Gefürchtete eintraf, wurde die Aufmerksamkeit Dornbergs durch einen Agenten des Landgrafen Wilhelm abgelenkt, der am Palmsonntag (5./15. April) wirklich Audienz beim Papst hatte. Er sollte für den Dekan von Hersfeld, der nach dem Tode des Abts Ludwig (1588) zu dessen Nachfolger gewählt worden war, die päpstliche Confirmation nachsuchen und wurde durch Empfehlungen Toskana's und des Nuntius zu Köln unterstützt. Der Papst zeigte sich anfangs nicht abgeneigt, dem Wunsch des Landgrafen zu willfahren; die Sache, dem Cardinal Aldobrandini übergeben, nahm trotzdem einen ungünstigen Verlauf, namentlich mit Zutun des bairischen Agenten Minucci, der seine ganze Gewandtheit auf-

---

1) Dornberg an den Kaiser, Rom 14./24. März. Wien, Staatsarchiv, MS. 595. Or.

2) Dornberg an den Kaiser, Rom 21./31. März. A. a. O. Or.

bot, um dem heiligen Stuhl diesen „Schandfleck" zu ersparen.[1])

Die grosse sächsische Gesandtschaft war inzwischen nach Venedig gelangt, wo sie bis in die ersten Tage des Mai verweilte. Wir haben einen Brief Zündelins an Camerarius, der am 5. Mai, unmittelbar vor der Abreise aus Venedig geschrieben ist und ohne auf die Verhandlungen mit der Signoria Bezug zu nehmen, ein sehr günstiges Bild der Situation gibt; der Papst scheine neuerdings teils durch die Bemühungen Venedigs und Toskana's teils durch das brutale Auftreten der Spanier auf die Seite Navarra's gezogen zu werden. Dies entspricht, obwohl Zündelin seiner Sache keineswegs ganz sicher ist, in der Tat der damaligen Lage; Sixtus V. glaubte an die ihm angekündigte Bekehrung und vor Allem an das Prestige Heinrichs IV., wie es neuerdings durch den Sieg bei Ivry eine glänzende Bekräftigung erfahren hatte, und er war durchaus nicht gesonnen, sich den unermündlichen und rücksichtslosen Angriffen des spanischen Gesandten Olivares zu ergeben.[2]) Die Sachsen gingen weiter nach Ferrara, wo der von Rom nach Deutschland reisende Minucci mit ihnen zusammentraf. Er berichtet dem Herzog von Baiern, sie wollten jedenfalls nach Florenz; ob sie nach Rom kommen würden, hänge vom Grossherzog ab, denn sie selbst wüssten noch nichts von der Erlaubniss des Papstes und hätten die Ab-

1) Vgl. über die Hersfelder Sache Rommel bei Ersch und Gruber II. 7 (1830), 51; Dornberg an den Kaiser, 11./21. April; Minucci an Bayern, 28. März 7. April; 11./21. April; 18./28. April; 24. April/4. Mai. Im Hersfelder Capitel sass eine Zeit lang als Propst ein natürlicher Sohn des Landgrafen, Wilhelm von Korenberg, der in Italien, wohin ihn sein Vater zu wissenschaftlicher Ausbildung schickte (Hotomanorum epistolae p. 667), auch mit Zündelin in Verbindung trat und ihm z. B. Gewächse zur Weiterbeförderung an den Landgrafen zukommen liess, vgl. Zündelins Br. vom 22 Aug. 1578 (XXI. 117).

2) Vgl. Hübner II, 314 ff.; 333 ff.

sicht gehabt, auf der Reise nach Florenz dem päpstlichen Gebiet auszuweichen.[1]) In Florenz fiel nun die Entscheidung gegen eine römische Reise; noch vor Ende Juni waren die Gesandten auf dem Heimweg, den sie über Mantua, Verona, Wien und Prag nahmen.[2]) Vielleicht hielt der Grossherzog den Zeitpunkt nicht für geeignet, da man in Rom eben das Eintreffen des besondern spanischen Gesandten Sessa erwartete. Dornberg gibt nach einer „sehr sicheren Quelle" einige Nachrichten über die Erfolge des sächsischen Gesandten; derselbe, angeblich ein Sekretär des Kurfürsten, habe zu Venedig, Ferrara und Florenz im Namen seines Herrn und der verbündeten Reichsfürsten für Navarra und gegen Spanien gewirkt, in Venedig eine etwas unbestimmte, aber doch befriedigende Antwort, in Ferrara die Erklärung erhalten, dass der Herzog als Vasall des Kaisers ganz von diesem abhänge. Ueber die Beantwortung in Florenz hatte er nichts erfahren können.[3]) Obwohl also der eigentliche Verlauf der Gesandtschaft für uns im Dunkeln bleibt, gibt doch einmal die Tatsache, dass die Schöpfer der deutsch-protestantischen Union mit dem Papst und den selbständigen Mächten Italiens ernstlich Fühlung suchten, eine wenn auch sehr bescheidene Ergänzung zur Geschichte dieser Unionsbestrebungen. Ausserdem genügt schon das

---

1) Minucci an Bayern, Venedig 16./26. Mai. Ueber Minuccio dei Minucci, der im J. 1591 päpstlicher Sekretär, 1596 Erzbischof von Zara wurde, vgl. Stieve, Briefe und Akten IV, 126 A. 1.

2) Dornberg an den Kaiser, Rom 13/23 Juni: der Gesandte wird nicht hieherkommen; 20./30. Juni: derselbe ist von Florenz nach Deutschland abgereist. John Wroth an Camerarius, Venedig 8. Juni: „is [Zündelin] iam Florentiis est, ubi adventum magni ducis ... expectat; magnifice illum a duce Ferrariensi acceptum fuisse audivi"; 20. Juli: Z. auf der Rückreise nicht über Ven. gekommen; „l'importanza de suoi negocii lo constrinse di pigliar la dritta strada da Mantova per Verona" u. s. w. (Coll. Cam. XIV.)

3) Dornberg an den Kaiser, 20./30. Juni.

Wenige, was wir hierüber erfahren, um die eigentümliche Lage des Papstes und vor Allem die Haltung Toskana's in dem Kampf um die Existenz Frankreichs von einer noch wenig beachteten Seite zu beleuchten.

Zündelins Wirksamkeit in Italien erreicht hiemit ihren Abschluss. Nach Dresden zurückgekehrt [1]) gelangte er keineswegs zu der ersehnten Ruhe, wurde vielmehr von Krell als ein brauchbares Werkzeug festgehalten. Sein Verhältniss zum Kanzler wie zum Kurfürsten scheint ein sehr vertrautes gewesen zu sein; er musste sich sehr gegen seine Neigung daran gewöhnen dem Fürsten auf seinen Reisen und selbst auf der Jagd zur Seite zu bleiben. Einzelne Andeutungen in den Briefen an Camerarius zeigen, dass er in die Verhandlungen mit den fremden Gesandten wie mit den evangelischen Reichsständen vollkommen eingeweiht war; er vertritt klar und bestimmt den Unionsgedanken und die Unterstützung Heinrichs IV., findet aber die Stellung seines Kurfürsten sehr isolirt und im Innern das Geschrei der „quakenden Frösche", d. h. der erbitterten Theologen unheilverkündend. Der vorzeitige Tod des Kurfürsten erschütterte ihn auf's Tiefste, schien ihm aber wenigstens die verlorene Freiheit wiederzugeben. Uebrigens glaubte er nicht an eine unmittelbar drohende Gefahr; noch am 20. Oktober 1591 spricht er von der Humanität des Administrators Friedrich Wilhelm, die sich bei der Neuordnung der Regierung geltend machen werde. Drei Tage später wurde Krell verhaftet und Zündelin erhielt Befehl, das Haus des Kanzlers, in dem er bisher fortwährend verkehrt hatte, zu meiden. Er liess, um kein weiteres

1) Zündelin an Camerarius, Dresden 20. Juli 1590 (XXII. 139): „Tandem . . . peregrinatione permolesta et difficili perfuncti in hanc urbem dei beneficio salvi et incolumes pervenimus". Zu Prag hörten sie vom Tod des Dr. Andreas Paull. Er selbst wohnt wieder beim Kanzler.

ıfsehen zu erregen, die auswärtigen Freunde bitten, keine
iefe unter seiner Adresse nach Dresden zu schicken,[1])
er entging trotzdem der „Verstrickung" nicht, da man
längst wusste, dass er „stets bei dem Kanzler gewesen",
d leicht vermuten konnte, „als wäre viel dieser Dinge
rch ihn, wo nicht angegeben und gestiftet, doch gutge-
issen und gestärket".[2]) Sein Freund Hutten, der nach
esden eilen wollte, um für seine Befreiung zu wirken,
uhr unterwegs in Weimar, Zündelin sei nicht mehr da
d gar nicht verstrickt; letzteres schien ihm allerdings
nig glaublich. Das nächste Lebenszeichen Zündelins ist
ı Brief an Camerarius aus Frankfurt vom 25. Januar 1592;
rz darauf finden wir ihn zu Strassburg und Basel, wo
n die ehrenvollsten Anträge von dem jungen Pfälzer
urfürsten Friedrich IV. und dem Landgrafen Wilhelm
f's Neue der kaum gewonnenen Ruhe zu entreissen
chten.

Es ist nicht meine Absicht, die späteren Schicksale
ündelins zu verfolgen; sowohl über seinen Dresdener
ıfenthalt als über die folgenden in Heidelberg und in der
erpfalz verbrachten Jahre geben die bis 1598 reichenden
iefe an Camerarius manchen Aufschluss, während sie zu-
eich für die Geschichte Christians I. und Friedrichs IV.
ne nicht zu unterschätzende Quelle eröffnen. Zündelin,
r sich auch in Deutschland sein freies Urteil über poli-
sche Dinge und Persönlichkeiten wahrte, wurde nach
ngerem Sträuben kurpfälzischer Rat[3]) und scheint auch
i dem leichtsinnigen Kurfürsten Friedrich persönlich eine

1) Kolbinger an Camerarius, 25. Okt. 1591. Coll. Cam. XV. Eigh.

2) Georg Ludwig von Hutten an Camerarius, 26. Dez. 1591 (Coll.
m. XXI): John Wroth an Camerarius, Venedig 11. Jan 1592 (ebd. XIV).

3) Sein Abschied, datirt vom 22. Jan. 1601, angeführt in der
eitschrift für Gesch. des Oberrheins XXXIII (1880), 223 A. 6;
l. über seine Stellung am Hof ebd. 223 f.; 295.

Vertrauensstellung gewonnen zu haben. Da verschwand er plötzlich am 30. Mai 1600 aus Heidelberg; nach den mir vorliegenden Andeutungen scheint neben seiner alten Abneigung gegen das Hofleben und einer nicht deutlich bezeichneten besonderen Ursache die Furcht den Ausschlag gegeben zu haben, er könnte in das Schicksal seines Freundes Krell nachträglich verflochten werden. Am 2. Juni 1600 schreibt Kolbinger an Dohna, nachdem Zündelin etliche Tage geklagt und letzten Donnerstag des jungen Fräuleins Begräbniss [1]) gehalten worden, sei er am Freitag früh heimlich zum Schloss und zur Stadt hinausgegangen. Obwohl nun alle Dorfschaften aufgemahnt und er Tag und Nacht in allen Höhlen und Winkeln gesucht worden, habe man noch keine Nachricht, ob er tot oder lebendig, sich selbst entleibt oder ermordet worden sei. [2]) Obwohl man ihn bald ausfindig machte und der Kurfürst ihn zur Rückkehr auffordern liess, war er nicht zu bewegen sein Asyl, das er sich zu Winterthur gewählt hatte, wieder aufzugeben. Nach der Ueberzeugung eines Freundes, des pfälzischen Rats Lingelsheim, hatte den tief verstimmten und ängstlichen Mann, der sich ohnedies am pfälzischen Hof angefeindet glaubte, die Nachricht vollends irre gemacht, dass die Intercession von Pfalz und Hessen für den gefangenen Krell in Sachsen zurückgewiesen und sehr gravirende Enthüllungen

---

1) Anna Eleonora, Tochter Kf. Friedrichs IV., geb. am 26. Dez. 1598, † 24. Mai 1600.

2) Kolbinger an Fabian von Dohna, Heid. 2. Juni 1600, München, Staatsarchiv K. blau 113/3^c f. 317; ebd. 316 heisst es (in einem Bericht vom 3. Juni) mit Bezug hierauf: „Sic orandum, domine, ne nos ducas in tentationem". Uebereinstimmend Lingelsheim an Bongars, Heid. 1. Juni (Bongarsi — epistolae p. 127). Ludwig Camerarius (Joachims Sohn) erklärt in der Vorrede zur Ausgabe von Hub. Langueti epistolae ad Joach. Camerarium (an Achatius von Dohna), Z. sei geflohen „panico quodam terrore sive potius atra melancholia ex causis mihi non ignotis correptus".

über den Angeklagten in Aussicht gestellt worden seien.[1]) Kurz darauf weiss Lingelsheim von einem „höchst komischen“ Abschluss dieser Sache zu berichten. Zündelin, bis dahin unvermählt, hatte sich mit einer Wittwe von 45 Jahren verlobt. Obwohl dieser kühne Schritt des alten Gelehrten dem Freunde „unglaublich lächerlich“ vorkam, scheint sich doch sein Lebensabend freundlich gestaltet zu haben. Wir hören nur noch, dass er geheiratet hat und nachmals zu Winterthur ruhig gestorben ist.[2])

Ich lasse als beste Charakteristik des politischen Humanisten ein paar von seinen Briefen folgen. Der geistvolle Correspondent und eifrige Patriot gereicht dem evangelischen Deutschland jener Periode zur Zierde und ist, da er für seine literarische Unsterblichkeit nicht gesorgt hat, in eine unverdiente Vergessenheit geraten.

1576. 7. Juni Padua.

Wolfgang Zündelin an Joachim Camerarius.

. . . .

„De episcopi Coloniensis in eam urbem [3]) adventu iam audivisti credo. Veneti hospitium homini cum muneribus obtulerant. Munera accepit, qui tamen illa ferrent, eos in conspectum suum (ut aiunt) non admisit. Hospitio Claudi quondam tonsoris nunc lenonis celeberrimi, qui cubicula

---

1) Lingelsheim an Bongars, 13. April (p. 119 f.); 27. Juni; 25 Juli (p. 128 ff.).

2) Lingelsh. an Borg. 4. Sept. 1600 (ebd. 133); Ludwig Camerarius a. a. O.

3) Venedig. Ueber diese Reise des Erzbischofs Salentin von Köln, den Grund ihrer Unterbrechung und den Anstoss, den seine militärische Gebahrung schon in München erregte, vgl. Lossen, der kölnische Krieg I, 389 f.

locat, uti maluit. Urbis omnia visu digna perlustravit tanquam ignotus, omnibus fere tamen cognitus. In navali convivio exceptus ad sponsalitia maris ut vocant biremi probe exornata evectus fuit. Comitiis nobilium quoque tanquam ignotus interfuit. Ne in caeteris quidem, ut in sermonibus et conversatione (sic ludunt Itali) principem se virum ostendit. Nam de vestitu quid risus eorum commemorem? Pileo locis omnibus apparebat lato illo germanico, pallio breviore et vili, caligis dissectis et ad genua fere propendulis. Brevissimus ei capillus, in vertice corona nulla, quae sacrificulum ostenderet, barba horrida et promissa, caeteraque omnia eiusmodi, ut militem potius loquerentur quam archiepiscopum, ubi praesertim in archilenonis conspiceretur domo cum militari illa familia sua. Eodem plane habitu nudiustertius eum hic conspexi, qua die huc venit urbemque cum paucis aliquot nobilibus et stabulariis lustravit. In illis erat comes Arenbergius eius filius qui a Nassovio in Phrisia interfectus fuit. Dicitur habere secum 4 alios comites, equos summum 80. Magistratus ei hic muneribus honorem habuit, ipse tamen agnosci acceptis illis noluit non magis ignotus quam Venetiis. Natio quoque germanica salutare ipsum honoris caussa volens admissa non fuit; nihilominus libro eius sive annalibus a consiliario per nobilem suum oblato nomen inscripsit,[1]) munus ei nullum, contra quam moris est, reliquit, quem morem ignorasse ipsum putant, cum in Italos fuerit satis munificus. Heri rheda hinc summo mane Vicentiam discessit. Aulici ipsius sparserunt, eum Romam indeque in Hispaniam usque iturum fuisse, nisi a Caesare ad comitia revocatus esset. Alii negant. Caussam adventus divinare mihi videntur potius plaerique quam scire. Multi credunt eum nulla de caussa eodem impetu, quo saepe alia multa, iter hoc arripuisse.

1) Vgl. Kämmel a. a. O. p. 77.

ıiliares ipsius praecipui gloriosam sane et sibi et hero
ɨermanis omnibus hic reliquerunt sui memoriam, strenui
o egregiique potatores, ut poculis non contenti ex im-
ıibus et inusitatis vasis inter se propinarent. Inde quam
nii secuti sint ludi, etiam me tacente intelligis"......

Coll. Cam. XXI. 66. Eigh.

1577. 12. Dezember Padua.

Zündelin an Camerarius.

„Debeo humanitati et benevolentiae erga me tuae,
d copiosas ad me litteras occupatissimus scripsisti deque
cio tuo tantum detraxisti, quantum litteris meis nullo
ım merito laudandis tribuisti; quam tibi iniuriam etsi
ı caussa a te ipso tibi accidisse nollem, delector tamen
ɔre in me tuo, unde illa est profecta. Quem amorem
scirem meas omnes, uti a me scribuntur, ita in optimam
tem accipere, scribere ad te profecto non auderem. Nunc
me ille audacem reddit, ut quicquid occurrit, id nullo
ɛctu in epistolam coniicere et ad te mittere non dubitem.
e credo fuisse, quod de Hispanis nuper ad te scripsi,
ue enim profecto memini. Itaque si me et existimationem
ɛs, non committes spero, ut quae temere a me scribuntur
cuiquam minus quam mihi probantur, ea iudicio et cen-
ɜe aliorum subiicias, tametsi ne mea plaeraque, sed
um sunt, a quibus mutuari fere scribendi materiam soleo,
iam diu hoc quasi privilegio fruuntur, ut de humanis
us arbitrio suo pronuncient. Hi quid de Aurantio
tra eos sentiant, quorum tu opinionem ad me scripsisti,
n a me exspectare videaris, breviter commemorabo. Ego
m Academicus hac in parte sustineo libenter ut debeo.
igitur existimant illi, non potuisse illum facere aliter,
n ordinibus se permitteret, in quorum se potestate fore

semper esset professus, et dignitatem illam susciperet, cui gerendae tam pauci idonei aut fidi reperiantur. Coniuratione autem illa detecta periculum suum aut reipublicae adeo non auxisse, ut machinam hosti ademerit, in qua is victoriae spem praecipue collocasset. Quod si coniuratio dubia maxime fuisset, tamen e re Aurantii et publica esse, auctoritate et potentia minus valere, qui privatim illi inimici et patriae satis amici nunquam fuissent. Huic qui faveant, facto hoc maxime laetaturos, qui minus, exemplo territos et sociis destitutos minus iam certe ausuros esse. Populum quidem ipsum huius participem facti Aurantio in Hispanos magis iam addictum monitaque eius posthac libentius auditurum, quae nunquam contempserit sine maximo suo detrimento atque periculo. Nihil illo quod dicatur mobilius et inconstantius, id per se verum esse, sed tamen rem ipsam comprobasse populi praecipue opera Hollandiam atque Zelandiam servatam et reliquis Belgis dignitatem pristinam restitutam. Reliquos enim ordines, sacrificulos nempe et nobiles plaerosque non tam voluntate sua quam coactos a populo rempublicam amplexos esse. Illos metuere, ne stabilita libertas religionis mutationem et sui ordinis exitium una secum trahat; hos tyrannis assuetos et horum beneficiis demulsos tenuiora reipublicae beneficia contemnere et populum sibi in republica administranda socium dari aut custodem apponi iniquo animo ferre. Populum esse, qui cum et fructibus libertatis potioribus gaudeat et servitutis aerumnas atque miserias praecipue sentiat, et contra hanc pugnare acrius et illam fortius et constantius defendere soleat. Non male igitur Aurantium fecisse, qui ad hunc se voluntate etiam sua applicuerit, cum id necessitas iuberet. In illius certe potestate loca totius Belgicae munitissima quaeque esse. His quasi praesidiis auctum Aurantium, cui ante tanto imbecillior restiterit hosti, ei nunc multo magis restiturum. Quod si maxime sors illi omnis adversetur et

idem populus cum animo proiiciat, non magis tamen ac-
usandum Aurantium quam si mare navigans necessarioque
entis et tempestatibus se committens naufragium faceret.
uod si sistere cursum posset et in otii ac tranquillitatis
ortum aliquem confugere, stulte facturum sane, qui tot
ntisque periculis sponte sua iterum se obiiceret. Sed
tegram rem non esse; eo scilicet pergendum esse,
io deus ipsum et respublica vocet. Tanti vero nominis
ro nihil ad omnem laudis cumulum gloriosius accidere
sse quam ut rempblicam aut penitus dignitati atque
lendori pristino restituat aut si fata id non sinant, in
so gloriosissimi operis conatu fortissime succumbat.
aec illi de Aurantio.

Non diffitentur tamen ob distractos adeo Belgarum
imos plenam rem periculi esse. Sed ab H. H. parte
ud minora vel pauciora aiunt se incommoda cernere:
gis dementia capti, consilii ipsius in partes distracti, His-
niae factionibus divulsae, Italiae in spem libertatis erec-
e, odii universalis omnium gentium in Hispanos, aerarii
chausti, perfidiae vel a sociis vel ab hostibus reconciliatis
ctimescendae. His omnibus accedere, quod qui semel ruere
eperit Hispanus, cum fortuna potius quam virtute ulla
iteretur, adminicula ex se nulla habeat, quibus sustinere
et praecipitium evitare possit. Addunt his ne suo qui-
em iudicio magni momenti, sed ominosum tamen, quod
alibi et in regno Neapolitano possim quasi ex Sybillarum
bris decantatur, ante annum 80. Hispanici imperii in
alia finem fore.

Verum haec pluribus quam deceat.

Res novae paucae. Suetiae legatus [1]) etsi negat (Tri-
entum audio discessisse) se cum pontifice de religione ali-

1) Vgl. Ranke, Gesch. der Päpste II, 80; über die Werbung des
Schweden in Venedig Nov. 1577 Romanin, storia di Venezia VI, 418.

quid muneris sui ratione contulisse et adfirmat id tantum se egisse, ut ius, quod in Barrensi ducatu habet regina Suetiae, et debitos sibi inde ab Hispano redditus pontifici venderet, tamen fide digni commemorant pontificem in magnam spem venisse illius regni in ordinem redigendi itaque Joannem Fachinetum in Suetiam mittere statuisse, qui Lutheranorum hostis insignis legatus Pii V. apud Venetos fuit.

Hispani et Itali in Insubria coacti quid agant, non audio; magna pars tyrones esse dicuntur. Optandum esset iam nunc in via omnes esse et cum glacie, nivibus et frigoribus ante pugnare quam cum Belgis, neque enim id facerent sine exitio suo.

Nuper audio equitum praefectos nescio quos Venetiis Florentiam abiisse, e quorum comitibus nobilis quidam, cum ex compotatione iam ebrius esset, cuidam mihi noto quasi secretum fassus dicitur, si Veneti tales adesse volucres scirent, non alas modo, sed caput ipsis praecisuros esse; Carolo Austriaco et Florentino in eosdem Venetos convenire, id propediem appariturum esse. Quae tametsi nugamenta puto, tamen vides, ebriosi isti quid non effutiant et in quantum se et alios periculum coniiciant.

De rebus Turcicis nihil hoc tempore. Cometam, qui adhuc cernitur, horrendis ventis effectus horrendos etiam edidisse et navigia hinc inde vicino mari complura evertisse iam scripsi. In his quinque fuisse dicuntur, quae nepos pontificis quaestus caussa frumento onusta Sallonam ad Turcas mitteret.

De eodem cometa nihil adhuc editum audio. Sollicitabant Venetiis aliqui, ut sibi edere liceret, et hic mihi promissum est de eo viri doctissimi iudicium. Cum habuerim, ad te mittam. Hunc adfirmare aiunt, vix aliquot seculis cometam magis portentosum fuisse. Quidam aiunt superioribus diebus intempesta nocte ingentem quasi lucis

ndorem supra turrim D. Marci Venetiis visum esse, sed
›o fas non esse verba facere. Ego certe de hac re nihil.
De P.P. fratrum novo dissidio [1]) vehementer inflammato
no cum dolore audivi indeque deteriora omnia metuo.
Mosco non tam miror quam metuo, ne in paucis deus
is ostendat, quid nobis denique futurum sit, qui ignavia
stulticia nostra omne genus teterrimorum hostium [2]) in
certatim provocamus. Quod omen idem deus clementer
tat. Vale; et amicis quaeso S. P.

P. 12. decembris anno 1577.

Nox est, relegere aut distinguere non potui".

Coll. Cam. XXI. no. 93. Eigh.

1583. 19./29. Oktober Rom.

iische Zeitung, von Zündelin an Camerarius geschrieben.

„Pontifex quasi omnem in villa senectutem exuisset,
ad omnem alacritatem et laeticiam renovatus in urbem
it. Nulla autem re magis laetari dicitur quam continu-
hactenus optatissimis de bello Coloniensi nunciis, quo
d consecuturum sperat, ut haeretici Germani, qui iam
c labascere videntur, mox animis penitus concidant, ubi
gia adspexerint Truchsessii apostatae et Casimiri san-
e ipsorum et exitio insignita. Plane enim sibi polli-
r, nefarios homines tanquam victimas divinitus esse
inatos ad celebriorem et illustriorem victoriam efficien-
, quam his caesis sibi de omnibus Germaniae haereticis
bitata spe promittit. Eo iam illi autem redacti di-

1) Der Bruderzwist Kurf. Ludwigs von der Pfalz und Johann
iirs wurde erst zu Anfang des nächsten Jahres beigelegt.

2) Eine köstliche Schilderung von der Persönlichkeit und Aufführ-
eines russischen Gesandten in Venedig (vgl. Romanin VI, 417)
Zündelin in dem Brief vom 17. Febr. 1581 (XXI. 186).

cuntur, ut deserti a suis tanta virium suarum imbecillit diutius stare non possint, cum praesertim hostis potens que promtus ad omnem ansam in perniciem illorum arri endam undique ipsos urgeat et ne momentum quidem te poris respirare sinat. Interea ab electoribus Luthera Francofurti, ubi tanquam in nundinis magna est merci omnis generis copia, remedia quaedam parari aiunt, qui vel mortuos socios suos in vitam revocent. Hae s nostrorum et triumphi sunt, utinam non praematuri et a quod aiunt victoriam! Omnino enim verendum est, ne dacter nimium omnes irritando omnem denique septentrion commoveamus, unde mala nobis omnia. Verum hunc ips metum vanum esse aiunt nec unquam futurum, ut haere adeo inter se distracti atque divulsi vel ad salutem su nedum in exitium nostrum consentiant. Sed non est nov ut multi quantumvis acerbissimi inter se hostes in c munis et potentioris hostis perniciem opes suas atque v omnes conférant, et in Germania, etsi optimo animo, tamen quaedam vehementer et inconsiderate a nostris runtur, ut eos etiam intempestive in nos incitare videan qui hactenus quieverunt nec se commovere sine ma nostro periculo poterunt. Nonnulla igitur sollicitudine spectamus reliqua. Quod si inanis metus noster fuerit, p tifex in felicitate singulari numerabit, eo tempore praecl adeo se potitum victoriis, quo nihil est ipso ad omnem iuriam haereticis opportunius. . . . .

Roma, IIII. cal. Novemb. anno MDLXXCIII".

Coll. Cam. XXI. 249. Eigh.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 1. Juli 1882.

Herr Spengel hielt einen Vortrag:

„Ueber die Scenen-Eintheilung der lateinischen Komödie".

Derselbe wird später veröffentlicht werden.

Historische Classe.

Sitzung vom 1. Juli 1882.

Herr Preger hielt einen Vortrag:

„Ueber die Verträge Ludwigs des Bayern mit Friedrich dem Schönen in den Jahren 1325 und 1326".

Derselbe wird in den „Abhandlungen" veröffentlicht werden.

Historische Classe.

Sitzung vom 1. Juli 1882.

Herr v. Kluckhohn legte vor:

„Des Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern italienische Reise im Jahre 1737, von ihm selbst beschrieben". Herausgegeben von Edmund Freiherrn v. Oefele, k. Kreisarchivsekretär.

Ueber die italienische Reise Karl Albrechts von Bayern, seines ältesten Bruders Ferdinand und der Kurfürstin Amalie im Jahre 1737 ist nur Weniges im Hofkalender auf das folgende Jahr, in der „Staatsgeschichte des Churhauses Bayern" (1743, S. 356 f.), dann in Lipowsky's „Lebens- und Regierungsgeschichte" des Ersteren (S. 213 ff.) veröffentlicht worden. Dass aber der Kurfürst selbst eine Beschreibung dieser Reise in französischer Sprache verfasst, lehrte das Bruchstück einer unbeholfenen deutschen Uebertragung, welches die k. Hof- und Staatsbibliothek besitzt (cod. germ. 5057). Eine Kopie des Originalwerkes fand sich unter Papieren des im Jahre 1749 verstorbenen Kabinetssekretäres Johann Askanius von Triva und wurde (1762) der Herzogin Maria Anna von Bayern gebracht. Deren Sekretär A. F. v. Oefele erkannte, dass diese Abschrift von einem Fräulein aus dem Gefolge der Kurfürstin,

Therese von Gombert[1]), herrühre, mit welcher er im Jahre 1737 sehr befreundet gewesen, so dass auch eine andere, von ihr selbst versuchte Beschreibung jener Reise bruchstückweise in seinem Nachlasse vorliegt.

Wiederholt bezeichnet der Kurfürst als eigentlichen Zweck der Reise den Besuch Loretto's. So mochte ein Gelöbniss in Mitte liegen, wenn es auch kaum politische Gründe hatte, wie Lipowsky meint. Doch künden uns die folgenden Blätter mehr von unbefangener Schauenslust als von dem Ernste einer Pilgerfahrt. Die Reise begann zu München am 22. Mai und ging an diesem Tage über das gastfreundliche Benediktbeuern noch bis Mittenwald, am nächsten Morgen durch die Scharnitz, über Seefeld, Innsbruck, Schönberg nach Sterzing (23. Mai), dann über Brixen, Botzen nach Trient (24.), nach Roveredo (25.), Verona (26.), über Vicenza nach Padua (27.) von dort auf der Brenta nach Venedig (28.). Dieses wurde am 11. Juni verlassen und noch einmal Padua besucht, am 14. über Ferrara Bologna, am 15. über Cesena Pesaro, am 16. über Sinigaglia endlich Loretto erreicht. Der Heimweg führte über Fano und Rimini (18.), Faenza und Imola zunächst nach Bologna (19.), von da weg aber in grösserer Eile über Buonporto, Concordia, Mantua, Roverbello (24.), Ala, Trient (25.), Botzen, Steinach, Seefeld, Benediktbeuern wieder nach München (27. Juni). Mehrtägige Aufenthalte wurden also nur in Padua, Venedig, Loretto und Bologna genommen. Der längste und interessanteste war jener zu Venedig. Gerade hier mochte

1) Geboren am 15. Oktober 1702 zu München, wurde sie im Jahre 1725 als Kammerdienerin der Kurprinzessin angestellt, heirathete später den Hofrath Anton Maria von Pellet und starb am 16. November 1745. Ihr Vater († 1725) war Andreas Ferrier du Château Gombert, aus einer Marseiller Familie, Chirurg der belgischen Armeen Max Emmanuels.

das Inkognito der „Grafen und Gräfin von Cham" die erquicklichsten Folgen für die Reisenden haben; aber freilich fehlt aus dem nämlichen Grunde fast jede lokalgeschichtliche Tradition. Mussten Ehrenbezeigungen unterbleiben, so schweigen die officiellen Akten, aus denen der Archivvicedirektor Toderini die „Ceremoniali e feste in occasione di venute e passaggi negli stati della repubblica Veneta di duchi e principi della casa di Baviera dall' anno 1390 a 1783" zusammenstellte (cod. ital. 510 der k. Hof- und Staatsbibliothek) gänzlich von diesem Aufenthalte. Zu den schönsten Reiseerinnerungen zählte dennoch wohl das Fest am Himmelfahrtstage, die Vermählung des Dogen mit dem Meer, dann der Besuch des Arsenales unter der Führung Schulenburgs. Kirchen und Klöster und ihre Schätze bilden zumeist die ersten Gegenstände der Aufmerksamkeit. Dann kommen Theater und Musik, auch Wissenschaftliches an die Reihe. In Loretto überwältigt das Wunderbare, das mit gläubigem Sinne verehrt wird; in Venedig und Bologna schlägt der heitere Lebensgenuss vor. Aus der Zeit einer Jugendreise leben noch manche Persönlichkeiten, denen der Fürst nun wieder freundlich begegnet. Die Schönheiten der Natur entzücken ihn stets auf's Neue. So geht durch die Reisebeschreibung, die einfach und ungekünstelt in schlichtem Tagebuchtone sich hält, ein liebenswürdiger, herzlicher Zug. Hie und da eine Aeusserung treffenden aber stachellosen Witzes. Es mag die letzte Reise gewesen sein, die Karl Albrecht frohen Gemüthes unternahm — ehe er von politischem Ehrgeize völlig geblendet dem Kaiserverhängnisse zueilte! Wer könnte da ohne Bewegung jene Gedanken lesen, die ihm zuletzt das Schlachtfeld an der Secchia aufdrängt? Es klingt, als spräche er fünf Jahre später!

In dem folgenden Abdrucke ist der Text nur von den störenden Fehlern gereinigt, welche theils der Verfasser

theils die Abschreiberin gegen die damals gültigen Regeln der Grammatik und Orthographie begingen. Majuskel, Accent und Interpunktion wurden nach heutigem Brauche gesetzt.

Journal de mon voyage d' Italie de l' année 1737.

Le 22 may avant les 7 heures du matin je suis parti de Munic en compagnie de madame l'électrice et du duc Ferdinand sous le nom de comtes et comtesse de *Camb.* Les deux dames de la clef, mademoiselle de *Starzhausen* et mademoiselle de *Fraunhofen*, mon grand-écuyer le comte de *Preising*, le capitaine des gardes le comte de *Fugger*, le baron de *Mairhoffen*, qui a pris le devant, et le comte de *Seiblstorff* pour servir le duc Ferdinand, toute la suitte consistoit en tout en 54 personnes et 66 chevaux, partagée en trois classes.

C'est vers midi que je suis arrivé à *Benedictbeirn*, où j'ai admiré la magnificence du nouveau bâtiment et surtout le bon goût du prélat, dont il a pris soin de faire meubler et accommoder chaque chambre d'un goût différent. Ce qui m'y a plu le plus, c'estoient les stucques, qui ont été mis en couleur selon les meubles de chaque chambre. Après dîner, où nous bûmes des vins esquis du prélat, nous fûmes à l'église prendre la bénédiction et toucher la tête de Ste. Anastase, grande patrone contre les maux de tête.

Nous en partîmes vers les trois heures et arrivâmes avant les 7 à *Miterwald*, où madame la comtesse de *Spaur* et madame la comtesse de *Sarentin* [2]) se sont rendues tout

---

2) Wie Fräulein v. Gombert in ihrem Reiseberichte angibt, war Erstere eine geborne Gräfin von Königseck und Enkelin der verstorbenen bayerischen Obersthofmeisterin Gräfin von Preuner; die Zweite hingegen eine Tochter des Obersthofmeisters der Kurfürstin, Freiherrn v. Closen

exprès pour nous témoigner leur attention, laquelle à la vérité ne pouvoit que nous faire plaisir. Elles nous marquèrent en même tems l'empressement, que toute la noblesse d'*Insprugg* avoit de nous faire leur cour. Nous nous en remerciâmes, ne pouvant nous arrêter plus qu'il nous falloit pour changer de chevaux. Le commandant de la *Scharniz* se présenta de même et offrit nous rendre tous les honneurs dûs à notre rang. Je lui répondis de même, que, voyageant sous les noms de comtes et comtesse de *Camb*, nous ne pouvions recevoir des pareilles démonstrations publiques, qui dérogeroient à notre incognito. Le prélat d'*Etal* nous invita aussi de faire un petit tour à son couvent, mais comme je n'étois pas intentioné de m'arrêter en chemin, je l'en remerciai et attendis sa messe.

Le lendemain, jeudi le 23, où nous partîmes de *Mitterwald* à 6 heures et un quart, en passant à la *Scharniz* nous fûmes reçus comme je l'avois souhaitté. Il n'a pas fait tirer le canon, mais malgré tout cela il n'a pu s'empêcher de faire sortir sa petite garnison, de la faire mettre sous les armes et de me saluer à leur tête. J'ay observé en passant, que cet important passage se trouve beaucoup plus fortifié, qu'il ne l'étoit auparavant. Il est en bon état de défense, et les ouvrages avec les tourelles, qui se trouvent dans le roc, sont d'augmentation, le côté gauche, où il n'y a point d'ouvrage, se trouvant tout à fait escarpé. Ce poste coûteroit bien cher à qui voudroit l'emporter, à moins qu'on pourroit se rendre maître de la hauteur à droite. Alors on pourroit former deux attaques, leur tomber dans les flancs et en même tems de front. De cette façon le passage ne seroit pas si difficile à emporter.

Nous arrivâmes à 9 heures et demi à *Insprugg*. Le comte de *Taxis*, maître des postes, nous y reçut fort poliment, me marquant en même tems, que, passant aussi vite et tout à fait incognito, le conseil d'état, c'est a dire le

ouvernement, se trouvoit bien mortifié, qu'on ne leur lais-
ıt pas seulement le tems de s'assembler pour nous rendre
s devoirs. Il nous offrit en même tems de monter dans
, maison. Je m'excusois toujours sur l'incognito et le
merciai de ses offres obligeants. Sa femme et mademoiselle
e *Königl* vinrent ensuitte nous faire leurs complimens, après
uoi nous avons continué notre voyage jusqu'à *Schönberg*,
ù nous dinâmes.

Il est encore à remarquer, qu'à une poste avant *Ins-
rugg*, nommée *Seefeld*, nous nous arrêtâmes pour admirer
s vestiges d'un très grand miracle, qui se fit dans la per-
onne d'un nommé *Miller*, lequel, voulant estre communié
'une grande hostie comme les prêtres et tout debout, ses
rmes à côté, fut tellement puni de sa demande trop arro-
ante, qu'il enfonça dans le marbre de l'autel avec la main
roite; tous les doigts y restèrent marqués, de même que
s pieds dans la terre, ce qu'on voit encore très distincte-
ıent. On y montre aussi la sainte hostie, qui n'est pas
ncore corrompue, et à laquelle on remarque un peu de
ang. Sa femme, ne voulant point ajouter foy à ce grand
niracle, doit avoir dit, que plutôt un sureau porteroit des
oses, qu'on lui persuaderoit la vérité de cet événement; et
ussitôt trois roses parurent sur le sureau. La femme, toute
pouvantée, prit la fuite vers le bois et les montagnes pro-
haines et ne fut jamais plus retrouvée.[3])

On nous fit aussi voir avant notre arrivée d'*Insprugg*
'endroit au haut d'un rocher, marqué d'un crucifix, où
Maximilien premier s'étoit égaré sans espérance d'en pou-
oir descendre, et l'on dit, que c'est un ange qui lui a
nontré le chemin et reconduit jusqu'au bas de la montagne.

---

3) Ueber die Wundergeschichte, welche sich am Gründonnerstage
384 mit Oswald Milser (nicht Miller), Leheninhaber der Feste Schloss-
erg, begeben haben soll, ist Staffler, Tirol und Vorarlberg Th. II,
Bd. I, S. 390 f. zu vergleichen.

Après avoir dîné à *Schönberg* nous passâmes heureusement le *Prener* et arrivâmes par un très mauvais tems à 6 heures à *Sterzingen.*

Vendredi le 24 nous nous levâmes de grand matin dans l'intention de partir de bonne heure, mais un accident bien fâcheux nous en empêcha. Le duc Ferdinand ayant été attaqué la nuit par des maux de gravelle, il a fallu, qu'il y demeure. J'ai laissé avec lui mon chirurgien Joachim avec ordre de l'assister et d'en prendre tous les soins imaginables, qu'aussitôt qu'il sera mieux de me suivre et de m'en apporter lui même la bonne nouvelle. Une estafette de Munic m'ôta aussi quelque tems. Enfin après avoir entendu la messe nous partîmes à 7 heures.

Etant arrivez à *Brixen*, je m'informois sur le champ, s'il n'y avoit point d'habile médecin pour l'envoyer à mon frère et faire relever Joachim, en cas qu'il souffroit encore. J'appris, que celui de l'évêque étoit un des plus renommés, ainsi j'ay donné ordre, qu'il parte incessamment.

En continuant ma route jusqu'à Bolsan, où nous dînâmes, après dîner je me remis d'abord en chemin. Le général comte de *Wolkenstein*, commandant de Roverède, fut à notre rencontre jusqu'à une poste hors de Trente, nommée *Welschmichel.* Il nous complimenta avec autant de politesse que de soumission et nous témoigna beaucoup d'attention pendant le voyage. La pluie continuelle ayant inondé le chemin ordinaire, il nous fallut passer une montagne assez dangereuse. Le dit général prit la précaution de nous faire accompagner de deux de ses coureurs, autant que ce passage a duré. Nous arrivâmes donc fort heureusement à Trente après les 10 heures. Le général fut aussi celui, qui nous offrit sa maison, que nous n'avons point acceptée par rapport au rigoureux incognito.

Le lendemain, samedi le 25, nous nous reposâmes le

in et passâmes notre tems à visiter les églises. L'évê-
me fit complimenter par son frère le comte de *Thun*
n'offrit sa résidence, équipages et le présent ordinaire.
l'en remerciai et lui ay envoyé en revanche mon capi-
e des gardes le comte de *Fugger*. L'église des jésuites
la première, où nous nous rendîmes. Elle est toute
vellement bâtie, très belle et fort riche en marbre. Pas-
; par le collège, l'évêque s'y présenta et nous fit ses
pliments, que nous lui rendîmes. Il nous accompagna
u'au carosse, qui étoit de louage, où nous nous mîmes
-mêle et sommes allés voir *Santa Maria Maggiore*,
t renommée par le concile de Trente, qui y étoit tenu,
par l'orgue magnifique, qui joue toute sorte d'instru-
its et contrefait parfaitement les chants des oiseaux.
st d'une structure à admirer, et nous eûmes bien du
sir à l'entendre jouer. De là nous allâmes à une autre
se, nommée St. Virgile, qui est le dôme, où on nous
ıtra un crucifix, qu'on ne scait de quelle matière il est
struit. Ce même crucifix doit avoir confirmé par un
ıvement de tête le célèbre concile de Trente, qui a été
à la conclusion dans cette chapelle. L'enfant de Trente,
on nous fit voir après dans l'église de St. Simoncin, ne
pas la moindre de nos admirations. Le corps de ce
ıt martyr, quoyque tout noir, n'est pas encore con-
mé, il est si bien conservé, qu'on en voit toutes les
ties jusqu'aux ongles des mains et pieds, excepté un pe-
morceau du petit doigt, qui fut accordé et donné à la
ıe de Portugal. Ce furent les juifs, qui ont martyrisé
saint enfant à coups d'épingles, de pincettes et couteaux,
t ils l'ont aussi circoncis par force. Toutes ces instru-
its s'y trouvent conservés, de même que le sang, qu'on
s montra dans un verre. Il garde encore sa couleur,
ıelle à ce qu'on dit devient plus vive toutes les fois,
on le porte dans la chambre, où cet enfant a été mar-

tyrisé, ce qui arrive tous les ans le jour d'une procession, où on l'y porte exprès.

Nous dînâmes ensuite en compagnie du comte et comtesse de *Wolkenstein* et partîmes d'abord après le dîner pour Roverède, où nous arrivâmes à 6 heures du soir. Le comte de *Wolkenstein* nous accompagna pendant tout le chemin. Nous y fûmes reçus au bruit du canon, tambour battant et la garnison en haie sous les armes. Le colonel *Ginterot*[4]) se rendit d'abord chez nous, envers lequel aussi bien qu'envers le comte de *Wolkenstein* je fis protester par rapport à ces démonstrations publiques. Après quoy je me suis retiré de bonne heure, comptant me lever le lendemain de grand matin.

Dimanche le 26 je partis à 5 heures de Roverède. Nous passâmes des chemins affreux et eûmes le malheur de rencontrer des chevaux, qui n'estoient pas accoutumés de courir la poste, et un postillon très maladroit, de sorte que nous courûmes grand risque d'estre jettés dans l'Adige, une des roues étant déjà hors du chemin et en l'air pour faire tomber la chaise en bas du précipice, ce qui seroit aussi arrivé infailliblement, si un homme secourable soutenant tout le poids de la chaise sur lui et sauvant par un dernier effort sa vie avec la nôtre ne l'eût empêché. Ce qui nous obligea de faire le reste de la poste à pieds, c'est à dire quasi jusqu'à *Volargna.* On nous fit observer en chemin faisant, jusqu'où l'armée françoise étoit avancée dans cette dernière guerre, aussi bien que le camp, que les impériaux prirent après leur retraitte dans le Tirol.[5])

4) Oberst Baron von Güntherode ward im Mai 1746 als Kommandant von Forte Fuentes (im Mailändischen unweit des Einflusses der Adda in den Komersee) in Ruhestand versetzt und starb um 1755 (Nachricht aus dem k. k. Kriegsarchive zu Wien, gütigst vermittelt durch Herrn Oberstlieutenant Erhard dahier).

5) Im polnischen Thronfolgekrieg, Juni und September 1735

Ainsi donc après avoir passé la *Chiusa* et tous les passages es plus dangereux nous partîmes heureusement de *Volargna*, 'où nous avons découvert pour la première fois la charmante Italie. Les rochers et montagnes commencèrent à disparoître et paroissoient se métamorphoser en petites collines. Nous respirâmes un air doux et agréable, et l'oeil, nous portant plus loin, fit admirer peu à peu une plaine à perte de vue. Nous observâmes avec plaisir les champs remplis de grains et entremêlés d'arbres à fruit, les vignes, qui semblent attacher un arbre à l'autre, y forment les plus belles guirlandes du monde, les allées s'y trouvent naturellement plantées, et voilà, comme la Lombardie se présente bien avantageusement, après les montagnes affreuses du Tirol on croit entrer dans un nouveau paradis terrestre, et ce païs mérite à la vérité le nom du jardin de l'univers.

Poursuivant ainsi bien agréablement notre route, nous arrivâmes vers les deux heures et demi à Vérone, tout seuls et sans une âme de notre suitte. Le comte et la comtesse *d'Arco*, le comte *Emilio*, comte *Rambaldi*, *Marini* et surtout le marquis de *Sacramosa* eurent d'abord l'attention de se rendre à notre auberge. Ce dernier nous offrit ses équipages, que nous acceptâmes et dont nous fûmes servis tout le tems de notre séjour de Vérone. Après l'arrivée de la plupart de notre suitte nous avons été en carosse (où pour mieux marquer l'incognito nous prîmes les dernières places) voir la foire nouvellement construite de l'invention du comte Scipion *Maffei*, très connu dans le monde tant par sa poésie, où il excelle, que par le talent, qu'il a pour toutes les curiosités, et la grande connoissance des antiquités. Ce bâtiment est construit en forme d'étoile; le milieu reste vide et forme une espèce de petite

---

(Schels, die Feldzüge der Oestreicher in Oberitalien 1733 -1735 in der Oestreichischen militärischen Zeitschrift, Jahrg. 1824, Bd. IV, S. 95 f. 213).

cour, d'où on découvre toutes les boutiques à la fois. A bout, ou pour mieux dire en face, se présente un bâtimei distingué, les autres forment des rues ou des vraies allé de murailles, remplies de très belles marchandises dans tems de la foire. Ce bâtiment donc, qui fait le couronn ment du tout, est l'endroit, où on juge tous les différent qui peuvent se présenter parmis les marchands. Toute noblesse se promène en masque dans ces allées d'or, arge et de soie dans le tems de la foire, ce qui forme un spe tacle magnifique à ce qu'on dit et que je puis m'imagin étant venu quelques jours trop tard pour en estre m même le témoin oculaire.[6])

De là nous nous rendîmes à la célèbre *arena*, bâ par l'empereur Néron, endroit, où il faisoit ancienneme les jeux et les fêtes des Romains, où les gladiateurs fire voir leurs adresses de tems en tems, les chrétiens et autr servirent de spectacles aux payens et furent déchirés p les bêtes sauvages. Je me ressouvins aussi, que l'ann 1716 cette noblesse donna une fête magnifique nomm *giostra*, c'est à dire un carroussel. Alors tout cet amph théâtre étoit rempli du monde, ce qui fit un très bel effe et ce fut une des plus belles fêtes, qu'on me donna e Italie.[7]) Ce qui est de plus remarquable dans cet ancie

---

6) Dieses Gebäude, La Fiera genannt, wurde seit 1718 auf de Campo Marzio errichtet. Im Jahre 1821 war es durch wiederholte B nützung für militärische Zwecke grösstentheils ruinirt (Maffei's Veron illustrata III, 92 ss., wo ein Plan, und Persico, Descrizione di Veron II, 20).

7) Am 30. Januar 1717 (nicht 1716). Ueber die italienische Rei des damaligen Kurprinzen Karl Albrecht von Bayern als „Grafen vo Trausnitz" vom 3. Dezember 1716 bis 24. August 1717 ist eine B schreibung, vermuthlich aus der Feder des Kabinetssekretäres Ferdina Ehrenfried von Scholberg, im k. geh. Hausarchive vorhanden (Rocking Ueber ältere Arbeiten zur bayerischen und pfälzischen Geschichte in geheimen Haus- und Staatsarchive, I. Abtheilung, in den Abhandlunge

;iment, est, que tout s'y trouve très bien conservé, et
ɜ même on y voit encore une partie du couronnement
n haut, ce qui est déjas tombé en ruine au *Coliseo* de
me.

Etant retournés à notre auberge, nous y soupâmes en
npagnie de plusieurs cavaliers et dames. De là nous nous
squâmes pour aller à l'opéra, qui réussit assez bien. Un
:tain jeune homme, nommé *Lorenzo Girardi*, fut celui, qui
distingua le mieux, le reste de la troupe étoit médiocre.
composition de la musique est de *Vivaldi*, le livre avoit
nom de Caton, composé anciennement par le fameux poëte
etastasio. Le tout ensemble ne laissa pas que de plaire.
ais plus que toute chose la belle structure de ce théâtre,
ıi est un des plus grands d'Italie, où toutes les loges se
ɔuvent avancées de façòn, que de partout on découvre tout
théâtre et entend les voix à merveille. Les dames y
toient en grand nombre, toutes très bien mises et parées,
ns l'intention de faire leur cour à la comtesse de *Camb*,
is elles en furent détournées par madame d'*Arco*, laquelle,
yant, qu'elles nous seroient trop incommodes, le leur
:onseilla. Je fus cependant rendre visite dans sa loge à
comtesse *Pedemonti*, une dame de mon ancienne connois-
ıce. Au retour de l'opéra on s'empressa d'aller au lit
ur se mettre le lendemain de bonne heure en train, et
a par raison, que le secrétaire *Triva* nous a avertis par
afette, que des inondations terribles avoient rendu les
ɜmins à Padoue presque impraticables, et qu'il y avoit
ınd danger à les passer, surtout si on y venoit de nuit,
t ayant été obligés de se servir des bateaux.

Lundi le 27 nous partîmes de Vérone à 6 heures du

---

k. bayer. Akademie der Wissenschaften III. Classe, XIV. Bd.,
. Abth., 1879, S. 57—58). Einen Auszug hieraus gab Söltl im
endblatte zur Neuen Münchener Zeitung 1857, Nr. 127, S. 506—507
l Nr. 128, S. 509—510.

matin et arrivâmes d'abord après les 11 heures à Vicence. Le comte de *Porto*, qui autrefois m'avoit donné une fort belle fête dans sa maison, fut d'abord me faire sa cour, la comtesse *Tiene* de même que sa fille, ses fils et le jeune comte *Porto*. Nous les gardâmes à dîner dans notre auberge, et cette dame de mon ancienne connoissance fit tout son possible pour nous persuader de séjourner dans cette ville, où il y avoit la foire et les masques.

Effectivement quasi toutes les dames vinrent en masque nous voir dîner. Notre route étant déjà réglée, je n'ai pas pu m'arrêter, de sorte que je partis d'abord après dîner et arrivai à Padoue avant les 6 heures. Nous fîmes tout ce chemin, qu'on nous a dépeint si dangereux et si long, en neuf heures de tems et avec la plus grande commodité du monde.

A peine arrivai-je à Padoue, notre premier soin étoit de ne point perdre de tems. Ainsi nous l'employâmes d'abord pour aller voir l'église de Ste. Justine. Il faut avouer, que nous fûmes véritablement frappés à la vue de cette belle église. Il y a douze chapelles de différents maîtres, l'une plus belle que l'autre. Celles, qui font le vis-à-vis, sont à peu près du même dessein, les autels y brillent en marbre, pièces rapportées et basreliefs. Les pièces rapportées s'y trouvent dans le goût de la chapelle de Florence, c'est à dire toutes pierres précieuses, le pavé de chaque chapelle du plus beau marbre du monde et tout d'un dessin différent. Celui de toute l'église est uni comme la main, ce qui est admirable. Toutes les peintures y sont toutes des meilleurs maîtres. Ce qui m'a étonné le plus dans cette magnifique église, fut la sculpture du choeur, qui surpasse véritablement toute imagination, tant par sa finesse que par ses proportions et de la façon, comme cela est travaillé dans le bois, celui de noiselier étant la matière, qu'un maître françois, certainement des plus habiles, qu'il n'y a jamais

eu dans le monde, a choisi pour en faire un ouvrage aussi parfait. On nous fit aussi voir une Vierge miraculeuse et une voûte sous terre, laquelle à ce qu'on dit a servi de retraite aux anciens chrétiens. On pouvoit à peine se lasser de voir cette belle église, mais enfin, comme le jour avançoit vers son déclin, il a fallu passer outre, et nous fûmes voir le jardin du noble *Papafava.* Ce jardin très riche en arbres, légumes et fleurs n'a point d'autre défaut que celuy d'estre regardé comme un beau corps sans âme, puisqu'il se trouve sans eau, qu'on compte pour l'âme des jardins. Dans tout le reste il mérite d'estre vu. Tous ses espaliers sont en très bon état, les arbres parfaitement élagués, une quantité d'oranges et de cédrats, beaucoup d'arbres à fruit de toutes sortes. Ce que j'y ai regardé le plus digne d'admiration, est une espèce de treillage, formée par les arbres mêmes, des vignes et de noiseliers, qui représentèrent tout un palais avec sa cour, corridor et double appartement. On y jouit de l'hombre pendant toute la journée, de sorte que cet appartement seroit très habitable pendant les grandes chaleurs, tandis que les pluies se trouveroient également bannis de ce jardin, que le sont les eaux vives. Le labyrinthe y est aussi fort amusant; je m'y divertis voyant, que l'électrice même y avoit perdu le chemin et la plupart de ma suitte. En attendant il commença à faire sombre, et nous n'eûmes plus le tems d'aller voir St. Antoine, ayant été obligés de remettre cette sainte visite au lendemain.

Mardi le 28 l'électrice s'en alla de grand matin faire ses dévotions à l'église de St. Antoine. J'y suis arrivé à la moitié de la première messe, et nous y entendîmes une seconde ensemble. De là on nous mena dans la sacristie et y voir une quantité de reliques, dont la plus essentielle étoit la langue de St. Antoine. Après la dévotion nous nous en retournâmes au logis et fîmes des emplettes con-

sistantes en chapelets et médailles, qui ont touché les saintes reliques.

Après dîner nous nous embarquâmes avec toute notre suitte, bien contents d'avoir troqué de voiture, celle du bateau nous ayant par sa douceur dédommagé de la rudesse des chaises de poste. Mais ce ne fut pas la voiture toute seule, qui nous rendit ce chemin agréable, la *Brenta*, nous présentant tant d'objects divers, nous fit voir des environs enchantés et flotter dans une route de délices. Les magnifiques palais, qu'on y découvre pour ainsi dire à chaque moment, méritent toute l'attention. Leur diversité occupe, leur beauté a lieu de charmer et la magnificence mérite admiration. Ce sont la plupart des maisons de campagne de nobles Vénitiens, entourées de murs et avec de très beaux jardins. Celui du doge, tout nouvellement bâti, a paru soutenir son rang, l'ayant jugé le plus beau de tous. C'est de cette façon que nous nous sommes heureusement avancés jusque vers les lagunes, où on s'est mis en *burcello.*[8]) C'est la, où il falloit voir les admirations de toute la suitte en découvrant une cité en mer. Les uns firent des acclamations ridicules, croiant se séparer à jamais de la terre ferme; les uns sans parler restèrent la bouche ouverte; l'une, voyant les vaisseaux dans le port, croyant voir un forêt, paroissoit s'étonner, qu'il croissoit des arbres sur la mer. Enfin tous également furent saisis de plaisir et d'admiration. Une petite peur n'a pas laissé que de s'en mêler, surtout lorsque vers les 24 heures[9]) nous arrivâmes au

---

8) So hat die Abschrift immer statt des reinitalienischen *burchiello.*

9) Der Unterschied der italienischen und deutschen Uhr ist u. A. von Göthe in der „Italiänischen Reise" erörtert. Hienach zählte man in Italien gemeiniglich noch immer 24 Tagesstunden ohne Zerlegung in zweimal zwölf, während das Zifferblatt und die Glocke nur 1 bis 12

canal et que nous fûmes empêchés d'en considérer la beauté par un orage terrible accompagné de beaucoup de pluie, qui survint. Le *burcello*, qui suivoit de loing, en essuïa le plus, ceux de la suitte, qui y sont restés, n'en ont pas moins souffert. Ils ont été obligés d'aborder à l'isle de *S. Giorgio* et n'arrivèrent que deux heures après nous, qui mîmes pied à terre chez un traitteur nommé Bon Cousin.[10]) Il faisoit nuit, ainsi il n'y avoit plus rien à faire. C'est pour lors qu'on fut occupé de s'arranger le mieux qu'on put et de chercher du repos.

Mercredi le 29. C'estoit le chercher envain, car le bruit du grand canal ne scauroit en laisser jouir à ceux, qui n'y sont pas accoutumés. En s'éveillant à la pointe du jour on paroissoit entendre en rêve les cris des gondoliers et un bruit sourd, qu'on ne comprenoit point. Celui des carosses en étoit banni, mais la gondole, toute douce qu'elle est, n'en fait pas moins, puisque les charmants conducteurs ont toute la journée quelques exclamations sur la bouche,

---

anzeigten. Aber die Stundenzählung begann nicht wie bei uns mit der astronomischen Mitternacht, sondern mit dem Nachteinbruche, welcher (nach Göthe) zu Verona in den verschiedenen Jahreszeiten von Abends 5 Uhr bis Abends 9 Uhr unseres Zeigers fortschreitet, so dass es dort vom 15. Mai bis letzten Juli um 9 Uhr Abends Nacht wird.

10) So hat deutlich unsere Abschrift. Aber wie Herr Bibliothekar Dr. G. M. Thomas dahier aus höchst dankenswerther Gefälligkeit in Venedig erfrug, ist in dem auf der Marciana daselbst befindlichen Tagebuche eines Antonius Benigna von 1714—1760 die Ankunft der hohen Reisenden zu Venedig am 28. Mai 1737 mit dem Beifügen aufgezeichnet: Sono stati alloggiati da Monsù Danrij a S. Gio. Grisostomo. Ueber die Person dieses Monsù d. i. Monsieur Danrij ist nichts Weiteres aufzufinden, sein Haus bei San Giovanni Grisostomo aber existirt noch und hat die Aussicht auf den Canal grande. Wenn nun nicht etwa der Kurfürst den Namen seines Wirthes missverstund, oder die Kopistin ihre Vorlage unrichtig las, so übrigt nur die Vermuthung, dass „Bon Cousin" den Namen des Gasthauses wiedergibt.

accompagnées d'injures toutes des plus sales. Voilà ce qu'on y entend toute la journée. Il semble, que c'est une querelle continuelle dans les tems qu'il ne s'agit que de se bien entendre, pour que les gondoles en se rencontrant ne hurtent une contre l'autre. Aussi y réussirent-ils si bien, qu'il en provient le proverbe italien connu par tout le monde: *A Venezia le barche si schivano come huomini, e gli huomini si urtano come bestie.* Ce proverbe dit bien vrai. Comme on rencontre une foule de monde dans toutes les rues et que les Vénitiens sont accoutumés de marcher très vite, on hurte à tout moment l'un contre l'autre. L'étranger, qui n'est pas accoutumé se retourner sur le champ, est bien souvent reconnu par là et sert quelquefois de risée aux gens du païs.

En ouvrant les yeux chaqu'un s'empressa de mettre la tête à la fenêtre. Le grand canal s'y présenta avec tous ses charmes, la confusion en apparence du monde et des barques ne fut pas le moindre sujet de nos étonnements. Tant d'objects différents, qui se présentèrent à la fois, paroissoient nous attacher à la fenêtre, de façon qu'on n'auroit pas songé à la quitter, si on ne se trouvoit averti, qu'en voyageant il faut profiter de chaqu' instant, et que la matinée, destinée à la dévotion, devoit se passer à entendre la messe en quelque église.

Dans cet intervalle le nonce du pape, l'ambassadeur de l'empereur et celui de France nous firent complimenter et nous demandèrent la permission de nous faire leur cour. Pour éviter toute cérémonie je m'excusai sur notre rigoureux incognito, lequel ne me permettoit point de recevoir des visites, que je me ferois malgré cela bien du plaisir de les rencontrer partout, où l'occasion s'en présenteroit. Les nobles *Pisani,* frères et neveux du doge, furent à la *riva* de notre maison et témoignèrent le même empressement. C'est avec mon vrai déplaisir que je me vis obligé de leur faire la

même réponse, puisque c'est une famille, dont j'ay reçu bien des honnêtetés en tous mes voyages, et que par cette raison j'avois véritablement pris en amitié surtout un de leurs frères, qui est mort du depuis, nommé *Almero Pisani*, et sa femme la *donna Isabella*, laquelle vouloit de même faire sa cour à la comtesse de *Camb* et ne pouvoit estre reçue par la même raison.

Nous allâmes donc à l'église de Ste. Thérèse, qui est un petit bijou très riche en marbre.

D'abord après dîner les masques ont commencé. Nous nous rendîmes à la place et ensuite à la foire. Tout y estoit rempli, de façon même qu'on avoit de la peine à se retrouver. La *signora Isabella* souhaitoit me parler dans une boutique à la foire. Je m'y rendis, et comme elle souhaitoit de faire aussi sa révérence à la comtesse de *Camb*, laquelle parmis cette grande foule n'étoit pas facile à trouver, je pris sur moi de la chercher, et après l'avoir rencontrée je l'y conduisis avec moi. Cette dame aussi bien que les nobles *Pisani*, ses beaux-frères et oncles, firent beaucoup de contestations, tant de la part du doge que de leurs propres et de toute la maison de *Pisani*. Nous les reçumes avec beaucoup de reconnoissance et de plaisir et nous sommes quittés jusqu'au revoir à l'opéra.

C'est où nous nous rendîmes après la promenade de la foire. Ce grand théâtre estoit rempli de monde, qui s'attendoit sans doute à un plus beau spectacle de celui, qu'on y a trouvé. Venise, d'ailleurs très renommée par les belles voix et la magnificence, qui brille ordinairement en tous ses opéras, s'est démentie pour cette fois, l'opéra intitré[11]) *La Giritta* étant très médiocre, dépourvu de bonnes voix et sans aucun spectacle magnifique. Les danses seules ne

---

11) So statt intitulé.

plaisoient pas, quoiqu'elles n'étoient pas grande ch
y avoit cependant une nommée *Testa Grossa* qui d
oit avec quelques grâces, [et] fut approuvée. Du r
;oute la danse des autres ne consistoit que dans une v
confusion, formée par des sauts extravagants et plus ri
cules que réglés. La famille de *Pisani* vint nous ren
visite dans notre loge. Cet opéra a duré jusqu'à 5 heu
et demi d'Italie. Lequel fini, nous nous retirâmes d
l'attente de la fête principale du lendemain.

Jeudi le 30. Le grand bruit commençoit déjà à
pointe du jour, de sorte qu'il n'y avoit pas moien
fermer l'oeil. On ne voyoit qu'aller et venir sur le gra
canal. Enfin l'heure s'approchant de la fête de l'ascensi
ou pour mieux dire de la cérémonie, dont le doge de Ven
épouse la mer le jour de cette fête, nous nous hâtâme
entendre la messe à St. Jean Crisostome, église qui
trouvoit dans notre voisinage. De là nous nous mîmes
péotte. Il est inutile de faire une description de c
cérémonie; elle se fait tous les ans, ainsi ce ne s
qu'une répétition de choses, qui ont été dites et com
tant de fois. On dit cependant, que pour cette f
nombre d'étrangers, qui s'y sont trouvés, l'a rendu
belle que jamais, du moins l'avoit-elle paru à ceu
n'en ont pas vu d'autres et qui ont regardé tout c
grande admiration. Nous entrâmes dans notre péot
bien ornée, garnie de velours couleur de feu et
d'or, les gondoliers également habillés de bleu et l
sorte que sans rompre l'incognito notre péotte n'
la moins parée. Avançant vers la *piazzetta* nc
dîmes le signal du départ du Bucentaure, qui
aussitôt que le sénat et le doge fut embarqué. '
pressa à joindre cette grande machine d'or, qui
l'eau, car c'est ainsi qu'il faut regarder ce bat
d'ailleurs très bien construit, richement doré et

sculpture. En dedans il ne forme qu'une très grande salle sans séparation, en poupe il y a une espèce de porte comme un pont-levé, très bien sculpté et doré, qu'on baisse ensuite, et qui sert de balcon au doge pour y faire la cérémonie. Tout le monde, tant gondoles que péottes, s'empressoient de s'approcher le plus près, qu'il étoit possible, de ce Bucentaure. C'estoit comme un combat naval continuel sans perdre de sang et sans abordage, à qui avanceroit le mieux et scavoit se faire jour. Les péottes de *Muran* se distinguèrent par leur structure tout à fait particulière, les gondoles des ambassadeurs brillèrent en magnificence, étant les seules, qui peuvent être toutes dorées et de couleur. Il y avoit par mille et mille de toute sorte des masques et des dames bien parées. Nous observâmes une épouse vénitienne, laquelle tant par le goût de son habillement que par ses pierreries brilloit plus que toutes les autres, mais ce qui effaçoit tout cela fut sa blancheur, qui paroissoit au travers de son masque de velours noir (dont toutes les épouses doivent rester couvertes jusqu'au jour de ses noces). On s'étonna d'en trouver tant dans une Italienne et la suivit des yeux tant qu'on la put voir. Des objects différents, mais de moindre beauté et éclat parurent en quantité. Tout nous présenta une diversité charmante. C'est ainsi que toujours occupés de regarder de côté et d'autre que nous avançâmes jusqu'au *Castello del Lido*, lequel passé la porte s'ouvrit. J'ai eu le bonheur de l'avoir approché le plus avec ma péotte, tant par l'addresse de mes gondoliers que la complaisance de ceux, qui ont dû ou voulu me faire place. Enfin je le vis la bague à la main faire la cérémonie, prendre la mer pour épouse et la lui jetter comme un lien éternel de son engagement. Je ne scais, si d'un élément aussi inconstant on peut se promettre une épouse fidèle; du moins jusqu'à présent la république y a assez bien réussi par sa grande politique,

mais qui pourra répondre du tems à venir? Cette cérémonie finie, je m'approchois du port pour voir descendre le doge et tout le sénat, qui devoient entendre la messe à l'église du *Lido.* Effectivement je le vis, ce vieillard vénérable, qui avant 50 ans étoit un de ceux, qui a servi l'électeur mon père pendant son séjour de Venise, ce même, qui m'a accablé de politesses toutes les fois que je fus ici, et dont toute sa famille de *Pisani* s'est empressée de témoigner en toute occasion un dévouement tout distingué envers la maison de Bavière.[12]) J'eus donc grand plaisir de le revoir; il estoit accompagné du nouce du pape à sa droite et à la gauche de l'ambassadeur de l'empereur, toute sa cour le précédoit. Après avoir vu cette descente j'allois profiter du tems de la messe pour voir la galère et la *galeazza*, qui couvroient le Bucentaure. Nous montâmes dans la première, qui étoit de 12 pièces de canons, où le capitaine, le noble *Diedo*, nous reçut en bas de l'escalier ou échelle, par où nous montâmes. Il y avoit beaucoup de dames et cavaliers, entre autres le fils aîné du prétendant sous le nom de comte *Albano*, qui est un jeune prince d'assez jolie figure, mais trop petit pour son âge. Je lui fis un petit compliment par rapport à notre proche parenté[13]) et le quittai après avoir fait le tour de la galère.

---

12) Max Emmanuel hielt sich im Januar und Februar 1687, dann im Dezember 1691 zu Venedig auf. Aus Toderini's Manuskript (siehe oben S. 178) erfahren wir die Namen jener Nobili, welche im J. 1687 dem Kurfürsten offiziell zu Diensten gestellt wurden; darunter befand sich aber kein Pisani. Hingegen war Alvise Pisani, der nachmalige Doge, in den Jahren 1706—1714 der unter dem Namen „Gräfin von Lichtenberg" zu Venedig im Exile weilenden Kurfürstin Theresia Kunigunde und Almero Pisani (oben S. 193 erwähnt) im Februar 1717 dem Kurprinzen Karl Albrecht zur Dienstleistung beigegeben. Sonach dürfte die Textangabe bezüglich des Jahres 1687 eine irrthümliche sein.

13) Eduard Karl, Graf von Albany, geboren am 31. Dezbr. 1720. Sein Vater Jakob III. Stuart, der englische Thronprätendent, war mit

Nous retournâmes dans notre péotte, où le commandant nous accompagna et nous fit régaler de beaucoup de *rinfreschi* à la manière d'Italie. De là nous allâmes voir la grande *galeazza*. Ce grand bâtiment mérite d'estre vu, et cela d'autant plus, qu'il n'y a point d'autre puissance dans le monde, qui se puisse vanter d'en avoir. Il est en forme de galère, c'est à dire le tout en grand, porte plus de 60 pièces de canons et le double de rameurs et peut aussi se servir de ses voiles, de sorte qu'il est en état de se défendre contre douze et 20 galères et que dans un calme il peut faire la conquête de plusieurs vaisseaux de guerre, mais il faut, que selon mon jugement il évite le haut de la mer; car le moindre vent désavantageux, dont les vaisseaux de guerre profiteroient, seroit sa perte. Le général nous reçut de même que celui de la galère, et après y avoir tout vu il voulut encore nous régaler de *rinfreschi*. Nous nous en remerciâmes et remontâmes dans notre péotte.

Le général Schullenbourg eut la complaisance de nous accompagner partout; étant de retour à la *piazzetta*, il nous conseilla d'éviter la foule du monde et de descendre à la *riva* du doge, où il se trouva également et nous conduisit au palais pour y voir la table préparée pour le doge et les nobles. Cette table étoit couverte de desserts de différente manière; on y voyoit des palais, des tours et toute sorte de figures en sucre. Ce n'est à la verité pas grande chose, malgré tout cela les masques y accourent en foule, et cette salle étoit si remplie, qu'on avoit de la peine à se remuer. Nous vîmes aussi l'appartement du doge, très bien meublé, et le maréchal nous persuada de l'aller voir mettre à table, ce qui dura bien du tems. Les fils du doge nous y complimentèrent en robe longue et revinrent en

---

Klementine Sobiesky, Bruderstochter der Kurfürstin Ther. Kunig. von Bayern, vermählt (Klose, Leben des Prinzen Carl Stuart, 1842, S. 62 f. 65).

peu avec un masque sur le visage avec la commission de faire sortir la plupart des masques. Ils y réussirent très mal, car malgré tout cela il en resta une grande quantité. Enfin le doge arriva avec le même ordre, qu'il étoit sorti du Bucentaure, et se mit à table entre le nonce et l'ambassadeur de l'empereur. Nous en approchâmes de fort près; quoique masqués, le doge a paru nous connoître et nous salua très poliment, lorsque nous nous sommes retirés pour aller dîner après 11 [14]) heures après midi.

Vers le soir on alla à *Muran*, où se fit le cours avec un grand concours de masques. Au retour nous descendîmes à la *piazzetta*, fîmes quelques tours tant à la foire que sous les procuraties et finîmes notre journée à entendre l'opéra, qui dura jusque vers le 2 heures après minuit.

Le 31 nous avons été entendre la messe aux jésuites, qui ont une église magnifique, très riche en marbre et avec beaucoup de dorure. L'après-dîner s'est passé comme à l'ordinaire, c'est à dire à se promener sur la place en masque. Je me suis retiré de bonne heure ce jour là, la comtesse de *Camb* ayant été seule à l'opéra.

Le 1 de juin. C'est à l'église du Salut, qui a une très belle façade, où nous entendîmes la messe. Nous fûmes véritablement enchantés, les autels se trouvant richement ornés de marbre rapporté, ce qui fait un très bel effet, de sorte que cette église peut estre mise dans le premier rang de celles, que nous avons vues jusqu'à présent.

De *la Salute* nous nous en fûmes *al Redemptore.* Cette église est l'unique des capucins, qui brille en magnificence, et cela, puisque un doge l'a bâti pour s'acquitter d'un voeux, qu'il a fait, et le pape ayant dispensé, qu'elle fut donnée aux capucins. Entre autre le grand autel de

---

14) Scheint verlesen statt II.

marbre blanc, garni de figures de bronze, s'y trouve le plus digne d'admiration.

La soirée se passa à la foire, où la curiosité des Vénitiens me fit rire plus d'une fois. Tantôt ils virent le fils du prétendant et le suivirent en foule, dont il fut tellement pressé, qu'il étoit obligé de se retirer dans une boutique de marchand, d'un autre côté parurent quelques dames étrangères saus masque, lesquelles sur le champ se virent également entourées, et après les avoir bien considérées de près, ne les trouvant pas selon leur attente, ils commencèrent à les sifler. Là ils observèrent un masque bien paré, que sur le çhamp ils étoient à ses trousses, ils se relevèrent l'un l'autre pour l'admirer, l'un, mettant les lunettes, s'écria sur les pierreries, observant tout au net, les autres, aussitôt qu'elle ôta les gants, parurent attacher leur vue sur ses belles mains. Etant entrée dans un café pour se rafroîchir, il y eut plus de curieux que la place ne contenoit; l'un disoit: „C'est ma femme", l'autre: „C'est une dame etrangère de nos suittes"; la plupart cependant tombèrent d'accord, que ce fut *una gentil-donna*, puisqu'elle avoit deux brassières, qui lui portoient le cercle, et prêté la main à la mode de Venise. Enfin, lorsqu'ils étoient dans l'attente de la voir démasquer et de sortir de doute, elle prit son *rinfrescho* sans ôter le masque, commença à rire de bon coeur et quitta la compagnie. Voilà comme ils étoient payés de leur curiosité! Je me trouvois au beau milieu d'eux et n'en fus certainement pas moins la dupe, ni celui qui a ri le moins. Ce jour là je me suis arrêté à la foire plus qu'à l'ordinaire, ayant observé tant de boutiques illuminées, où la plupart de la noblesse se sont retirés aussitôt qu'il a fait nuit, ce qui fait un object charmant, toutes ces boutiques se trouvant arraugées avec beaucoup de goût. Celle des miroirs et celle des verres, où je fis quelques emplettes, n'eurent certainement pas moins de brillant

que les autres. Je m'y arrêtai partout et me sentis véritablement fatigué de la promenade, de sorte qu'après souper je me suis rafroîchi à la manière vénitienne en me faisant voguer jusque bien avant dans la nuit.

Le 2 nous fûmes entendre la messe à *San Giorgio Maggiore*. C'est une très belle église et couvent des moines fort riche en beaux tableaux des meilleurs maîtres d'Italie. Le grand Paul *Veronese*, qui se trouve dans le réfectoire, est celui, qu'on y trouve le plus digne d'admiration. On nous fit voir la belle bibliothèque, où le fils du prétendant sous le nom de comte *Albano* nous attendit. Ce prince est bien à plaindre par rapport au triste état, dans lequel son père se trouve. Dépouillé de ses prétentions ce n'est qu'à Rome où il fait briller sa triste dignité; il y vit en pauvre pensionnaire du pape. Le jeune prince a fait la campagne de *Gaeta* avec *Don Carlos* et voiage actuellement en Italie. Il promet beaucoup. J'étois charmé de lui entendre faire le récit du siège, y ayant remarqué beaucoup de justesse et de mémoire. Il nous accompagna par tout le couvent,[15]) qui est à la vérité magnifique. Le jardin me fit plaisir et surtout une espèce de salle en forme de balcon, qui nous présenta la plus belle vue du monde, et d'où on découvrit toute Venise. La cour et l'escalier y sont de très beaux morceaux d'architecture. Après avoir pris congé du jeune comte nous nous retirâmes pour aller dîner, très contents de notre matinée, tant par rapport au beau couvent, que nous avions vu, qu'à la charmante rencontre d'un aussi aimable cousin. L'après-dîner se passa en masque tant à la foire, que la moitié de la nuit à l'opéra.

---

15) Vgl. „Staatsgeschichte des Churhauses Bayern" S. 356 und Kloso a. a. O. S. 80 f.; wegen Eduard Karl's Theilnahme an der Belagerung Gaeta's, das am 6. August 1734 kapitulirte, Klose S. 77 f.

Le 3 nous entendîmes la messe à St. Zacharie, une assez belle église et couvent des religieuses, auxquelles nous rendîmes visite à la grille. Ce sont toutes des dames de la première noblesse, n'osant même en recevoir de celles de famille noble par argent. Leur habillement et assez particulier, elles semblent chercher l'air de plaire et portent la gorge assez découverte, d'ailleurs de très bonnes âmes, qui s'occupent toute la journée à la dévotion, et dont de bonnes grilles de fer répondent assez de leur vertu.

Nous fûmes ensuite à l'église grecque, nommée St. George, très rare à voir par rapport à son antiquité. Leur prêtre nous expliqua tout leur service selon l'établissement de l'ancienne église. J'en étois charmé, admirant surtout, avec quelle dévotion et révérence ils célèbrent le culte divin.

L'après-dîner se passa de ma part à la foire, et la soirée à prendre le froid sur le grand canal. La comtesse de *Camb* fut à l'opéra, où le nonce lui rendit visite.

Le 4 nous fûmes à la messe à l'église de St. Jean et *Paolo*, où nous avons vu le célèbre Titien, qui représente le martyre de St. Pierre dominicain. De là à *S. Lorenzo*, où il y a un couvent de religieuses, aussi de la première noblesse de Venise. Leur habillement n'est pas moins avantageux que celui des dames de St. Zacharie. Nous leur parlâmes à la grille, charmés d'y avoir observé quelques beaux visages, qui paroissoient nous compter avec plus de grâce que les autres la façon, dont elles passoient leur tems dans leur cloiture, où au bout du compte il ne s'agissoit que du sacrifice de la liberté, ce qui ne me parut pas peu de chose, et qu'elles regardoient (du moins en apparence) comme un rien et une chose bien aisée de s'en passer.

L'après-dîner et la soirée nous passâmes notre tems comme le jour précédent. L'ambassadeur de l'empereur fut

dans la loge de madame la comtesse, cherchant aussi l'occasion de m'y voir; mais comme je n'y fus pas, j'ai trouvé le moyen d'éviter toutes ses visites jusqu'à ce jour là.

Le 5, étant le jour destiné à voir le palais, nous fûmes entendre la messe à *S. Marco*, qui est une très belle mais ancienne église. On nous y fit voir beaucoup de saintes reliques, toutes des plus rares, entre autres un très grand morceau de la croix de Notre Seigneur, qui n'est pas beaucoup moindre que celui de Rome. Ensuite on nous ouvrit le trésor de la république, qui méritoit certainement d'être vu. L'ornement de tête du doge est admirable, celui de Ste. Hélène et de ses dames, monté à l'antique, est très précieux par rapport à la quantité de pierres précieuses, la plupart brutes, dont il fut orné. On nous montra plusieurs vases d'émeraudes, de pierres d'Egypte et de tout ce qu'il y a de plus rare, des rubis balais d'une grandeur prodigieuse et une grande quantité de pierreries, la plupart montée à l'antique. De plus un ornement d'autel, garni de pierreries, et toute sorte de choses rares. Après avoir vu ce beau trésor, qui est assurément un de plus magnifiques en Europe, on nous fit faire le tour du palais et montra entre autre un petit arsenal réservé pour le sénat, très bien arrangé et toujours prêt pour tout ce qui peut arriver. C'est là où le général Schullenbourg, qui nous suivoit partout, me dit à l'oreille: „Ces gens là croient prendre de très grandes précautions avec cet armement, mais je me fais fort de les chasser avec 6 grenadiers.“ Je me mis à rire et lui répondis, que pour estre sûr de leur fait, il me paroit, que leur étoit aussi nécessaire de faire une provision de courage, surtout s'ils avoient envie de se servir de celle, qu'ils ont fait en armes.

La soirée s'est passée à la foire et à nous faire voguer.

Le 6 nous nous hâtâmes d'entendre la messe à St. Crisostome de meilleure heure qu'à l'ordinaire, pour avoir le tems

d'y voir l'arsenal. C'en est certainement un des mieux garnis dans le monde. Ce qui y est de plus remarquable est, que tout se trouve à la main, et qu'on n'a qu'à se porter d'une de ses salles à l'autre, pour y voir tous leurs manoeuvres différents, tant pour les fontes que la structure des vaisseaux et galères, enfin tout ce qu'il faut pour l'armement de mer. Ils ont quelques mille pièces de canons, tant pièces de bronze que fer, plus de 42 vaisseaux de guerre, tant à l'arsenal qu'en mer, dont on en voit des à demi achevés, d'autres commencés, d'autres déjà parfaits, leur monde se trouvant toujours occupé à travailler. Ils comptent de même en tout 23 galères et six galéaces, dont il y a 4 dans l'arsenal. Ce qu'on estime le plus de tous les ouvrages, où ils excellent, ce sont les cordes pour les ancres. Ceux de France aussi bien que des puissances maritimes avouent, que nulle part on y réussissoit mieux qu'à cet arsenal de Venise. Il est d'une grandeur prodigieuse, on lui donne jusqu'à trois milles d'Italie à l'entour, de quoy ceux, qui le font, tombent aisément d'accord. Nous y avons vu avec bien du plaisir le modèle de *Corfú*, comme il se trouve actuellement fortifié sous la direction et par l'ordre du mareschal Schullenbourg. Ce même maréchal eut la complaisance de m'expliquer tout lui-même. Il me montra, par où il fut attaqué l'année 1716, jusqu'où les Turcs avoient avancé. Je fus surpris d'observer, que les Turcs s'étant déjà rendus maîtres de deux montagnes, qui font la grande force de cette forteresse, en étoient déjà au corps de la place, et que, si par une valeur sans égal le maréchal, se trouvant justement dans les ouvrages extérieurs de la place et aïant pour y vaincre ou mourir fait fermer la porte derrière lui, ne les avoit délogés, ce lieu important se trouveroit actuellement sous la domination des Turcs. Il me compta, qu'il n'avoit que trois mille hommes de garnison, et que la place se trouvoit en assez

mauvais état. Malgré tout cela il les en chassa, leur prit plus de 60 drapeaux et remporta une victoire complète. Il y en eut, qui me disoient à l'oreille, que les Turcs en étant venus à l'escalade, avoient mal pris leurs mesures, de sorte que les eschelles etoient trop courtes, ce qui a contribué le plus à leur délogement. Que la chose soit comme elle veuille, il faut toujours et de justice en laisser tout l'honneur au maréchal. C'est certainement un des plus habiles généraux de notre siècle et sans doute un de ceux, qui ont le plus d'expérience. Ses discours ne laissent pas que de donner des lumières très utiles à tous ceux, qui l'entendent, et chaque homme de guerre doit se faire plaisir de l'écouter. On ne scauroit cependant désavouer, qu'il aime à critiquer les actions d'autrui, et qu'il n'y a gaire de grands dans le monde, qui méritent son entière approbation. D'ailleurs c'est dommage, que ce grand homme vieillit. Il est fort cassé, commence quelques fois, quoique bien rarement, à s'embrouiller dans ses discours, perd la vue et n'a plus l'ouïe trop bonne, de sorte qu'il y a à craindre, qu'il ne durera plus longtems.[16]) Après nous

16) Schulenburg starb aber erst am 14. März 1747 im 86. Lebensjahre, nachdem er noch wenige Monate vorher ein militärisches Gutachten abgegeben. Sein Zusammentreffen mit Karl Albrecht zu Venedig hat in dem gehaltvollen Werke „Leben und Denkwürdigkeiten Johann Mathias Reichsgrafen von der Schulenburg, Feldmarschalls in Diensten der Republik Venedig" (1834) keine Erwähnung gefunden. Hingegen fällt auf die dort (II, 254) mitgetheilte Stelle eines Briefes, den der Marschall am 28. November 1738 aus Venedig schrieb, durch unsere Publikation einiges Licht. „Quant" sagt Schulenburg „à la démarche gracieuse de LL. AA. EE. de Bavière, ce n'est que depuis peu de jours que l'agent de cette cour m'a donné les quatre portraits, celui de feu son père à cause que j'ai servi sous lui en Hongrie, sur le Rhin et au siège de Mayence, comme aussi en Brabant des tems du feu roi Guillaume, et ensuite contre lui; et je puis dire, lorsque je le fus voir il y a 18 ans à Munich, il m'a accablé de graces et de distinctions.

être arrêtés assez longtems à ce modèle de *Corfú*, on nous mena dans une grande salle et nous offrit des refrechisements. Nous achevâmes ensuite de voir les vaisseaux de guerre et galères, qui sont actuellement en ouvrage, et montâmes dans le Bucentaure, lequel pour grande distinction ils étoient intentionés de faire aller en mer dans le tems, que nous nous y trouvâmes. Cette machine ne répondit pas à leur attente; soit par rapport à la pesanteur de la quantité de monde, qui nous a suivi, ou qu'ils n'avoient pas pris assez de précaution, le Bucentaure ne vouloit pas se remuer. Je me souvins, que l'année 15 il marcha dans le moment, mais pour cette fois on croioit déjà, qu'il n'en faisoit plus rien, jusqu'à force de monde et d'effort, qu'on fit en le tirant de tout côté avec de grandes cordes, on le mit enfin en mouvement et nous descendîmes dans l'eau avec beaucoup d'applaudissement du peuple.[17])

Voilà comme nous avons fini notre matinée en très grand besoin de prendre un peu de repos. Ainsi on ne fit plus rien ce jour là, que d'aller à la place et à se faire voguer le soir.

Mais l'électeur a trouvé à propos de joindre aux 4 portraits, que je lui avais demandés, une tabatière, qui est une pièce de cabinet, admirée partout ici. Je ne sais, par quel moyen je me suis rendu si digne de l'amitié et de l'estime, dont ce digne prince me fait assurer par la lettre de son ministre, comme vous verrez par la copie, que je joins ici. Si vous connaissiez cet électeur, vous avoueriez, que ce n'est pas le moindre des souverains d'aujourd'hui en Europe." Durch die bezeichneten Geschenke sollten also ohne Zweifel die zu Venedig geleisteten Dienste verdankt werden.

17) Am 2. März 1717 (nicht 1715) hatte der Kurprinz Karl Albrecht das Arsenal zu Venedig besucht und den Bucintoro bestiegen, der sich sodann in Bewegung setzte. (Söltl a. a. O. S. 507). Jetzt aber war es nicht mehr der Bucintoro von 1717 sondern ein im J. 1728 vom Stapel gelaufener, der 1797 in eine schwimmende Batterie verwandelt und erst 1824 vollständig demolirt wurde (Venezia e le sue lagune, 1847, vol. I, part. II, p. 202 s.)

Le 7 nous avons été entendre la messe à Notre Dame, où il y a un couvent de religieuses servites.[18]) C'est là ou le nonce m'a attendu exprès pour me faire ses compliments, qu'il accompagna de beaucoup de contestations des plus polies. Je lui répondis avec la même politesse, n'ayant pu que me louer des bonnes manières et attentions respectueuses du dit prélat. Et puis nous fûmes aux jésuites, où il y a à présent des dominicains. Ils bâtissent une nouvelle église,[19]) qui est un très beau morceau d'architecture avec beaucoup de marbres, surtout la façade, qui est la seule chose d'achevé et très belle à voir.

L'après-dîner nous avons été à *Muran*, endroit où on fait les glaces et verres. C'est une très belle promenade à une demi heure de Venise. On y passe par les lagunes. Plusieurs dames et cavaliers s'y promènent vers le soir pour prendre le froid et se faire voguer. Nous y avons vu faire un miroir, ce qui est assez curieux pour ceux, qui ne l'avoient jamais vu, mais comme la chaleur y fut doublement excessive, tant par rapport à la scaison qu'au grand feu, auquel on travaille, et que l'un et l'autre nous à paru d'autant plus insupportable, que nous étions toujours en masque, la peine en cette occasion a surpassé le plaisir.

Après notre retour nous allâmes à la foire et à l'opéra. Vers le minuit les musiciens de la ville nous donnèrent une grande sérénade sur le grand canal, qui étoit assez amusante. Elle a duré jusqu'au jour; je crois, qu'elle ne seroit pas encore finie, si je ne les avois congédiés moyennant un petit présent.

Le 8 nous avons entendu la messe aux récollets. L'après-dîner, comme il n'y avoit point de masques par rapport

18) Es muss also Santa Maria del Pianto gemeint sein (Venezia II. 2, 283).

19) Santa Maria del Rosario alle Zattere, begonnen 1726 (Venezia II. 2, 188 s. 321).

à la veille de la pentecôte, nous avons passé notre tems en compagnie du mareschal Schullenbourg à voir les isles des environs de Venise. Ce général s'étant donné la peine de nous montrer et de nous expliquer toute chose, on a commencé par l'isle de St. Clément, qui est assez bien fortifiée, mais plus en dedans que les autres. Celles de *Lido* et de *Malamocco*, donnant tout à fait dans la grande mer, sont de plus grande conséquence. C'est dans cette première isle qu'il y a une très belle église et couvent de camaldules. Après nous estre informés de leurs règles et manière de vivre nous eûmes le plaisir d'entrer dans leurs cellules et à voir tout leur petit ménage, qui est d'une grande propreté. Leur père supérieur nous compta, qu'il y a eu un doge, qui s'est fait moine chez eux, exemple très rare, et que dans la personne d'un doge la république ne fournira plus de si tôt. De là nous avons été à celle de *Lido*. Cette isle est assez grande. Le général Schullenbourg nous a mené tout autour. Elle est très bien fortifiée, et comme on ne scauroit entrer dans les lagunes que par des canaux, que les Vénitiens ont fait préparer exprès pour cela, ces isles en défendent l'entrée, et c'est ce qui rend Venise le plus formidable et même inattaquable de ce côté là, quasi tout le tour de la ville d'une étendue de plusieurs milles se trouve palissadé, dont l'entretien leur cause une dépense incroyable. Il étoit étonnant de voir ce bon vieillard trotter toute la journée par cette grande chaleur. Il nous montra aussi les casermes et la garnison, qui consistoit en fort peu de Dalmatiens, que Schullenbourg assura estre une nation très dure à la fatigue et d'excellents soldats. Il y passa aussi par hazard un escadron de dragons, qu'il fit marcher et ranger en bataille. J'ay trouvé leurs chevaux misérables, les hommes passables, mais rien d'extraordinaire.

C'est après les vingt trois heures, que nous en sommes

revenus pour aller à un hospital nommé *La Pietà* et y entendre une très belle musique de filles trouvées, qu'on y élève. Effectivement elles ont excellé en toutes sortes d'instruments; quant aux voix, il n'y avoit rien d'extraordinaire. Et voylà comme nous avons fini cette journée.

Le 9 nous avons esté entendre la messe à St. Job aux ermites et de là à St. Siméon, où nous avons fait nos prières les plus ardentes pour l'âme de madame l'électrice ma mère, dont le coeur et les entrailles se trouvent déposées dans cette église.[20]) Après quoy nous avons esté aux litanies des incurables,[21]) où il y a eu très belle musique. La voix de haute-contre d'une nommée *Isabella* surpassa toutes autres, quoiqu'il y avoit encore deux autres excellentes chanteuses. Ce même jour on donna le bal dans la maison du noble *Gradenigo* pour le fils du prétendant, mais je ne m'y suis pas trouvé.

Le 10 après avoir entendu la messe à *S. Marco* nous avons esté voir le grand conseil, nous plaçant pêle-mêle parmis nos dames et gentilhommes, malgré que les fils du doge se sont toujours empressés de nous servir. La façon, dont le *scruttino* se fit, est connue par tout le monde. Et

---

20) Die Pfarrkirche San Simeone Profeta, in deren Sprengel die Kurfürstin-Wittwe 1727—1730 gewohnt zu haben scheint. Dass die Leiche der am 10. März letzteren Jahres Verstorbenen im nächsten Monate nach München transportirt wurde, ersieht man aus Toderini's Manuskript (oben S. 178) womit die eigenhändigen Aufzeichnungen des Kurfürsten Karl Albrecht im k. Hausarchive (Rockinger, Arbeiten III in den Abhandl. der Akad. XV. 3 [1880] 189) zu vergleichen wären. Nach Haeutle, Genealogie S. 74 befindet sich aber jetzt auch ein Zinngefäss mit den Eingeweiden der Kurfürstin in der Gruft bei St. Kajetan zu München.

21) Das Ospedale Degl' Incurabili, welches im J. 1517 gegründet wurde und im J. 1777 fallirte, lag auf den Zattere (Corner, Notizie storiche delle chiese e monasteri di Venezia, 1758, p. 550; Venezia e le sue lagune II. 1, 289).

de là nous sommes entrés dans la chambre du sénat, où il y avoit bien moins de monde et il s'agissoit de l'élection d'un *avvocatore di comune.* C'est le noble *Quirini*, qui a esté élu. Le sénateur *Delphin* s'est donné la peine à nous expliquer le tout. La grande police de cette république et leurs ordres, jointe à une politique des plus fines, est admirable, de sorte qu'il y a à croire, qu'elle se soutiendra toujours.

Après avoir sorti du palais nous avons encore été voir *S. Pietro di Castello*, église du patriarche, et *S. Cajetano*,[22]) qui est une des plus belles de Venise.

L'après-dîner je fis une petite visite à la belle-fille du doge, l'*Isabella Pisani.* Le doge même vint nous surprendre dans son appartement et me fit mille contestations des plus poliees. En cette occasion le doge a fait un pas, qu'aucun autre n'a jamais fait.

Le soir se passa à la foire et à l'opéra.

Le 11 après avoir entendu la messe à St. Jean *Crisostomo* et fait partir en deux *burcelli* toute notre suitte, nous nous mîmes en péotte vers les 13 heures d'Italie et quittâmes avec grand regret l'agréable Venise, métamorphosant les coureurs des masques en dévots pélerins. Car c'est dans l'intention d'assister à la fête de St. Antoine que nous nous embarquâmes pour Padoue, et après estre sortis des lagunes et arrivés à *Fusina*, où nous avons rejoint nos *burcelli*, nous y entrâmes et poursuivîmes l'agréable route de la *Brenta.* Nous dînâmes en chemin faisant dans le bateau, et j'étois résolu de mettre pied à terre pour voir la plus belle de toutes ces maisons de campagne, appartenante au doge, mais la chaleur excessive, qu'il a

22) Da dem hl. Kajetan (Gaetano) in Venedig auch zu jener Zeit keine Kirche geweiht war, so dürfte ein Missverständniss vorliegen und etwa S. Canciano oder S. Cassiano gemeint sein.

fait ce jour là, et plus encore la raison, que, m'étant fait mal à un pied, j'aurois eu peine à marcher, m'en ont empêché. Nous fîmes tout ce chemin contre l'eau, tirés par des chevaux, en moins de 9 heures, étant arrivés vers le 22 à Padoue.

Comme dans tout l'état de Venise toutes les grandes fêtes se célèbrent avec des masques et opéra, les saints pélerins, se trouvant dans l'occasion, sont devenus larrons et ont commencé par les plaisirs, différant la dévotion au jour suivant. Ainsi, à peine arrivez, nous nous préparâmes pour l'opéra. Tout fut occupé à se masquer et à y aller d'abord après les 24 heures. Cet opéra, nommé Le *Siroe*, fut assez bien représenté et plus applaudi que celui de Venise. Le même jeune garçon *Lorenzo Girardi*, qui a brillé à Vérone, et que j'ai arrêté pour notre opéra de Munic,[23]) y fit le premier rolle. *Pinaci*, qui chante la taille, plut par rapport à son action, sa femme de même, qui étoit habillée en homme. Une autre femme, nommée la *Manzini*, mérita de même quelque approbation. Elle fut générale pour les danses, quoique les connoisseurs n'en pouvoient applaudir qu'une seule danseuse, nommée la St. George, laquelle à la vérité a dansé de très bonne grâce et avec beaucoup de vitesse, n'ayant d'autre défaut que celui de s'estre accommodée au goût italien en sautant un peu trop haut, ce qui est assez difficile sans déranger le corps; cependant elle y réussit assez bien.

Je me trouvois bien puni d'avoir commencé la dévotion par la mascarade, mon mal au pied ayant tellement empiré, que le lendemain, le 12, je fus obligé de garder le lit toute la journée, où la comtesse de *Camb* eut la com-

---

23) Ein Lorenzo Chirardi, Ghirardi aus Ravenna war in den Jahren 1737 und 1738 bei der italienischen Oper in München engagirt (Rudhart, Geschichte der Oper am Hofe zu München S. 186. 187).

plaisance de me tenir compagnie, excepté le tems de dévotion, dont elle scavoit faire meilleur usage que toute la compagnie. Ce fut donc par visiter l'église de St. Antoine qu'elle commença sa journée et y offrit un très beau calice d'or, garni de brillants et émeraudes avec des petites images en émail, représentant les miracles de St. Antoine. On nous compta ce même jour, que peu de tems avant notre arrivée ce saint doit avoir ressuscité un homme assassiné et enterré, et que ce même homme doit estre actuellement à Padoue, lequel cependant n'en parle à personne, quoique son frère et autres, qui doivent avoir esté présents, le confirment. La dévotion de la comtesse de *Camb* fut sans doute ce qui me procura une prompte guérison, car le jour suivant je fus en état d'aider à célébrer la fête du saint, où elle se trouva de grand matin, donnant l'exemple à tous, et y fit sa dévotion. Le saint sacrifice se fit pour la première fois dans ce même calice, qu'elle présenta la veille; elle en fut communiée. La soirée se passa à l'opéra, après laquelle le 14 à la pointe du jour la métamorphose se fit tout à fait en bien. Nous quittâmes les plaisirs et les masques en quittant les états de Venise et avons entamé le chemin de Laurette, qui étoit le véritable but de notre voyage. Nous dînâmes à *S. Carlo* [24]) et passâmes sans nous arrêter par des bien mauvais chemins et de pluie continuelle à Ferare et arrivâmes vers 1 heure d'Italie à Boulogne. A peine arrivés, qu'une députation du sénat, de dames et cavaliers fut dans notre antichambre. Comme nous étions assez fatigués et très mal arrangés, il n'y avoit pas moyen de paroître, d'autant plus que nous étions intentionés de partir le landemain de grand matin, de sorte que m'excusant autant sur notre in-

---

24) Hier scheint ein Missverständniss zu obwalten, denn die topographischen Werke kennen keinen Ort dieses Namens zwischen Padua und Ferrara.

cognito que de n'avoir encore accepté nulle part de pareilles démonstrations publiques, je leur fit témoigner ma reconnoissance et remercier de leurs offres obligeantes, me reservant de voir à mon retour leur procession à la fête de Dieu et leur opéra.

Le 15 je partis d'assez bonne heure après avoir entendu la messe. Nous eûmes le plus beau chemin du monde, la Lombardie paroissant dans ces environs encore plus brillante que nulle part. Le doux ramage des rossiggnols nous accompagnoit partout. Nous dînâmes à *Cesena* et fûmes coucher à *Pesero.*

Le 16 en ouvrant les yeux nous découvrîmes la mer adriatique. Le bruit des vagues sembloit relever le chant des oiseaux; bien loin d'estre aussi doux, il nous donna pourtant une diversité assez agréable. Une roue se trouvant toujours dans l'eau paroit briser les ondes et l'autre demeurant sur le gravier s'assurer de la terre pour ne pas estre emportée; c'est ainsi qu'on court plusieurs postes tout au bord de la mer. Nous avons découvert plusieurs vaisseaux, galères et autres bâtiments, ce qui nous occupoit continuellement la vue. C'est à *Sinegali* qu'on s'arrêta pour dîner. A la dernière poste avant Laurette notre envoyé *Scarlati*[25]) avec le père *Halauer*, assistant général, que j'avois mandé pour lui confesser et le consulter sur un confesseur à prendre,[26]) vinrent au devant de nous. Le

25) Von den fünf Mitgliedern dieser Familie, welche 1678—1765 Bayern am päpstlichen Hofe vertraten (Heigel in den Sitzungsberichten der historischen Classe der k. b. Akademie d. Wissensch., Jahrg. 1881, Bd. II, S. 203 f.) ist es der Vorletzte, Philipp Max Baron von Scarlatti († 1742).

26) Der Jesuite Franz Xaver Hallauer, welcher im Jahre 1730 von Seite der oberdeutschen Provinz als Assistent des Ordensgenerales nach Rom geschickt worden war. In München bereits von früher, als Rektor des dortigen Kollegiums, bekannt, wurde Hallauer selbst bald hierauf an Stelle des am 19. April 1737 verstorbenen P. Joseph Falck

premier m'assura, que le gouverneur *monsignor Alberoni*, neveu du cardinal, avoit préparé son palais pour nous, qu'il alloit nous recevoir avec plusieurs carosses à 6 chevaux, et qu'enfin c'estoit une réception publique, qu'il nous préparoit. Effectivement ce prélat parut à prendre 2 milles d'Italie, il mit pied à terre, nous complimenta et offrit par ordre du pape tout ce que *Scarlati* avoit prédit. Je lui fis bien des remercîmens et en même tems mes excuses ordinaires. Nous restâmes dans notre chaise de poste et passâmes outre. Trois ou quatre cens hommes des chevaux-légers nous accompagnèrent. C'étoit des troupes à faire crever de rire, qui avoient véritablement l'air de soldats du pape et qui ne servoient à autre chose qu'à nous faire beaucoup de poussière. A quoi j'ai remédié sur le champ, pressant un peu notre postillon; il les devança, et l'on a bientôt vu tous ces héros de l'eglise s'éparpiller et demeurer un à un, de sorte qu'ils ne sont arrivés qu'une demie heure après nous sans jamais plus se rassembler.

Enfin après les 22 heures nous arrivâmes heureusement à la sainte maison, qui faisoit le but de notre voyage. Nous y entrâmes sur le champ, et l'on a véritablement remarqué un empressement égal en tous, à qui se jetteroit le plus aux pieds de la Ste. Vierge. Tous ceux, qui n'y ont jamais été, et surtout la comtesse de *Camb* avouèrent d'y avoir trouvé ce que je leur avois prédit, c'est à dire de s'estre senti frappé du premier abord et d'avoir eu une vraye consolation interne. Cette sainte chapelle, qui est tout miracle, inspire une dévotion toute particulière, qui se trouve tout naturellement attachée à l'habitation de Jésus Christ et de la sainte famille. Le

---

zum Beichtvater des Kurfürsten ernannt und blieb es bis zu seinem am 5. Mai 1740 erfolgten Tode (vergl. Lang, Geschichte der Jesuiten in Baiern S. 173. 176).

tems étant trop court ce jour là pour nous faire expliquer toutes les particularités de cette chapelle déplacée deux fois par les anges et apportée dans ce lieu, nous le remîmès au lendemain et après nous estre remerciés derechef autant du logement que du traitement, que le gouverneur nous avoit offert, nous allâmes loger à l'auberge, où le dit gouverneur nous suivit. L'évêque,[27]) qui ne faisoit que d'arriver, m'y complimenta de même. C'est un très saint homme, fort exemplaire, ce qu'on remarque d'abord en lui, aussitôt qu'il paroit. Ce prélat s'écria beaucoup sur la grande dévotion, que les étrangers témoignent avoir à ce saint lieu, laquelle pour leur honte surpassoit de beaucoup celle des habitans. Ce n'est pas lui mais bien d'autres, qui m'ont compté, qu'il s'y doit trouver plus de 300 habitans de ces environs, qui n'ont jamais entré dans la sainte chapelle. Enfin que ce soit vérité ou non, ce ne sera jamais un exemple à suivre.

C'estoit donc le 17 que tout se prépara à faire ses dévotions. Nous nous rendîmes vers les 13 heures à la sainte chapelle, où nous reçûmes le bon Dieu de même que toute notre suitte. Après la première messe j'offris sur l'autel nos deux coeurs, couverts du bonnet électorale et garnis de saphirs et diamants; au milieu s'y trouvoient nos deux chiffres en diamants. La comtesse de *Camb* après y avoir entendu quatre messes y resta encore plus longtems, pour donner un nouvel exemple à tous, ayant fait le tour de la chapelle à genoux, et cela d'une telle vitesse, que ceux, qui l'accompagnèrent, ont eu bien de la peine à la suivre. Elle revint à l'heure du dîner, ou les deux prélats nous ont tenu compagnie. Malgré nos protestations le gouverneur envoya son présent. Je n'en ai rien accepté hormis les choses de dévotion, dont il nous régala tous,

---

27) Vinzenz Anton Muscettola, seit 1728 † 1746 (Gams, Series episc. eccles. cathol. p. 719).

que nous étions bien aise d'emporter avec nous. L'aprèsdîner se passa à faire une petite provision de médailles, chapelets, clochets et autres, dont plusieurs boutiques furent entièrement vuidées. En attendant l'heure s'approcha pour retourner à la sainte chapelle, s'y faire montrer et expliquer le tout et ensuitte d'aller voir le trésor. Nous nous [y] rendîmes donc après les 22 heures. On commença par nous faire voir le trésor, qui est à la vérité d'un prix inestimable. Nous y trouvâmes beaucoup de monuments et offrandes de nos deux maisons et en ressentîmes une vraye consolation. Parmi les tableaux celui de Raphaël *Urbino* surpasse les autres. On nous montra aussi l'endroit, où le pavé enfonça avec un voleur, qui s'étoit laissé enfermer dans cet endroit pour y voler le trésor et dont il ne put sortir, se trouvant serré entre le marbre, qui enfonça avec lui jusqu'à ce qu'il fut pris. A la sainte chapelle les ornements, dont la Sainte Vierge est parée, consistent en offrandes précieuses derrière l'autel. Toutes les lampes sont d'or massif. Ce qui surpasse de bien loing le prix de tout l'or du monde, et cela malgré sa simplicité et sa structure d'une simple brique, est la cheminée, que nous admirâmes avec vénération, où la Ste. Vierge fit la cuisine. Comme dans une petite armoire on nous montra les petits plats de terre, dont la sainte famille se servoit. Le bois, qui y tient la séparation, se trouve encore si bien conservé, comme si cela venoit d'estre fait, ce qui ne se pourroit sans miracle. Il y a aussi les portraits de la Ste. Vierge et celui de Notre Seigneur crucifié, peints par St. Luc. J'y ai fait l'observation, que ce peintre étant le seul, dont on peut s'attendre d'avoir fait le vrai original, a décidé de la dispute, qu'on fait, si Jésus Christ a esté crucifié à trois ou quatre cloux, y ayant mis deux aux pieds et par conséquent décidé par les 4. On y conserve aussi l'habit de la Sainte Vierge et plusieurs autres choses.

Ce qu'il y a encore de très remarquable, est une poutre, qui passe au travers du pavé, laquelle pour la mieux conserver a esté couverte par trois fois de toutes sortes de métaux, c'est à dire de fer, d'or et argent. Tous ces métaux se sont trouvés corrompus et anéantis par la suitte du tems, et le bois reste toujours dans son estre sans la moindre tache ni apparence de corruption. Toutes les pierres, dont cette sainte maison est construite, se trouvent entières et dans le meilleur état du monde et ne souffrent point de division. Il y a des exemples, que même avec la permission du pape une pierre fut emportée, mais que celui, qui avoit obtenu ce saint dépôt, ne pouvoit jamais le garder, ayant souffert continuellement des maladies les plus étranges, dont il ne pouvoit guérir qu'après avoir rendu cette pierre à la sainte maison. On a de plus et pour plus grande sûreté entouré cette sainte chapelle d'un autre mur, tout revêtu de marbre et magnifiquement orné de basreliefs, mais ce mur ne pouvoit jamais toucher les saintes murailles, lesquelles se sont d'elles mêmes détachées de façon, qu'un petit garçon peut passer tout autour du vuide, qui reste entre [les] deux. Il est donc bien vrai, qu'outre la mémoire sacrée de cette habitation cette maison est toute miraculeuse, car tout ce qu'on y observe à présent et tout ce qui en reste ne subsiste que miraculeusement. C'est donc tout edifiés et remplis d'admiration que nous en sortîmes, lorsqu'une très belle illumination nous frappa de nouveau. Le gouverneur par une distinction toute particulière nous a fait illuminer la sainte chapelle de la même façon, dont on célèbre tous les ans une fois le jour remarquable, auquel elle fut apportée par les anges. Cette illumination fait un très bel effet, le haut de cette chapelle se trouvant couronné de mille et mille bougies. Ce qui donna le plus à la vue et la rend encore plus brillante, est une étoille illuminée de la même façon, qui descend pendant les litanies,

lesquelles furent chantées par d'excellents musiciens. Après les litanies j'en marquai ma reconnoissance au gouverneur, et nous nous retirâmes pour estre de bonne heure en train le lendemain.

Le 18 après avoir entendu la messe et fait le tour de la sainte chapelle à genoux avec toute notre suitte, le gouverneur nous offrit encore une fois des *rinfreschi*, mais comme une sainte chaleur inspirée par la dévotion ne doit jamais estre rafroidie, nous l'en remerciâmes avec le ferme propos d'en demeurer toujours bien échauffés. C'est de cette façon que nous prîmes congé des deux prélats, qui nous accompagnèrent jusqu'à notre chaise de poste, et que nous partîmes vers les 11 heures d'Italie. Nous avons fait le même chemin qu'en y allant, dîné à *Fano* et couché à *Rimini*.

Le 19 après avoir entendu la messe nous nous sommes mis en chemin vers les 10 heures. Dînée à *Faensa* dans la maison d'un musicien nommé *Borttoletto*, qui étoit autrefois à notre service.[28]) Il nous fit voir sa maison, qui étoit bâtie avec bien du goût. Il fit un peu de musique et donna un dîné magnifique. De là nous eûmes en chemin faisant quelque difficulté à passer les eaux. Nous le fîmes cependant fort heureusement en bateau malgré les protestations des bateliers et postillons, dont les premiers nous firent débarquer sur leurs épaules, ayant été obligés de porter un à un à terre, les chaises passèrent de même, et nous entrâmes ainsi dans *Imola*, d'où après avoir changé le chevaux nous avons continué notre route jusqu'à Boulogne, où nous arrivâmes heureusement vers les 24 heures.

Le lendemain matin, le 20, la noblesse répéta les offres de la députation tant en cavaliers que dames, mais nous

---

28) Durch kurfürstliches Dekret vom 9. November 1720 war der Virtuos Bortolo Portoletto zum Kammermusikus aufgenommen worden (vergl. Rudhart, Geschichte der Oper am Hofe zu München S. 188).

nous en remerciâmes. Ce fut le *quaranta Angenelli*, qui en porta la parole au nom du sénat. Malgré le refus, que j'en fis, les deux frères *Angenelli* et le marquis de *Barbazzo* ne laissèrent point que de nous accompagner partout. Ce matin toute notre antichambre, c'est à dire la meilleure chambre de notre auberge, fut remplie de noblesse. Les dames demandèrent aussi la permission de venir baiser la main à la comtesse de *Camb*, mais comme la place étoit trop étroite, on leur fit dire de s'entendre entre elles, qu'on en pouvoit recevoir dix ou douze par fois, et que celles, qui venoient le matin, pouvoient rester à dîner. C'est ainsi que nous l'avons observé pendant tout notre séjour, de sorte que la plupart des dames, ou du moins celles, qui pouvoient paroître en manteau, ont dîné chez nous. Vers les 14 heures après avoir reçu les complimens de cette nombreuse noblesse nous avons été en carosse de louage, où pour mieux marquer l'incognito nous nous sommes toujours placés sur le devant. A une maison du séminaire vis à vis du grand dôme, où il faisoit la procession et y avoit un balcon arrêté pour nous, le hazard voulut, que ce même endroit fut arrêté pour le fils du prétendant, qu'on traitte comme prince de Galles en ce pays là, et que par cette même raison nous ne pouvions pas nous voir, par bonheur que nous fûmes déjà placés, lorsqu'il arriva. Il descendit à la même maison, monta les escaliers et fut déjà avancé pour entrer dans la loge, lorsque son gouverneur (qui est un digne homme) le retira par la manche et l'emmena dans une autre maison de la même contrée. Il nous fit même faire ses excuses, comme quoy le hazard avoit voulu, qu'on lui avoit indiqué la même loge sans l'avertir, qu'elle étoit déjà arrêtée pour nous. Ses excuses furent accompagnées de quantité de contestations de respect et d'amitié, telles qu'on devoit s'attendre d'un prince très bien élevé et rempli de politesse. Cette procession fut assez belle, quoyque pour

dire la vérité elle n'approche pas les nôtres. Cependant ce qu'il y a de plus remarquable est, qu'un chacun, qui s'y trouve, porte un grand flambeau de cire à la main.

Après avoir vu la procession et avoir été régalés de *rinfreschi* à la mode d'Italie nous fûmes entendre la messe à *S. Pietro* et de là à dîner au logis, où une douzaine de dames, qui vinrent baiser la main à madame la comtesse de *Camb*, nous attendirent avec plusieurs cavaliers de distinction, de sorte que la table, qui étoit converte pour 32, ne fut assez grande, et que ceux de notre suitte n'y avoient plus de place. L'après-dîner on fit musique, pendant laquelle quelques autres dames vinrent faire leur cour. Vers les 23 heures nous allâmes au cours, où il y avoit une course de barbes, laquelle à la vérité n'étoit pas grande chose, cette fête n'ayant brillé que par la grande quantité de carosses et le nombre de dames, toutes très bien mises, qui s'y sont trouvées. Après les 24 heures nous avons été à l'opéra, qui porta le titre de *Siface*. La musique y étoit fort belle et les décorations magnifiques. Ce n'étoit cependant que les hommes qui ont soutenu cet opéra, car pour les femmes il n'y avoit pas moyen de les entendre. En voix de soprano le fameux *Carestini* y brilloit le plus, un musicien de l'empereur, nommé *Salimbeni*, eut aussi son parti, et je puis dire, que ce jeune homme m'a plu infinement; lequel s'il continue ainsi, deviendra un des meilleurs d'Italie. Cependant la voix naturelle d'un certain *Amorevoli* a paru l'emporter sur tous. Je puis dire, qu'aucun chanteur de basse taille ne m'a scu toucher comme celui-ci. Il a une agilité étonnante, fait tous ses agréments avec bien du jugement et surpasse encore selon mon goût le fameux *Paeta*,[29]) qui étoit le plus approuvé en Italie. Une petite danseuse, nommée *La Francese*, eut

29) Richtig *Paita*.

aussi beaucoup d'approbation, quoique selon mon goût je lui préferois toujours celle de Padoue. Le reste de la danse ne valoit pas grande chose.

Le 21 nous avons été entendre la messe aux jésuites dans la chapelle, qui servoit de chambre à St. Xavier, ensuitte dans la maison de *Casolani* [30]), pour y voir la procession, et puis promener aux *adoppie*,[31]) qu'on nomme ainsi à Boulogne, c'est à dire sous les arcades tapissées et ornées dans les contrées, où passe la procession. C'est ce qu'il y a de plus beau à voir dans ce tems ici à Boulogne. Toùte la noblesse s'y rassemble ordinairement avant l'heure du dîner. Nous y rencontrâmes plusieurs et nous en revînmes au logis, où le nombre ordinaire de dames nous attendoit. Après dîner on fut se promener à la *montagnola*. C'est une petite butte, qui se trouve au bout de la ville, avec une espèce de prairie au milieu et des arbres plantés tout autour. C'est là où pendant l'été on fait une espèce de cours. Toute la noblesse y va, et les carrosses s'arrêtent comme en cercle dans cette prairie; les dames demeurent en carrosse, ce ne sont que les cavaliers qui mettent pied à terre et s'en vont d'un carrosse à l'autre pour entretenir les dames. De la *montagnola* nous fûmes à l'opéra et de là au logis.

Le 22 au matin nous avons été visiter la sainte, c'est a dire Ste. Catherine de Boulogne, mais nous n'avons pu la voir qu'au travers d'une grille, le cardinal s'excusant, qu'il n'y avoit que le pape seul, qui pouvoit donner la permission d'entrer dans le couvent. La comtesse de *Camb* cependant fit naître la question, que sortant de deux mai-

30) Vermuthlich des Dr. med. Anton Kajetan Casolani, dessen Schwester Maria Elisabeth 1719—1731 am Münchener Hofe als „Singerin", dann als Kammervirtuosin gedient hatte und am 17. Oktober 1732 zu Bologna gestorben war (vergl. Rudhart a. a. O. S. 186).

31) Wohl *addobbi*.

ons fondatrices de plusieurs couvents de l'ordre de Ste. Claire, jui est celui de ces religieuses, elle croioit, que sans autre ious pourrions jouir du privilège d'y entrer. Je fis faire à-dessus des nouvelles remonstrances au cardinal, qui les rouva lui même d'assez de fond pour nous faire dire, que ette permission, qu'il ne pouvoit pas donner, nous l'ap-ortions par nous mêmes, et qu'ainsi il n'y avoit pas des lifficultez pour nous, mais qu'il prioit, que ce fût avec peu le monde. Il étoit trop tard pour cette matinée, ainsi ious avons remis cette visite à l'après-dîner, puisqu'il fal-oit encore voir l'institut, où nous nous rendîmes encore ivant midi. C'est une grande maison, très bien construite, où on trouve toute sorte de curiositez et tout cela separé n diverses chambres. Dans l'une on voit des expériences le chimie merveilleuses, dans l'autre des choses physiques t des mécaniques, l'école des peintres et de l'architecture éométrique; des desseins d'ingénieurs apprentis et de tout e qu'on peut s'imaginer. L'une de ces chambres se trouve emplie de toutes sortes des oiseaux de proye, conservés lans leur plumage, dans l'autre des bêtes et insectes jus-ju'aux poissons, écrevisses de mer et semblables et du bois, outes sortes de pierres imaginables, enfin tout ce qu'il y de curieux se trouve rassemblé en cet endroit. On nous it voir plusieurs effets d'air enfermé et autre, dont tous les pectateurs étoient parfaitement contents, enfin tout parut dmirable en ce lieu. Mais ce qui nous surprit le plus, e fut *Donna Laura*, une fille de 24 ans, qui a si bien tudié, qu'elle a pris le grade de doctorat en philosophie. J'ai souhaité l'entendre disputer et lui fis proposer une thèse. Elle y répondit avec autant d'éloquence que de doctrine et de façon même, qu'aucun des avocats auroit pu se tirer mieux d'affaire qu'elle.[32]) Nous devions encore

---

32) Laura Maria Katharina Bassi, geboren am 29. Oktober 1711

aller à l'observatoire, mais comme il étoit trop tard, que de mon côté je l'avois déjà vu une autre fois, que la comtesse de *Camb* ne vouloit pas monter si haut, et qu'il étoit déjà plus de trois heures après midi, nous en sommes retournés au logis pour dîner en compagnie de toutes ces dames, qui nous attendoient comme à l'ordinaire. L'après-dîner le duc de Modène[33]) envoya encore une fois le marquis de *Rangoni*, marquant, combien il étoit fâché de ne se point trouver en état de nous voir, offrant en même tems ses services en tout, dont nous en pouvions avoir besoing pendant notre passage par son païs. Comme d'abord après notre première arrivée j'y avois envoyé le marquis de *Caponi* et marqué l'empressement, que nous avions de voir les princesses,[34]) elles ont chargé derechef le marquis *Rangoni* pour nous proposer, si c'est à Boulogne à l'opéra, ou bien à notre passage à *Buonporto* qu'elles pourroient

---

zu Bologna als Tochter eines Rechtsgelehrten, wurde 1732 zur Doktorin der Philosophie graduirt, erhielt eine Professur derselben an der Universität und lehrte daneben am „Instituto" Sprachen, Mathematik und Physik. Sie heirathete 1738 einen Arzt Verati und starb zu Bologna am 20. Februar 1778. Näheres über sie bei Fantuzzi, Notizie degli scrittori bolognesi I, 384—391, womit Ersch und Gruber, Encyclopädie VIII, 50 zu vergleichen. Laura's Disputation vor Karl Albrecht ist zu Bologna unvergessen. Fantuzzi fügt der Erwähnung, dass unter anderen durch Bologna reisenden Fürsten im Jahre 1739 auch der Kurprinz Friedrich Christian von Sachsen sie disputiren gehört und ihr selbst einige philosophische Fragen vorgelegt habe, die Anmerkung (p. 388 not. 6) bei: Lo stesso accadde nel passaggio per Bologna dell' elettore di Baviera, che poi fu imperadore col nome di Carlo VII., essendosi fatta udire a disputare nelle camere dell' instituto.

33) Rainaldo, der am 12. Oktober dieses Jahres starb (Litta, Famiglie celebri italiane, „Este" tav. XVII).

34) Benedikte Ernestine Marie, geb. 18. Aug. 1697, unvermählt gestorben im Jahre 1777 und Anna Amalie Josepha geb. 28. Juli 1699, unvermählt gestorben 5. Juli 1778 (Litta a. a. O. und Voigtel, Genealogische Tabellen, Tab. 260).

nous voir. La comtesse de *Camb* ayant jugé, qu'il seroit trop ·incommode de s'arrêter pendant le voyage, où on se trouveroit assez mal arrangé après avoir passé la moitié de la nuit en chaise de poste, et que même on n'auroit eu assez de loisir de s'entretenir avec d'aussi aimables cousines,[35]) [nous] préferions l'entrevue de Boulogne, et c'est ainsi que le marquis de *Rangoni* fut expédié.

Après quoi nous avons été au couvent de Sainte Catherine. C'est certainement un grand miracle de voir cette sainte assise dans un fauteuil sans estre appuïée. On dit, que se relevant de son tombeau c'est par obéissance qu'elle s'est mise dans cette situation. Tout son saint corps se trouve très bien conservé, hormis que la peau est noire. On y voit encore les ongles aux mains et aux pieds, les dents dans la bouche et toutes les parties du visage dans leur entier depuis trois cent ans que cette sainte est morte. Nous lui avons baisé les pieds, et après l'avoir admirée quelque tems avec beaucoup de vénération sa chère abbesse nous montra une partie du couvent, qui est assez beau.

En attendant l'heure de la *montagnola* s'approcha. Nous y fûmes, mais comme il y avoit une très grande quantité de carrosses et que la foule du menu peuple suivoient le notre, il n'y avoit pas moien de descendre sans courir le risque d'estre écrasé par la populace. Ainsi nous ne nous y arrêtâmes que fort peu de tems. Etant retournés au logis, nous nous préparâmes pour le bal, où nous allâmes vers 1 heure d'Italie. C'étoit dans la maison du marquis *Fibia* qu'il fut donné. La plupart des *quaranta*, c'est a dire leurs sénateurs, nous reçurent en descendant du carrosse, et plusieurs dames en montant les escaliers

35) Ihre Grossmutter mütterlicherseits, Benedikte Henriette Philippine († 1730), war nämlich eine mit Johann Friedrich Herzog von Hannover verheiratete Tochter des Pfalzgrafen Eduard, eines Sohnes des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz.

vinrent au devant de nous. Il falloit passer quatre ou cinque chambres avant d'arriver à la salle, toutes remplies de noblesse. La salle étoit très bien éclairée, de même que tout l'appartement. Toutes les dames s'y trouvèrent rassemblées magnifiquement parées et mises de très bon goût, ce qu'autrefois on ne voyoit pas en Italie. Il y en avoit à peu près 150. À peine arrivé, le maître de cérémonie, qui étoit un gentilhomme député exprès pour cela, m'invita de commencer le bal. Je pris la comtesse de *Camb*, ensuite il lui fit prendre un prince polonois, qui se trouvoit à cette fête, à lui une autre dame, et [c'est] ainsi qu'alternativement il amena les cavaliers et dames, qui devoient danser. Après cela nous dansâmes quelques contredanses et avons resté à cette fête jusque vers les 7 heures d'Italie.

Le 23 après avoir entendu la messe à *S. Pietro* de là nous avons été à la maison d'*Angenelli*, qui nous a invités pour une académie de musique. Ces messieurs aussi bien que la mère et belles-filles nous attendirent en descendant du carrosse et nous conduisirent dans une très belle galerie de glace, peinte en fresco, où les chaises pour les dames furent rangées des deux côtés et la musique en face. Il faut avouer, que c'étoit une de plus belles, que nous avions entendu de longtems. Les trois chanteurs de l'opéra y firent des merveilles, et ce Amorevole paroissoit dans la chambre encore mieux que sur le théâtre. Un *duetto*, que la *Rosa*, nommée La Bavaroise, chanta avec *Carestini*, a mérité l'applaudissement général. Cette chanteuse est excellente, quand elle le veut bien, et chante très mal, quand elle est de mauvaise humeur, ce qui lui arrive le plus souvent.[36]) Une autre chanteuse, nommée *Torvoti*, nous fit en-

---

36) Maria Rosa Schwarzmann, eine Metzgerstochter aus München, wurde 1731 „Singerin", später „Kammervirtuosin" am kurfürstlichen Hofe, heirathete am 24. Oktober 1736 den italienischen Schauspieler, späteren Theatergarderobier Joseph Pasquali und starb am 16. No-

endre une très belle voix. C'est dommage, que la graisse xcessive l'empêche de chanter sur le théâtre. Une autre lle, nommée la *Schiantarelli*, se fit entendre sur le clavecin, ont elle s'en acquitta à merveille. Un joueur de basse de iole, un autre de violon excellèrent, enfin ce fut une musique arfaite, pendant laquelle on fut régalé plusieurs fois par es *rinfreschi*. C'étoit seulement dommage, que l'heure s'avanant, car il étoit déjà trois heures après midi, nous a empêchés 'en jouir plus longtems. Nous fûmes donc obligés de nous n retourner au logis, pour ne pas faire attendre plus longems la compagnie nombreuse, qui nous y attendoit.

Après dîner le marquis *Rangoni* revint nous dire, qu'il avoit deux dames de Modène d'arrivées, qui vinrent nous urprendre dans notre auberge. Nous lui répondîmes, que e seroit une surprise bien agréable pour nous, et puisqu'elles souhaitoient ainsi, que nous allions passer l'après-dîner omme â l'ordinaire aevc un peu de musique, effectivement s princesses de Modène parurent tout d'un coup et lorsqu'on y attendoit le moins dans notre chambre. La comtesse e *Camb* les embrassa tendrement. Quant à moi, j'ai reouvelé avec elles notre ancienne connoissance, me ressouenant toujours des grandes politesses, dont je fus accablé leur cour et des marques d'amitié, que j'ai reçues de cette aison toutes les fois, que l'occasion s'en est présentée. a comtesse les prit toutes deux par la main et les plaça côté d'elle. Pour moi j'ai continué mon train ordinaire, me mis à chasser tantôt auprès de l'une, tantôt auprès l'autre et tantôt aussi entre les dames, comme l'occasion en présenta. J'ai trouvé ces princesses assez bien conserées depuis les 21 ans que je ne les avois plus vues. Elles nt très aimables et marquent avoir beaucoup d'esprit,

---

mber 1754. Wie es scheint, waren ihr Kunstreisen nach Italien erubt, wo sie zu Neapel den Beinamen „La Bavarese“ erhalten haben ll (vergl. Rudhart, Geschichte der Oper am Hofe zu München S. 119).

surtout l'aînée. Après un entretien aussi agréable, qui dura presque vers les 24 heures, les princesses prirent congé. Pour jouir plus longtems de leur présence, je me suis donné la satisfaction de conduire l'aînée jusqu'au carrosse. Après quoy, le tems du cours étant passé, nous avons été à l'opéra. Les dites princesses vinrent d'abord dans notre loge et convièrent toutes les dames de Boulogne, de sorte qu'on ne pouvoit pas se remuer. Ce fut donc en partie pour leur faire place et pour leur rendre politesse pour politesse que j'en sortis, ayant fait la ronde de quasi toutes les loges des dames, qui ont esté chez nous. C'est ainsi que le tems s'est écoulé, que l'opera finit, et que l'heure fixée pour notre départ s'avançoit. Avant de sortir de l'opéra je laissai quelques petits souvenirs à ces messieurs, qui s'empressèrent le plus à nous accompagner partout, c'est à dire au marquis *Barbazzo*, *quaranta Davia* et les deux frères *Angenelli*. Nous prîmes congé des princesses, nos chères cousines, et nous sommes retirés après les deux heures après minuit. Le tems, qu'on employa pour souper et pour nous arranger, s'écoula jusqu'à huit heures d'Italie, c'est à dire quatre heures du matin, où nous avons quitté l'agréable séjour de Boulogne, que surtout la comtesse de *Camb* regretta infiniment. Nous avons entendu la messe à la première poste à St. Jean. [37]) Le comte de *Bandinella* fit encore une fois à *Buonporto* des compliments du duc de Modène et s'informa, si nous avons esté bien servis. Comme dans tout le Modenois nous le fûmes le mieux du monde, nous lui en avons redoublé nos remercîmens et fait faire des complimens réciproques au duc de Modène. C'est d'ici qu'on nous montra l'endroit, où le comte de *Königsegg* fit le glorieux passage de la *Seccia*, et où il surprit l'armée françoise. [38]) J'y ai observé

---

37) *S. Giovanni.*

38) Am 15. September 1734 bei Quistello. Da dieses aber nördlich von Concordia liegt, so täuscht wohl den Verfasser sein Gedächtniss.

leur camp, qui étoit d'une terrible étendue, de sorte que, si on avoit profité sur le champ de la déroute, où ils étoient, ils auroient eu bien de la peine à se reconnoître, moins de se rassembler, et la victoire auroit esté complète. Il est bien certain, que tant l'homme de guerre que celui d'état et du cabinet n'a qu'un seul principe à observer, que c'est là en quoy consiste toute la politique dans le commerce des hommes, c'est à dire de bien prendre son tems. Voilà ce qui décide de tout et ce qui règle toute chose. On a beau faire les meilleures dispositions du monde, d'approfondir toute chose dans son idée, de pourvoir tout ce qu'on croit humainement possible: si l'on ne profite du tems pour faire son coup, ou bien qu'on laisse échapper les moments favorables, tout est envain, et ce qui est le plus triste est, que les moments perdus ne reviennent plus. Pour parler en voyageur diligent, nous n'avons pas perdu les nôtres; ayant avancé bien vite, nous sommes arrivés à une heure après midi à *Concordia*. Le nom de cette ville me fait encore ressouvenir du peu de cas, qu'on en fait dans le monde, malgré [que] le proverbe latin: *Concordia res parvae crescunt, discordia magnae dilabuntur* devroit assez nous en faire ressouvenir. Mais à quoy bon toutes ces réflexions, lesquelles donnent tête à tête dans les plus grandes occasions du monde, pour des dévots pèlerins, lesquels ne devroient à présent guères s'embarasser de ces sortes d'affaires?

Nous en partîmes fort contents et après avoir passé à Mantoue, où malgrè notre incognito [ils] nous saluèrent du canon et que le général avec plusieurs officiers nous firent leurs révérences, nous sommes heureusement arrivés après les 22 heures à *Roverbello*, où nous couchâmes pour la der-

wenn er das Schlachtfeld bereits bei Buonporto gesehen haben will. Näheres über diese Aktion und die vier Tage später von den Oesterreichern verlorene Schlacht bei Guastalla bietet Schels in der oben Anm. 5 zitirten Abhandlung resp. Zeitschrift, Bd. III, S. 133 ff. 223 ff.

nière fois de ce voyage en Italie. Le 25 nous partîmes après les 9 heures d'Italie et après avoir heureusement passé la *Chiusa* et tous les chemins les plus dangereux nous sommes arrivés à *Hàlla* à une heure après midi. La comtesse de *Camb* n'avoit pas encore vu les manufactures de velours, ainsi je l'y ai menée, et nous y avons fait quelques emplettes. De là nous avons continué notre route vers Trente, d'où le comte de *Wolkenstein* est venu à notre rencontre, répétant son invitation pour nous recevoir dans sa maison. Nous nous en sommes remerciés et arrivés à Trente après les 24 heures.

Le lendemain, le 26, après avoir entendu la messe nous en repartîmes, agités du train de redoubler nos pas, selon le latin: *motus in fine velocior*, c'est à dire, que tout mouvement, qui va à sa fin, se fait avec plus de vitesse. C'est sur ce pied que nous avons fini notre voyage. Car nous prîmes notre dîner à Polsan, soupâmes à *Stainach*, dont après souper nous avons continué le chemin sans nous mettre au lit, passant le lendemain, le 27, à la pointe du jour à *Insprugg*. Nous avons entendu la messe à *Seefeld*, où on nous a montré la sainte hostie miraculeuse, dont j'ai fait mention dans le commencement de notre voyage, dîné à *Benedictbeiren*, où le prélat nous a traitté magnifiquement et nous nous sommes arrêtés près de trois heures. Enfin c'est à 8 heures et un quart sans estre attendu de personne que nous fûmes de retour à Munic et avons joui de la consolation d'embrasser notre chère famille en parfaite santé. La tendresse, qui se fit sentir de part et d'autre, c'est une chose à lire au fond des coeurs et par conséquent impossible à détailler par écrit. C'est ainsi que grâce à Dieu se finit heureusement notre pélerinage de Laurette, entrepris le 22 de may et achevé le 27 de juin 1737.

Oeffentliche Sitzung

ır Vorfeier des Geburts- und Namensfestes Seiner Majestät des Königs Ludwig II.

am 29. Juli 1882.

Der Präsident Herr v. Döllinger verkündete Folgendes:

Die k. Akademie der Wissenschaften hatte im Jahre 379 aus Anlass der Savigny-Stiftung die Preisauf- ıbe gestellt:

„Die Formeln des Edictum perpetuum (Hadriani) in ihrem Wortlaute und ihrem Zusammenhange".

Rechtzeitig eingelaufen sind zwei Bearbeitungen, die ste mit dem Motto „Conamur tenues grandia", die zweite it dem Motto „Ahi quanto a dir qual era è cosa dura". eber beide Arbeiten war das Urtheil des Herrn Professors r. von Brinz, auf dessen Anrathen seiner Zeit die Auf- ıbe gestellt wurde, erbeten und, wie dankbarst anerkannt ird, in einem ebenso eingehend als überzeugend begrün- ten Gutachten empfangen worden. Im Anschlusse an eses Gutachten erklärt die Akademie, dass die mit dem teinischen Motto versehene Arbeit einer weiteren Berück- chtigung unwerth ist, hingegen der das italienische Motto agenden einlässlichen Bearbeitung der ausgesetzte Preis ıerkannt wird, da dieselbe als Lösung der gestellten Auf- ıbe zu betrachten ist, insoferne in ihr so viel geleistet orden, als binnen der gesetzten Zeit von Einem geleistet erden konnte, und ein Abschluss der Frage derartig er-

reicht ist, dass alle weitere Forschung auf diesem Gebiete fortan von diesem Werke ihren Ausgang nehmen wird.

Der Name des Verfassers ist: Dr. Otto Lenel, Privatdocent an der Universität Leipzig.

Die vollständige Formulirung der Preisaufgabe hatte den Wortlaut:

> „Die Formeln des Edictum perpetuum (Hadriani) in ihrem Wortlaute und ihrem Zusammenhange. In der bekannten Arbeit Rudorff's „De iurisdictione edictum" hat sich die Restitution des prätorischen Edicts zum ersten Male dem formularen Bestandtheile desselben zugewendet. In dieser Richtung soll dieselbe nunmehr — und zwar mehr, als es bisher geschehen ist — aus den Edicts-Commentaren selbst heraus und unter Kritik der bisherigen Restitutionen gefördert und zum möglichsten Abschlusse gebracht werden."

Die ausführlichere Begründung des Urtheiles, welches sich die Akademie nach allen Seiten aneignete, lautet:

Die erste mit dem lateinischen Motto versehene Arbeit wird jeder weiteren Berücksichtigung für unwerth erachtet: der Verfasser erklärt selbst, bloss den Weg anzeigen zu wollen, auf dem die gestellte Aufgabe zu lösen sein werde; aber auch was er dafür beibringt, besteht auf dem Raume von nur 20 breit beschriebenen Folioseiten zu einem Drittel aus unwichtigen zum Theil unrichtigen Bemerkungen, im Uebrigen aus unverarbeiteten Abschriften von Quellen-Citaten.

Dagegen ist die zweite mit dem italienischen Motto versehene 872 Folioseiten umfassende Arbeit als Lösung der gestellten Aufgabe zu betrachten. — In Gemässheit der Auflage, vorzugsweise durch Ausnutzung der Edicts-Commentare zu einer wo möglich über Rudorff's ersten Versuch hinausgehenden vollständigeren und genaueren Wiederherstellung der im Edict proponirt gewesenen Formeln zu gelangen, hat der Verfasser mit scharfem Sinne und feinem Gefühle, nicht uneingedenk auch der Kunst des Nichtwissens, mit Vorsicht von Schritt zu Schritt die Untersuchung weiter führend den in den Commentaren eingehaltenen Gang und daraus den Text der Interpre-

tation zu ermitteln gesucht, sorgfältig scheidend, was auf die wenn überhaupt vorhandenen dann jedenfalls voranstehenden Edicts-Clauseln und was auf die erst nachfolgenden Formeln sich bezieht. Es ist ihm auf diesem Wege gelungen, für zahlreiche Formeln zum Theil Bestätigung, häufiger Verbesserungen und Ergänzungen zu finden, ja gelegentlich ganze Actionen und Formeln, welche bisher Niemand im Corpus iuris treffen zu können vermeinte, aus eben dieser Compilation neu hervorzuziehen. Die Ergebnisse sind um so erfreulicher, als noch neuerdings von verschiedenen Seiten, ja vom Verfasser selbst beim Beginn seiner Arbeit in Zweifel gezogen wurde, ob auf dem durch die gestellte Aufgabe gewiesenen Wege etwas erhebliches zu finden sein werde.

Der Verfasser hat sogar über die Grenzen der gestellten Aufgabe hinausgehend auch die Wiederherstellung der Edicte, die Erforschung ihres Zusammenhanges, ihres Systemes und dessen Durchführung im Grossen und Kleinen in seine Arbeit hineingezogen. Was er darüber beibringt, dient nicht nur zur Festigung der bezüglich der Formeln gewonnenen Ergebnisse und zu der Einsicht, dass zu einem nicht geringen Theile der Edicts-Text selbst für die Jurisprudenz massgebend war, es ist auch darüber hinaus in vielen Punkten willkommen zu heissen als Erweiterung der wissenschaftlichen Erkenntniss des prätorischen Edicts überhaupt, dessen überlieferte Reste nunmehr ebenso wie bei Rudorff als ein innerlich und äusserlich zusammenhängendes Ganze zur Darstellung gelangen.

Es kann nicht fehlen, dass in einer so ausgedehnten, eine solche Masse von Einzelnheiten umfassenden Arbeit Manches zweifelhaft bleibt, Anderes verbesserungsbedürftig, wieder Anderes mit Grund bestreitbar erscheint, ja dass sogar hie und da Versehen und Verstösse mituntergelaufen sind. Auch möchten die scharfen Ausdrücke ohne Schaden zu vermeiden gewesen sein, mit denen der Verfasser im heiligen Eifer seine abfällige, immer übrigens rein sachlich gehaltene Kritik über die Thätigkeit der Compilatoren Justinians, nicht minder über manche frühere Restitutions-Versuche anderer Gelehrter, zumal des um die Wiederherstellung des Edicts so hochverdienten vom Verfasser selbst bereitwilligst anerkannten Rudorff, gelegentlich zu erkennen gibt.

Jedenfalls ist für die verlangte Wiederherstellung der

Formeln zumeist aus den Edictscommentaren in der Berichtigung und Ergänzung Rudorff's so viel geleistet worden, als binnen der gesetzten Zeit und von Einem geleistet werden konnte; und sollte sich auch zeigen, dass hiebei nicht Alles erschöpft, fertig und richtig ist, so kann man doch sagen, dass die Formelrestitution aus den Commentaren der gestellten Aufgabe entsprechend insoferne zum möglichsten Abschlusse gebracht ist, als ein mit allen Mitteln der Wissenschaft ausgerüsteter Jurist die Commentare ad hoc durchgearbeitet, vielfachen, ja reichen Erfolg erzielt und diesen so klar, übersichtlich und verständig erörtert und dargestellt hat, dass wohl alle Kritik und weitere Forschung auf diesem Gebiete fortan von diesem Werke ihren Ausgang nehmen wird.

Die kgl. Akademie beschliesst demnach, dem Verfasser der mit dem italienischen Motto bezeichneten Arbeit den ausgesetzten Preis der Savigny-Stiftung zuzuerkennen".

Wahlen.

Die in der allgemeinen Sitzung vom 21. Juni vorgenommene Wahl neuer Mitglieder hatte die allerhöchste Bestätigung erhalten, und zwar:

A. Als ordentliche Mitglieder:

Der philosophisch-philologischen Classe:

Herr Dr. Andreas Spengel, Professor am Maximilians-Gymnasium zu München, bisher ausserordentliches Mitglied.

" Dr. Wilhelm Meyer, II. Secretär der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München, gleichfalls bisher ausserordentliches Mitglied.

B. Als ausserordentliches Mitglied:

Der historischen Classe:

Herr Dr. Georg Gottfried Dehio, Privatdocent an der Universität München.

C. Als auswärtiges Mitglied:

Der philosophisch-philologischen Classe:

r Dr. Heinrich Schliemann z. Z. in der Troade.

D. Als correspondirende Mitglieder:

Der historischen Classe:

r Nikolaus Kalatschoff, Senator in St. Petersburg.

Dr. Friedrich Maassen, Professor an der Universität Wien.

Dr. Franz Ludwig Baumann, fürstlich Fürstenbergischer Archiv-Secretär in Donaueschingen.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 4. November 1882.

Herr K. Hofmann trug vor:

„Zur Textkritik des Guillaume le Maréchal".

Im letzten Januarheft der Romania (Nr. 41) findet sich eine Arbeit von Paul Meyer über eine von ihm neuentdeckte Reimchronik von grossem Umfang (circa 20,000 V.) und höchster Wichtigkeit. Sie handelt von Guillaume le Maréchal, Graf von Pembroke, Regent von England während der drei ersten Jahre der Regierung Heinrichs III. (1216 bis 1272). Es ist die sehr detaillirte Lebensbeschreibung eines hohen Magnaten, der 1219 fast achtzigjährig starb, in seiner Jugend der Lieblingsritter Heinrichs mit dem kurzen Mantel, des „jungen Königs" gewesen war, so dass dieser ihn auf dem Todbette bat, sein Kreuz nach Jerusalem zu bringen, der dann einer der tapfersten Vertheidiger Heinrichs II. im Kampfe gegen Richard von Poitou und Philipp August war, der später unter Richard Löwenherz und Johann ohne Land beständig die höchsten Staatsämter inne hatte und als Johann von Allen verlassen und zu Grunde gerichtet, endlich starb, allein im Stande war, die Vormundschaft des jungen Heinrich zu übernehmen, die Regentschaft zu führen und trotz seines hohen Alters den Sohn von Philipp August und seine Anhänger zu

:hlagen und dem Lande Ruhe zu verschaffen. Man be-
reift, von welchem Werthe für die englische und fran-
5sische Geschichte der genaue Bericht über die Thaten
ines Mannes ist, der in den Ereignissen seiner Zeit eine
o hervorragende Rolle gespielt hat. So führt P. Meyer
as bedeutende Werk ein, von dem er als Probe ungefähr
nderthalbtausend Verse mit einem ausführlichen historischen
'ommentar und philologischen Noten unter dem Text gibt.
ch habe mich mit dem Werke natürlich sofort näher be-
annt gemacht und erlaube mir als Resultat dieser Be-
chäftigung einige auf die Textkritik bezügliche Bemerk-
ngen und Vorschläge mitzutheilen.

Seite 47 Vers 5 dürfte der Verschluss so zu ergänzen
ein, im Anschluss an P. Meyers Ergänzung des 4. Verses,
nanere acort.

V. 46 möchte ich statt delivre einfacher lui (aus luc)
esen.

V. 181. Da Yembles offenbar verschrieben ist und in
em folgenden annes nur armes stecken kann, so muss
unächst aus yembles ein Adjectivum ausgeschieden werden
durch e mit proz verbunden) denn eine Partikel oder ein
'ronomen, also qui nobles d'armes ert e proz oder
tatt qui auch que, welches mit dem ke des folgenden
Verses nicht Tautologie bilden würde, da das erste bedeutet
enn, das zweite so dass.

V. 269—70 scheint esteinz (umgekommen) und esteinz
erloschen) als rührende Reime zusammenzugehören. feus
streinz dürfte nicht sprachgebräuchlich sein.

V. 391. Lies Clers fu decreiz en escripture. decreiz
= discretus scheint altfranzösisch noch nicht belegt zu
ein, doch hat La Curne descrecion (raison) und zwar aus
nglonorm. Quelle (Britton).

V. 394 muss man der fehlenden Silbe wegen statt Ec-
estre nothwendig Ecceceestre lesen (Exeter hiess Exancester).

V. 423 lies entesé statt entesté, welches nur bedeutet: in den Kopf steigen, begierig machen, während enteser in der Bedeutung: zielen, eine Waffe gegen einen richten, besser in den Zusammenhang passt.

V. 567 wird statt saillir zu lesen sein asaillir, denn jenes bedeutet: einen Ausfall machen, während hier von einem Angriff der Belagerer unter einem Schutzdach gegen die Mauer die Rede ist.

V. 599—600 enden gleich, regardout, resguardout. Der Herausgeber hat aus dem zweiten esguardout gemacht. Ich glaube nicht, dass diess nöthig ist, denn im ersten Verse ist es ein actives, im zweiten ein intransitives Zeitwort.

V. 602 sollen chevalers Stengel bedeuten

qui creissent en la lande lee
Qui ont la foille ague et lee.

Da canavera im Prov. cañavera im Spanischen Schilfrohr bedeutet, so wird eher ein zur Ableitung von canna gehöriges französisches Wort zu erwarten sein, wo dann freilich das französische Wort in seiner latinisirten Form chenevérium (= cannabarium) schon bei Du Cange steht. Dieses bedeutet Hanfpflanzung und chenevier an unserer Stelle würde also die langen Hanfstängel bedeuten, die allerdings in den landes wachsen und breite Blätter haben. Immerhin dürfte nach der Identität der Form auch die Bedeutung Schilfrohr ihre Geltung behalten, ja, sie wird eigentlich vollständig bestätigt durch die Mittheilung Littré's s. Nr. 2, dass lande un nom donné, dans quelques provinces au jonc marin qui croit dans ces terres incultes. On coupe les landes pour chauffer le four (also ganz wie die italienische canna), ferner durch V. 617, wo dem Rohr des Königs der Kopf abbricht, was nur bei einem Schilfrohrkolben einen Sinn hat.

V. 622 hätte P. Meyer seine Emendation ouverture

doch unbedenklich in den Text setzen sollen, ebenso wie V. 668 aler für das erste aillors.

V. 723 lies faiture wie V. 730.

S. 60, V. 6811 sollte es statt esduent wohl seduent heissen.

V. 6852 lies ariere statt a tiere.

S. 64 V. 8935 sollte es statt entrefaites nicht besser heissen entrefez il.

V. 8940 sollte nach France, da das folgende si ein Satzglied verbindendes ist, nur ein Komma stehen.

V. 8946 ist esloigne wohl im Sinne von Entfernung genommen. Es findet sich nichts, in den Wörterbüchern, was recht hieher passte, denn ehloigne délai DC. elongatio 2 würde wohl nur die Tautologie ergeben: er solle sich durch keinen Aufenthalt aufhalten lassen. Vollkommen passt dagegen der bekannte terminus technicus der Rechtssprache, der auch ganz in die gewöhnliche Sprache übergegangen ist, essoigne = Entschuldigung (impedimentum legitimum, êhaftiu nôt).

V. 8951 möchte ich aus dem oben zu V. 8940 angegebenen Grunde interpungiren:

E il si fist, si li loerent.

V. 8972. Die HS. hat frint oder fruit, daraus hat P. Meyer freint gemacht und es in den Text gesetzt. Mit V. 9085 verglichen dürfte in frint auch frit (friget) wie dort stecken und mit Or me, (wie im folgenden Verse) verbunden, würde es heissen: Nun friert es mich hinten und vornen.

V. 8990 C. cuers statt cuirs.

V. 9687 C. Qu'ele fu neire e perse et pale.

V. 9095 figa und 9101 fegié beziehen sich beide auf geronnenes Blut. Es ist wichtig, dass dieser im Altfranzösischen so seltene Ausdruck hier zweimal erscheint. In der alten Sprache gilt dafür beté, wie ich in meinem

akademischen Aufsatze über das Lebermeer vor vielen Jahren nachgewiesen habe. Im Neufranzösischen ist figer häufiger gebraucht; aber die Etymologie davon, wie sie sich nach Henricus Stephanus und Du Cange bei Diez und Littré findet und in den Büchern zweiten und dritten Ranges wiederholt wird, ist unrichtig. Figer kommt nicht vom lat. figere (Littré figêre), sondern es ist eine wörtliche Uebersetzung des altdeutschen giliberôt im Merigarto (= gelebert, weil in der alten Medicin die Leber als geronnenes Blut betrachtet wurde). Ficátum wurde bekanntlich früh zu figatum, Cass. Glossen schon figido. Es ist diess ein schöner Beitrag zu den tausenden von Fällen, in welchen romanische und germanische Wörter zusammenfallen.

V. 9142 lies sur tere.

V. 9195—6 möchte ich den schönen und effectvollen rührenden Reim enor: enor nicht aufgeben, sondern lieber zum Ausgangspunkt einer anderen Herstellung des Textes machen. Wenn wir das erste enor als Ehre fassen, so ist maint dafür unnöthig und aus dem folgenden Verse, wo es stehen muss, hier eingeschoben. Wenn wir daher lesen

Par lui avez eu enor,
Mainte richesse e maint'enor
(Durch ihn habt ihr gehabt Ehre,
Manchen Reichthum und manches Leben)

so kömmt der rührende Reim zur vollen Geltung.

V. 9205—6 ist wieder ein rührender Reim mit zwei aveir (Habe und haben). Ich lese mit einer sehr leichten Veränderung in den Buchstaben

Issi fu que tout (= tolt) son aveir
A celui qui tout sout aveir = So geschah es, Dass er (Estiene) seine ganze fahrende Habe (Baargeld) Dem nahm (dem König) der Alles zu haben gewohnt war.

V. 9257 l. wie oben contre cuer.

Historische Classe.

Sitzung vom 4. November 1882.

Herr Würdinger hielt einen Vortrag:

„Die Römerstrasse von Scharnitz (Scarbia) bis Partenkirchen (Parthanum) und die mit ihr zusammenhängenden Befestigungen".

Ein längerer Aufenthalt an den Ufern des zwischen artenkirchen und Mittenwald gelegenen Barmsees bot mir elegenheit die in dessen unmittelbarer Nähe liegende Römerrasse von der Scharnitz bis Partenkirchen genauer als biser geschehen zu untersuchen, und ich erlaube mir das Erebniss dieser Forschung zum Gegenstande meines Vortrages ı machen. Die Untersuchung des Terrains ist wegen der eten Veränderungen, welche durch immer wiederkehrende ingriffe der Elemente, durch die wechselnde Bewachsung er Oberfläche des Bodens im Laufe der Jahrhunderte im lochgebirge hervorgerufen wurden, äusserst schwierig und rfordert die grösste Vorsicht und Unbefangenheit. Unählige Hügel, welche ihre Entstehung theils dem über den Vurzelstöcken des abgetriebenen Scharnitzwaldes sich bilenden Humus, theils dem von den Bergen abgestürzten Jeröllle verdanken; durch Wildwasser eingeschnittene Rinnsale, die sich in verlassene Strassenbeete eingruben; Erdtrichter als Wirkung von Wasserwirbeln; durch Eis- und Schneerutschungen entstandene, den Hochäckern ähnelnde

Beete; sumpfiges Gelände, das früher trocken lag, sind geeignet dem an die Formen der Ebene gewöhnten Auge manche Täuschung und vergebliche Mühe zu bereiten. Möge es mir gelungen sein bei Bestimmung der Details der Strassenstrecke, welche einen Theil der von Verona nach Augsburg führenden Consularstrasse bildet, das Richtige getroffen zu haben.

Ueber den Brenner als den niedrigsten Punkt der Tauernkette zog die Hauptstrasse von Italien nach Rätien. Sie wurde schon unter Drusus ausgesteckt, unter dessen Sohn Claudius (41—54) vollendet und erhielt nach Letzterem den Namen via Claudia Augusta. Sie führte von Trient nach dem Knotenpunkte Wilten (Veldidena) bei Innsbruck. Von hier aus lief die eine Strasse, das alte Vindelicien betretend, nach Pons Oeni (Pfunzen) zum Anschluss an die von Augsburg nach Salzburg führende, eine zweite in westlicher Richtung über Leermoos, Reuti, Immenstadt nach Bregenz, die dritte endlich über Scarbia (Scharnitz), Parthanum (Partenkirchen) und das durch seine Thalsperre und Römerfunde gekennzeichnete Oberau, zu den bei Spatzenhausen am Staffelsee gesuchten Pontes Tessenios, dann nach Ambra (wahrscheinlich Schöngeising) und Augusta Vindelicorum. — Scharnitz, der Ausgangspunkt unserer Untersuchung, ist abgesehen von seiner strategischen Lage durch das Auffinden von Grundmauern eines römischen Gebäudes, sowie von Münzen aus der Zeit Diocletians als römische Niederlassung erwiesen, und auch die in der Peutingerischen Tafel mit XXI bezeichnete Entfernung von Parthanum nach Scarbia entspricht der Ortslage. In dem von der Isar zerrissenen, vom Karwendel- und Mauleckberge eingeengten Thale kann von Scharnitz aus in nördlicher Richtung die Römerstrasse nur auf dem rechten Ufer erbaut worden sein. Unter den Trümmern der von der Erzherzogin Claudia 1632, dann

ınd 19. Jahrhunderte von den Oesterreichern er-
Thalsperren, von denen die erstere den Namen
ıudia trägt, liegen die Spuren des alten Heerweges
. Ob die in der Nähe der Wörthbrücke befind-
ammartige, mit Nadelholz bewachsene Erhöhung
als Strassendamm diente, und nicht ein Schutt-
, möchte schwer zu entscheiden sein, doch spricht
rstere Eigenschaft ihre Richtung nach der Mühl-
n, bei der erst kürzlich Münzen Hadrians gefunden
während dann diese den Punkt des ältesten Fluss-
es bezeichnet. Von der Brücke bis Mittenwald
ich der Strassenzug gänzlich. Lässt das Auffinden
zen aus der Zeit Hadrians, Constantins, Constan-
jüngern, sowie ein Meilenstein des Septimius Se-
)4—211), der von Kaiser Maximilian I. nach Inns-
rbracht wurde, auf eine Niederlassung der Römer
n Platze schliessen, so kann trotz des Ausspruches
Mittenwald sei von Alters her ein castrum muni-
gewesen, an der Stelle des heutigen Marktes, der
g überhöht ist, ein grösserer Militärposten nicht
werden, doch erscheint der mehr südlich gelegene
für eine Hochwarte sehr geeignet: Er liegt an
en Stelle des Thales, und schliesst das vom Ferchen-
ler Leutaschklamm auslaufende Defilé. Die Wich-
eider Engnisse erhellt am Besten aus den No-
ignissen des Jahres 1805.

Kilometer von Mittenwald unweit der Gabelung
Partenkirchen und Wallgau führenden Strassen,
ı die Römerstrasse deutlich. Sie steigt aus dem
in einer Schlucht auf die nordwestlich des Flusses
Höhe, führt längs der Krone, theilweise tief ein-
n gegen den Schmalsee hinab, auf dessen west-
er sie auf eine kurze Strecke gut erkennbar sich
Nach Ueberschreitung der Mulde, in die der

[illegible] sich der Strassenzug in scharfem [illegible] der Poststrasse ab und erscheint als [illegible] malseehöhe aufsteigend, zwischen zwei [illegible] breiter, 2—3' hoher Strassendamm mit [illegible] Während nun der Hauptzug die Landstrasse [illegible] sich in nordwestlicher Richtung dem Dorfe [illegible] zweigt sich noch auf der Schmalseehöhe von [illegible] einer Richtung gegen Krün zu eine Seiten- [illegible] Sie bildet die kürzeste Verbindung mit dem [illegible] Wallgau, und wird noch jetzt benützt. Von [illegible] geleisen durchfurcht ist sie oft kaum kennbar, [illegible] Terrasse südöstlich des Tennensees erscheint sie [illegible] längeren Strecke als künstlich eingeschnittener [illegible] In ihrer Nähe liegen mehrere Hügel, die ihrer [illegible] Umfassung nach zu schliessen, Gräber enthalten [illegible] Zur Heerstrasse zurückkehrend, so erscheint [illegible] auf der Höhe südlich von Clais deutlich als alter [illegible] weg, und senkt sich dann als Hohlweg, der mit einer [illegible] endet, in das vom Kranzbache gebildete Thal. Von [illegible] aus zieht sie zwischen den Bergen links der Post- [illegible] als erhaltener von Kiesgruben und Wassergräben begleiteter Strassendamm bis zum Gerold, und geht hier in einen breiten rechts der Strasse liegenden Hohlweg über, welcher, sich allmälig verengend zuletzt dem Wasser des Brandgrabens als Bett dient. Bei dem Defilée von Kaltenbronn, einer Fundstätte von Römermünzen, kehrt der Römerweg wieder auf die linke Seite der Strasse zurück, und senkt sich durch eine Schlucht auf eine tiefer gelegene Terrasse, auf der er, wenn nicht im Thale des Kankerbaches selbst, den Zug nach Partenkirchen fortsetzt. Hier möchte auf dem Sct. Antoniusberge, der vor einigen Jahren als Fundort von Broncewaffen und Schmuck sich ergab, das Castell gestanden haben. Ein früher in Partenkirchen aufbewahrter Meilenstein, der nunmehr verschwunden, gab

die Entfernung von Augusta Vindelicorum bis Parthanum mit 66,000 Schritten an. Ob ein genaueres Suchen nach dem alten Parthanum zu günstigen archäologischen Funden führen wird, möchte ich bezweifeln, Bauten nach Art der in der Ebene aufgefundenen scheinen mir im Gebirge nicht ausgeführt worden zu sein. Für den Bau der Römerstrassen im Gebirge ergaben bei der Untersuchung der beschriebenen Strecke sich für mich folgende Anhaltspunkte: Möglichste Vermeidung der Führung in der Ueberschwemmungen ausgesetzten Tiefe, sie laufen möglichst wenig auf dem Kamme der Höhe, sondern sind in die Wände derselben eingeschnitten, nur in den Mulden und bei Ueberschreitung der Wiesen erscheint ein von Graben begleiteter Strassendamm; wo es nöthig ist von der Höhe in das Thal herabzusteigen, wird dieses auf dem kürzesten Wege überschritten, und möglichst rasch wieder eine dominirende Lage für die Fortführung gesucht; durch Weichland führt der Weg auf mit Kies überdeckten Knüppeldämmen.

Eine weitere Frage, und zwar eine der wichtigsten ist die: durch welche Befestigungsarbeiten wurde diese ebenso für den Vor- wie den Rückmarsch wichtige Strassenstrecke gegen einen feindlichen Ueberfall oder Angriff der Barbaren gedeckt? entsprechen dieselben den Grundsätzen, welche die Römer bei Errichtung derartiger Werke befolgten, oder benützten sie hier bereits vorhandene Verschanzungen der früheren Bewohner des Landes? Die Hauptgefahr drohte der Römerstrasse von Nordosten her. Aus dem gegen Norden gelegenen Lande führte über den Kesselberg eine Strasse, die vor ihrem Austritte in das Isarthal durch eine Reihe von Bergen gegen Einsicht geschützt ist, und Raum zum unbemerkten Ansammeln von Streitkräften bietet. Sie mündet in dem am südlichen Abhange der Schafköpfe gelegenen Wallgau. Vor genanntem Orte öffnen sich in der Richtung gegen die Römerstrasse zu zwei De-

See gebettet ist, wendet ... ...en Mittenwald führende
Winkel rechts von der ... ...re Kilometer langes und
Hohlweg zur Schmalsee... ...nach Ueberschreitung des
Kuppen als ein 8' breit... ...gebliebenen Barmsees sich
Wassergräben. Während ... ...etzt von dem Grub- und
überschreitend sich ... ...en geschlossen, bis an den
Clais nähert, zweigt ... ... Gerold sich vorschieben.
ihm in östlicher ... ...errasse, auf der Wallgau sich
strasse ab. Sie ... ...n Charakter eines Gebirgswassers
Isarthale bei Wa... ...nnt.
vielen Nebengeb... ...winden Fluthen des Bergstromes
an einer Terr... ...ngen mit Wald bewachsene Isar-
auf einer lä... ... doch sicherte sich auch hier der
Weg. In ... ... Wo sich in einer Entfernung von
Stein-Umfa... ...unterhalb Mittenwald das Thal am
könnten. ... etwas erweitert, findet sich ein wall-
diese au... ...au hinter diesem als Reduit der von
Heerweg ... ...eue Hirtbühl. Beide Werke erscheinen
Rampe ... ...es Thales genügend.
Clais ... ... erforderte die Befestigung der nach
str... ...s zu sich öffnenden Mulde, und in ihrer
be... ...gt sich wieder, dass der Schwerpunkt
i... ... Ueberlegenheit und Macht mehr noch in
... ...ngen, als in ihrer Taktik lag. Bei Unter-
... ...er Befestigungen handelt es sich hauptsäch-
... ...as Einzelne als Glied des Ganzen, dessen Be-
... ...er innigen Zusammengehörigkeit der Theile
... ...oten.
... ...liche Begrenzung des bereits oben erwähnten
... ...ildet eine Reihe von aus Muränenschutt ge-
... ...ügeln, die sich mit kurzen Unterbrechungen von
... ...ü Krün an das Isar-Ufer ziehen und von da nach
... ...biegend und zu bedeutenderer Höhe ansteigend in
... ...achen Reihe bis Mittenwald das linke Ufer dieses

In der dem Seebette zunächst gelegenen ...ndet sich am östlichen Fusse des Bärenbühls ...egenüber die drohendste, breiteste Lücke. Ihrer ...genden Gelände gegenüber tieferen Lage ent... ist das Terrain mit Benützung des künstlich her...teten Kranzbaches, der als ein nasser Graben gegen ...en und Osten die Befestigung schützt, zu einer einge...nittenen Lagerstelle hergerichtet, die Westfront bilden ...ie abgestochenen Ränder des Bärenbühls, die Kehle ist offen. In der Mitte des bei 200′ breiten und ebenso tiefen Lager-Raumes steht ein künstlicher Spähhügel, der auf einen Abstand von 30 Schritten von einem Graben umgeben ist, und das Reduit der Stellung bildet. Von dieser Umfassung aus konnten alle Truppenbewegungen, die von Wallgau ausgingen, beobachtet und in den Richtungen nach West und Süd in die Flanke genommen werden. Die zweite Lücke findet sich westlicher zwischen dem Bären- und Seehügel, ihre Breite beträgt 120 Schritte. Sie ist mit einem Walle geschlossen, der an der Basis 8, an der Krone 4 m. breit, ausserdem 4 m. hoch ist. An seinem östlichen Ende ist ein vom Bärenhügel künstlich geschiedener Hügel, welcher sich zur Aufstellung einer Blide eignet und den Durchgang des Kranzbaches schützt. Der westlichste der Barmseehügel stösst an einen tiefen Morast, während vor den übrigen der Barmsee selbst einen Angriff unmöglich macht. Am nördlichen Ufer des Barmsees, den Pfahlbauten gegenüber, befindet sich ein seiner Bauart nach von den Urbewohnern errichteter Ringwall, er beherrscht den Raum zwischen dem See-Ufer und dem Fusse des Bletschacherkopfes. — Vor den bis jetzt beschriebenen Werken liegen dem Feinde zunächst längs des Flintsbaches einzelne Spähhügel als Vorhuten (praetenturae) und bilden mit ihnen die erste Linie des Vertheidigungswerkes.

Nach dem Grundsatze der Römer wuchs der Wider-

stand gegen den andrängenden Feind nach der Tiefe zu, es musste also nach Durchbrechung der ersten langgedehnten Linie, eine zweite mit concentrirtem Widerstande vorhanden sein.

Zwischen der durch Wälle verbundenen ersten Hügelreihe und der südlicher gelegenen zweiten zieht sich eine breite Mulde hin, durch die jetzt die Strasse von Krün nach Clais läuft. An ihr befindet sich in der südlichen Hügelkette ein Einschnitt, durch welchen der kürzeste Weg gegen die Höhe vor Mittenwald und die auf ihr befindliche Römerstrasse führt. Um den gefährlichen Punkt unschädlich zu machen, errichteten die Vertheidiger zwei hoch über dem Bette des Tennen-Sees, nach Nord und Westen gelegene Wälle, die sich an einen zur Vertheidigung geeigneten Hügel anlehnen und deren Fuss von dem oft genannten Kranzbache umflossen wird. Unmittelbar an dieses Werk, das gleichsam den Stützpunkt am rechten Flügel bildet, anschliessend, zieht sich ein 1—2 m. tiefes, 6 m. breites Kanalbeet, das aus dem Kranzbache gespeist werden kann, über 500 Schritte gut erhalten quer über das Thal bis zur jetzigen Strasse hin. Die jenseits derselben gelegene Fortsetzung ist auf eine Strecke durch Culturen verwischt, erscheint aber vor ihrem Abfalle zum Barmsee wieder als Graben des äussersten Barmseehügels, der, oben künstlich abgeplattet, eine Befestigung zum Schutze des linken Flügels des Kanales getragen haben mag. Durch diesen Wassergraben, sowie die zwei auf seinen Flügeln gelegenen dominirenden Höhen wurde das ganze Thal seiner Breite nach abgesperrt. Ueberraschend war es mir auf die Frage, wozu dieser Kanal gedient habe, aus dem Munde des Volkes zu hören, auf diesem Wasser sei der Edelherr, der ein Heide gewesen, von einem Schlosse zum andern, und dann in den See mit seinen Kriegsleuten gefahren. — Zur zweiten Linie zählen auch noch die weiter nach Westen gelegenen ge-

waltigen Wälle, welche die zu beiden Seiten des „in der Eltz" genannten Bergrückens befindlichen Defiléen schliessen. Ob bei Clais, dessen Name dem in der späteren Zeit für Castellum gebrauchten clausura entstammen könnte, gegenüber dem westlichen Ausgange der Mulde ein grösseres geschlossenes Werk sich befand, wage ich aus Mangel an näherer Untersuchung nicht zu behaupten, doch fiel mir hinter und ober dem jetzigen Clais ein künstlich geebnetes viereckiges Plateau auf, das zu einer Vertheidigungsstellung sich gut eignen würde; man fand hier auch bereits eine Römermünze. Die bisher als römisch bezeichneten Mauerreste in der Thalmulde gehören aber, wie die Bloslegung der Grundmauern zeigte, einem mittelalterlichen Kirchenbaue an.

Innerhalb des beschriebenen Befestigungsringes finden sich, besonders gut erhalten an der linken Seite der nach Krün führenden Strasse, unverkennbare Spuren von längst nicht mehr benützten künstlichen Wasserbetten. Sie waren zur Aufnahme und Ableitung der von den Bergen kommenden Wildwasser, sowie zur Bewässerung der Wallgräben angelegt. Ihr Bau kann bei den obwaltenden Schwierigkeiten des Terrains nur von einem technisch gebildeten Fachmanne ausgeführt worden sein. Als nach dem Abzuge der Römer die von ihnen erbauten Kanäle vernachlässigt und zerstört wurden, bildeten sich im Gelände Versumpfungen, hinter den Wällen Anstauungen, und letzteren verdanken die seichten allmälig in Bruchland übergehenden Tennen- und Grubsee ihre Entstehung, der Wagenbrechsee wenigstens eine Vergrösserung.

Nehmen wir an, dass unter Castra nicht Eine einzige Stätte, sondern ein gewisser Terrainabschnitt zu verstehen, welcher für sich eine Befestigungsgruppe bildete, die von einer bestimmten Anzahl Truppen besetzt war, so sind die beschriebenen Schanzen am Barmsee und der Isar für die

von der Natur zum Schlusspunkte einer Vertheidigungsstellung vorbereitete Scharnitz (Scarbia) Vorlager (Procastra), welche die Zugänge zum Hauptlager und die dominirenden Punkte desselben schützten. — Von den Hochwachten (speculae), welche alle Befestigungen an einer und derselben Strasse, sowie sämmtliche eines Thales mit unter sich zusammenhängenden Signallinien verbanden, fand ich allerdings noch keine Mauerreste, doch mögen sie unter den gegebenen Verhältnissen nur aus Holz gefertigt, dem Zahne der Zeit unterlegen sein. An Höhenpunkten, deren Signale in Mittenwald und selbst in der Scharnitz gesehen werden konnten, fehlt es selbst in der nächsten Nähe unserer Befestigungen nicht, und zähle ich zu ihnen besonders den westlich des Schmalsees gelegenen Strasshügel, auf dessen Plateau eine Vertiefung zu sehen, welche für einen Thurm Raum geboten hätte.

Für die Beurtheilung der Frage, ob die Römer bei ihrem Einmarsche hier bereits Befestigungen vorfanden, und dieselben nur vervollkommneten, oder ob sie von ihnen neu errichtet wurden, ergeben sich folgende Anhaltspunkte. Cäsar in den Büchern 2, 3, 5, 8 des gallischen Krieges sagt über die Befestigungsweise der Celten, sie legten ihre Kriegs- und Lagerplätze meist auf Felsen und Bergen, oder auf äusseren Landzungen und Vorgebirgen, deren Zugänge durch Gewässer und Sümpfe verwahrt wurden, an. Sie umgaben diese mit Wällen aus festgestampfter Erde und verbanden dieselben unter einander mit Pfahlreihen; dieses Bild findet sich in unserer Befestigung vollständig. Ein einziger, aber starker Wallgürtel mit der Lagerstelle bei Krün, aus der jederzeit in die Offensive übergegangen werden konnte, die runde Form der Schanze am Barmsee der gänzliche Mangel an Mauerwerk sprechen dafür, dass dieses Vertheidigungswerk in schon vorrömischer Zeit als Landwehre angelegt wurde. Durch ein zweckmässiges An-

passen an die Verhältnisse des Bodens, wie durch den planmässigen Zusammenhang und das Zusammenwirken mehrerer isolirter Objecte zeichnen sich ja die germanischen Befestigungen besonders aus. Von den Bewohnern dieses Landstriches aber wissen wir, dass sie den kriegerischen Sinn besassen, der zur Anlage einer solchen Befestigung Vorbedingung ist. Bereits Horaz besingt die Tapferkeit und die Stärke der auf hohen Bergen gelegenen Kriegsplätze der Breuni oder Breones, deren Wohnsitze von Landeck im Oberinnthal bis Achenthal und hinaus in die Gebirgspässe von Partenkirchen, Füssen und Tegernsee lagen. Der ungeheure Wald von Zierl in Tirol bis Oberau, der den Namen Scharnitz trägt, war in ihrem Besitze. Seine Tapferkeit ehrend unterjochten die Römer dieses Volk nicht, sondern liessen es in seinen Wohnsitzen, und verwendeten dasselbe als Grenz-Miliz zur Bewachung der Gebirgspässe (claustra provinciae). Beim Anstürmen der Allemanen gegen das römische Reich leisteten die Breoni gute Dienste, und die bei Murnau gefundenen eigenthümlichen Gräber, sowie der an der Wallgauer Brücke ausgegrabene Wurfspiess, dürften aus diesen Kämpfen, deren Hauptschlag die Volkssage nach Schlattan verlegt, stammen. Venantius Fortunatus 562, Aribo in Corbinians Leben im 8. Jahrhundert, also in einer Zeit, in der bereits Wallgau und Barmsee in den Urkunden erscheinen, nennen noch die Brennonen als Einwohner. In ihnen dürften also auch die befähigten Erbauer der ersten Befestigungen zu suchen sein.

Als die Römer in das Land kamen, wählten sie bei Anlegung von Schutzwehren für ihre Eroberung dieselben Terraingegenstände zu Hauptstützpunkten, welche bereits von den Germanen zu Befestigungszwecken verwendet worden, und ergänzten sie nach den Regeln der Kriegskunst. Ihnen gehört die Anordung der zweiten Linie, die Führung der Strasse von Mittenwald in das Innere der Verschanzung,

die Anlegung der Kanäle und Entwässerungsgräben an, durch sie erhielt die Stellung erhöhte Widerstandsfähigkeit. — Bei der hohen militärischen Bedeutung, welche das Defilée am Barmsee, das Einzige, welches bis weit über Partenkirchen hinaus von Osten her den nach Augsburg führenden Strassenzug bedroht, hat, war es nöthig, schon bei Anlage desselben auf die Beobachtung und Sperrung des Engnisses bedacht zu sein, und darum glaube ich, dass das Vertheidigungswerk, wie es jetzt noch vorhanden, zur Zeit des Drusus und seines Sohnes Claudius errichtet wurde; seine Bedeutung behielt es aber auch noch, als die Römer nach Jahrhunderte langem Besitze des Landes von den Deutschen über die Alpen zurückgedrängt wurden.

Am Schlusse meiner Untersuchungen über die Römerstrasse und deren Befestigungen angelangt, möchte doch auch noch die Frage zu berühren sein ob von den Wohnstätten der früheren Bewohner dieser Gegend keine Spuren erhalten blieben. — Es finden sich nun allerdings in der zwischen dem Flintsbache und der ersten Hügelgruppe liegenden Ebene, wie auch auf den südlich gelegenen Hügeln in der Nähe der Römerstrasse, eigenthümliche konische Gruben, welche mit den unter dem Namen Martellen bekannten kellerartigen Wohnräumen unserer Vorfahren die grösste Aehnlichkeit haben, doch möchte ich angesichts der Veränderungen, welche die Gewalt der Gewässer auf diesem Boden hervorrief, ohne genauere Untersuchung, ob sich in diesen Trichtern auch Spuren einstiger menschlicher Anwesenheit und Thätigkeit nachweisen lassen, kein Urtheil über deren ursprüngliche Bestimmung abgeben. Hochinteressant sind hingegen die beiden Pfahlbauten, welche im Barmsee liegen, und den Uferbewohnern in Zeiten der Gefahr Jahrhunderte lang als Zufluchtstätten gedient haben mögen. Der am südlichen Ufer gelegene zieht sich mit dem in Vertorfung begriffenen Festlande durch eine enge

Reihe von Pfählen, welche eine Brücke trugen, verbunden in einer Länge von 300 Metern von Ost nach West. Am Ende des Steges beginnt eine Doppelreihe von starken Pfählen, von denen mehrere noch die zur Verbindung mit den Ueberlaghölzern nöthigen Zapfen zeigen. Von ihr ziehen sich in senkrechter Richtung gegen Norden Reihen eng aneinander stehender dünnerer Palisaden, welche nur hie und da und an der Spitze mit dickeren, deren Köpfe abgeplattet sind, unterbrochen werden. In den von diesen Reihen gebildeten Zwischenräumen liegen am Seeboden die hinabgestürzten Querhölzer. Die Köpfe der Pfähle reichen bis auf $1^1/_2$ und 2 m. an die Oberfläche des Wassers herauf. Der zweite Bau liegt am nordöstlichen Ufer und bildet ein regelmässiges Viereck, dessen einzelne Seiten 40 m. lang sind. Eingehende Baggerungen sind bis jetzt noch nicht vorgenommen worden, und die bisher gemachten Funde, unter denen sich auch ein Paar kleiner Eisenmesser und graphithaltige Trümmer von Töpfen befinden, sprechen, wenn nicht die tieferen Lagen Gegenstände aus der Stein- oder Broncezeit ergeben, für kein besonders hohes Alter der Bauten. Dass die Ufer des Sees aber schon in sehr früher historischer Zeit bewohnt waren, beweist die Erwähnung des Weilers Barmsee in einer Urkunde des Freisinger Bischofs Joseph, welcher von 749—764 regierte. Erwähnung verdient noch, dass die im Beinhause des nahegelegenen Wallgau aufbewahrten Schädel die Typen von zwei ganz verschiedenen Völkerschaften tragen, weiteres Material zur anthropologischen Forschung möchten mehrere künstliche Hügel liefern, welche in dem alten Seebette liegen, ich halte sie nach ihrer Form und Ausdehnung für mit Steinen bedeckte Gräber.



Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung vom 2. December 1882.

Herr Wilh. Meyer hielt einen Vortrag:

„Ein Gedicht und ein Brief aus Freising von den Jahren 1084 und 1085 und ein Labyrinth mit Versen", sämmtliches aus Cod. lat. 6394 der Münchener Bibliothek.

I.

Gesang an den heimkehrenden Heinrich IV. a. 1084.

Die Ankunft des Herrschers gab natürlich auch im Mittelalter Veranlassung zu besonderen Festlichkeiten. In alten Ritualbüchern findet sich oft ein besonderer Ordo ad recipiendum regem etc. Natürlich war es, und wird durch die Schilderungen in den Casus S. Galli und in andern Quellen bezeugt, dass hiebei die Gelehrten, insbesondere die Vorstände der Klosterschulen ihre Kunst in Festgedichten und in musikalischen Compositionen zeigten.[1]) In dem Falle,

1) Siehe hierüber besonders Schubiger, Die Sängerschule St. Gallens, S. 27—32. 38. 60. 62—64. 73. 74. 76. 77. 85.

auf welchen sich das folgende Gedicht bezieht, war, wie schon die Anfangszeilen

> Iste dies celebris decet ut sit in omnibus annis,
> Caesar Teutonicam quo repetit patriam

bezeugen, die Feierlichkeit noch erhöht: sie galt dem Herrscher, welcher nach längerer Abwesenheit in Italien, nach harten Kämpfen und grossen Erfolgen siegreich in die deutsche Heimath zurückkehrte.

Das Gedicht ist zwar in der aus Freising stammenden lateinischen Handschrift in München no. 6394 (Servii Commentarii in Virgilium saec. XI) erst von einer Hand aus der Mitte des XII. Jahrhunderts eingeschrieben (auf einer leergelassenen Stelle am Ende des 1. Buches der Georgica f. 18a), allein es ist gewiss schon früher entstanden. Das zeigen zunächst die Reime. In den 31 Distichen haben 29 Zeilen gleiche Vokale und gleiche Consonanten (tempestas: aestas), 16 gleiche Vokale aber ungleiche Consonanten (virtutes: reluces) in den beiden Schlusssilben; in 17 Zeilen bindet der Reim nur die letzten Silben (pronas: famulas). Diese Thatsache weist nach dem, was ich in der Abhandlung über die lateinischen Rythmen S. 137—139 dargelegt habe, unser Gedicht in den Schluss des XI. oder in den Anfang des XII. Jahrhunderts. Auf die Romfahrt Heinrich des V. kann dasselbe sich nicht beziehen; denn Heinrich V. hat weder das Gebiet der Gräfin Mathilde mit Feuer und Schwert verwüstet (Vers 33) noch den Lateran besetzt (V. 23).

Heinrich der IV. ist es vielmehr, welcher bei der Heimkehr aus Italien im Sommer 1084 mit diesem Gesange begrüsst wurde. Das zeigt die Vergleichung dessen, was wir von seinem dreijährigen (Vers 13) Aufenthalt in Italien wissen. Für das Jahr 1081 gibt Stumpf (Reichskanzler) die Daten 18. März Regensburg, 14. April Mailand, 4. Juni

Rom, und für 1084: 29. April Rom, 23. Mai Sutri, 17. Juni Verona, 4. Oct. Mainz. Seine Kämpfe mit Mathilde (V. 33—36) schildert Donizo (M. Scr. XII p. 383):

> Sola resistit ei Mathildis filia. Petri,
> Rex exardescens contra quam concitat enses
> Proelia terrores et castris obsidiones.

und die Vita Anselmi c. 20: Heinricus omnem furorem . . in Mathildam convertit, villas incendit, castella diruit.

Dem, was über die Vorgänge in Rom gesagt ist (V. 20—26; V. 9), entsprechen die Notizen bei Ekkehard 'Per legatos Romanorum rogatus, ut pacificus rediret, Romam rediit et ad portam Lateranensem castra ponens omnes dedititios accepit . . 11. Kal. Aprilis multis stipatus cum magna gloria intravit . . Rex cum regina Berhta in sancta dominica paschae imperiali benedictione sublimatus est. ('H. rex patricius Romanorum constituitur' fügt Siegbert hinzu). Die Gesta Trevirorum (Scr. 8 p. 185) enthalten einen Brief, welchen Heinrich (Roma rediens multa ibi caede patrata et papa Gregorio fugato, quo certe nichil in diebus illis celebriori fama ora omnium adimplebat) an den Bischof Dietrich von Verdun schrieb, sich rühmend 'cum decem hominibus in nobis operatus est dominus, quod antecessores nostri si fecissent cum decem milibus, miraculum esset omnibus.' Am Schlusse erklärt er 'Deo favente in festivitate Petri et Pauli (29. Juni) Radisponae erimus.' Die Annales Augustani endlich berichten 'In Italia triennio transacto rex Gregorio septimo fideles ditioni suae subiugavit . . reversus imperator Ratisponam cum omni affectu et honore susceptus est.

Bei der feierlichen Begrüssung des heimkehrenden Siegers wurde Ende Juni 1084 unser Gedicht gesungen. Dasselbe hat durchaus keine lokale Färbung; da es aber in einer Freisinger Handschrift nebst dem nachher zu be-

sprechenden Freisinger Aktenstück eingetragen ist, da ferner der Bischof Meginward damals noch auf der Seite des Kaisers stand, so ist wahrscheinlich dies Gedicht in Freising gedichtet, componirt und dem Kaiser auf der Durchreise nach Regensburg vorgesungen worden.

Bisher unbekannte Thatsachen lernen wir nicht aus diesen Versen, allein sie haben dennoch beträchtlichen Werth. Das Gedicht ist durchweg mit Neumen versehen: wenn die Musiker einmal im Stande sein werden, die Neumen in moderne Noten umzusetzen, so werden sie auch entscheiden können, ob wir es mit einer traditionellen Melodie oder einer neuen Composition zu thun haben; im letzteren Falle würde diese nach Ort und Zeit genau bestimmbare Composition ein wichtiges Denkmal der Musikgeschichte werden.

Der Verfasser dieser Verse scheint mir ein begabter Dichter gewesen zu sein. Er vermeidet es, viele Ereignisse und Namen aufzuführen — es wäre unpoetisch und denen gegenüber, welche All dies erlebt oder vollbracht hatten, mindestens überflüssig gewesen —, allein die Hauptsachen hebt er kräftig und im gewandtesten Stile hervor. Der Charakter des Lobliedes verlangt oder entschuldigt wenigstens einige Uebertreibungen wie V. 20, auch die kirchlichen Fragen werden vorsichtig behandelt (V. 49—60); trefflich aber und für die damalige Stimmung eines guten Theiles der Deutschen sehr bezeichnend ist die helle Freude über die Thatkraft und die Erfolge des Herrschers, welche aus allen Worten des Gedichtes hervorleuchtet. So ist dieses fein ausgeführte Gedicht jedenfalls von Interesse für die Geschichte der Literatur und des Reiches.[1])

---

1) Der Gedankengang ist einfach: Begrüssung des Kaisers 1—18: Lob der Kriegsthaten in Italien 19—36, der Thatkraft des Kaisers 37—48, und der Vortheile, welche er der Kirche schafft, 49—60: also mit merkwürdigem Parallelismus 18 + 18 + 12 + 12 + 2 Verse.

1 Iste dies celebris decet ut sit in omnibus annis,
Cęsar Teutonicam Quo repetit patriam.
3 Cessat tempestas, in Cęsare redditur aestas,
Quę mundum nebulis Eripit et tenebris.
5 Inclyte Cęsar, ave, virtutum lumine clare,
Pax tibi de cęlis Detur, ut ipse velis!
7 Qui regnatorum quasi gemma videris avorum,
Quos satis excellis Laudibus et meritis.
9 Quę tibi, patricio, resonat laus carmine nostro,
Quam non precipuis Exuperes meritis?
11 Nam per virtutes belli pacisque reluces,
Sic ut in ambobus Sis nimis eximius.
13 Hoc factis magnis testatus es his tribus annis,
Junctis perspicuo Viribus ingenio.
15 Hac quia mixtura superabas omnia dura
Consequiturque tuum Jam status arbitrium:
17 Hinc gratare deo, celebri donate trophęo,
Ascribasque sibi, Quę dedit ipse tibi.
19 Quod nulli patrum decus est tibi, domne, paratum,
Lamberet ut plantas Roma superba tuas.
21 Huius tu culmen percussisti quasi fulmen
Ad terramque ruit, Quę caput ante fuit.
23 Et Lateranorum munimina summa virorum
Complesti duro Milite cuncta tuo.
25 Primates Romę subiecti deditione
Te pie placabant, Dum sua colla dabant.
27 Cui fuit ex Carolis ea gloria vel Ludovuicis,
Cui fuit Ottonum Tam speciale bonum?
29 Urbes muratę per plana vel arce locatę
Aut tibi se pronas Prębuerant famulas,
31 Aut, veluti ventus cinerem raptat violentus,
Mox dispergebas, Inclite victor, eas.

33 Regnum Tyrrenę vastasti Pentesileae;
Ipsa bipertitum Pertulit excidium.

35 Uiribus extensis late ruit ignis et ensis,
Quorum dens reliqui Nil faciebat ibi.

37 Uirtutis cotem durum cupis esse laborem,
Quę velut exacuat Te nitidum faciat.

39 Perpendis digne, quod testa coquatur in igne,
Quando laborifera diligis ire via.

41 Gloria venalem vitam facit imperialem,
Quam tu pro dignis Vendere non renuis.

43 Censes virtutem retinere per ardua lucem;
Alter et Alcides Dura sequenda vides.

45 Nempe coęquęvo tibi gaudens turbine sęvo,
Laudas fortunę Munera dura tuę.

47 Quis mentem talem, rogo, quis sic imperialem
Aut habet aut habuit Aut habiturus erit?

49 Ex causis veris Isaac nunc alter haberis:
Nempe laboriferę filius ecclesię.

51 Post spes subductas rediens sibi sera voluptas,
Quę, dum consenuit, Spem sibi te genuit.

53 Hęc bene mutatum gaudet caput esse levatum
A te, domne, sibi. Gratia magna tibi!

55 Te fuerat dignum matri sic esse benignum,
Sic refici voluit, Quę caput indoluit.

57 Nunc quia surrexit, quia te deus ipse revexit,
Te quia lęta videt, Sara secunda viret.

59 Atque reflorebit laudesque deo perhibebit,
Quod tecum regnum Tendat ad ętherium.

61 Hoc pater et natus velit hoc et spiritus almus,
Simplex triplicitas Trinaque simplicitas!

II.

Brief Bischofs Meginward von Freising a. 1085.

Die Blätterlagen der freisinger Serviushandschrift, aus
ich das oben behandelte Gedicht gewonnen habe, sind
verschiedenen Händen geschrieben. Mancher Schreiber
achte weniger Raum als der, welcher ihm das zu
reibende Pensum zutheilte, berechnet hatte, so dass am
le der Blätterlage ein Theil des Blattes leer blieb. In
r solchen leeren Stelle auf Blatt 179b hat eine Hand
der Mitte des XII. Jahrhunderts — nicht dieselbe,
che das Gedicht auf Bl. 18 nachgetragen hatte — fol-
den Brief eingeschrieben:

B. Archipresuli nominis celsitudinem moribus illumi-
ti M. Frisingensium electus et receptus, in omnibus
iter prosperari.

Nostrę necessitas ecclesię compellit nos vos frequenter
care, ut propter deum, qui vos exaltavit in gloriam,
itetis, ne contra voluntatem suam vestram consecrationem
o diucius differatis. Pręsentate vestrę cogitationi Salz-
gensem Frisingensem Pataviensem ecclesiam velut tres
uosas vos circumstare viduas, omnibus malefactorum per-
tionibus dilaceratas, hoc modo necessariam vobiscum
entes querimoniam: 'Usque quo, domine, cum emendare
sis nostram calamitatem, pateris? Jam per octo annos
errimam viduitatem sustinuimus, quia nullo defendente
habuimus quę noluimus, ecclesiasticarum videlicet rerum
asiones clericorum obtruncationes homicidia periuria sacri-
ia, vel non habuimus quę voluimus, clericorum scilicet
inationes ecclesiarum consecrationes chrismatum confec-
nes. Cum vero dominus per prophetam dicat: si non
unciaveris impio, ut avertat se a via sua, sanguinem

eius de manu tua requiram, quid dicturus eris, qui nec ipse ad annunciandum impiis viam suam intras, et intrare desiderantes vetas?' Hoc si vobiscum illę tres miserrimę sorores haberent colloquium, paratum fortassis congruum responsum non haberetis, quia si diceretis 'Bella adhuc nequaquam sopita nos vetant, iuventutis illecebrę nos inpugnant', vobis responderent, quod inter mundanas varietates ibi nostra fixa sint corda, ubi vera sunt gaudia.

Quapropter, domine, cogitate de vobis, ut cogitare etiam possitis de nobis, ne nostrę imponatis fraternitati aliquam de vobis necessitatem conquerendi. Illud evangelicum pensate 'Jugum meum suave est et onus meum leve', cum et propheta dicat 'Bonum est viro cum portaverit iugum ab adolescentia sua.' Quidam ergo operarii Christi vineam sanctam ('videlicet ecclesiam' *spätere Hand am Rand*) ingrediuntur mane hora tercia sexta nona et undecima, sed tamen omnes, quia operarii sunt dicti, ad operandum sunt conducti. Unde, dilectissime domine, qui hora tercia id est in adolescentia ad Christi vineam venistis, in ea laborare non cessetis, ut incomparabilem denarium suscipiatis ad extremum. Tempestivum est etenim, ut vestrę prudentię lucerna ad dirigendos pedes nostros in viam pacis a modo rutilet in ecclesia.

Da der Freisiger Bischof ·M·, welcher diesen Brief schrieb, nur Meginward sein kann, der von 1078—1098 diese Würde bekleidete, so kann der ihm vorgesetzte — also salzburger — Erzbischof B., an welchen das Schreiben ging, nur Bertold sein.

Die Haltung, welche M e g i n w a r d in dem Streite zwischen Kaiser und Pabst beobachtete, war schon Meichelbeck (Historia Frisingensis I p. 278 ff.) unklar und, trotzdem die Notizen jetzt gemehrt sind, ist sie noch nicht völlig klar. Im Oct. 1079 ist Meginward beim Kaiser in Regens-

burg (Mon. Boic. III, 104). Die Beschlüsse der Synode von Brixen 25. Juni 1080, welche Gregor den VII. absetzte, wurden auch von Meginward unterzeichnet: ego Meginwardus Frisingensis episcopus subscripsi. In Quedlinburg verdammten a. 1085 die geistlichen Kirchenfürsten viele kaiserlich gesinnte Erzbischöfe und Bischöfe; unter den Verdammten befindet sich Meginward nicht. Aber unter den Unterzeichnern der Beschlüsse, welche die kaiserlichen Kirchenfürsten zu Mainz im Mai 1085 fassten, kommt vor Meginardus Fruxinensis, d. h. wohl Meginwardus Frisingensis.

Aber im Frühjahr 1086 hat Meginward die Partei gewechselt. Die Annales Augustani berichten nemlich, der Zug Heinrichs nach Sachsen in den ersten Monaten des Jahres 1086 sei besonders durch die Ränke einiger Herren in seinem Heere, die wir später noch näher kennen lernen werden, unglücklich ausgefallen; dann fahren sie weiter 'Imperatore in Pauwariam reverso coniurationis suae assumptis fautoribus Frisingam seducto cum dolis episcopo in paschali sollemnitate occupant . . Fridericus Alemanniae dux . . Frisingam (so besserte Giesebrecht das Frid der Handschrift) civitatem, licet frustra, receperunt. Nam adversarii . . civitatem ad deditionem coegerunt et episcopum cum iuramento sibi associaverunt. So ist es nicht zu wundern, dass Heinrichs heftigster Gegner, der salzburger Erzbischof Gebhard, im Jahre 1086 (oder 1087 vgl. Giesebrecht III, S. 1170, 4. Aufl.) wieder in sein Bisthum zurückgeführt wurde 'concomitantibus se episcopis, Pataviensi scilicet Altmanno et Meginwardo Frisingensi.' (Vita Gebehardi, Script. 11, 26). Wie lange er zum Pabste hielt, ist nicht sicher. Die Chronik Bernolds (Script. 5, 449) gibt zum Jahre 1089 'In Teutonicis partibus quatuor episcopi in catholica communione perstiterunt, Wirceburgensis videlicet, Pataviensis, Wormatiensis, Constantiensis, set et

Metensis episcopus,[1]) quorum confortamento reliqui catholici scismaticis a principio restiterunt. Darnach war Meginward damals schon zu den Anhängern des Kaisers zurückgekehrt. Derselbe Bernold bemerkt nun zum Jahre 1090 'In Baioaria fideles S. Petri iam adeo contra scismaticos invaluerunt, ut in Salzburgensi episcopatu catholicum ordinarent archiepiscopum, quem statim religiosissimus Pataviensis episcopus et Urbani papae legatus cum Wirceburgensi et Frisingensi episcopis sollemniter consecrant.' Hätte Bernold unter diesem Freisinger Bischof den Meginward verstanden, wie man allgemein annimmt, dann widerspräche diese Angabe der oben zu 1089 angeführten. Den richtigen Weg zeigen uns vielleicht die Annales S. Stephani Frising. (Script. 13, 52) 'a. 1090 Meginwardo et Herimanno pro episcopatu altercantibus.' Dieser sonst völlig unbekannte Hermann wird wohl von Bernold unter dem episcopus Frisingensis verstanden: er wäre also ein von der päbstlichen Partei aufgestellter Gegenbischof gewesen.

Vom Jahre 1093 an steht Meginward sicherlich auf der Seite des Kaisers. Denn in zwei Schenkungsurkunden Heinrich des IV., von Pavia 12. Mai 1093 datirt, erscheint er als Zeuge, und die Annales S. Stephani, welche zu 1095 berichten 'Meginwardus abstulit Erchangero abbatiam', berichten dann zum Jahre 1097 'Heinricus imperator reversus ab Italia reimpetravit Erchangero abbatiam.'

Berthold dagegen war stets ein Werkzeug des Kaisers und der Feind der päbstlichen Partei. Das Chron. Gurc. (Script. 23, 8) nennt ihn 'Pertoldus, qui a vulgo Prunzagel dictus est, oriundus de Mosburch' und die Vita Chunradi bemerkt 'De Mosburch hunc fuisse fratrem nobilissimi prin-

1) 'Cum quibusdam Saxonicis episcopis' ergänzt das unten zu erwähnende Annalenfragment.

cipis Purchardi nomine accepimus.'[1]) Wenn die Annales S. Rudberti (Scr. 9, 774) berichten zu 1075 Perhtoldus . . sedem occupat Nonis Mai, so ist wahrscheinlich nur das Jahr, unter dem diese Notiz eingetragen wurde, falsch (LXXV statt LXXXV), dagegen der Tag richtig. Denn das von mir gefundene, dann von Giesebrecht (Kaiserzeit IV, 2. Aufl., S. 513—528) und in den Monumenta (Script. 13, 48) veröffentlichte Bruchstück bairischer Annalen berichtet, dass der Kaiser eine Synode nach Mainz 'post 14 dies paschalis festi' also auf den 19. April, angesagt, dort die feindseligen Bischöfe abgesetzt und deren Würden ihm ergebenen Geistlichen verliehen habe. Da nun der obige Brief offenbar noch in die Anfangszeit von Bertholds Regierung fällt, Meginward aber Ostern 1086 zur päbstlichen Partei übertrat, so muss er zwischen Mai 1085 und Ostern 1086 geschrieben sein.

Wenn wir an der Hand des eben erwähnten Annalenfragmentes uns die Vorgänge der zweiten Hälfte des Jahres 1085 vergegenwärtigen,[2]) werden wir dem Schreiben seine bestimmte Stelle anweisen können.

Im Sommer zog Heinrich nach Sachsen, musste aber nach einigen Monaten fliehen und ging nach Franken, um

1) Lazius, De aliquot gentium migrat. 1572 p. 394 sagt 'Comites a Mosburg, qui templi Salisburgensis fuerant advocati, ex veteri praerogativa.' Dann 'Burchardus II, primi filius, ex Gertrude tulit Burchardum III et Albertum quem Henrichus IV in bello intestino, Welphone Boiariae duce ad partes papae et hostium deficiente, inferioris Boiariae praesidem creaverat.' (Vgl. Heinrich, Die Grafen von Moosburg in Verhandl. d. hist. Vereins f. Niederbayern, 17, S. 93). Wenn diese Angabe wirklich wahr ist, so war die Ernennung Bertholds um so bedeutungsvoller; an der Spitze der geistlichen und weltlichen Anhänger des Kaisers wären zwei Brüder gestanden.

2) Vgl. Giesebrecht Kaiserzeit III, 4. Aufl. S. 611 u. 1170. IV, 2. Aufl. S. 518. Riezler Gesch. Baierns I, 549.

dort einen neuen Zug nach Sachsen vorzubereiten. Unterdessen hatte der neue Erzbischof Bertold Unruhen hervorgerufen, welche die ganze kaiserliche Partei in Sorge versetzten. Graf Engelbert von Sponheim hatte früher, wir wissen nicht warum, Bertolds Bruder getödet und ihn selbst in strenger Gefangenschaft gehalten, bis Heinrich,[1]) damals noch König, sie ausgelöst hatte. Bertold benützte desshalb die neue Macht zur Rache und verwüstete Engelberts Besitzungen in Kärnten weit und breit. Engelbert dagegen rückte gegen Salzburg und eroberte die Stadt mit der Umgegend, nur nicht die Veste, welche die Anhänger Bertolds glücklich vertheidigten. So war der Erzbischof lange Zeit von Salzburg ausgeschlossen. Der Kaiser schickte aus Franken Unterhändler, allein die Erbitterung der Streitenden war zu heftig: weder der Graf noch der Erzbischof wollten sich fügen. In diese Zeit, also etwa in den Oktober 1085, muss unser Brief fallen, in welchem Bischof Meginward seinen Erzbischof mahnt, er solle das Feuer seiner Jugend bezähmen, den Kämpfen entsagen und sich consekriren lassen, damit die Diöcesen Salzburg, Freising und Passau nach 8 jährigen Verwirrungen — im Jahre 1077 war Gebhard geflohen — endlich wieder zu geordneten Zuständen kämen. Um aber in den Sitz seines Erzbisthums und zur Consekration gelangen zu können, musste Bertold von Engelberts Besitzungen in Kärnten ablassen und mit Engelbert sich abfinden. Bertold scheint anfänglich auf die Bitten des Bischofs ebenso wenig geachtet zu haben wie auf den Befehl des Kaisers. Heinrich sah seine Entwürfe gegen Sachsen durch diesen ärgerlichen Streit empfindlich gestört, desshalb schlug er, als die Versöhnungsversuche nichts fruchteten, einen andern Weg ein. Er gab dem Grafen

---

1) In den Monumenta ist das H. der Hdschr. in Herman statt in Heinricus aufgelöst, ich weiss nicht wesshalb.

Recht.[1]) Jetzt musste Bertold entweder seinen eigenen Schutzherrn bekämpfen oder nachgeben. Es ist natürlich, dass er nachgab. Als Anfangs November Heinrich nach Regensburg kam, fand unter den übrigen weltlichen und geistlichen Herren auch Engelbert sich dort ein und leistete Mitte Januar 1086 die verlangte Heeresfolge nach Sachsen. Die Annales Augustani bemerken 'imperator . . Saxones . . resistentes ad pactionem conpulisset, nisi quorundam sequacium suorum fraudulentia clandestina impedisset; qui etiam statim in Pauariam eo reverso . . Frisingam . . in paschali sollemnitate occupant.' Giesebrecht bezieht (IV. S. 518 2. Aufl.) diese Worte besonders auf Engelbert; auch der zerstörte Schluss des Annalenfragmentes scheint darauf zu deuten. Denn dass Engelbert zu den Feinden des Kaisers überging, beweist die Nachricht der Vita Gebhardi (Script. 11, 26) 'Gebhardus nono exulationis anno (1086 oder 1087) ab E n g i l p e r t o c o m i t e et ab aliis quibusdam ecclesiae suae militibus, etiam a compluribus servitoribus suis reductus est in episcopium suum.' Der Weg, auf dem er dazu kam, ist schon aus dem Vorausgehenden klar. Der Streit mit Bertold brach wieder aus, Engelbert wurde das Haupt von dessen Gegnern, machte gemeinsame Sache mit Gebhard und wurde so auch der Feind des Kaisers. Dasselbe scheint auch das Bruchstück der Annalen zu berichten. Denn in den Worten desselben: (Caesar presidi) beneficia augens illum fideliter se adiuvare in adversis rebus credidit. Ceterum ille, qui Perhtoldum super se dominum constituit, nimis ei infidelis postea fuit, glaube ich in der Hschr. quō d. h. quoniam statt qui lesen zu können. Aus Hass gegen Bertold wurde Engelbert ein Gegner des Kaisers.

---

2) Culpasque presidis dissimulando eum laudabat, quia presidem exercitui contra Saxones aggregari . . (spe)rabat, so lese und ergänze ich; bisher wird quia statt et gelesen und aggregari (impe)rabat ergänzt.

Aus unserm Briefe lernen wir endlich, dass Bertold jung war, als Heinrich ihn zum Erzbischof ernannte. So wird die Erzählung von seinen spätern Schicksalen verständlich. Die Vita Chunradi archiepiscopi berichtet (Script. 11, 67): Permansit Perhtoldus persequens ecclesiam Salzpurgensem usque ad tempora Chuonradi archiepiscopi (1106—1147), a quo excommunicatus in tantam decidit iniuriam, ut cum duobus clericis miseram vitam ducens Mosburch christiana communione careret annis ferme triginta, uno predictorum clericorum in fine vitae penitentiam desiderante et absoluto, altero impenitente et in excommunicatione mortuo. Sane ipse Perhtoldus imminente sibi iam termino vitae per abbatem Seunensem Guntherum penitentiam offerens reconciliari ecclesiae petiit iussuque archiepiscopi ab eodem abbate communioni restitutus vix duabus septimanis supervixit. Die hier erwähnten 30 Jahre hat man auf die Zeit von 1075, dem irrthümlich angenommenen Jahre der Erhebung Bertolds zum Erzbischof, bis 1106 bezogen. Sie sind aber offenbar so zu verstehen, dass Bertold nach Conrads Erhebung zum Erzbischof noch 30 Jahre lang, also etwa 1106—1136, wenig beachtet in seiner Heimath Mosburg lebte und durch den Seeoner Abt Gunther, der 1139 in einer Urkunde (M. Boic. II, 129) erscheint, vom Banne freigesprochen wurde. Da von 1085—1136 51 Jahre verflossen sind, so ergibt sich mit Benützung der Angabe unseres Briefes, Bertold sei als adolescens Erzbischof geworden, für ihn eine zwar hohe, aber nicht unglaubliche Zahl von Lebensjahren.

III.
Ein Labyrinth mit Versen.
(Mit einer Tafel.)

Wie schon Schmeller bemerkt hat, findet sich in der oben benützten münchner Handschrift no. 6394 auf der Rückseite des Blattes 164, am Ende einer Blätterlage eine Zeichnung mit Versen. Da dieselben fast erloschen waren, so habe ich, um sie vor dem Untergang zu bewahren, nicht ohne beträchtliche Mühe sie abgeschrieben. Die Verse 1—11 stehen an Rändern der Figur, das Distichon im Innern bei einer gänzlich erloschenen Figur.

Quid notet intextus septemplex hic Laborinthus
Et vafer illius conditor atque reclusus,
3 Vt sapiant pueri, vos dicite mysteriarchi.
Nos effutimus, quid et interea sapia[mus].
5 * Vers 5 und Anfang von 6 ist weggeschnitten.
* *s est zabulus, cui mundus erat Laborinthus
7 . . .[1]) in hoc morsum secluserat ut Minotaurum.
Mundo subiectos huic destinat atque vorandos,
9 Donec ad hunc Theseus transmittitur ut patre Christus,
Hunc deitatis ope superans ut hic Ariadnae.
11 Vera decet falsis seiungere, sacra profanis.

Ecce Minotaurus vorat omnes, quos Laborinthus
Implicat: Infernum hic notat, hic zabulum.

Der Dichter sagt ausdrücklich, er wolle sich auf die Deutung einiger Stücke beschränken, dass nemlich das

1) Die 4 bis 6 ersten Buchstaben von V. 7 konnte ich nicht mehr lesen.

Labyrinth mit dem Minotaurus der Welt entspräche, in welcher der Teufel die Menschen erbeutete, bis Christus mit Gottes Hilfe ihn bezwang, wie Theseus mit Ariadnens Hilfe den Minotaur. Dagegen die sieben Gänge seines Labyrinthes und den sinnreichen Erbauer desselben allegorisch auszudeuten, das überlässt unser Dichter weiseren Meistern, den Mysteriarchi, wie er sie mit Umformung dieses von Prudentius gebrauchten Wortes nennt. Wenn ich auch auf solche allegorische Deutungen verzichte, so lohnt es sich doch, seine Figur des Labyrinthes näher zu untersuchen. Diese Figur, welche den Durchmesser von 22 Centimeter hat, besteht aus 8 concentrischen Kreisen, deren Enden in der Weise bald verbunden, bald nicht verbunden sind, dass 7 Gänge entstehen, welche man sämmtlich durchgehen muss, bis man in das Innerste gelangt, wo der Minotaurus sich befindet. Ziehen wir, dem Weg des einwärts Wandernden entsprechend, durch diese Gänge eine Linie, so vertreten jene Kreise die Gangwände des Labyrinths, diese fortlaufende Linie den Ariadnefaden.

Werden nun aber diese Kreise gestreckt, so wird Manches klar: der Ariadnefaden gibt genau zwei regelmässige Windungen einer einfachen Maeanderform, deren horizontale Linien alle verlängert sind; unsere Figur gibt also genau die in Kreisform umgebogenen Linien, welche zwei Maeanderwindungen einschliessen.[1])

Wie geht es zu, dass gerade Maeanderwindungen als Grundplan des Labyrinthes gewählt wurden? Unser Dichter hat seine Figur nicht selbst erfunden, da er ausdrücklich darauf verzichtet, ihre Construction zu deuten. Da läge es nahe, an jene Verse des Ovid zu denken, mit denen er das Labyrinth schildert (Metam. 8, 162):

---

1) Vgl. Fig. 3.

Non secus ac liquidus Phrygiis Maeandros in arvis
Ludit et ambiguo lapsu refluitque fluitque
Occurrensque sibi venturas aspicit undas
Et nunc ad fontes nunc in mare versus apertum
Incertas exercet aquas: ita Daedalus implet
Innumeras errore vias vixque ipse reverti
Ad limen potuit; tanta est fallacia tecti.

Man könnte nun vermuthen, ein sinnreicher Kopf des Mittelalters sei durch die ovidianische Vergleichung des Labyrinthes mit dem Maeanderflusse angeregt worden, den Grundplan des Labyrinthes nach den Windungen des Maeanderornamentes zu construiren und, indem er um zwei Windungen Linien zog, gleich den Seitenmauern oder Gangwänden um den Weg, dann alle horizontalen Linien zu Kreisen umbog, sei unsere Figur entstanden.

Doch dem ist nicht so. Wir haben nur ein Glied einer langen Kette gefasst, welche ebenso weit in das Alterthum hinauf als zu uns herabgeht. Für die Geschichte des Ornamentes und der geometrischen Spiele ist es von ziemlichem Interesse, diese Entwicklung der Labyrinthdarstellungen näher darzulegen.[1])

Das Labyrinth auf den Münzen von Knossos.

Ueber das egyptische Labyrinth ist weder aus den Stellen der Alten noch aus den Ueberresten Sicheres zu erkennen; vgl. die von Bähr zu Herodot II, 148 angeführten Schriften und Lepsius, Denkmäler Abth. I Taf. 46. 48. Forchhammer, Daduchos S. 117—126, erklärt das egyptische

1) Schon H. F. Massmann hat in seinem Schriftchen 'Wunderkreis und Irrgarten. Für Turnplätze und Gartenanlagen', Leipzig, Basse, 1844, Beiträge zur Geschichte der Labyrinthdarstellungen gegeben, die Darstellungen selbst aber fast nur auf ihren Zusammenhang mit der Construction des Wunderkreises in den Turnschulen geprüft.

Labyrinth für einen sehr umfangreichen Wasserbehälter zur Aufnahme und Bewahrung des Wassers, der jährlich durch den Canal aus dem Nil gefüllt wurde. Berühmter war im klassischen Alterthum das Labyrinth, welches Daedalus auf Kreta angelegt haben soll. Nun zeigen Münzen von Knossos aus dem 5. Jahrhundert vor Christus in der Mitte eine Art Stern und an jeder der 4 Seiten desselben eine einzelne einfache Maeanderwindung.[1]) Dagegen ist auf den Münzen der Stadt Knossos vom Anfang des 4. Jahrhunderts bis herein in die Kaiserzeit[2]) eine andere künstlichere Figur geprägt. Die Figur ist auf den meisten Münzen viereckig, auf wenigen rund, während die Construction derselben stets genau die nemliche ist: ein neuer Beweis für jene Wahrnehmung, die wir auch später machen werden, dass die Bildung neuer linearer Ornamente sehr oft so vor

---

1) Mehrere derartige und ähnliche Typen hat Massmann Taf. I, H. 2—6 nach Münzen der Berliner Sammlung abgebildet.

2) Eine Münze 'C. I. N. C. Tête d'Auguste nue, à droite. Rev. C. Petronio. M. Antonio. Ex. D. D. II. Vir. Labyrinthe AE., welche Florez Medallas . . de España I pl. 16, 7 abgebildet hat, setzen Florez und Mionnet I p. 36 no. 259 nach Carthago nova. Allein Leake, A Supplement to Numismata Hellenica S. 158, setzte das ihm bekannte unvollständige Exemplar wohl mit Recht nach Knossos und versteht unter C. I. N. 'Caesar Julii Nepos'; vgl. noch Heiss, Description d. monn. ant. d'Espagne p. 275. — Beispiele des *viereckigen* Typus gibt Massmann auf Taf. I, und zwar J nach Montfaucon, J 2—5 (L 1. 2?) nach Berliner Münzen, wobei jedoch in no. 4 u. 5 die Darstellung des Lab. vereinfacht und verdorben ist; ich gebe in Figur 1 die Nachbildung einer münchner Münze, deren Abguss ich der Güte des H. Prof. v. Brunn verdanke; derselbe hat mich hingewiesen auf die schönen Photographien ähnlicher Münzen in 'Coins of the Ancients (in the Brit. Museum). Barclay V. Head', 2. edit. 1881 pl. 23, 39 u. 56, 28. Eine Abbildung des *runden* Typus gab Massmann Taf. I, E, 2; ich gebe in Figur 2 die Nachbildung einer Londoner Münze, (photogr. bei Barclay V. Head pl. 56, 29), nach einem Abguss, den ich den HH. Brunn und Gardner in London verdanke.

sich ging, dass man runde Figuren in Vierecke, Sechsecke, Achtecke u. s. w. oder umgekehrt Vielecke in Kreise umsetzte. Auch diese Figur besteht eigentlich aus 2 Maeanderwindungen, einer liegenden und einer stehenden, welche in die Länge gezogen, dann in Vierecke gebrochen oder in Kreise gebogen sind, so dass, wie in der Freisinger Figur, 7 Gänge entstehen, durch welche man das Innere der Figur vollständig durchwandert und endlich in das Innerste gelangt. Die Construction auf den knossischen Münzen hat ein besonderes Merkmal: die inneren Maeanderzungen liegen in gleicher Höhe und die Linien, welche die beiden Maeanderwindungen trennen, schneiden sich mit der Axe der Figur in der Form des Kreuzes. Dadurch hat aber die Figur auf der Seite des Eingangs aussen einen Gang weniger, so dass dieselbe weder ein regelmässiges Viereck noch einen regelmässigen Kreis bildet. Diese Figur wurde von den Numismatikern von jeher als Typus des Labyrinthes angesehen. Den inschriftlichen Beweis hiefür liefert eine Wand in Pompeji. Dort ist mit der Beischrift 'Labyrinthus. hic habitat Minotaurus' eine Figur eingeritzt, welche der viereckigen Labyrinthdarstellung auf den knossischen Münzen so genau entspricht, dass man einen Strich, der in der einen Publikation (Corpus Inscript. lat. IV no. 2331 tab. 38, 1) weggelassen ist, nach den knossischen Münzen ergänzen könnte, wenn er nicht schon in dem andern Facsimile (Niccolini, Case di Pompei, Casa di Lucrezio tav. 1) richtig erhalten wäre.

So viel lernen wir aus den knossischen Münzen, dass zur bildlichen Darstellung des Labyrinthes schon in früher Zeit künstlich verschlungene Maeanderornamente[1]) benützt wur-

1) Auf den Münzen von Städten, welche am Maeanderflusse liegen, z. B. von Apamea, glaubte man auch Labyrinthe zu sehen. Doch sind dies nur einfache Maeanderornamente, welche den Beinamen der Städte ad Maeandrum versinnbildlichen. Da dies nur geschehen konnte, wenn der Name für das Ornament schon ganz gebräuchlich war, so gewinnen

den, dass also Ovid, wenn er den Grundplan des Labyrinths mit dem Maeanderstrome vergleicht, Gegebenes benützt hat.

Plutarch, Theseus cap. 21, berichtet von Theseus: *Ἐκ τῆς Κρήτης ἀποπλέων εἰς Δῆλον κατέσχε καὶ . . ἐχόρευσε μετὰ τῶν ἠϊθέων χορείαν, ἣν ἔτι νῦν Δηλίους ἐπιτελεῖν λέγουσι, μίμημα τῶν ἐν τῷ Λαβυρίνθῳ περιόδων καὶ διεξόδων ἔν τινι ῥυθμῷ περιελίξεις καὶ ἀνελίξεις ἔχοντι γιγνομένην. Καλεῖται δὲ τὸ γένος τοῦτο τῆς χορείας ὑπὸ Δηλίων γέρανος, ὡς ἱστορεῖ Δικαίαρχος.* Und Pollux IV, 101: *Τὴν γέρανον κατὰ πλῆθος ὠρχοῦντο ἕκαστος ὑφ' ἑκάστῳ κατὰ στοῖχον* (*στίχον* vulg.), *τὰ ἄκρα ἑκατέρωθεν τῶν ἡγεμόνων ἐχόντων, τῶν περὶ Θησέα πρῶτον περὶ τὸν Δήλιον βωμὸν ἀπομιμησαμένων τὴν ἀπὸ τοῦ λαβυρίνθου ἔξοδον.* Dieser Tanz, den Lucian veraltet nennt, wurde demnach von 2 Reihen ausgeführt, welche, wie wir sagen, im Gänsemarsch schritten zur Nachahmung der Art und Weise, wie von den Genossen des Theseus der Eine sich am Rücken des Andern hielt. Der Führer jeder Reihe hiess *γερανουλκός*. Die prächtige Françoisvase, welche in den Mon. d. Inst. IV, 1848, tav. 56 veröffentlicht ist, gibt uns hievon ein gutes Bild: voran schreitet Theseus, es folgt abwechselnd ein Jüngling und ein Mädchen, von denen immer der Vorangehende eine Hand des Folgenden fasst. Das Schema der Tanzfiguren kann dem Schema der knossischen Labyrinthdarstellungen verwandt gewesen sein. Wahrscheinlich stand dieser Tanz in Berührung mit dem zu erwähnenden Spiele der römischen Knaben.

---

wir hier eine Bereicherung unserer Lexikographie. Denn bis jetzt wir[illegible] der Gebrauch von Maeandros für das Ornament erst aus Ciceros Ze[illegible] belegt. Interessant ist zu sehen, wie auf den Typen einiger Städte d[illegible] einzelnen Maeanderwindungen in die Länge gezogen sind; vgl. die v[illegible] Magnesia und besonders die von Priene und Myus, in denen diese v[illegible] längerten Maeanderwindungen am runden Rande hingezogen sind.

Andere antike Labyrinthdarstellungen.

Plinius schreibt 36, 85 Daedalus fecit labyrinthum in Creta, (qui) itinerum ambages occursusque ac recursus inexplicabiles continet, non ut in pavimentis puerorumve ludicris campestribus videmus brevi lacinia milia passuum plura ambulationis continentem. Hiernach waren also Labyrinthconstructionen in den Fussböden und auf den Spielplätzen der Knaben etwas Gewöhnliches. Von dem Knabenspiel wissen wir nichts Näheres, von Mosaiklabyrinthen haben sich aus der Kaiserzeit mehrere schöne Exemplare erhalten.

Um die weitere Entwicklung der Labyrinthdarstellungen zu begreifen, müssen wir einige Mängel der bisher betrachteten Constructionen betrachten. Die knossischen Münzen zeigen eine auch äusserlich nicht ganz regelmässige Figur; aber auch wenn die Kreuzung der Linien, welche die beiden Maeanderwindungen scheiden, aufgegeben, die Maeanderungen auf der einen Seite um einen Gang höher gerückt und so regelmässige Vierecke oder Kreise hergestellt würden, wie dies in dem freisinger Labyrinth der Fall ist, wären die Figuren für Mosaik nicht zu brauchen. Denn alle Wendungen der Gänge und alle Enden der Gangwände liegen links und rechts der Achse, in allen übrigen Theilen der Figur sieht man nur die parallel laufenden Gänge. So ist diese Gattung von Labyrinthdarstellungen, welche ich die einachsigen nenne, im Innern durchaus unharmonisch anzusehen. Aber für grosse Ornamente braucht man Figuren, die nach allen Seiten gleichmässig gebildet sind. Die geschickten Techniker der Alten halfen sich leicht: sie theilten die Figur in 4 oder 8 Keile, (vier- oder achtachsige Labyrinthe). Endlich war es natürlich, dass in der Mitte des Labyrinthes der Minotaur dargestellt wurde. Auf den Münzen war dies nicht möglich, dagegen ist im Centrum fast aller

übrigen Darstellungen, auch der freisinger, ein Raum für denselben ausgespart.

1) Das Salzburger Mosaik, 1815 gefunden und in den 'Juvaviensischen Antiken' des Kurz von Goldenstein 1815 Taf. III veröffentlicht; vgl. O. Jahn, Archäol. Beiträge S. 268. Das etwa 8 Fuss breite, viereckige Labyrinth ist aus 13 Gängen gebildet und in 4 Keile zerlegt. Der Weg durchläuft in jedem Keile 3 vollständige Maeanderwindungen zu je 4 Gängen und läuft dann erst in den nächsten Keil hinüber. Im Innern ist Theseus und der stierköpfige Minotaurus dargestellt.

2) Ein zu Aventicum (Avenches in der Schweiz) gefundenes und von Bursian in den Mittheilungen d. antiquar. Gesellschaft zu Zürich XVI, I, Taf. 29 veröffentlichtes Mosaik zeigt ein rundes, von vielen Zinnen und 4 Thürmen umgebenes Labyrinth von 9 Gängen mit Theseus und dem stierköpfigen Minotaur in dem Innern: es zerfällt in 8 Keile, deren jeden der Weg in einfachen Schlangenwindungen gänzlich durchläuft, ehe er in den nächsten Keil hinüberläuft.

3) Ein bei Bosséaz im Canton Waadt 1845 entdecktes, jetzt verschwundenes Mosaik wird bei O. Jahn, Archäolog. Beiträge S. 271, so beschrieben 'Das 15 F. 4 Z. lange, 11 F. 5 Z. breite Mosaik stellt in der Mitte das mit 16 thurmartigen Eingängen versehene Labyrinth durch mehrere im Viereck umherlaufende parallele Gänge dar, in demselben Theseus und Minotaur, dessen Kopf allein noch erhalten ist.'

4) Bei Orléansville in Afrika wurden in einer Kirche, welche 324 gegründet und in welcher 475 der h. Reparatus bestattet worden ist, verschiedene Mosaiken gefunden, die dann Prévost in der Revue archéol. IV p. 664 u. 800 und pl. 78 veröffentlichte. An der Seite des Schiffes liegt ein viereckiges Labyrinth von 11 Gängen, das in 4 Keile zerfällt. Auch hier durchläuft der Weg zuerst vollständig einen Keil, ehe er in den andern tritt, aber in doppelten

Schlangenwindungen, so dass er in dem 1, 3, 5, 7. Gange hinein, in dem 6, 4, 2. Gange herausläuft. In der Mitte des Labyrinthes findet sich ein Buchstabenspiel, das die Worte Sancta eclesia gibt. Dieses Buchstabenspiel hat keinen tieferen Zusammenhang mit der Labyrinthdarstellung, da an einem andern Platze der Kirche die Worte Marinus sacerdos durch das gleiche Buchstabenspiel, aber in ganz anderer Umrahmung gegeben sind; (vgl. Corpus Inscr. Lat. VIII no. 9708—9711). Dies ist für uns die erste Labyrinthdarstellung, welche nur als Ornament dient.

Wir haben also im klassischen Alterthum gefunden: 1) die einachsigen Labyrinthe, viereckig oder rund zu 7 Gängen, auf den knossischen Münzen und der Wand in Pompeji; 2) das vierachsige Labyrinth im salzburger Mosaik, viereckig und zu 13 Gängen; 3) das vierachsige Lab. zu Orléansville, viereckig zu 11 Gängen; 4) das achtachsige Lab. zu Aventicum, rund zu 9 Gängen; 5) das viereckige Lab. von Bosséaz, von dessen Construction Näheres nicht bekannt ist.

Die mittelalterlichen Darstellungen des Labyrinths.

Die mittelalterlichen Labyrinthe sind entweder ein- oder vierachsige; die einachsigen sind alle, von den vierachsigen die meisten rund; die einachsigen haben 7 oder 11 Gänge, die vierachsigen zumeist 11, nur einige haben weniger als 11 Gänge; besonders ist zu beachten, ob und wie Theseus und Minotaurus im Innern des Labyrinths dargestellt sind.

I. Die einfachste Form ist die oben beschriebene zu 7 Gängen, wie sie die Freisinger Handschrift zeigt (Figur 3); die Gänge folgen von aussen gezählt sich in dieser Reihe: 3. 2. 1. 4. 7. 6. 5.

I, a. Das älteste Beispiel dieser Form ist für uns in der Handschrift von S. Gallen 878 S. 277 erhalten.

Dort ist, nach der gütigen Mittheilung des Stiftsbibliothekars P. Idtensohn, die Figur mit dem Durchmesser von 9 Cent. von einer Hand saec. IX gezeichnet und im Innern geschrieben 'domus'; oben sind links und rechts erloschene Schriftzüge; links ist zur Noth noch zu lesen 'domus', der Rest ist durch Reagentien unleserlich gemacht. Da aber Massmann, welcher diese Figur Taf. 1, E, 1 abbildete, ausdrücklich die Beischrift 'domus Dedali' angibt, so war ohne Zweifel zu seiner Zeit diese Beischrift noch leserlich. Später werden wir die altfranzösische und isländische Uebersetzung dieses Namens kennen lernen.

I, b. Das zweite Beispiel dieser Form findet sich ebenfalls in S. Gallen in der notkerschen altdeutschen Uebersetzung der Consolatio philos. (zu III, Prosa XII) des Boetius, cod. 825 S. 177, abgebildet in den Ausgaben des Notker (Graff S. 165, Hattemer III. S. 155, Piper I. S. 218). Die im saec. X/XI gezeichnete Figur bietet nichts Besonderes; interessanter sind für uns die Worte des Boetius, welche durch dieselbe illustrirt werden: Ludis me, texens rationibus inextricabilem laborinthum [1]) (sô fernuúndenen laborinthum uuórchendo), quae nunc quidem qua egrediaris introeas, nunc vero qua introieris egrediaris. (sô îz in laborintho féret, únde sô du hier séhen máht). P. Piper hat, wie er mir mittheilt, diese Zeichnung in andern Handschriften nicht gefunden.

I, c. Unsere Freisinger Figur, deren Gangwände durch 2 mit vielen kleinen Querstrichen ausgefüllte Linien gebildet sind, bietet nichts Bemerkenswerthes, als dass nach dem Zeugniss der Verse im Innern Minotaurus dargestellt war. Jetzt ist diese Zeichnung gänzlich verwischt; nur glaubte ich noch am Boden die gekrümmten Vorderbeine eines liegenden Stieres zu erkennen.

---

1) Im Mittelalter stets laborinthus = labor intus.

I, d. Als ich Herrn Grünbaum über Labyrinthe als
nderspiel befragte, erzählte er mir, in seiner Jugend habe
solche Figuren gezeichnet und sie hätten damals die
ιuern der Stadt J e r i c h o geheissen. Um so mehr er-
ιunte ich, als ich die schon von Eiselen und dann von
ιssmann (Taf. I, D) veröffentlichte (siehe Fig. 4) Zeichnung
r Münchner Handschrift 14731 Bl. 83 a fand[1]) und dabei
n schon im XII. Jahrhundert geschriebenen Vers:

Urbs Jericho lunae fuit assimilata figurae.

h. die Stadt Jericho hatte mondähnliche Form. Dieser,
f alten Auslegungen des Hieronymus und Isidor (Jericho
r interpretationem luna dicitur) beruhenden Deutung zu
be ist in der Construction eine wichtige Veränderung vor-
nommen: Die sonst in der Zeichnung festgehaltene Achse
nicht mehr sichtbar, die beiden äusseren Maeanderzungen
t den sie umlaufenden Gängen sind weit von einander
rückt und, während sonst die Spitzen des breiteren
sseren und des gegenüber liegenden breiteren inneren Um-
ιfes sich berührten, sind sie ebenfalls weit von einander
rückt und durch eine langgezogene Hilfslinie verbunden.
edurch war Anlass geboten zum Gedanken, diese Hilfs-
ie wegzulassen, wodurch der Anstoss zu wichtigen Um-
dungen der ganzen Figur gegeben wurde. Bemerkens-
rth ist, dass in dieser Figur das durch ein Ornament
zeichnete Innere noch mit dem Mittelpunkt der Kreise
sammenfällt.

Die Figur zu 7 Gängen ist ziemlich einfach; nahe lag
: Versuch, dieselbe zu erweitern. Dies konnte auf ver-
ιiedene Weise geschehen, indem man entweder die Zahl
r Windungen auf 3 oder mehr erhöhte (II) oder inner-
lb der ursprünglichen zwei Windungen die Zahl der

---

1) Die Gangwände der 13 Centim. breiten Figur sind durch breite
he, mit Grün schattirte, Streifen gebildet.

Zungen (IV) oder der darum gelegten Gänge (III) vermehrte.

II. Die einfachste Erweiterung geschah, indem eine 3. Windung zugesetzt wurde. Da jede Windung 3 Gänge und 2 Zungen und die Verbindung einer Windung mit der anstossenden je einen Gang beansprucht, so ergeben sich 3 + 1 + 3 + 1 + 3 = 11 Gänge, die von aussen nach innen gezählt sich so folgen: 3. 2. 1; 4; 7. 6. 5; 8; 11. 10. 9, und im Ganzen 6 Zungen.

II, a) Das bis jetzt älteste Beispiel dieser Form bietet das erste Blatt der Wiener Otfried-Handschrift (nr. 2687) aus dem 9. Jahrh.; vgl. Pipers Einl. S. 46 u. Bericht. S. VII; Erdmann S. I. Eine Durchzeichnung der schon von Massmann, Taf. I. F. veröffentlichten Figur verdanke ich der Güte des Herrn P. Piper. Die Figur hat 18 Centim. im Durchmesser. Die Gangwände sind durch breite Streifen von abwechselnd gelber, grüner und rother Farbe gebildet. Im Innern steht schwarz geschrieben PAS, Buchstaben, die ich noch nicht deuten kann.

II, b) Das zweite, sonderbarer Weise von Massmann nicht erwähnte, Beispiel dieser Form findet sich in der münchner Handschrift 14731 auf der Rückseite von Bl. 82 als Gegenstück zu der erwähnten (I, d) Darstellung der Stadt Jericho, die auf der Vorderseite von Bl. 83 steht. Die Gangwände der 13 Centim. breiten Figur sind durch rothe und blaue oder rothe und grüne Streifen gebildet. Der Eingang schliesst mit dem Kreise glatt ab, es fehlen also die Füsse der Wiener Zeichnung. Dieselbe Hand des XII. Jahrhunderts, welche die Beischrift zur Stadt Jericho setzte, schrieb über diese Figur

Cum Minothauro pugnat Theseus Laborinto.

Dem entsprechend sehen wir im Innern einen langlockigen Jüngling mit Brustharnisch, auf die Knie reichendem Gewande und ringförmigen Beinschienen, welcher mit der

linken einen Schild mit spitzem, weit vorspringendem Buckel vorhält, mit der Rechten ein Schwert erhebt, also einen echt romanischen Ritter, ihm gegenüber ein aufrecht stehendes Geschöpf mit eselähnlichem Kopfe (ohne Hörner aber mit langen Ohren), sonst aber einem Menschen ähnlich gebildet, nur dass er statt der Hände Hufe hat; mit aufgesperrtem Rachen und erhobenen Hufen bedroht er den Ritter. Da auf den antiken Bildwerken Minotaur als Mensch mit einem Stierkopfe, der allerdings oft einem Eselskopfe zum Verwechseln ähnlich ist, dargestellt wird, so haben wir hier offenbar eine antike, aber in mittelalterliche Ausdrucksweise umgesetzte Darstellung vor uns.

III. Eine andere Art der Erweiterung der Form zu 7 Gängen bestand darin, dass die alte Zahl der zwei Windungen mit den je 2 Zungen beibehalten, aber um jede Windung ein Gang mehr gelegt wurde; so entstand eine Figur mit 4 Zungen und 5 + 1 + 5 Gängen, die von aussen nach innen gezählt sich so folgen: 7. 10. 9. 8. 11; 6; 1. 4. 3. 2. 5. Diese Construction ist wichtig, weil aus ihr die Wunderkreise unserer Turnschulen gewachsen sind.

III, a. Émile Amé hat in seinem später noch zu erwähnenden Werk 'Les Carrelages émaillés, 1859, p. 52, Fussbodenplatten einer zerstörten Kirche in Toussaints (Marne) abgebildet. Auf denselben sind in einem Kranze von Ornamenten je 4 Labyrinthe, jedes mit einem Durchmesser von nur 12½ Centim. eingepresst; siehe Figur 6.

IV. Die siebengängige Figur kann ferner dadurch erweitert werden, dass man innerhalb jeder der beiden Windungen 2 Zungen und so auch 2 Gänge zusetzt. Wenn man in Figur 7 die drei Achsen weglässt und die links und rechts von der Eingangsachse auslaufenden Gangwände durch den ganzen Umfang der Figur zieht, so entsteht diese Form des Labyrinths, welche 8 Zungen und 5 + 1 + 5 Gänge zählt, die von aussen nach innen gerechnet sich in dieser

Reihe folgen: 7. 8. 9. 10. 11; 6; 1. 2. 3. 4. 5. Ein mittelalterliches Beispiel dieser Form habe ich noch nicht gefunden; allein sie muss existirt haben, da aus ihr die wichtigste aller Labyrinthdarstellungen, die vierachsige unter Fig. 7 gegebene (vgl. S. 281) hervorgegangen ist.

Vierachsige Labyrinthdarstellungen des Mittelalters.

Als grössere Ornamente, insbesondere als Fussboden-Mosaiken, finden sich auch im Mittelalter keine einachsigen Labyrinthe verwendet; aber auch von den mehrachsigen Formen findet sich nicht die achtachsige, sondern nur die vierachsige verwendet.

I. Die vielleicht älteste Darstellung dieser Art ist das Mosaik in San Michele zu Pavia, früher unvollständig (vgl. Piper, Mythol. und Symbolik I, 1847, S. 136), jetzt viel vollständiger veröffentlicht von Aus'm Weerth, der Mosaikboden in St. Gereon, 1873 S. 14 und Taf. IV. Dies Mosaik stammt frühestens aus dem Schluss des XI. Jahrhunderts, da die reinen zweisilbigen Reime der drei Hexameter (intravit: necavit; elatus: levatus; fortis: mortis) damals erst anfingen gesetzmässig zu werden. Das Werk ist bedeutend wegen des reichen Bilderschmuckes. Um das Labyrinth sind dargestellt die Figuren des Jahres und der Monate, verschiedene Gruppen und Wunderthiere, wie z. B. ein Hund, auf welchem eine Ziege reitet (Chimaera?), endlich David und Goliath als christliches Gegenstück zu Theseus und Minotaurus, welche offenbar nach alter Tradition im Innern des Labyrinthes dargestellt sind. Das vierachsige Labyrinth selbst ist rund und besteht aus 8 Gängen; seine Construction ist leider bei Aus'm Weerth verzeichnet. Wichtig ist die Darstellung von Theseus und Minotaurus. Theseus, wie es scheint, nur mit einer Art phrygischer Mütze (Helm? = Goliath) und einem Gewande mit breitem Gurte angethan,

schlägt mit einer Keule von hinten auf den Kopf des Minotaurus. Dieser hält in der Linken ein Schwert, in der Rechten einen abgehauenen Kopf, der zu einem am Boden liegenden menschlichen Körper gehört. Merkwürdig ist die Bildung des Minotaur, oben Mensch (nur mit 2 kurzen Hörnern), unten Stier. Denn während im Alterthume Minotaur als Mensch mit Stierkopf dargestellt wurde und die Darstellung als Stier sehr fraglich ist (vgl. O. Jahn, Archäol. Beiträge S. 257), scheint im Mittelalter diese Darstellung des Minotaurus oben Mensch, unten Stier, die gewöhnliche gewesen zu sein. Wichtig ist die Thatsache, dass im Fussboden einer christlichen Kirche ein Labyrinth mit Theseus und Minotaur (Theseus intravit monstrumque biforme necavit) angebracht wurde. Das konnte sich der mittelalterliche Architekt nur gestatten, indem er einer häufigen Sitte folgte.

II. Die wichtigste mittelalterliche Labyrinthform ist die in Figur 7 gegebene.[1]) Die 11 Gänge der ihr zu Grunde liegenden einachsigen Form sind durch die hinzutretenden 3 Achsen so zerschnitten, dass der Weg im Ganzen 31 Viertel und Halbbogen durchläuft, bis er im Innern anlangt.

II, a. Herr Dr. H. Simonsfeld machte mich aufmerksam, dass in einigen Abschriften der Chronik des Venetianers P a u l i n u s, früher auch Jordanes genannt, über welche er in den Forschungen zur deutschen Geschichte XV S. 145 und im neuen Archiv VII S. 58 gehandelt hat, zur Illustration des Textes sich Zeichnungen des Labyrinths befinden. Zunächst erhielt ich durch die Güte meines Freundes Dr. A. Mau in Rom eine Copie von II, a, 1) der im Cod. Vatic. 1960 fol. 264b enthaltenen Labyrinthdarstellung. Vor dem Eingange ist, wie schon in dem Mosaik zu Aventicum, ein Thor gezeichnet. Im Innern hat der langhaarige mit

---

1) Vgl. die isländischen Labyrinthe Fig. 8 u. 9, S. 288.

Stiefeln und Leibrock bekleidete Theseus mit einer Keule eben den zottigen Kopf des Minotaurus getroffen, so dass dieser die rechte Hand wie wehklagend an den Kopf legt, während er in der Linken eine Art Keule hält. Am Boden liegen Stücke von menschlichen Körpern. Der Minotaur ist unten Stier, oben Mensch, (wie es scheint, ohne Hörner).

II, a, 2. In der pariser Abschrift des Paulinus (latin. 4939 f. 21) befindet sich ebenfalls eine Zeichnung des Labyrinths, deren Copie ich der Güte des H. Leopold Delisle verdanke. Hier fehlt das Thor am Eingange; auch die Zeichnung im Innern ist vereinfacht (offenbar aus Mangel an Raum), indem nicht Theseus, sondern Minotaur allein dargestellt ist, wie er beide Hände erhebt, wohl um Schonung zu erbitten. Er ist wieder unten Stier, oben Mensch, scheint aber sehr lange Ohren zu haben. Von der Zeichnung in (II, a, 3) der Venetianer Abschrift des Paulinus erhielt ich noch keine Copie: aber man kann mit Sicherheit annehmen, dass die Construction des Labyrinths die gleiche ist.

Freilich ist die Chronik des Paulinus erst nach 1330 zusammengestellt, allein die Zeichnungen können auf ältere Vorlagen zurückgehen. So enthält die vatikanische Abschrift ausser mythologischen Zeichnungen, welche nähere Untersuchung verdienen, auch Karten und Pläne, darunter einen von Rom, der, wie De Rossi nachgewiesen hat, sicher schon vor dem Ende des XIII. Jahrhunderts entstanden ist.

II, b, 1. Dieselbe Figur fand ich am Ende der münchner lat. Handschrift 800, welche eine in Italien saec. XIV gefertigte Abschrift des Boetius de Consolatione philosophiae enthält. Diese 16 Centim. breite Figur hat ebenfalls vor dem Eingange ein Thor (vgl. II, a, 1). Es ergibt sich demnach mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, dass im 13. und 14. Jahrhundert diese Darstellung des Labyrinths eine bekannte war.

II, c u. d, III. So vorbereitet verstehen wir leichter die Labyrinthdarstellungen, welche sich in bedeutenden gothischen Kirchen Nordfrankreichs aus dem 13. und 14. Jahrhundert finden. Ueber dieselben ist schon Vieles geschrieben,[1]) aber man hat, ohne die geschichtliche Entwicklung und die Construction sorgfältig zu untersuchen, womit man doch billiger Weise hätte anfangen sollen, fast nur um die allegorische Deutung dieser Darstellungen sich gestritten. In Wahrheit aber haben die Labyrinthe von Chartres, St. Quentin, Amiens (Arras) und Poitiers, ebenso trotz der Verschnörkelungen auch das Labyrinth von St. Bertin zu St. Omer genau dieselbe Construction wie das Labyrinth im Paulinus und dem münchner Boetius (Fig. 7), was sich ergibt, wenn man die 31 Halb- und Viertelbogen vergleicht; das Labyrinth von Sens hat mit geringen, das von Reims mit stärkeren Abweichungen dasselbe Schema; nur das Labyrinth von Bayeux hat eine stark verschiedene Anlage. Von diesen Labyrinthen sind die einen rund, die andern sind durch einmalige Brechung der Viertelbogen viereckig, wieder andere durch zweimalige Brechung der Viertelbogen achteckig gebildet.

II, c, 1. Chartres; bei Caumont, Gailhabaud und Amé; rund mit Durchmesser von 12½ Meter; einst La lieue genannt. Ein älterer Historiker von Chartres sagt, in der Mitte sei Theseus und Minotaurus dargestellt, von welchen Figuren jetzt nichts mehr zu sehen ist.

II, c, 2. Poitiers. Das Lab. von Poitiers ist verschwunden, doch findet sich an der Kirchenwand eine

---

1) Siehe besonders L. Deschamps de Pas in Didron's Annales archéol. XII, 1852 p. 147—152; Caumont, Abécédaire, 1851 p. 320 mit 3 Abbildungen; Gailhabaud, l'architecture et les arts qui en dépendent, 1858, in der Mitte des 2. Bandes mit 7 Abbildungen; Émile Amé, les carrelages émaillés 1859 p. 32—53 mit 7 Abbildungen.

flüchtige Zeichnung, welche Amé veröffentlicht hat. Das Lab. ist rund und stimmt völlig mit dem vorigen.[1])

II, c, 3. St. Quentin; bei Gailhabaud (verzeichnet), bei Amé und in den Handbüchern von Mothes und Otte: achteckig, 10½ Meter im Durchmesser.

II, c, 4. Amiens, bei Gailhabaud; achteckig mit verschiedenen Bildnissen (Amé S. 46 und Gailhabaud Fig. 5?) nebst der im Jahre 1288 eingelegten Inschrift, die also beginnt:

> Mémore quand l'euvre de l'eglè
> De chéens fu commenchie et fine
> Il est escript el moilou de le
> Maison de Dalus.

Dasselbe wurde im Jahre 1825 zerstört.

II, c, 5. Das Lab. in Arras war ebenfalls achteckig und von derselben Anlage wie die zu St. Quentin und Amiens. Nach der Revolution wurde es zerstört.

II, c, 6. St. Bertin zu St. Omer, bei Caumont, Gailhabaud (verzeichnet) und bei Amé; viereckig, doch mit mannigfachen Verschnörkelungen. Es soll zerstört worden sein, weil die darin laufenden Knaben und Fremden den Gottesdienst störten.

II, d, 1. Sens, bei Caumont, Gailhabaud und Amé: rund mit dem Durchmesser von 10 Meter. Dies Lab. hat ebenfalls 11 concentrische Gänge, doch sind die Halb- und Viertelbogen zum Theil anders vertheilt, als in den vorangehenden.

II, d, 2. Reims, bei Gailhabaud und Amé. Es bestand ebenfalls aus 11 concentrischen Gängen, doch wich die Vertheilung der Halb- und Viertelbogen von dem Schema

---

1) Rund war auch das im Jahre 1690 zertörte Labyrinth von Auxerre.

:h mehr ab als in dem Lab. zu Sens. Das Lab. zu Reims
r eigentlich achteckig, doch waren die 4 Eckseiten wiederum
kleinen Achtecken ausgebildet, in denen sich Figuren mit
struments befanden, welche nach der Angabe von In-
ıriften die verschiedenen Baumeister darstellten. Dieses
b. hiess *Chemin de Jérusalem,* und es gab für die Durch-
ndernden ein eigenes Gebetbüchlein 'Stations au Chemin
Jérusalem, qui se voit en l'église de Notre-Dame de
ims'. Weil aber auch die Knaben und die Fremden viel
rgnügen an dem künstlichen Werke hatten und durch
Laufen den Gottesdienst störten, liessen im Jahre 1779
ei Kanoniker es sich 1500 Franken kosten, dies Labyrinth
entfernen.

III, a. Bayeux, bei Gailhabaud und Amé; rund mit
n Durchmesser von 3,80 Meter. Es besteht nicht, wie
e vorangehenden aus 11, sondern nur aus 10 concentrischen
ngen; die Theilung der Gänge in Viertel- und Halbbogen
ebenfalls eine durchaus verschiedene, und ausser diesen
den sich nicht weniger als 4 bis auf die Eingangsachse
rchlaufende Kreise. Nicht minder unterscheidet es sich
rch seinen geringen Durchmesser.

Was nun die Zeit dieser Kirchenlabyrinthe
trifft, so lässt sich das Lab. von Amiens auf 1288, das
n Reims etwa auf 1300 bestimmen; das von Bayeux wird
das 14. Jahrhundert gesetzt; die Herstellung der übrigen
.byrinthe wird mit dem inneren Ausbau der betreffenden
rchen zusammenfallen, also in der Regel in die Zeit vor
00 zu setzen sein.

Ueber die Bestimmung dieser Kirchenlabyrinthe
.ben sich die mittelalterlichen Archäologen sehr gestritten.
er eine findet hier 'un jeu de patience des ouvriers', die
eisten mit Hinblick auf den Namen 'Chemin de Jérusalem'
ie allegorische Nachbildung von Christi Leidensweg auf

den Calvarienberg und erklären demnach diese Labyrinthe für 'un moyen de pélerinage abrégé'. Die Geschichte führt uns auch hier den richtigen Weg. Das Lab. von San Michele in Pavia mit Theseus und Minotaurus in der Mitte lehrt, dass im Mittelalter die alte Sitte noch fortlebte, den Boden bedeutender Räume mit Labyrinthdarstellungen zu zieren. Dasselbe Lab. und viele der erwähnten Zeichnungen lehren uns ferner, dass im Mittelalter Jedermann sich bewusst war, in die Mitte des Labyrinthes gehöre Theseus und der Minotaurus. Abgesehen von allem Andern (in dem Lab. des Doms zu Chartres sollen sogar Theseus und Minotaurus bildlich dargestellt gewesen sein) lehrt uns dasselbe die französische Sprache. La Curne citirt in seinem Wörterbuche aus der Handschrift des Vatican 1490 die Verse 'C'est la maison Dedalu A sa devise Set cascun entrer Et tout i sont detenu', und aus dem Tagebuch der Louise de Savoye den Eintrag von 1513 'En mon parc et près du Dedalus'; dazu ist die obige Inschrift von Amiens zu fügen, welche das Lab. ebenfalls maison Dedalus nennt. Diese Bezeichnung ist nur eine Uebersetzung des Domus Dedali, das wir oben S. 276 schon im 9. Jahrhundert gefunden haben und später S. 289 in isländischer Uebersetzung finden werden. Ebendaher kommt es, dass die jetzige französische Sprache, als einzige unter den modernen, dédal als gleichbedeutend mit labyrinth gebraucht. Demnach ist es sicher, dass im Mittelalter jeder Gebildete beim Anblick dieser Figuren sich bewusst war, dass eigentlich die Gestalten des Theseus und Minotaurus in die Mitte gehörten. Die nordfranzösische Architekturschule benutzte aber nur das altüberlieferte, sinnreiche Ornament, liess dagegen jene heidnischen Persönlichkeiten weg oder ersetzte sie durch die Bilder der beim Kirchenbau betheiligten Bischöfe oder Baumeister. Wenn später Fromme diese Ornamente hie und da zu Bittwegen benützten, so lag das ursprünglich ebenso wenig in der Absicht der Erbauer, als

dass die Knaben oder die Fremden sie als Turnlauf benützen sollten.

Zum dritten lehrt uns die übereinstimmende Construction dieser Kirchenlabyrinthe einerseits und der Zeichnungen in der Chronik des Paulinus und in dem münchner Boetius andererseits, dass diese Art des vierachsigen Labyrinths zu 11 Gängen im 13. Jahrhundert eine sehr verbreitete war, und dass das Musterbuch jener Architekten diese Darstellung aus derselben Quelle bezogen hat, wie der Illustrator des Paulinus und des Boetius.

IV, a. Aus Valturius de Re militari, Venedig 1472, Bl. 192 gibt Massmann Taf. I, G die Zeichnung eines Labyrinths, welches sich auch in der fein gemalten münchner Handschrift 23467 Fol. 158 findet. Dieses Lab. hat 4 Gänge und ist dreiachsig, indem die Gänge viertel, halbe, dreiviertel und ganze Kreise durchlaufen. Valturius will hauptsächlich den Minotaur als Fahnenzeichen und das Labyrinth nur als seine Wohnung anführen (Minotaurus usque ad humeros taurus, cetera homo; domicilium eius quondam laborinthus); demgemäss zeigt die münchner Handschrift in dem Innern den Minotaurus, freilich ganz als Stier gebildet.

V, a. Ein geschnittener Stein, der im Mus. Florent. II, 351, Agostini, Le gemme antiche II nr. 131, Maffei, Antiche gemme, IV, 31 und bei Massmann, Taf. I, N, 3 veröffentlicht ist, zeigt den Minotaur, unten als Stier, oben als Mensch gebildet, in der Mitte eines vierachsigen Labyrinthes, das aus 5 Gängen gebildet ist und dessen Halb- und Viertelbogen den innern 5 Gängen der Figur 7 sehr ähnlich sind. Wegen der Bildung des Minotaur haben die Archäologen diese Gemme schon längst für ein Werk der Renaissance erklärt. Dasselbe geht auch aus der Bildung des Labyrinthes hervor. Denn während dasselbe mit der Construction der mittelalterlichen Figur 7 grosse Aehnlich-

keit hat, findet sich im Alterthum kein vierachsiges Labyrinth, dessen Bogen in den nächsten Keil bald übergreifen, bald nicht.

Labyrinthdarstellungen im Norden Europas.

Die sinnreiche Construction unserer Labyrinthe muss jeden einfachen Menschen ergötzen. So werden wir uns nicht wundern, dieselben, wie jene einfachen Mährchen und Scherze, bei den verschiedensten Völkern wieder zu finden, wenn sie auch, wie jene, auf dieser Wanderung natürlich mancherlei Abänderungen erlitten haben. Die Nachrichten von Kålund[1]) und Fries, auf welche H. K. Maurer mich aufmerksam machte, ebenso die Angaben Baers beweisen. dass diese Darstellungen im höchsten Norden Europas weit verbreitet waren und zum Theil noch jetzt verbreitet sind.

Die ältesten der bis jetzt bekannten isländischen Labyrinthdarstellungen sind, wie Kålund bemerkte, in zwei Pergamenthandschriften der Bibliotheca Arnemagniana in Kopenhagen erhalten. Dass ich hievon genaue Nachricht geben kann, verdanke ich der Güte des H. Maurer. Auf seine Vermittlung hin hatte H. V. A. Secher die Freundlichkeit genaue Copien der beiden Zeichnungen anzufertigen; den dazu gehörigen isländischen Text in A. M. 736. 4to schrieb H. Verner Dahlerup mit Beihilfe eines jungen Isländers ab und Maurer übersetzte denselben in das Deutsche. Die Labyrinthzeichnung in der ersten, um 1300 geschriebenen, Handschrift A. M. 732. hat den Durchmesser von gut 9½ Centimeter; in dem Innern steht, nach Kålunds Angabe von jüngerer Hand, 'vôlundar hús'; die andere Labyrinthzeichnung in A. M. 736. 4to hat den Durchmesser von 7 Centim.; das Innere mit dem Durchmesser von 2½ Centim.

1) Bidrag til en hist. topogr. Beskrivelse of Island II (1882) S. 416.

ganz ausgefüllt durch ein löwenähnliches Ungetüm; nur
r Kopf ist ein missgestaltetes Mittelding zwischen Mensch
d Thier (nicht Esel und nicht Stier, da sowohl Hörner als
ıge Ohren fehlen); dabei steht honocentaurus. (Fig. 9a.)

Schon diese Thatsachen ergeben den Beweis, dass diese
gur nicht in Island erfunden, sondern von Aussen einge-
hrt ist. Völundarhús (Wielandhaus), wie die erste Figur
rch die Inschrift und die zweite durch den begleitenden
xt genannt wird, ist die einfache Uebersetzung von Domus
ıedali, welchen Beinamen der Labyrinthfigur wir schon im
Jahrhundert (S. 276) und dann in der französischen Ueber-
zung Maison Dedalus vom Jahre 1288 (S. 286) gefunden
ben. Maurer bemerkte, dass nach der Entwicklung der
ändischen Literatur zu schliessen, diese Uebersetzung wohl
früher Zeit gemacht worden sei. Ferner ist der Hono-
ntaurus (Isidor Orig. 11, 3 media hominis species, media
ini) unzweifelhaft nur ein missverstandener Minotaurus.
ıurer wies darauf hin, dass im Isländischen auch die Form
inocentaurus sich finde (Stjórn, ed. Unger, Christiania
62, S. 85) und dass ho vielleicht nur aus Mi verlesen sei.

Die Construction des Labyrinthes ist in den beiden Dar-
llungen verschieden. Das Labyrinth in A. M. 732. 4to
ehe Figur 8) ist vierachsig mit 7 Gängen und dem vier-
hsigen Labyrinth zu 11 Gängen (Figur 7) verwandt. Doch
es einfacher und klarer. In schlangenförmigen Wind-
gen werden zuerst die 3 innern Bogen aller 4 Keile
angstücke 1. 2. 3; 3. 4. 5; 5. 6. 7; 7. 8. 9) durch-
ıfen, dann: die 3 folgenden Bogen (Gangstücke 10. 11.
; 12. 13. 14; 14. 15. 16;) von 3 Keilen; unregelmässig
der 7. Gang, welcher als Bogen 17 zum 4. Keile (Gang-
ick 17. 18. 19) hinleitet.[1]) So hat die ganze Figur

1) Einfacher wäre die Figur, wenn der Weg aus Gangstück 9 in
ı jetzt 18. Gangstück überliefe; dann könnte er in Gangstück 18,

19 Viertel und Halbbogen. Das ähnliche Labyrinth in A. M. 736. 4to besteht ebenfalls aus 7 Gängen; doch ist es in andern Stücken willkürlich abgeändert; die 4 Achsen sind nicht streng festgehalten und dadurch, dass einige vollständige Kreise und einige ³/₄ Bogen angebracht sind, beträgt die Zahl der zu durchlaufenden Gangstücke nur 15.

Wir sehen also auch hier, was wir schon bei der Entwicklung der übrigen mittelalterlichen Labyrinthdarstellungen gesehen haben, dass Mancher seine Geschicklichkeit dadurch zu zeigen suchte, dass er die ihm vorliegende Construction veränderte. Allein klar ist, dass diese beiden Figuren zu 7 Gängen aus der einfachen einachsigen Figur zu 7 Gängen (Fig. 3) entwickelt sind.[1]) Demnach ist sicher, dass die

---

19. 10; 10. 11. 12. u. s. f. den 4. 5. und 6. Gang der 4 Keile durchlaufen und endlich aus Gangstück 16 mit dem jetzt 17. Gang rundum und neben dem Eingang direkt in das Innere laufen.

1) Da der isländische Text, welcher in A. M. 736. 4to die Zeichnung begleitet, für die nordische Literatur interessant ist, von Kålund aber nur auszugsweise und nicht ohne Irrthümer mitgetheilt ist, so gebe ich denselben hier nach der wörtlichen Uebersetzung des H. v. Maurer: Mit dieser Figur, welche Völundarhús genannt wird, hat es die Bewandtniss, dass in Syrien ein König war, welcher Dagur hiess. Er hatte einen Sohn, welcher Egeas hiess (Theseus war des Aegeus Sohn). Dieser Egeas war ein in Leibesübungen sehr gewandter Mann. Er zog in das Reich des Königs Soldan, um dessen Tochter zu freien. Der König sprach, er solle das Weib dadurch gewinnen, dass er allein das Thier überwinde, welches Honocentaurus heisst, welches Niemand mit menschlicher Kraft besiegen konnte. Weil aber des Königs Tochter über alle Massen klug war, mehr als alle Weisen in jenem Reiche, versuchte jener Königsohn sie insgeheim zu treffen und erzählte ihr, was ihr Vater ihm auferlegt habe, wenn er sie gewinnen wolle. Weil er ihr wohlgefiel, sprach sie zu ihm: da menschliches Thun dieses Thier nicht mit Gewalt besiegen kann, will ich dich lehren, eine Falle in dem Walde herzustellen, in welchem dasselbe beständig herumläuft: vorher aber (sollst du) alle Thiere ausrotten, die es zu seiner Nahrung zu haben pflegt. Dann nimm du Fleisch von einem Wildeber und bestreiche es mit Honig; damit wird das Thier angelockt, so dass es den

isländischen Labyrinthdarstellungen ihren Ursprung in der gelehrten mittelalterlichen lateinischen Literatur haben.

Nun berichtet aber Kålund weiter (Islands Fortidslaevninger p. 30 = Aarb. f. nord. Oldk. og Hist. 1882 p. 86), dass sich auf der kgl. Bibliothek einige Zeichnungen des Isländers S. M. Holm († 1820) finden, die Wielandshäuser oder Labyrinthe von der oben beschriebenen Form darstellen; derselbe S. M. Holm gibt an, er habe für den Kammerherrn Suhm eine ähnliche Zeichnung angefertigt nach einem Labyrinth auf einem steinernen Pfosten oder Steinkreuz. Kålund fügt hinzu, diese Zeichnungen entsprächen genau dem bekannten Spiele, das häufig von den isländischen Knaben ausgeführt werde; und Maurer theilt mir mit, dass gar mancher Isländer in handschriftlichen Aufzeichnungen neben Recepten und Aehnlichem auch eine Labyrinthzeichnung habe. Bei diesem Stand der Dinge sehe ich nicht ein, warum die Reste von Labyrinthen, die auf freiem Felde im nordwestlichen Island sich finden oder fanden,

---

Geruch davon bekommt und darnach läuft. Dann wende dich zur Falle und laufe allen Windungen nach, welche in ihr sein sollen, und springe dann auf die Mauer hinauf, welche zunächst an dem innersten Gemache ist, und von da aus tödte (.. ein Riss im Pergament macht einige Worte unleserlich) das Thier; und wenn die Wunde nicht tödtlich ist, springe jenseits hinunter in den engen Gang der Falle, so dass der Weg für das Thier so weit wird, dass es dir keinen Schaden thun kann. Dann zeichnete sie auf einem Tuche die Falle auf, welche man Völundarhús nennt. Er aber liess darnach eine solche aus Ziegeln und Steinen herstellen und machte Alles, wie sie ihm geheissen hatte; er liess alle Thiere in jenem Walde ausrotten und brauchte das Fleisch als Lockspeise. Das Thier aber war hungrig und lief dem Wildbrete nach in das Haus hinein. Egeas aber warf die Lockspeise nieder und kam auf das Dach hinauf; er griff das Thier mit aller Kraft an und sprang jenseits von der Mauer hinunter in den Gang. Das Thier aber brüllte schrecklich und ward 7 Tage später in derselben Falle todt gefunden. — Haben nicht vielleicht die labyrinthförmigen Fischnetze diese Verwendung des Labyrinths beeinflusst? Vgl. S. 297 Note.

von den deutschen Kaufleuten zwischen 1400—1600 angelegt sein sollen. Olav (I, 187) erwähnt ein solches Wielandhaus bei Holmarifsvik im Steingrimsfjord, Arne Magnusson ein anderes zu Bildudalseyri bei dem Handelsplatze Bildudal; ein drittes auf der kleinen flachen Landzunge Tingeyri, welche an der Küste der Dalasysla vom steilen Felsrande in die See vorspringt, untersuchte Kålund 1874 nicht genauer, da er damals von solchen Denkmälern noch Nichts wusste; es nahm sich, sagt er, vor meinen Augen aus wie eine sonderbare längliche Ansammlung von kleinen, ungefähr ¼ Elle breiten und hohen Rasenerhöhungen, welche in vielen Windungen, Vierecke, Ovale u. s. w. bildend, sich durcheinander schlangen.

Aus einer Abhandlung Nordströms in Svenska Forminnesföreningens Tidskrift III, 1875—1877 S. 225—229, welche ich selbst nicht einsehen konnte, fügt Kålund Notizen über ähnliche Anlagen in Schweden, Norwegen und Dänemark hinzu: in Schweden würden mehrere auf freiem Felde angelegte Labyrinthe gezeigt; im nördlichen Theile Norwegens fänden sich solche Steinsetzungen, die den Namen Trojeborg hätten; endlich fände sich in Dänemark auf Hallands Väderö ein Labyrinth von aufs Feld gelegten Steinen, das dort Trelleborg (Trojaburg?) heisse und von schiffbrüchigen Seeleuten angelegt sein solle.

Diese Steinsetzungen sind aber im Norden noch viel weiter verbreitet. Das lehrt die von Massmann citirte hübsche Abhandlung des Naturforschers Baer 'Ueber labyrinthförmige Steinsetzungen im russischen Norden' (Bulletin hist. philol. der Petersb. Akad. I, 1844, S. 70—79 mit einer Tafel) und die von Prof. v. Maurer mir mitgetheilten Nachrichten bei J. A. Fries, En Sommer i Finmarken, Russisk Lapland og Nordkarelen; Christiania 1871, S. 118—120. Baer erzählt, im Sommer 1838 sei er bei einer Fahrt im finnischen Meerbusen durch Aufhören des Windes gezwungen

worden zum Aufenthalt an der unbewohnten Insel Wier, 8 Werst südlich von der Insel Hochland. Auf dem völlig nackten Theile des Gerölllagers bemerkte er eine von runden Steinen gelegte Labyrinthfigur mit dem Durchmesser von etwa 6 Ellen, deren Abbildung er und nach ihm Massmann (Taf. I, S) gibt; siehe Figur 10. Diese einachsige Figur zu 7 Gängen hat 2 Eingänge: durch den einen gelangt man in einfachen spiralförmigen Windungen in den äussersten, durch den andern in ebensolchen Windungen in den innersten Kreis der Figur: also eine Entstellung unserer einachsigen Labyrinthe zu 7 Gängen. Eine gleiche Steinsetzung derselben Figur von demselben Umfange sah Baer bei einer kleinen unbewohnten Bucht Wilowata an der Südküste des russischen Lapplands, dann 2 grosse, 12—15 Ellen breite, von grossen Blöcken gebildete und offenbar alte Steinsetzungen derselben Art bei dem Dorfe Ponoi im russischen Lappland, etwa 12 Werst von der Mündung des Flusses Ponoi. Auf einer Insel in der Tiefe des bottnischen Meerbusens, nicht weit von der Mündung des Flusses Kemi, befindet sich nach den Erzählungen eines Eingebornen ein ähnliches Labyrinth. Fries berichtet 'In der Nähe des Hofes Mortensnäs, im Varanger Fjord der norwegischen Finmark, findet sich ein Steinfeld (Stenurd), in welchem die Lappen vordem eine Begräbnissstätte gehabt haben. In dem Steinfelde findet man auch einzelne vorspringende Punkte, die man gut von der See aus sehen kann, gemauerte Steinringe. Ich habe ähnliche an mehreren anderen Orten in Finmarken gesehen, namentlich finden sich einige gut erhalten bei Laxelvand in Porsanger'. Ob diese Steinringe den von Baer geschilderten ähnlich sind, muss genauere Untersuchung lehren. Ein Bürger von Kem gab Baer die Versicherung, eine solche Steinsetzung würde Babylon genannt; er wusste nichts von einer historischen Bedeutung derselben, sondern meinte, sie wären eine Aufgabe des Witzes und der

Geschicklichkeit. Fries sowohl wie Baer schildern ein Denkmal auf dem Vorgebirge Mortens Naes (Martins-Spitze) im Varanger Fjord. Nach Fries finden sich Spuren, dass der dortstehende Bautastein einst von 14 Steinringen umgeben war, der eine um den andern, mit dem Bautastein als Centrum. Baer erhielt eine Zeichnung dieses schon in Keilhaus' Reise nach Finnmarken S. 15 beschriebenen Denkmals. Darnach sieht man einen hohen Felsblock, umgeben von mehreren Steinkreisen, deren äusserster etwa 12 Ellen Durchmesser hat. Baer glaubt, dass diese Kreise ursprünglich ein Labyrinth gebildet haben. Fries wie Baer führen nun einen alten Bericht an: im Jahre 1592 seien russische Bevollmächtigte wegen Grenzstreitigkeiten mit Norwegen nach Kola gekommen und hätten von den Eingeborenen gehört, dass unter den Karelen ein Held Namens Walit oder Warent am Ufer des Varanger Fjord die Norweger besiegt und dann, Jahrhunderten zum Gedächtnisse, dort einen gewaltigen über einen Faden hohen Stein hingesetzt habe, um den er eine zwölffache Mauer zog, welche er Babylon nannte. Dieser Stein heisse noch heutigen Tages der Walit-Stein. Ein eben solches Gemäuer fand sich an der Stelle des spätern Ostrogs Kola. Baer hält diesen Walit oder Warent für identisch mit einem um 1313 vorkommenden Lappenkönig Martin, und das von Walit erbaute Babylon für identisch mit dem Denkmal auf der Martinsspitze. Baer theilt noch mit, dass die labyrinthförmigen Zeichnungen jetzt eine weitverbreitete Unterhaltung der russischen Jugend seien; auch habe man auf der Insel Petrowski 1841 solch ein Labyrinth ausgegraben; die deutsche Jugend Lieflands pflege diese Figur auf Schiefertafeln zu zeichnen, ohne den Namen Babylon — den in Südrussland noch jetzt ausgedehnte Eiskeller hätten — anzuwenden und ohne sie durch Steinsetzungen auszuführen.

Baer hält es für wahrscheinlich, dass diese Art von

Steinsetzungen den finnischen Völkern oder den Russen angehöre. Das ist nach der von mir nachgewiesenen historischen Entwicklung dieser Figur durchaus unwahrscheinlich. Ob aber die Labyrinthdarstellungen aus dem lateinischen Europa zu den finnischen und russischen Völkern gewandert sind, oder durch die byzantinisch-griechische Miniaturmalerei vermittelt wurden, das bleibt noch zu entscheiden. Denn ich bin überzeugt, dass bei einiger Aufmerksamkeit sowohl in lateinischen wie in griechischen Handschriften des Mittelalters noch viele Labyrinthdarstellungen werden aufgefunden werden, deren übereinstimmende oder verschiedene Einzelheiten uns die Wanderung dieser Darstellungen klar legen werden, wie solche Aehnlichkeiten oder Verschiedenheiten in Nebenzügen uns ja auch die Wanderung mancher asiatisch-europäischen Sage klar legen. Nicht minder aber verdienen die einheimischen Darstellungen der Art die aufmerksame Prüfung der nordischen Alterthumsforscher, damit ausgeschieden werde, was einheimische Erfindung oder, wenn man will, praehistorische Denkmäler sind, und was Weiterbildungen jener sinnreichen Figur, die etwa um 400 vor Christus in Knossos ersonnen wurde.

Die Labyrinthe der Renaissance.

Während die Bewohner des rauhen Nordens Labyrinthe bauten, indem sie statt der Layrinthwände Reihen von Steinblöcken oder höchstens von Rasenstücken legten, erfreuten sich die Bewohner des mittleren Europas ihres glücklicheren Klimas. Soll ja ein englischer König ein Labyrinth angelegt haben, um darin seine Geliebte von der übrigen Welt für sich abzuschliessen. Und Ringhieri schildert in seinen Spielen, welche im 16. und 17. Jahrhundert gewiss vielen feinen Gesellschaften Unterhaltung und manchem Künstler und Dichter Motive geboten haben, auch ein Labyrinthspiel, bei welchem die Gänge von Buschwerk oder

von der Dienerschaft des Hauses gebildet werden und Amor mit seinem Hofe die Stelle des Minotaurus einnimmt; zum Schlusse gibt er noch eine Anzahl Allegorien, welche im geistreichen Gespräche weiter ausgeführt werden konnten.

Die erste Nachricht von einem Labyrinth als Gartenanlage finde ich in der oben erwähnten Notiz von 1513 im Tagebuche der Louise de Savoye 'En mon parc et près du Dedalus'. Wir müssen aber hier den Begriff des Wortes Labyrinth näher ins Auge fassen. Alle bisher betrachteten Constructionen bilden regelmässige Figuren, deren Inneres in verschiedene Gänge getheilt ist. In diesen kann man gar nicht irre gehen: man durchwandert sämmtliche Gänge und kommt endlich in den stärksten Windungen, aber sicher in das Innere und ebenso aus dem Innern wieder zum Ausgang, ohne dass ein Ariadnefaden nöthig oder auch nur nützlich wäre. Dass die Alten diese Figuren Labyrinthe nannten, ist durch die knossischen Münzen, die pompejanische Wandinschrift und die Theseusdarstellungen sicher gestellt; wir könnten sie etwa *Wundergang* nennen. Mit dem Worte Labyrinth, *Irrgang* oder *Irrgarten* verbinden wir und verbanden gewiss auch die Alten eigentlich den Begriff einer Anlage, in welcher man sich sehr leicht verirren kann. Derartige Anlagen sind seit dem Beginn der Renaissance bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts viele gemacht worden. Dieselben bilden entweder regelmässige Figuren, wie deren Massmann Taf. I, O. P. Q und Boeckler, Architectura curiosa Bd. IV, Bl. 17, 18. 19. 29 abgebildet haben, — dann sind so viele Sackgassen oder Kreuzwege angebracht, dass der Wanderer der Gefahr ausgesetzt ist. oft an denselben Ort zurück und nie in das Innere oder zum Ausgang zu kommen —, oder sie sind ganz unregelmässig, wie z. B. das Labyrinth von Versailles, — dann ist es unmöglich den richtigen Weg zu finden, wenn nicht bestimmte Merkmale ihn kennzeichnen. Zu Ornamenten

und Zeichnungen passen nur die Wundergänge; derartige Bauanlagen aber wären langweilig; desshalb sind diese wahre Irrgänge nach willkürlichen Plänen.

Die Labyrinthe der Turnschulen (Wunderkreise).[1])

In Deutschland scheinen die alten Labyrinthdarstellungen nur in den Wunderkreisen der Turnschulen fortzuzuleben.[2]) Das ging so zu. Schon an dem Labyrinth von Toussaints (S. 279, Figur 6) sehen wir den leeren Raum im Innern sehr verengt und aus dem Centrum der Figur gegen den Eingang zu gerückt, so dass die inneren Zungen keine Kreisbögen mehr bilden. Der nächste Schritt geschah, indem die Spitze der breiteren äusseren Maeanderwindung von der Spitze der breiteren inneren Maeanderwindung getrennt wurde, so dass die Figur zwei offene Eingänge erhielt.

Bei welchem der einachsigen Labyrinthe wir auch diese Veränderung vornehmen, dass wir an Stelle der Achse von aussen einen Zugang in das Ende des letzten Ganges öffnen, stets erhalten wir eine Figur mit 2 Oeffnungen, welche in der linken Oeffnung betreten, dann in allen ihren Gängen durchlaufen und durch die rechte Oeffnung verlassen wird, oder umgekehrt. Vorbereitet ist diese 2. Oeffnung schon in der Figur der Stadt Jericho (S. 277, Figur 4), wo es nahe lag, die breite Hilfslinie wegzulassen. Der Mittelpunkt der Figur ist aber dann nicht mehr der verborgenste, sondern durch die zweite Oeffnung der am leichtesten zu erreichende Ort des Labyrinthes, und es lag nahe, ihn zu vergessen und

1) Vgl. hierüber besonders Massmanns Schriftchen.

2) Labyrinthförmige Anlagen werden auch zum Fischfange benützt; vgl. die Abbildungen im Bericht der Berliner Fischereiausstellung II, S. 241. 37. 236. III, 64, und die sinnreiche Vorrichtung zum Otterfang, welche Wilh. Bischoff, Anleitung zur Angelfischerei 1860 S. 99 beschreibt.

von der Dienerschaft des Hauses g' .n durchlaufenden jetzt
mit seinem Hofe die Stelle des ' rborgensten Ort der An-
Schlusse gibt er noch eine ' .. zu machen. Die Figur 11
geistreichen Gespräche wei' .nderung des Labyrinthes von

Die erste Nachricht ., Zugang in das Ende des früher
anlage finde ich in ., und der frühere Mittelpunkt ist
im Tagebuche der I . .nd x der Mittelpunkt der neuen Figur
Dedalus'. Wir r . ..ägt man aber von dem alten Eingange a
Labyrinth nähe . . sind es genau dieselben wie in Figur 6.
Construction ... wir nun den Ursprung der Labyrinthe in
in verschi' ...iden. Fr. L. J. Fischbach sagt im 1. Theil seiner
gar nich' ...gr. Städte-Beschreibungen der Mark Branden-
und I ... Berlin 1786) S. 13, zu Neustadt-Eberswalde
siche ... dicht am Oberthor der Hausberg. Derselbe heisse auch
zu' ... Wunderberg 'wegen des auf dem Gipfel des Berges aus
r ... Linien in der Erde ausgestochenen und einem Laby-
rinthe ähnlichen Kreises; welchen sogenannten Wunder-
kreis der ehemalige Rector der Stadtschule Christoph
Wachtmann um das Jahr 1609 zum Vergnügen angelegt.
Er wurde sonst jährlich Montags vor Himmelfahrt von den
Schulknaben erneuert. Die jungen Leute pflegten sich auf
demselben in der Art ein Vergnügen zu machen, dass ihrer
zwei zugleich, der eine rechts, der andere links, zu laufen
anfingen und eine Wette anstellten, welcher von beiden
zuerst seinen Gang endigen würde. Der Berg ist übrigens
beinahe schon halb abgetragen'. Diese Anlage sah Fr. L.
Jahn und ahmte sie 1816 bei seinem Turnplatz auf der
Hasenhaide in einem Labyrinthe nach, das Massmann Taf. I, C
abbildet. Diese Anlage ist nichts als eine Erweiterung unserer
Figur 11, indem um die vier Zungen so viel Gänge mehr ge-
legt sind, dass wir von O nach r gerechnet 9 + 1 + 9 = 19
Gänge erhalten. Natürlich sind, wie es das Laufen erfor-
dert, alle Ecken gerundet und die ganze Figur ist oval ge-
worden; doch sind die Linien zwischen x und o noch nach

x eingebogen und nicht nach o, dem alten Mittelpunkt der Figur, um den sie ursprünglich Kreise bildeten. Diese Erinnerung hat Eiselen völlig verwischt. Denn da beim Laufen alle scharfen Biegungen schwierig sind, so hat Eiselen die ovale Form der Figur in eine kreisrunde verwandelt[1]) und auch die zwischen x und o liegenden Linien gegen o so ausgebogen, dass sie Kreise mit dem Mittelpunkte in x wurden, also gerade die umgekehrte Richtung erhielten, als sie im Ursprunge hatten. Zugleich legte er um die äussern Zungen noch einen Gang mehr, so dass diese Wunderkreise von o nach r gemessen 10 + 1 + 10 Gänge zählen (Massmann Tafel I, B). Nach dieser Construction, an der Linden nur die Drehung um die beiden inneren Zungen des leichteren Laufens halber rundlicher gebildet hat (Massmann Tafel I, A), sind die Wunderkreise fast aller deutschen und ausländischen Turnplätze gebaut und diese beiden Constructionen werden gewöhnlich in den Handbüchern des Turnwesens abgebildet. Dass von den oben (S. 277) erwähnten möglichen Erweiterungen des einfachen ursprünglichen Labyrinthes zu 7 Gängen gerade diese Form (S. 279 no. III) für die Laufbahnen der Jugend sich eingebürgert hat, ist natürlich. Denn beim Laufen sind, wie erwähnt, alle kurzen Biegungen schwierig und verursachen baldige Zerstörung der naheliegenden Rasenstücke. Solche kurzen Biegungen finden aber nur an den Zungen statt; also sind für solche Anlagen die Formen die geeignetsten, welche die wenigsten Zungen haben. Das ist von den oben erwähnten eben die geschilderte. Nur eine Figur gibt es, welche nur 2 Zungen (im Innern) hat, nemlich die doppelte Spirale, welche desshalb auch Linden (Massmann Tafel II, b) für Turnläufe entworfen hat. Allein

1) Eiselens Schriftchen 'Der Wunderkreis', neu entworfen, Berlin 1829, war mir leider nicht zugänglich.

sie scheint nirgends Anklang zu finden und das mit Recht; denn sie zu durchlaufen ist langweilig.

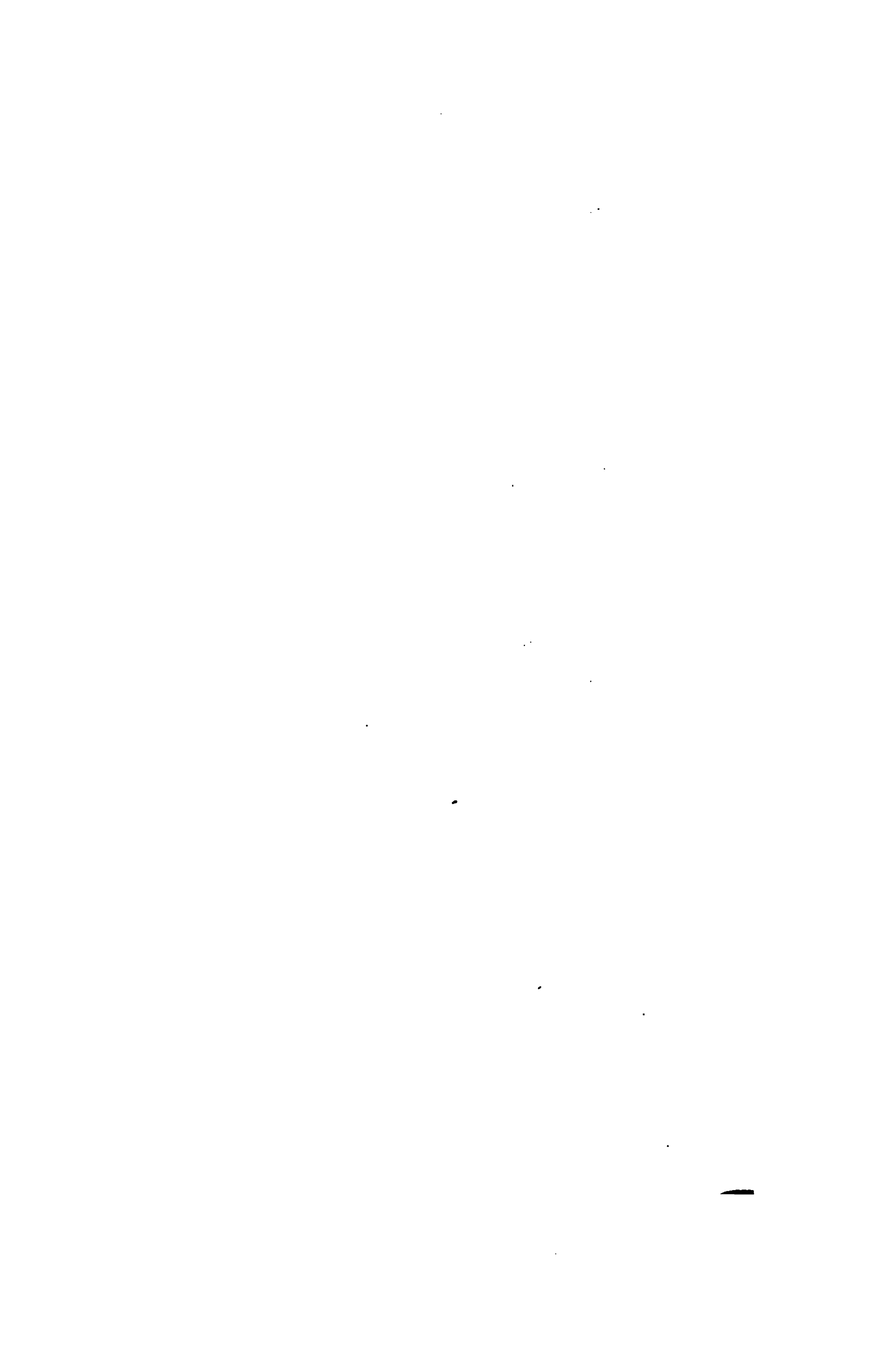
Jetzt wissen wenige, dass die Wunderkreise der Turnschulen eine Abart der einst wohl bekannten Labyrinthdarstellungen sind. Auch sonst scheinen diese Figuren fast vergessen zu sein, wenigstens in Deutschland. Denn in den Spiellexika trifft man höchstens unter Jerusalemsweg eine aus Mothes' oder Otte's Handbüchern stammende Abbildung des Mosaiks von St. Quentin mit der ebendaher bezogenen schiefen Erklärung als Bittweg.

Die Labyrinthdarstellungen verdienten aber in Wahrheit auch jetzt noch mehr Beachtung; sie könnten sowohl zum Spiele als zu Ornamenten bei Stickmustern und Mosaikeinlagen verschiedener Art verwendet werden. Es eigneten sich hiefür von den beiden oben (S. 273) besprochenen Klassen natürlich nur die regelmässigen, deren Geschichte darzulegen Aufgabe dieser Untersuchung gewesen ist. Von diesen regelmässigen Labyrinthen oder Wundergängen könnten die verschiedenen Arten der einachsigen Gattung besonders zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend verwendet werden, indem zuerst ihre Entstehung aus den Maeanderwindungen, ihre Erweiterung von 7 zu 11 oder mehr Gängen und durch ein- oder zweimalige Brechung der Viertelbogen ihre Verwandlung aus Kreisen in Vier- oder Achtecke begreiflich gemacht würde. Für Ornamente wäre die Gattung der vierachsigen Labyrinthe mit den vielen verschiedenen Arten besonders geeignet. Denn diese Figuren sind ebenso schön wie viele der gebräuchlichen linearen Ornamente, übertreffen aber alle dadurch, dass sie zugleich sinnreich und desshalb für viele Menschen ergötzlicher sind.

Herr Hofmann trug vor:

1) „Ueber den Ursprung der Bienen im französischen Kaiserwappen.“

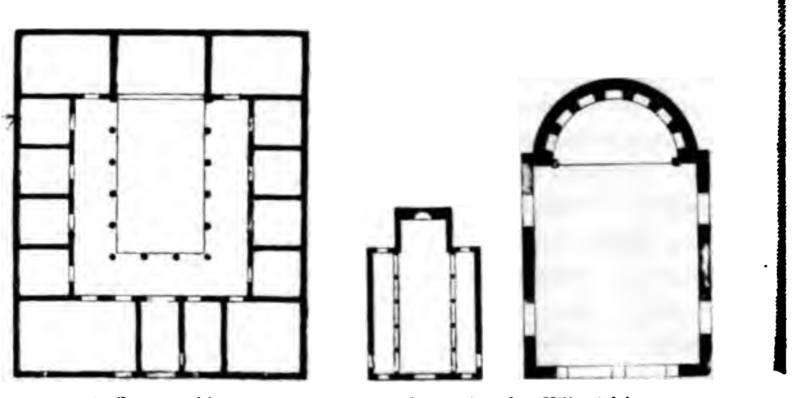
2) „Zur Textkritik des Floovant.“





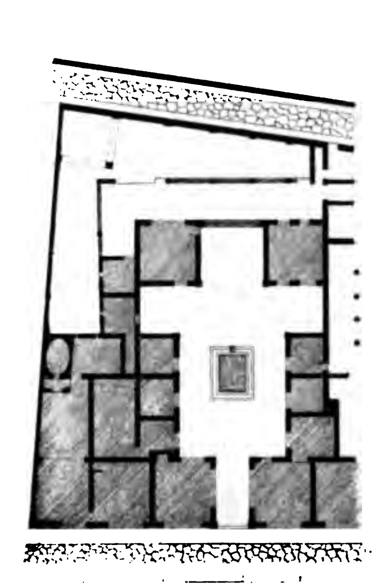
Dehio: Die Gen

Die nachstehenden Grundrisse, ausgenommen 4

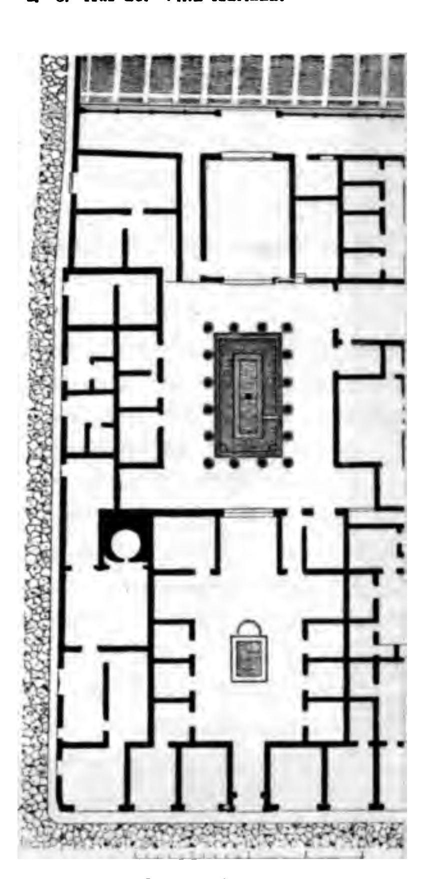


1. Gynaeconitis.

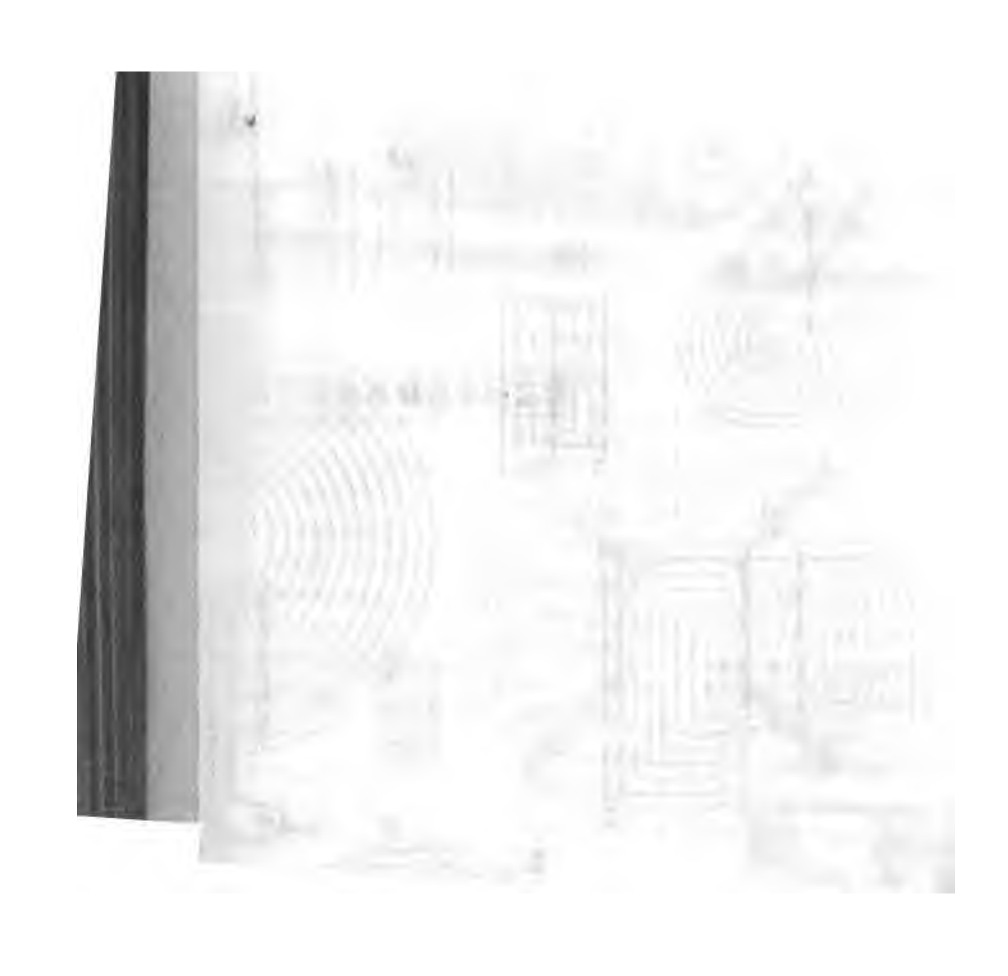
2. 3. Aus der Villa Adriana.



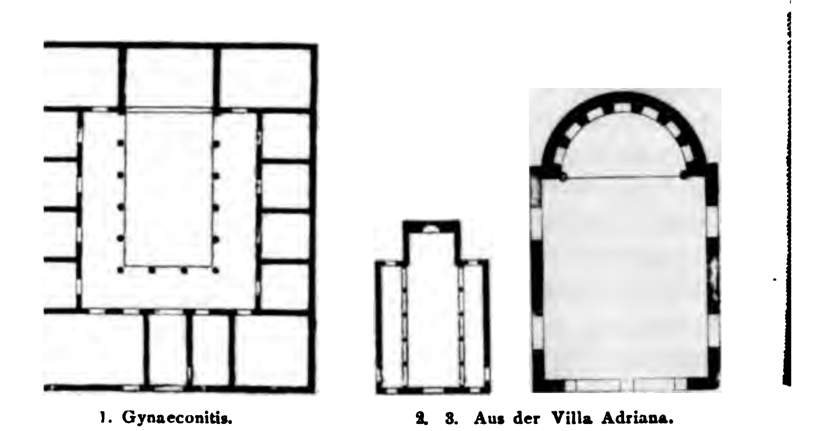
5. Pompeji: casa di Sallustio.



6. Pompeji: casa di Pansa.

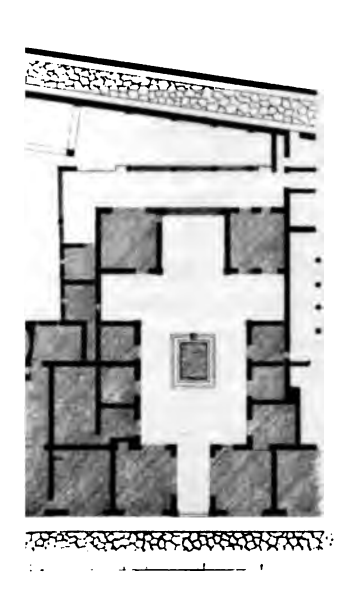


Die nachstehenden Grundrisse, ausgenommen



1. Gynaeconitis.

2. 3. Aus der Villa Adriana.



5. Pompeji: casa di Sallustio.

6. Pompeji: casa di Pansa.



Historische Classe.

Sitzung vom 2. Dezember 1882.

Herr Dehio trägt vor:

„Die Genesis der christlichen Basilika."
(Mit einer Tafel.)

Diese Frage geht nicht die Kunstgeschichte allein an. Ein grosser, ja vielleicht der grössere Teil des Interesses, das man ihr entgegengebracht hat, gehört ihrem Bezug auf Religion und Kirche. In einer Liste der während der letzten vierzig Jahre in Deutschland aus Anlass ihrer veröffentlichten Monographieen und Aufsätze, welche 23 Nummern enthält, finde ich 17 von Theologen herrührende. Mir nun sei gestattet, an dieser Stelle auf die Mittel und Ziele des Kunsthistorikers mich einzuschränken. Indess auch dem Kunsthistoriker bedeutet die Frage weit mehr, als unmittelbar in ihr ausgedrückt scheint. Denn wie hoch oder niedrig immer man den absoluten Kunstwert der altchristlichen Basilikenarchitektur anschlagen mag: das Eine steht fest, dass sie der gesammten Kirchenbaukunst des Abendlandes bis zum Eintritt der Renaissance und selbst bis in diese hinein die Richtung bestimmt hat. Eine neue Formenwelt gewinnt im Mittelalter Leben, neue Constructionsmethoden werden erfunden, aber die beherrschende compositionelle Idee bleibt während des ganzen Zeitraumes unverrückt dieselbe;

eben die der Basilika. Das ist die eminente baugeschichtliche Tragweite des Problemes.

Der Ruhm, die erste und dauerndste Theorie über den Ursprung der christlichen Basilika begründet zu haben, gehört dem grossen Florentiner L B. Alberti, dem Vater aller wissenschaftlichen Kunstbetrachtung. Er lehrte, dass die christliche Kirchenbasilika aus der heidnisch - römischen Forumsbasilika entstanden sei, und dies ist noch heute der allgemeine Glaube der ausserdeutschen Archäologie.[1]) Bei uns jedoch ist der kritische Rückschlag schon vor vier Decennien eingetreten und die Verhandlungen sind seitdem so unermüdet im Gange geblieben, dass die Erinnerung an sie keiner Auffrischung bedarf.[2]) Man wird mir deshalb gestatten, ohne fortlaufende Auseinandersetzung mit den Meinungen meiner Vor- und Nebenmänner, geradeswegs auf die Punkte loszugehen, welche mir erneuter Prüfung am meisten bedürftig erschienen sind.

Soviel ich sehe gibt es nur einen einzigen rationellen Ausgangspunkt für unsere Untersuchung. Das ist die allgemein anerkannte zuerst von Weingärtner in diesem Zusammenhang verwertete Tatsache, dass der christliche Gottesdienst ursprünglich und zwei Jahrhunderte lang ausschliesslich Hausgottesdienst war.[3]) In Anpassung an die gegebenen räumlichen Dispositionen des griechisch-römischen Wohnhauses hat der gottesdienstliche Ritus, gleichsam als in seiner Gussform, die Grundzüge seiner äusseren Erscheinung fixirt, und man darf a priori erwarten, dass gleichermassen das gottes-

1) Vgl. z. B. die bekannten Lehrbücher von de Caumont (1870) und Fergusson (1874), Rohault de Fleury (1877) u. s. w.

2) Die einschlägige Literatur bei Stockbauer: Der christliche Kirchenbau; Kraus: Realencyclopädie der christl. Altertümer.

3) Leider hat W. unterlassen, seine glückliche Idee consequent durchzuarbeiten, ist vielmehr alsbald auf den zum Hypäthraltempel führenden Irrweg geraten; sein Verdienst soll gleichwol unvergessen bleiben.

dienstliche Gebäude das morphologische Gesetz seines Ursprunges auch noch in seinem späteren freien Wachstum in irgend einer Weise in Wirkung zeigen wird. Mag zwischen den ältesten uns erhaltenen Denkmälern des christlichen Kirchenbaues und der durch Vitruv und Pompeji repräsentirten Epoche des antiken Hausbaues ein Zeitraum von drei Jahrhunderten liegen: jeder methodische Ableitungsversuch muss zuerst bei den Verhältnissen der christlichen Urzeit und somit bei der Einrichtung des antiken Wohnhauses ansetzen; — erst wenn hier die Auskunft verweigert werden sollte, mögen entferntere Instanzen an die Reihe kommen.

Es ist wichtig, vorweg festzustellen, dass der Synkretismus der Nationalculturen, der die Kaiserzeit charakterisirt und für die Ausbreitung des Christentums so fördersam war, auch auf die Wohnsitten sich erstreckt, dass ein erheblicher Unterschied zwischen griechischer und italischer Hausanlage nicht mehr existirt. Gleichwol handelt es sich um eine so gesetzmässig fortschreitende Entwicklung, dass wir noch einen Schritt zurück gehen und die nationalen Formen zuerst in ihrer gesonderten Art uns vergegenwärtigen müssen.

Das griechische Haus zerfällt in eine Männer- und eine Frauenwohnung. Wenigstens von der letztern gewährt Vitruv's Beschreibung eine für unseren Zweck genügende Darstellung; (danach der Reconstructionsversuch Fig. 1). Der Mittelpunkt ist der Peristyl, ein im Innern von drei Seiten mit Säulenhallen umgebener Hof; an der vierten, dem Eingang gegenüber ein gedeckter, gegen die Säulenhalle in voller Breite offener Ausbau, die Prostas; um dieses Centrum die übrigen Gemächer ohne feste Regel gruppirt. Noch sei bemerkt, dass, da die Strassenfront des Grundstückes ein für allemal limitirt ist, das Haus nur in der Längenaxe Erweiterung erfahren kann, weshalb für den Peristyl durchschnittlich oblonge Gestalt im Sinne dieser

Axe anzunehmen ist. Von den reicheren Combinationen des vornehmen Hauses erhalten wir leider keine Nachricht.

Im Gegensatz zu der lockeren Compositionsweise des griechischen Hauses bildet das italische[1]) eine feste nach bestimmtem Plan gegliederte Einheit und besitzt als solche ein das Ganze überspannendes einziges Dach. In dieser dem Bauernhause noch nahe stehenden Gestalt heisst es *atrium testudinatum.* Seine Entwicklungsgeschichte dreht sich um die Frage der Lichtführung, und ich erlaube mir zu anticipiren, dass es hiermit in gerader Folge in die Entwicklungsgeschichte des christlichen Kirchengebäudes übergeht. Der dem Ganzen den Namen gebende Mittel- und Hauptraum ist das Atrium mit dem der griechischen Prostas entsprechenden Tablinum. In ältester Zeit, als auch das städtische Haus noch isolirt stand, war das Atrium in seinen vorderen Teilen allein durch die weite Türöffnung erhellt: um aber auch der Tiefe, wo der Heerd stand und die häuslichen Arbeiten der Frauen ihren Platz hatten, das nötige Licht zuzuführen, wurde die Reihe der Seitengemächer in ihrem letzten Drittel nicht bis zur Rückwand durchgeführt, sondern durch eine in die Queraxe gelegte bis an die seitliche Umfassungsmauer reichende und somit zur Anlage von Fenstern Gelegenheit gebende Erweiterung, die *alae*, durchbrochen. — Die nächstfolgende Entwicklungsphase, bedingt durch die Einführung geschlossener Häuserinseln mit gemeinschaftlichen Zwischenwänden, drängt zu einem neuen Beleuchtungsverfahren: der Durchbrechung des Daches durch ein Oberlicht. Der Grundplan des Hauses stellt nunmehr ein längliches Viereck dar, das aber stets seine schmale Seite — eine Nachwirkung des alten Giebelhauses — der Strasse zuwendet und, wenn irgend möglich, auch für den

1) Für das Folgende beziehe ich mich insbesondere auf die „Pompejanischen Studien“ von Heinrich Nissen. (1877).

Eingang, trotz der die Fronte einnehmenden Werkstätten und Kaufläden, die Mittelaxe festhält. In der auf dieser Stufe üblichen Constructionsform wird das Atrium als *tuscanicum* oder *cavum aedium* bezeichnet. Wie ehedem so wird auch jetzt das Dach desselben von zwei quergelegten Hauptbalken getragen, aber es ist kein Giebeldach mehr, sondern neigt sich von allen vier Seiten einwärts gegen die in der Mitte angebrachte Licht-, Luft- und Regenöffnung, das *compluvium.* Man erkennt, dass wegen dieser Construction und der nach wie vor aufrechterhaltenen Einheit mit den Alae und dem Tablinum das italische Atrium seine Dimensionen nicht beliebig zunehmen lassen kann, wie das griechische Peristyl, sondern an sehr bestimmte Grenzen gebunden bleibt. Die von den steigenden Ansprüchen an Würde und Behagen verlangte Raumvermehrung kann also nur durch Anhängung neuer Bauteile erreicht werden: etwa eines zweiten Atriums neben dem alten, oder — und das ist das Erwünschteste — eines hinteren luftigen Säulenhofes nach griechischem Muster, mit einem Blumen- und Rasenplatz in der Mitte und Gesellschafts- und Speisezimmern (*triclinia*) an den Seiten. Das ist in dem ersten Jahrhundert der Kaiserzeit die Hausanlage der Reichen. Die Menge der Kleinbürger begnügt sich fort und fort mit dem einfachen Atrium, und es ist schon ein Zeichen von behaglicher Glückslage, wenn dieses unverkürzt bleiben darf. Bei jenen ist das Atrium nur mehr der Ort für den Verkehr mit der Oeffentlichkeit, bei diesen bleibt es Mittelpunkt der Familiengeselligkeit. Als Beispiel für die eine und für die andere Art vergleiche man die beigegebenen Grundrisse zweier normal entwickelter Häuser in Pompeji, der *casa di Sallustio* (Fig. 5) und der *casa di Pansa* (Fig. 6). — In der Grossstadt Rom konnte die geschilderte Bauart nur in den wohlhabenden Classen aufrechterhalten bleiben, während die unbemittelte Masse in vielstöckigen Mietkasernen sich zusammen drängte;

doch haben sich unter den Fragmenten des römischen Stadtplanes auch von jener ein paar Beispiele erhalten, dem pompejanischen Atrientypus wesentlich entsprechend. (Fig. 4a = Jordan tab. 23. fr. 173, cf. ibid. tab. 36. fr. 174b.) — Nun muss ich noch auf einige regelmässig wiederkehrende Züge aufmerksam machen. Zuvörderst erscheint als des Atriums notwendiger Begleiter das Tablinum; ursprünglich mit geschlossener Rückwand, nach vorn aber nur durch Vorhänge absperrbar. Vor Alters der Standort des in Cultus und Sitte geheiligten ehelichen Lagers verblieb das Tablinum bis in späteste Zeit der Ehrenplatz des Hauses, Schatzkammer, Archiv und Schauplatz feierlicher Familienacte. Mit bemerkenswerter Beharrlichkeit werden ferner auch die Alae zu beiden Seiten des Eingangs in's Tablinum festgehalten, nachdem ihre ursprüngliche Function (die seitliche Lichtzuführung) durch die Veränderung der Gesammtanlage längst in Wegfall gekommen ist. Ihre Wände zieren in den Häusern der Nobilität die wächsernen Gesichtsmasken der Ahnen, in den Häusern neuer Familien als Ersatz dafür bronzene oder silberne Medaillonporträts (clipeatae imagines) von Kaisern und andern berühmten Personen, und selbst in einfacheren Bürgershäusern, wie man in Pompeji sehen kann, wenigstens ausgezeichnetere Gemälde. Endlich findet sich auf typisch feststehendem Platze, zwischen Tablinum und Impluvium, ein nach Möglichkeit reich ornamentirter Marmortisch — der aus Pietät und religiöser Scheu conservirte Stellvertreter des alten Heerdes.

Seit den letzten Zeiten der Republik tritt mit der tuskanischen Atriumform das Säulenatrium in Concurrenz, entweder in tetrastyler oder in korinthischer Anlage, wie Vitruv sie nennt. Das tetrastyle unterscheidet sich vom tuskanischen weiter nicht, als durch die Einschiebung von vier Stützen an den vier Ecken des Impluviums. Das

korinthische acceptirt eine mehrsäulige Porticus und bringt damit die schweren durchlaufenden Deckbalken in Wegfall, während die an Umfang zunehmende Area nicht mehr durchaus vom Wasserbecken eingenommen wird, sondern einen Rasenplatz mit umlaufenden Abzugscanälen erhält. Die letztere Anlage ist, wie man sieht, eine Verquickung des nationalen Atriums mit dem modischen, den Griechen abgelernten Peristyl, ebenso dienlich, die erstere Bauform stattlicher auszubilden, wie die letztere, bei beschränkten Raumverhältnissen, zu ersetzen. Ich gebe als Beispiel das Haus des M. Epidius Rufus zu Pompeji (bei welchem die abnormale Stellung der Alae den stattgehabten Erweiterungsumbau zu erkennen gibt) und ein Fragment des römischen Stadtplanes (Fig. 4b = Jordan tab. 16. fr. 109c). Schon an den Häusern von Pompeji kann man die rasch fortschreitende Umwälzung beobachten, welche die Einbürgerung der Säule im italischen Hausbau hervorrief. Denn nicht nur, dass dieselbe um ihrer schönen Erscheinung willen reichlichste Verwendung fand, sie gab auch die Möglichkeit, ohne Verzicht auf den altgewohnten Grundplan, zu gesteigerten Dimensionen und neuen Methoden der Lichtführung fortzuschreiten. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, dass in der Kaiserzeit, mithin in der für unsere Untersuchung massgebenden Epoche, die ansehnlicheren Häuser ihr Atrium regelmässig als gesäultes gebildet haben.

Endlich sind noch die Häuser der Reichsten, die eigentlichen Paläste nach unserer Sprachweise, in Betracht zu ziehen. Im Gegensatz zu der Neigung der bürgerlichen Bauweise, möglichst eng an Herkommen und Regel sich anzuschliessen, besteht in der Palastarchitektur Uebereinstimmung nur in den allgemeinsten Tendenzen und — selbstverständlich — in den baulichen Grundelementen; in Bezug aber auf die Combination derselben im einzelnen Falle ist Ver-

schmähung alles Schematischen, freiestes Walten von Phantasie und Laune das eigentlich Bezeichnende, und darum ist jeder Versuch zur Reconstruction eines römischen Normalpalastes Verkennung des Grundcharakters dieser Gattung. Als Fundamentalzeugniss betrachtet man gewöhnlich *Vitruv VI. 8: nobilibus vero qui honores magistratusque gerundo praestare debent officia civibus, facienda sunt vestibula regalia alta, atria et peristylia amplissima, silvae ambulationesque laxiores ad decorem majestatis perfectae, praeterea bibliothecae pinacothecae* ***basilicae*** *non dissimili modo quam publicorum operum magnificentia comparatae, quod in domibus eorum saepius et publica consilia et privata judicia arbitriaque conficiuntur.*

Dieser vitruvische Satz nun — man sieht es ihm wol nicht sogleich an — ist der Keimpunkt geworden für die Entwicklung der gegenwärtig herrschenden Lehre vom Ursprung der christlichen Basilika, und es ist nicht uninteressant zu sehen, auf welchem Wege er zu solcher Bedeutung gelangt ist. Wir müssen auf die Thesen Zestermann's zurückgreifen. Nach seiner reinlich paragraphisirenden Art hatte dieser Gelehrte die antiken Basiliken in vier Gattungen eingeteilt, wovon die wichtigsten die forensische und die private sind. Den Zusammenhang aber zwischen ihnen und der christlichen stellt er in Abrede. Unter Zestermann's Gegnern ist der erfolgreichste J. A. Messmer geworden. Er hat zweimal in verschiedener Weise Stellung genommen. Das erste mal lehnt er Zestermann's Sätze durchaus ab, verlangt die alte Ansicht ungeschmälert wiederhergestellt zu sehen. Das zweite mal gesteht er deren Unhaltbarkeit stillschweigend zu und eignet sich auch die Classification seines Gegners an, aber zu einem andern Endzwecke. Da nicht die forensische das Vorbild der christlichen war — das ist der einfache Gedankengang — so muss es die andere Hauptgattung gewesen sein: die Palast-

basilika.[1]) Diese Behauptung ist zum Kern der gegenwärtig bei uns herrschenden Doctrin geworden.[2])

In den meisten vornehmen Häusern — so wird gesetzt — „pflegte" eine „wirkliche" Basilika sich zu befinden; die christlichen Gemeinden zählten viele Angehörige vornehmer Familien zu den Ihren und sie hielten ihre Gottesdienste in Privathäusern: — folglich hat die christliche Kirchenbasilika ihren Ursprung in der römischen Hausbasilika.

So einfach liegen die Dinge nun doch nicht.

* * *

Einiges von den Schwächen der vorstehenden Deduction fällt ohne weiteres in's Auge. Ist es erlaubt, so muss gefragt werden, aus der beiläufigen Wendung eines, wie man weiss, seine Worte wahrlich nicht wägenden Schriftstellers einen Satz von so genereller Tragweite abzuleiten? Stellt Vitruv hier etwas anderes, als ein lediglich ideales Programm auf? Wo sind die Beweise, dass die Baupraxis demselben entsprochen hat? Wo die Beweise, dass die „Palastbasilika" eine determinirte, einerseits von der Forumsbasilika, andererseits von den übrigen Saalanlagen der Privatarchitektur kenntlich unterschiedene Bauform besessen hat? Ist es nicht wiederum dieselbe petitio principii, um derenwillen die älteren Archäologen so verachtend abgefertigt worden? Denn wie Alberti die (damals aus den Monumenten noch nicht zu studierende) öffentliche Basilika nach dem Bilde der christlichen reconstruirt hatte, genau so macht man's jetzt mit

---

1) Uebrigens gilt auch für diese These, wie so oft in der Geschichte der Wissenschaften, das „Alles schon dagewesen." Bei Guattani, Mon. ined. Roma 1784, I. p. 31 ist zu lesen: „Ciò fu secondo alcuni, perchè fuggendo le persecuzioni trovavano asilo talvolta nelle Basiliche de' privati."

2) Z. B. Kraus in der Realencyclopädie der christlichen Altertümer und A. Springer im Textbuch zu Seemanns kunsthist. Bilderbogen.

der privaten. — Doch lassen wir diese Bedenken einstweilen noch liegen, um zuvor über den Sprachgebrauch des Wortes *basilica* einiges anzumerken. Vorab ist die verbreitete Vorstellung, als sei es die technische Bezeichnung für eine bestimmt umschriebene architektonische Form,[1]) auf's Entschiedenste abzuwehren. Es ist an und für sich nicht Formbezeichnung, sondern Zweckbezeichnung, nicht mehr und nicht minder wie die Worte Tempel, Theater u. s. w. Eine Basilika ist ein gedeckter Raum in unmittelbarem Anschluss an ein Forum, — um es kurz zu sagen: ein überdachtes Nebenforum, ein vor den Extremen der Witterung behaglich geschützter Raum zur Verrichtung eben der Dinge, die sonst draussen betrieben wurden, zu Gerichtsverhandlungen, zu geschäftlichem Verkehr aller Art, zum Flaniren der Müssiggänger.[2]) Zunächst an diese Gebrauchsbestimmung dachte der Römer, wenn er das Wort *basilica* aussprach, nicht, oder nur nebenher, an die bauliche Erscheinung.[3]) Ist es an sich nicht unwahrscheinlich, dass die ältesten Basiliken eine ziemliche Gleichartigkeit aufwiesen, so greift schon seit dem Ende der Republik solche Mannigfaltigkeit der Compositionen Platz, dass es völlig unmöglich ist, dieselbe auf eine gemeinschaftliche Formel, es wäre denn eine in's Allgemeinste verflüchtigte, zurückzuführen. Zum Beweise brauche ich nur die Namen der Ulpia, der Alexan-

1) Z. B. Schnaase III. 41: „Diese rein architektonische Bezeichnungsweise"; Messmer 14: „Gebäude von bestimmter Gestalt, so dass dasjenige Gebäude eben „basilica" hiess, welches eine Basilika wirklich war;" Stockbauer 20: „ein streng technologisch bestimmter Architekturbegriff" u. s. w. u. s. w.

2) Eine durchaus zutreffende und präcise Definition u. a. bei Reber: Baukunst im Altertum 428, welche nicht wol begreifen lässt, wie die dennoch statuirte Ausdehnung auf die „Privatbasilika" damit zu vereinigen sei.

3) Sehr charakteristisch z. B. Cicero ad Att II. 14: Basilicam habeo, non villam, frequentia Formianorum — der Vergleichspunkt nicht die Bauform, sondern der Zusammenfluss der Leute.

drina, der Constantiniana und der von Trier neben einander auszusprechen: — die erste fünfschiffig mit einer Grundrissproportion von 1 : 2; die zweite bei einer Länge von 1000 Fuss nur 100 breit, also wol nur das was wir sonst Porticus nennen;[1]) die dritte eine auf vier Binnenpfeilern ruhende Gewölbehalle; die vierte ein ungeteilter Saal mit flacher Balkendecke. Wie man sieht, teilen diese Basilikalbauten formell nichts weiter miteinander, als dass sie grosse, gedeckte Säle sind, und in diesem ganz allgemeinen, architektonisch indifferenten Sinne finden wir, seit der augusteischen Zeit, die Bezeichnung *basilica* auch auf Gebäude oder Gebäudeteile von anderer Gebrauchsbestimmung übertragen, etwa unserem Worte „Halle" entsprechend, mit der Nebenvorstellung des Grossen und Prächtigen.[2])

Besonders häufig findet sich *basilica* für *porticus:* so in Verbindung mit Bädern, Theatern, Curien, Tempeln,[3]) Victualienmärkten;[4]) umgekehrt werden wieder Basiliken im engeren Sinn (forensische) schlechthin als *porticus*,[5]) bei griechischen Autoren als *στοαί* bezeichnet; ferner *basilica* für Tempel,[6]) jüdische Synagogen,[7]) aber auch für Wein-

1) Aelius Lampridius V. Alex. Severi c. 26.

2) Forcellini: Accipitur aliquando pro parte aedis ampla columnis ornata, aut pro porticu, in qua ambulare et spatiari licet — insofern noch etwas zu eng, als zuweilen auch ungesäulte Hallen, als B. bezeichnet sich vorfinden.

3) Belege bei Zestermann 66, welcher dadurch auf die unglückliche Erfindung der „Spazierbasilika" als gesonderte Bauform geriet.

4) Corp. Inscr. R. N. 5350, vgl. Nissen a. O. 209.

5) Zestermann 110 und 327. Einen interessanten Vergleich giebt porticus perpetua = basilica in der Descriptio Urb. Const. und basilica perpetua = Portikus des Mittelschiffes bei Vitruv V. 1. 9.

6) Drei Beispiele bei Urlichs: die Apsis 5; ferner die B. Jovis auf dem Palatin und wahrscheinlich wol auch die B. in honorem Plotinae bei Spart. V. Hadr. c. 19.

7) Im Talmud und bei Hieronymus; von Kreuser, Kirchenbau 1860 zu einer phantastischen Hypothese missbraucht.

keller,[1]) Exercierplätze,[2]) kurz es scheint kaum irgend eine hallenartige Anlage zu geben, für welche nicht diese bequeme und dehnbare Bezeichnung passend befunden würde. Die Sorglosigkeit, mit welcher die Wortführer der christlichen Archäologie über diesen offenkundigen Umstand hinweggleiten, die Zuversicht mit der sie oft aus dem blossen Worte *basilica* technische Schlüsse ziehen, hat etwas unbegreifliches. Eben vermöge dieses technisch unbestimmten Gehaltes findet das Wort Eingang in die christliche Terminologie: *basilica ecclesiae* ist nur ein würdevollerer Ausdruck für die durchaus promiscue gebrauchten *domus ecclesiae*, *οἶκος ἐκκλησίας;* — dann schrieb man, wo ein Missverständniss ausgeschlossen schien, kurzweg *basilica* allein, und wahrscheinlich sehr frühe schon verband sich damit — anfangs als Nebenvorstellung, sehr bald aber als die dominirende — die willkommene symbolische Deutung, welche Isidor von Sevilla dahin angiebt: *nunc autem ideo divina templa basilicae nominantur, quia regi ibi omnium, Deo, cultus et officia offeruntur* — Anpassung also an die gleichfalls alten Bezeichnungen *κυριακή*[3]), *dominicum* (Cyprian, Hieronymus) oder das vereinzelt vorkommende *domus columbae* (Tertullian). Die Behauptung, dass *basilica* nicht ein Kirchen-

---

1) Palladius de re rust. I. 18. Cellam vinariam . . . sic autem dispositam, ut basilicae ipsius forma calcatorium loco habeat altiore constructum — übersetze ich (trotz der Einwendungen von Brunn, Cotta'sches Kunstblatt 1848 Nr. 20): „dass die Formation der gedachten Halle (d. h. der cella vinaria) einen Kelterplatz auf erhöhter Stelle darbiete."

2) Drei Beispiele verzeichnet Promis in Memor. della R. Accad. di Torino Sec. II. tom. 28 p. 245 f.

3) Sämmtliche Bezeichnungen neben einander bei Eusebius *οἶκος ἐκκλησίας* H. eccl. VII. 30. VIII. 13. IX. 9 — *βασιλική* V. Const. III. 31. 32 — *βασίλειος οἶκος* H. eccl. X. 4 — *ἐξ αὐτοῦ δὲ τοῦ τῶν ὅλων κυρίου. παρὸ καὶ κυριακῶν ἠξίωνται τῶν ἐπωνυμιῶν.* Laud. Const. XVII.

gebäude überhaupt, sondern ein Kirchengebäude von bestimmter Form bedeute, (Zestermann, Messmer u. s. w.), entbehrt jedes stichhaltigen Beweises: bis in's 4. Jahrhundert hinauf sind neuerdings Beispiele nachgewiesen, dass Cultgebäude jeglicher Art und Gestalt, von den grossen Gemeindekirchen bis hinab zu den Grabkapellen und Memorien diesen Namen tragen.[1])

Nach den eben durchgegangenen Beobachtungen wird es nicht Wunder nehmen, einigemal auch von besonders prächtigen Privatpalasten ausgesagt zu finden, dass sie Basiliken — der Plural ist charakteristisch — enthalten hätten, und man wird nicht im Zweifel sein — da unmöglich eine sonst überall vage Bezeichnung hier auf einmal etwas Determinirtes könnte bedeuten sollen — wie das zu nehmen sei: nicht anders, meine ich, wie wenn wir heute etwa von den „Hallen" eines Fürstenschlosses sprechen. Kaum etwas Bestimmteres (so schon Nissen a. O. 209) hat nun auch Vitruv in dem für uns in Rede stehenden Satze im Auge, wenn er in verschwenderischen Pluralen *vestibula regalia alta, atria et peristylia amplissima, silvas ambulationesque laxiores, bibliothecas, pinacothecas, basilicas* für den vornehmen Palast zu fordern nötig hält. Sehr häufig findet man bei den Erklärern dann die Schlussworte *non dissimili modo — privata judicia arbitriaque conficiuntur* ausschliesslich auf *basilica* bezogen, was, obwol ja grammatisch zulässig, den klaren natürlichen Sinn des Satzes verdunkelt; zweifellos gehen die Worte vielmehr auf das Ganze und sollen motiviren, weshalb die Stellung eines *nobilis qui honores magistratusque gerundo praestare debet*

1) Promis l. c. Kraus Realencyclopädie I. 109 mit Berufung auf De Rossi und Garucci. — Charakteristisch ist die Unterscheidung der Descr. Urb. Const. vgl. Zestermann 110 A. 327, wo basilica ausschliesslich für christliche Kirchen vorbehalten, dagegen die Geschäftsbasilika mit porticus wiedergegeben wird — also eine Unterscheidung lediglich des Zweckes, nicht der Form.

officia civibus so grossen Bauaufwand gebiete.[1]) — Nicht um nach allem Gesagten der Sache noch eine neue Seite abzugewinnen, sondern lediglich der Vollständigkeit zu Liebe mögen auch die wenigen etwa noch in Betracht kommenden Parallelstellen ihre Besprechung finden. Zuerst ein Ausdruck Plutarch's im *Leben des Publicola c. 15.* Nach seiner moralisirenden Weise hält der Autor hier in der Schilderung der sitteneinfältigen guten alten Zeit inne. um ein Contrastbild aus der verderbten Gegenwart zu entrollen, und weist zu diesem Ende auf Domitians palatinisches Haus: „wer in diesem auch nur eine einzige Stoa oder Basilika u. s. w. erblickte," „der müsste sich versucht fühlen auszurufen: Du bist ein Unfrommer, ein Uebermensch, ein Bauwutkranker!" *Εἰ μιὰν εἶδεν ἐν οἰκίᾳ Δομετιανοῦ στοὰν ἢ βασιλικὴν* — schon diese pluralisirende Wendung, dann der synonyme Gebrauch von *στοά* und *βασιλική* und am meisten die rein rhetorische Absicht des Satzes machen mir höchst unwahrscheinlich, dass Plutarch bei jedem dieser Ausdrücke an einen concreten einzelnen Bauteil des Palastes gedacht habe. Sollte dieses dennoch der Fall sein, und sollte der Autor speziell jenen Raum im Auge gehabt haben, der gegenwärtig in den Ruinen mit dem Namen „Basilika" versehen ist, so würde das für die architekturgeschichtliche Frage gleichwol nichts austragen, — in Folge weiter unten zu besprechender formaler Bedenken. — Ferner beruft sich die Doctrin von der Palastbasilika auf *Julius Capitolinus V. Gordiani c. 32: . . et villa eorum Praenestina,*

1) Zu den verhängnissvollen Ungenauigkeiten, dergleichen wir in der Behandlung der ganzen Frage nur allzu oft begegnen müssen, gehört es, wenn F. X. Kraus, Realencyclopädie der christlichen Altertümer I, 111 den obigen Vitruvischen Satz dahin wiedergiebt: B. heisse „der" Haupt- und Prachtsaal der Paläste römischer Grossen. Erst durch diesen Singular wird in die Stelle der Sinn hineingetragen, den Kraus im Anschluss an Messmer in ihr zu finden wünscht.

ducentas columnas in tetrastylo habens, quarum L. Carysteae, L. Claudianae, L. Synnades, L. Numidicae, pari mensura sunt; in qua basilicae centenariae tres — und wir werden aufgefordert, von Messmer bis herab auf den jüngsten Bearbeiter (Holtzinger im Repertorium für Kunstwissenschaft 1882 p. 286) diese *basilicae tres* ungefähr in gleicher Gestalt wie die christlichen uns vorzustellen. Was damit behauptet wird, versteht man erst ganz, wenn in Erinnerung gebracht wird, dass z. B. die Kirche S. Maria Maggiore bei dreischiffiger Anlage 44 Säulen, die Lateranskirche bei fünfschiffiger Anlage 60 Säulen, S. Paolo fuori le mura, einer der grössten überdeckten Räume in der Baukunst aller Zeiten, 80 Säulen enthält: — und hier nun auf einem ländlichen Lustsitz angeblich gleich drei Säle, davon ein jeder mit hundert Säulen — wahrlich, es ist, wenn man sich die Mühe giebt es zu überdenken, eine vollkommen in's Ungeheuerliche ausschweifende Vorstellung, die uns hier zugemutet wird. Zugemutet indess nur von den Erklärern, nicht vom Schriftsteller selbst, wenn man nur dessen Worte nach dem wirklichen, nicht einem untergeschobenen, Sprachgebrauch deutet. Schon Zestermann (p. 67 und 226) erklärte sehr treffend den Ausdruck *basilicae centenariae* durch *Pomp. Laeti R. Hist. de imp. Philippi*: *Ludis saecularibus Theatrum Pompeji arsit et ei propinquam Hecatostylon, centum columnarum in Campo Martio opus; centenariam Porticum appellabant etc.*; auch sonst mehrfach erwähnt und fragmentarisch erhalten im Stadtplan, Jordan tab. V. Nimmt man hierzu die mehrfachen oben angeführten Beispiele, wo *basilica* = *porticus*, und vergegenwärtigt sich zum Vergleiche etwa den Villenpalast Hadrians bei Tivoli, der wesentlich als Complex grösserer und kleinerer Säulenhöfe sich darstellt: so wird es im höchsten Grade plausibel, dass die *basilicae tres* an unserer Stelle dem vorhergeschilderten *tetrastylon* auch sachlich paralell zu setzen seien, d. h. dass

die Villa einen grossen quadratischen Portikenhof von 200 Säulen, und drei kleinere, möglicherweise oblonge, von je 100 Säulen umfasste.

Die, wie man sieht, auch numerisch nicht eben ansehnliche Reihe der zu Gunsten der Privatbasilika vorgeführten Zeugen wird beschlossen durch zwei christliche Schriftsteller: Pseudo-Clemens (Recogn. X. 71) und Hieronymus (ep. 18 ad Marcellum, ep. 30 ad Oceanum); dieselben sollen zugleich die „unwidersprechlichen" Beweise für den behaupteten Zusammenhang mit dem christlichen Kirchengebäude enthalten. Ist es schon an und für sich misslich, aus nicht mehr als zwei Beobachtungsfällen eine Theorie von so umfassendem Anspruch zu construiren, so müssten wir um so entschiedener durch sie eine deutliche und gewisse Anschauung von der präsumirten Architekturform zu erhalten verlangen. Aber nichts davon; — man verweiset uns wieder nur auf das Wort, und immer das Wort *basilica*, das, wie wir nun sattsam eingesehen haben, so vielbedeutend ist, dass es fast nichts bedeutet. — Die Recognitionen erzählen: . . *ut Theophilus, qui erat cunctis potentibus in civitate (Antiochia) sublimior, domus suae ingentem basilicam ecclesiae nomine consecraret, in qua Petro apostolo constituta est ab omni populo cathedra.* Die Schrift ist bekanntlich ein Roman, die vorgetragene Begebenheit eine fingirte; erst wenn nachgewiesen wäre (was zu tun unmöglich ist), dass der Verfasser im Unterschiede vom allgemeinen Sprachgebrauch, eine bestimmte, und zwar die eine geforderte, Bauform im Sinne gehabt habe, könnte dieser Stelle eine gewisse, obschon noch lange nicht eine generelle, Beweiskraft zugestanden werden. — Die Aussage im Briefe des Hieronymus nun lautet dahin: dass die fromme Fabiola *tota urbe spectante Romana ante diem Paschae in Basilica quondam Laterani, qui cesariano truncatus est gladio, staret in ordine poenitentium.* Was hat Hieronymus hiermit sagen wollen?

was hat er sagen dürfen? Er bezeichnet im Hauptsatz den Ort, an welchem die fromme Fabiola zu sehen war: *basilica Laterani*, wie diese Kirche noch heute heisst — und hierbei fällt ihm eine historische Reminiscenz ein zur Erklärung dieses Namens. Mit Hülfe anderer Quellen [1]) vermögen wir den Tatbestand ziemlich klar zu übersehen. Die Kirche war erbaut inmitten eines umfänglichen von Alters den Namen „*in Laterano*" führenden Palastbezirkes, welchen, der späteren Tradition zufolge, Constantin dem römischen Bischof geschenkt hatte. Gewiss ist, dass er vorher Eigentum der Gemahlin Constantins, der Fausta, war, und wahrscheinlich, dass diese ihn von ihrem Vater, dem Kaiser Maximian geerbt. Der Name aber geht auf die ältesten, durch Inschriften wie durch Historiographen beglaubigten Besitzer und Erbauer, die unter den Antoninen und Septimius Severus in Macht und Gunst stehende Familie der Laterani zurück, gerade wie wir noch heute von einem „Palazzo Pitti", einer „Villa d'Este" sprechen, obgleich beide seit 300 Jahren den betreffenden Familien entfremdet sind. Hieronymus jedoch, wenn er in der Zeit noch weiter hinaufsteigt und an den durch Nero hingerichteten Lateranus anknüpft, irrt, da dieser einer anderen Gens, der Plautia, angehörte.[2]) Im Uebrigen ist der Sinn seiner Rede, trotz ihrer lässigen Kürze, klar. Es versteht sich nach dem dargelegten Sachverhalte von selbst, dass

---

1) Schon von Ciampini vollständig zusammengestellt.

2) Schon von Bunsen (Beschreibung der Stadt Rom III a. 506) angemerkt, aber von den meisten späteren übersehen. Falsch ist auch die oft wiederholte Angabe (zuletzt noch bei Kraus a. O. 113), dass Marc Aurel in diesem Hause geboren und erzogen sei; sie ist Messmer nachgeschrieben, welcher seinerseits wieder das Citat bei Ciampini nicht genau gelesen hat. Bei Julius Capitolinus c. 1. heisst es: Natus est Marcus Romae . . . in monte Coelio in hortis, avo suo (sc. Annio Vero) iterum et Augure . . . Educatus est in eo loco, quo natus est et in domo avi sui Veri, juxta aedes Laterani.

„*basilica Laterani*" nicht „die von Lateranus erbaute Basilika", (wie die Urgirung des Wortlautes allerdings ergeben würde) bedeuten soll, sondern eben nur „die nach Lateranus benannte." Ganz andere, grössere Dinge freilich sind für Messmer und die lange Reihe ihm sich anschliessender Archäologen durch des Hieronymus Worte „gewiss" geworden: Der edle Lateranus hat seine Hausbasilika den Christen geöffnet und im Besitz der Christen ist sie geblieben, bis Constantin sie zu einer grossen Kirche erweiterte! Wie? Hieronymus hätte bezeugen wollen, jener Lateranus, den die Profangeschichte als Bulen der Messalina und rastlosen Verschwörer kennt, sei Christ gewesen? Weder Hieronymus, noch sonst die Geschichte oder Legende weiss eine Sylbe von diesem Märtyrer. Und ist auch nur der Schatten eines Beweises vorhanden, dass bis in die Frühzeit der Kirche hinauf, ja überhaupt nur vor Constantin, eine christliche Cultstätte im Lateran gewesen sei? Von der Christlichkeit der Laterani des zweiten Jahrhunderts ist nichts bekannt, vielmehr weiset der Umstand, dass sie unter Marc Aurel und Septimius Severus hohe Staatsämter bekleideten, auf das Gegenteil. Die Familie der Fausta sodann war ausgesprochen christenfeindlich. — Dass eine Behauptung von solcher Willkürlichkeit im Verhältniss zu den Worten der Quelle und von so übler Harmonie mit den beglaubigten Thatsachen, nicht nur Beifall, sondern, was mehr bedeutet, keinen ernstlichen Widerspruch finden konnte, macht der Methodik unserer christlichen Archäologen wenig Ehre.[1]) Leider ist das nicht der einzige kranke Punkt. Auch die Wahl des Ausgangspunktes war schon eine durchaus verfehlte.

---

1) Mit „B. Laterani" vgl. „B. Semproniana" (S. Giorgio in Velabro), weil auf dem Platze eines alten Palastes der Sempronier, „Sessoriana," „Siciniana;" von letzterer sagte Messmer: „sie ist ein Beweis und bleibt ein Beleg dafür, dass einzelner reicher Privater Häuser mit deren Basiliken in christlichen Gebrauch und Besitz übergingen." (F

Wie konnte man überhaupt nur erwarten, aus jener Aussage des Hieronymus für die allgemeine Frage nach dem Ursprung der christlichen Basilikalform einen Gewinn, und gar den entscheidenden zu ziehen, da ja der Bau, den Hieronymus vor Augen hatte, schon im 9. Jahrhundert durch Erdbeben zerstört ist und wir nichts sicheres darüber wissen, wie er ausgesehen hat? [1]) Der Constantinische Bau ist für die architekturgeschichtliche Forschung nicht minder eine lediglich hypothetische Grösse, wie seine angebliche Vorgängerin, die Hausbasilika des Lateranus. Und der Gleichung dieser beiden unbekannten Einzelfälle wird ohne Scrupel die Gleichung der generellen Kategorien „Kirchenbasilika" und „Hausbasilika" substituirt!

Es war überhaupt ein Grundübel in der Behandlung unserer Frage, dass man lange Zeit vermeinte, aus der schriftlichen Ueberlieferung allein sie beantworten zu können. [2]) Indem wir dieser Methode auf ihren Wegen nachgingen, ist es übergenug deutlich geworden, dass sie das ihr gesetzte Ziel verfehlt, dass weder der Name „Privatbasilika", noch die unter diesem Namen gedachte Sache, d. h. eine gesonderte und formell bestimmte Baugattung, aus den litterarischen Quellen nachgewiesen oder auch nur wahrscheinlich gemacht werden kann, um wie viel weniger, dass dieselbe die Urquelle derjenigen Bauform sei, welche wir heute — nach einem nicht

1) So wenigstens wurde bis vor kurzem allgemein angenommen. Wieviel Verlass auf die bei den neuesten Restaurationsarbeiten aufgetauchte Behauptung zu setzen ist, dass die Apsis noch Constantinische Reste enthalte, weiss ich nicht anzugeben. Uebrigens wird an der Hauptfrage dadurch nichts geändert.

2) Ungeachtet der von Seiten der älteren Schwesterwissenschaft, der classischen Archäologie, rechtzeitig ergangenen Warnungen (Urlichs, die Apsis der alten Basiliken 1847, Brunn im Cotta'schen Kunstblatt 1848 N. 19) oder Ergänzungsversuche (Reber in den Mittellungen der Centr.-Comm. 1869).

historischen, sondern lediglich conventionell abgegrenzten Sprachgebrauch — als „christliche Basilika" bezeichnen. Beeilen wir uns, von diesem sterilen und schwankenden Boden auf den festen der Monumentalforschung überzutreten.

* * *

Bei den Gelehrten, welche die Ableitung der christlichen Basilika aus dem Saalbau des vornehmen römischen Hauses vertreten, begegnen wir insgemein höchst übertriebenen Vorstellungen von den durchschnittlichen Grössenverhältnissen des letzteren. Für die öffentliche und für die private Architektur der Alten gilt ein völlig verschiedener Massstab, wonach die Aussagen der Schriftsteller zurechtzurücken sind. Auch der römische Palastbau grossen Stiles verleugnet nicht seine Abkunft aus dem Bürgerhause. Auch in ihm sind Atrium und Peristyl, wiewol in freiester Behandlung, die Hauptmotive: jenes für die Geschäfte und die vornehme Repräsentation bestimmt, dieses der Mittelpunkt der dem intimen häuslichen Leben und den geselligen Freuden gehörenden hinteren Hälfte des Hauses. Ihre Dimensionen zu steigern, ihre Zahl zu vermehren bleibt das Hauptaugenmerk des Bauluxus, und wir müssen die von den unseren so weit unterschiedenen Lebensgewohnheiten der Antike und des Südens uns immer gegenwärtig halten, um einzusehen, dass und warum im Verhältniss zu jenen den gedeckten Sälen und Gemächern stets nur ein mässiger Raum zugestanden wurde. Solchergestalt ist das römische Luxushaus nach moderner Anschauung eher eine Villa als ein Palast. Aber man erkennt auch die Kostspieligkeit einer solchen in's Breite gehenden, die Häufung der Stockwerke als hässlichen Behelf der Mietcasernen verschmähenden Bauweise auf dem durch altüberlieferte Limitationen eingeengten Terrain der Städte. In Pompeji z. B. lässt es sich anschaulich verfolgen, wie jede Vergrösserung eines Hauses nur durch Ankauf und

Niederlegung der benachbarten möglich wurde und wie doch immer das Resultat, nach unseren Begriffen, ein bescheidenes blieb. Und nun erst die von Berg und Tal durchschnittene, wegen ihrer Enge berüchtigte Grossstadt Rom! Anwesen etwa von dem Umfang der casa di Pansa in Pompeji können hier schon nur den Reichsten vorbehalten sein. Wenn irgendwo in Rom rücksichtloser Aufwand in's Werk gesetzt und das Ausserordentliche erstrebt wurde, so war es in Domitians palatinischem Hause: zwei gewaltige Hallen erblicken wir hier, nach ihrer Lage dem Atrium und Triklinium des Bürgerhauses entsprechend, sonst aber nur mittelgrosse oder selbst kleine Gemächer. Ein zweites instructives Beispiel gewährt der breitgelagerte Palast im Mittelpunkt jener wunderbaren Sommerresidenz des Kaisers Hadrian am Fusse der Berge von Tibur. Er ist durchaus Peristylbau: gedeckte Räume zwar in Menge, aber keiner von ihnen die mässigsten Dimensionen überschreitend. Erinnern wir dann noch, als Massstab des Normalen, an das Haus der Livia auf dem Palatin, an die wahrhaft winzigen Tablinen und Triklinien Pompeji's oder an die Fragmente des römischen Stadtplanes, so wird zur Genüge deutlich, dass selbst in vornehmen Häusern ausser dem Atrium nicht leicht ein zur Aufnahme grösserer Versammlungen geschickter Raum zu finden war.

Demnächst ist noch ein zweiter Umstand belangreich für unser Problem. Der Palastbau der Kaiserzeit, wo er über das Gewöhnliche hinauswill, ist Gewölbebau und bevorzugt in Folge dessen in seinen gedeckten Räumlichkeiten quadratische oder wenigstens der quadratischen Form nahe kommende und centrisch combinirte Grundpläne. Es erhellt also, dass gerade die am häufigsten angewandten und am meisten charakteristischen Formen der Palastsäle für die Ableitung des christlichen Kirchengebäudes von vornherein ausser Betracht bleiben. Unter den Ob-

longsälen — denn nur diese können eventuell in Frage kommen — zeigen die Ruinen und der Stadtplan als die geläufigste Anlage die einschiffige: bald mit flacher Balkendecke, wie z. B. der sog. Philosophensaal der Hadrianischen Villa (Fig. 3.), der grösste unter drei ähnlichen an diesem Orte, noch sicher erkennen lässt, — bald in Tonnenform überwölbt, wie der Speisesaal in der Villa ad Gallinas oder das „Auditorium des Mäcenas" auf dem Esquilin. — Schon seltener treffen wir auf gesäulte Oblongsäle. Das bekannteste und wichtigste Beispiel bietet der Flavierpalast in Rom (Fig. 8. 9). Gleich bei seiner Aufdeckung im 18. Jahrhundert wurde diesem Raum der Name „Basilika" beigelegt und ist an ihm haften geblieben bis auf heute. Visconti und Lanciani (Guida del Palatino 1873 p. 105) wollen den Aufbau nach dem Muster der altchristlichen Kirchen S. Agnese und S. Lorenzo fuori gedacht wissen;[1] ähnlich Reber (Ruinen Rom's 2. A. p. 392), unter Rückweis auf seine Reconstruction der forensischen Basiliken aus der republikanischen Zeit. Die Operation, die hier vorgenommen wird, ist einfach die: erst schenkt man aus freier Machtvollkommenheit den Namen und dann macht man nach diesem Namen die Form zurecht. Von positiven, im Bauwerk selbst liegenden Indizien ist nicht die Rede. Wollen wir indess die Restauration nach Vorschrift ausführen! Bei dem Abstand der Säulenmittel von 3,40 m sind, wenn man den antiken Proportionen einigermassen treu bleiben will, für die Höhe der Säulen — es waren korinthische — mindestens 9 m zu fordern; dann für das Gebälk und das Galleriegeschoss gewiss eben so viel; dazu addire man noch den Lichtgaden, — und man erhält eine Gesammthöhe von

1) Damit verbindet sich der alte Irrtum, dass diese beiden Monumente den Urtypus der römisch-christlichen Basilika am treuesten wiedergeben. In Wahrheit sind sie gerade Abweichungen von demselben, im 6. resp. 7. Jahrh. unter byzantinischem Einfluss erbaut.

ziemlich viel über 20 m, während die Länge der Säulenreihe nur 19 m beträgt. Was auf diese Weise entsteht, ist nicht eine Basilika, es ist eine unbenennbare und unvergleichbare Missgestalt, an die ich nicht früher glauben konnte, als bis ich sie leibhaftig gesehen hätte. Ueberhaupt, wie man den Versuch einer Ergänzung mit Basilikenähnlichkeit auch drehen will, man kommt aus dem fatalen Dilemma nicht heraus: entweder übersteigt der Raum die um ihn her liegenden — dann ergibt sich eine ebenso unförmliche Gestalt des Innern, wie eine empfindliche Dissonanz für die Façade; oder er tut es nicht — und dann bleibt er ohne Beleuchtung. Ferner kann man doch nur sehr uneigentlich diesen Grundriss, bei der Enge des Zwischenraumes zwischen Säulen und Wand, einen dreischiffigen nennen. Vielmehr ist die durch die Schnittlinie a—b bezeichnete Mauermasse als eine einheitliche und das angebliche Seitenschiff nur als Nische aufzufassen, den Nischen der anderen Seite entsprechend. Mich dünkt: diese massige Beschaffenheit der stützenden Teile, und nicht minder der Umstand, dass sämmtliche anschliessenden Räume offenbar mit Gewölben gedeckt waren, macht auch für den unsrigen die gleiche Bedeckungsart überaus wahrscheinlich. Und zwar liegt am nächsten, ein Tonnengewölbe (mit der bekannten Lichtöffnung im Scheitel) zu denken, eine Formation also schliesslich, welche mit der von Vitruv als *oecus corinthius* beschriebenen genau übereinkommt.[1]) Die betreffende Stelle (VI. 5) lautet: *Inter corinthios autem et aegyptios hoc erit*

1) Selbstverständlich wird die Möglichkeit, dass dieser Raum dem Kaiser zu Gerichtszwecken gedient haben könnte, durch die obigen Erörterungen nicht berührt. — Aehnlich bedingte Grundrisse sodann: im Kaiserpalaste zu Porto (Mon. Jol. Arch. VIII tav. 68); das Tempelchen im Prätorianerlager zu Rom; Fr. 28 und 116 des Stadtplans; ferner — wenn man De Cassas trauen darf — im grossen Mittelsaal des Diokletianspalastes zu Spaletro und vielleicht auch im Palast zu Trier.

discrimen. *corinthii simplices habeant columnas* (d. h. eingeschossig) *aut in podio positas aut in imo, supraque habeant epistylia et coronas aut ex intestino opere aut albario, praeterea supra coronas curva lacunaria ad circinum delumbata* (gedrückter oder Segmentbogen?). *in aegyptiis autem supra columnas epistylia et ab epistyliis ad parietes, qui sunt circa imponenda est contignatio, supra coaxationem pavimentum, sub diu ut sit circuitus. deinde supra epistylium ad perpendiculum inferiorum columnarum inponendae sunt minores quarta parte columnae. supra earum epistylia et ornamenta lacunariis ornantur et inter columnas superiores fenestrae* (Lichtöffnungen) *conlocantur. ita basilicarum* [1]) *ea similitudo, non corinthiorum tricliniorum, videtur esse.* Zum Unterschied vom *oecus corinthius* muss vom *aegyptius* gesagt werden, dass es nicht hat gelingen wollen, in der ganzen nicht unbeträchtlichen Summe römischer Baureliquien einen auch nur einigermassen einleuchtenden Beleg für ihn aufzufinden. Wollte jemand die Vermutung aussprechen, Vitruv habe seine Angaben über diese Bauform gar nicht aus der römischen Baupraxis, sondern lediglich, wie so manches andere, aus seiner alexandrinischen Schriftquelle (wohin ja auch der Name weisen würde) entnommen, so wäre ein Widerspruch aus den Monumenten in der Tat nicht zu begründen.[2])

---

1) Ganz sinnwidrig ist es, dies auf VI. 8 (angebliche Privatbasilika) zu beziehen. Das würde heissen: der Autor wolle dem Leser das Verständniss erleichtern durch den Hinweis auf ein Ding, das derselbe noch nicht kennt und von dem er auch später nichts kennen lernt als den Namen. Handgreiflich ist es Rückweis auf die öffentliche Basilika — genauer gesprochen: auf die Vorschriften, die der Autor im vorangehenden Buch für dieselbe gegeben.

2) Canina: La prima parte della Via Appia tav. XXXII. teilt den Grundriss eines zur Villa der Quinctilier gehörenden dreischiffigen und mit Apsis versehenen Saales mit, welcher demjenigen einer christlichen

So weit will ich nun keineswegs gehen. Ich halte es, nach der allgemeinen Situation der Palastarchitektur, für ganz wahrscheinlich, dass sie mitunter auch die Oeci in dieser Weise, durch laternenartige Ueberhöhung, beleuchtet hat. Die Tatsache bleibt darum ungeschmälert bestehen, dass die weitaus gebräuchlichsten Saalformen solche sind, die von dem basilikalen Principe sich gründlich unterscheiden.

Offenbar ist für die Erkenntniss des Ursprunges der christlichen Basilika aus der etwanigen Entdeckung vereinzelt hie und da auftauchender Analogien überhaupt nichts zu gewinnen. Bereits im Constantinischen Zeitalter tritt sie uns als fertige, man dürfte fast sagen erstarrte, Bildung entgegen; es wird nicht mehr gesucht und gewählt; es scheint sich längst von selbst zu verstehen, welche Formen anzuwenden, welche auszuschliessen sind; kurz, alles weiset auf eine Vorgeschichte hin, in der die bestimmenden Einflüsse in immer gleicher Gestalt wiedergekehrt sind. Darum vermöchten wir nur eine solche Bauform, in welcher, sei es fertig sei es im Keime, die ihre Wesenheit ausmachenden Züge bereits vorgebildet sind, als ihre wahre Mutterform anzuerkennen. Solche essentielle Merkmale sind aber: der oblonge, durch Freistützen in ein Hauptschiff mit begleitenden Nebenschiffen geteilte Grundriss, und der das Hauptschiff zum Zwecke seitlicher Oberlichter überhöhende Querschnitt. — Kann nun gesagt werden, dass die Oeci des römischen Palastbaues diesen Forderungen Genüge täten? Wahrlich: nein! Vorab fehlt ihnen das Erste und Not-

---

Basilika allerdings genau entspricht. Doch kann ich die Beobachtung von Holtzinger (Repertorium f. Kunstwissenschaft V. 284) dass an Ort und Stelle nichts dergleichen zu finden ist, nur bestätigen; also hat wol Canina — es wäre nicht das einzige mal — rein phantasirt. — Ein ähnlich gestalteter Bauriss auf den Colli di S. Stefano, südwestlich von der Villa Adriana bei Tivoli (heute nicht mehr erkennbar) gehörte nach Nibby, Descrizione etc. p. 59 evident einer mittelalterlichen Kirche an.

wendigste: ein einheitlicher Typus. Wir sehen mannigfaltigsten Wechsel sowol im Grundplan wie in der Bedeckung, Anlagen höchsten Ranges, wie die Kaiserpaläste zu Rom, Trier, Salona zu erkennen geben, kommen durchaus nur gewölbte Säle zu; doch keineswegs diesen allein. Flache Decken gehören den Villen und den Stadtpalästen mässigeren Anspruches, wo ohnedies neben Atrium und Peristyl für Oeci von grösserer Dimension kein Raum ist. Die Säule findet in den Oeci dieser Gattung entweder keine, oder nur decorative Verwendung, mit andern Worten: dieselben sind durchschnittlich einschiffig angelegt. Kurz, nicht nur, dass die Saalarchitektur der Paläste unzureichend ist, die massgebenden Charakterzüge der christlichen Basilika zu erklären, — man muss sagen: wäre diese in Wahrheit Fortentwicklung aus jener gewesen, sie hätte eine wesentlich andere Gestalt annehmen müssen, als in der wir sie erblicken.

* * *

Anscheinend hat uns die Betrachtung der monumentalen Quellen der Lösung unserer Frage nicht näher gebracht, wie vorher die Betrachtung der litterarischen Quellen: die eine wie die andere musste mit einem negativen Ergebniss abschliessen. Angesichts dessen scheint es an der Zeit die allgemeinen geschichtlichen Bedingungen, die wir als Basis unserer Untersuchung annahmen, noch einmal schärfer in's Auge zu fassen. Ich setzte: wie der christliche Cultus durch früheste und langdauernde Gewöhnung mit dem antiken Privathause verknüpft sei, so müsse voraussichtlich auch die dem christlichen Cultgebäude zu Grunde liegende Bautradition auf dieselbe Quelle zurückgehen. Das ist ja auch die Prämisse der herrschenden Lehre; aber dieselbe gab ihr vom Anfang an eine engere Fassung, indem sie nicht das antike Haus generell, sondern allein das vornehme Haus, den Palast, in Betracht zog. Ihre

Folgerungen hängen in der Luft ohne die Annahme, dass im Durchschnitt eine jede Gemeinde über einen Palast verfügt und dass dieser Palast jedesmal einen Basilikensaal, wie man ihn sich denkt, enhalten habe. Es sind also eigentlich zwei Prämissen, die hier verschmolzen werden: eine kirchengeschichtliche und eine architekturgeschichtliche. Von der Unhaltbarkeit der letzteren haben wir uns sattsam überzeugt. Nicht besser bestellt ist es mit der anderen. Während der für unsere Frage entscheidenden beiden ersten Jahrhunderte hatte das Christentum seine Anhänger ganz überwiegend in den mittleren und niederen Regionen der Gesellschaft. An dieser allgemeinen Physiognomie der Gemeinden ändert es nichts, dass sie schon früh einzelne vornehme Personen, namentlich Frauen, zu den Ihren zählen. Es sind im Verhältniss zur Gesammtheit doch nur wenige, und ihrer Hülfsbereitschaft setzen Rücksichten auf ihre Familie und auf den Staat sehr bestimmte Grenzen; man kann als gewiss ansehen, dass eigentliche Paläste während der in Rede stehenden Frühperiode nur ganz ausnahmsweise dem christlichen Cultus sich öffnen durften. Uebertritte ganzer Familien der römischen Aristokratie rechnet die Kirche erst von Kaiser Commodus ab, also von einer Zeit, wo die Ecclesia feste Verfassung und Gottesdienstordnung, selbständiges Vermögen, besoldete Beamte, und (wie Minucius Felix und Tertullian bezeugen) auch ständige Versammlungshäuser bereits besass. Wenn selbst zwei Menschenalter nach Constantin das Christentum in den vornehmen Familien Roms noch nicht über die Majorität gebot, wie wäre auch nur zu denken, dass die gegen Ende des 3. Jahrhundert in Rom vorhandenen mehr wie vierzig Ecclesialbasiliken ebenso viel vornehmen Palästen angehört hätten? Und nun gar die mittlern und kleinern Provinzialgemeinden! Nein, es können in der grossen Masse nur B ü r g e r h ä u s e r gewesen sein, in denen die Christen sich

versammelten, und in den Bauverhältnissen dieser haben wir die Entscheidung zu suchen.

Im Bürgerhause aber, nicht ausgenommen das reiche und stattliche, giebt es nur einen einzigen geschlossenen Raum von ausreichendem Umfange für eine gottesdienstliche Versammlung: das ist das Atrium, beziehungsweise — in Ländern griechischer Sitte — der Peristyl.

Hiermit ist die Untersuchung auf ein einfaches und durchgreifendes Princip zurückgeführt, ist eine Grundlage von der postulirten Beschaffenheit gewonnen, d. h. eine Summe wesentlich gleichartiger Einzelprämissen, dargestellt durch eine bestimmt ausgeprägte, an eine feste Tradition gebundene Baugattung. Wenn irgend wo, so muss auf diesem Punkte, auf den alle Erwägungen, positive wie negative, uns hindrängen, der gesuchte Zusammenhang sich enthüllen.

Vergleichen wir den Grundriss des Atriums, zumal des in der Kaiserzeit am meisten gebräuchlichen Säulenatriums, mit jenem der christlichen Basilika, so fällt, trotz der hier gewaltig angewachsenen Dimensionen, in der Tat die Uebereinstimmung der Raumgestaltung ohne weiteres in's Auge, und wir erkennen zugleich, wie die äussere Anordnung des Gottesdienstes in der antiken häuslichen Sitte ihre Wurzel hat. Ich bringe in Erinnerung, dass die älteste Organisation der christlichen Gemeinde Familiengruppirung war, Anlehnung an das umfassende Rechts- und Pietätsverhältniss, das in der antiken Welt den Fremdling, der kein Bürgerrecht am Orte besass, oder den Gastfreund oder den Freigelassenen mit seinem Schutzherrn verband.[1]) Der traditionelle Ort aber für den Verkehr des Patrons mit den Clienten wie für die förmlichen und feierlichen Vorgänge des häuslichen Lebens überhaupt war das Atrium. Von den Teilen des Atriums

---

1) Vgl. Weingarten in v. Sybel's Hist. Ztschr. N. F. IX. 446f.

ist das Tablinum der Ehrenplatz des Hausherrn — im Sinne der Gemeinde des *διάκονος*, wie die Paulinischen Briefe ihn nennen: — es deckt sich. architektonisch wie zwecklich mit dem Priesterchor der entwickelten Basilika. Auch übersehe man nicht, dass es nicht, wie die Apsis der Forumsbasilika, ein willkürlicher und entbehrlicher Zusatz, sondern zum Begriff des Atriums gehörender unveräusserlicher Bestandteil ist. — Sodann in dem Querraum vor dem Tablinum haben wir uns die Diakone (im Sinn der nachapostolischen Zeit) und die Diakonissen und Wittwen zu denken, von denen es heisst, dass sie in der Versammlung an einem besonderen Platz sassen, unverschleiert, um ihr Amt der Rüge zu üben.[1]) Es ist derselbe Raum, der später als Liminare oder Solea, auch wol in ein Senatorium und Matronaeum geteilt erscheint, in dem die Sitze der vornehmen Magistratspersonen, der Clerici minores, der geweihten Jungfrauen, sich befanden und wo den Laien die Communion erteilt wurde. Gerade an dieser Stelle nun, zwischen Tablinum und Impluvium, befand sich im antiken Hause, wie man sich erinnert, regelmässig ein steinerner Tisch. Um ihn, als den Nachfahren des geheiligten Hausheerdes schwebte noch immer eine Erinnerung religiöser Weihe, und es kann kein Zweifel sein, dass wiederum sein Abkömmlung der christliche Altar wurde. Dass die ältesten, sei es real sei es im Bilde, uns überlieferten christlichen Altäre in ihrer Form den pompejanischen Atrientischen so ganz gleichen, ist längst aufgefallen; noch bedeutsamer scheint mir die Uebereinstimmung des traditionell fixirten Standortes. — Nebenher möge dann auch eine Kleinigkeit Beachtung finden: die Medaillons mit Papst- und Bischofsporträts als Wanddecoration der Kirchen, bei deren Anblick es nicht unerlaubt sein wird an die clipeatae imagines des römischen Atriums (oben S. 306) sich erinnert

1) Hausrath, Neutestamentl. Zeitgeschichte III. 548.

zu fühlen. — Weiter ist die Analogie zwischen dem dreigeteilten Säulencavaedium und dem Langhaus der christlichen Basilika augenfällig. Für sich allein genommen würde dies freilich noch nichts beweisen; aber im Zusammenhange mit dem Tablinum und den Alae einerseits, dem Chor und Querschiff andrerseits, ist es vollkommen durchschlagend, denn eine ähnliche Combination ist im ganzen Bereiche der antiken Architektur nicht mehr zu finden.

Das Querschiff ist derjenige Theil des Kirchengebäudes, der den Erklärern bisher die meiste Beschwerde gemacht hat. Entweder verzichten sie überhaupt auf eine baugeschichtliche Ableitung, oder sie helfen sich mit Hypothesen, denen die Ratlosigkeit an die Stirn geschrieben ist. Um nur die neuesten zu nennen: J. P. Richter erklärt das Querschiff für ein in's Riesengrosse übertragenes Arkosolium; F. X. Kraus findet es in den Seitenapsiden der Cömeterialcellen vorgebildet[1]); H. Holtzinger lässt es gelegentlich des Constantinischen Umbaus der Sessorianischen Basilika erfunden sein. Ein richtiges Gefühl liegt diesen Versuchen indess zu Grunde: einmal die Abkehr von der früher beliebten symbolischen Beziehung auf das Kreuz Christi; sodann die Anerkennung, dass es durch kein Bedürfniss des Cultus gefordert, auch nicht aus der constructiven oder formalen Grundidee der Basilika als solcher heraus entwickelt sei, sondern nur als von einem fremden Urbild übernommene Descendenzform betrachtet werden könne. Welche historische Bauform hier allein in Frage zu ziehen sei, kann für uns nicht mehr zweifelhaft sein. Die Zurückführung des Basilikenquerschiffes auf die Alae

1) Kraus schreibt (im Anschluss an Martigny) der Cömeterialarchitektur überhaupt einen weitgehenden Einfluss auf die Ausbildung des Basilikenschema's zu. Ich für meinen Teil kann in ihr nur einen Reflex der Hauptbewegung, nicht einen activen Factor derselben anerkennen.

des italischen Atrienschemas löst das Rätsel in denkbar einfachster Weise: es bedarf keiner hypothetischen Zwischenglieder — das Querschiff i s t d a; ist fertig da als Wiegengabe einer uralten italischen Bauüberlieferung an das werdende christliche Gotteshaus. — Auch kann eine Gegenprobe angestellt werden. Sie liegt in der Beobachtung, dass das Querschiff ausschliesslich in Rom und den von Rom beeinflussten Landschaften des Occidents, und auch hier nicht regelmässig, sich vorfindet, hingegen der morgenländischen Welt, mit Einschluss Ravenna's, fremd bleibt.[1]) Der Grund dieser merkwürdigen Tatsache wird jetzt offenbar: es sind die Alae eben ein dem griechischen Peristylhause unbekanntes, ein specifisch dem italischen Hause eigentümliches Motiv, dessen Geltung zwar im Laufe der Zeiten, am meisten durch das Eindringen des griechischen Säulenbaus, in der römischen Baupraxis geschmälert, aber nie ganz beseitigt worden ist, wie mehrere Fragmente des in den Anfang des dritten Jahrhunderts gehörenden Stadtplanes beurkunden. (z. B. Fig. 4.)

Die landläufige Rede, die Configuration des christlichen Kirchengebäudes sei bestimmt durch den Geist und das Bedürfniss des christlichen Cultus, ist also so wenig wahr, dass man sie vielmehr umkehren muss und sagen: der christliche Cultus ist nach seiner äusseren Einrichtung bestimmt durch die vorgefundene Configuration des antiken Hauses. Was die christliche Basilika vom griechischen Tempel so durchgreifend unterscheidet: dass sie lediglich als Innenarchitektur gedacht ist; — ferner der oblonge Grundplan mit der festen perspectiven Richtung auf das Sanctuarium, ja selbst alle einzelnen Züge des Grundplanes erweisen sich als ein Gegebenes: Querschiff und Chor im italischen Cavaedium, die

1) Die Querschiffe der Demetriuskirche in Thessalonich und der Marienkirche in Bethlehem gehören einem durchaus anderen Formgedanken an, wie die römischen.

dreischiffige Teilung des Langhauses im griechischen Peristyl und die Verschmelzung beider im spätrömischen Säulenatrium. — Soweit, in Bezug auf den Grundriss, ist die geschichtliche Ableitung vollständig und exact gelungen; es ist aber ein zweites Moment da, welches derselben noch harrt: der Querschnitt.

Die Ausbildung des Querschnittes bezeichnet die zweite Phase in der Entstehungsgeschichte der christlichen Basilika. Eingeleitet wird dieselbe damit, dass das Haus eines Gemeindemitgliedes durch Schenkung oder sonstige Vereinbarung Eigentum der Ecclesia und als solches zum ständigen Lokal des Gottesdienst eingerichtet wird. Nun können bauliche Abänderungen und Zutaten, wofern sich ein Bedürfniss danach geltend macht, ihren Anfang nehmen. Will man, was auf diese Weise entsteht, Hausbasilika benennen, so wäre nichts dagegen einzuwenden; doch müsste schärfstens hervorgehoben bleiben, dass es etwas von der Hausbasilika in dem bisher in der Litteratur angewandten Sinne nach Ursprung und Art wesentlich Verschiedenes ist. Als die wichtigste Aufgabe der jetzt einsetzenden Fortbildung des Atriums erkennt man die vollständige Ueberdachung desselben. Die entwickelte Kirchenbasilika hat bekanntlich eine feste Formel dafür: sie überhöhet das Mittelschiff. In der ausnahmslosen Geltung, in der dieses System schon im 4. Jahrhundert sich vorfindet, habe ich oben ein Anzeichen zu sehen geglaubt, dass auch es auf einer frühen Entwicklungsstufe sich stabilirt habe. Dies wird jetzt durch die Einsicht, dass die Kirchenbasilika vom Atrium ausgegangen ist, ganz klar. Ich habe am Eingang der Abhandlung auf den unlöslichen Zusammenhang hingewiesen, in dem die Bedachungs- mit der Beleuchtungsfrage und diese mit dem Gesammtgrundriss steht. Wollte man bei unverändertem Fortbestande des letzteren, d. h. bei der ringsum eingeschlossenen Situation des Atriums, das Compluvialsystem

aufgeben, so gab es, wie ohne weiteres einleuchtet, keine Alternative als die basilikale Ueberhöhung. So ist also auch dieses zweite Hauptmerkmal des christlichen Kirchengebäudes eine aus den geschichtlich gegebenen Verhältnissen des bürgerlichen Hauses mit Notwendigkeit abfolgende Consequenz, ist das hoch über den Seitenräumen schwebende Dach des Hauptschiffes der Basilika ein Erinnerungszeichen an den Zustand, da dieses noch ein offener Hofraum war. — Ist es aber bloss ein logischer Zusammenhang? Hat diese Consequenz wirklich nie früher sich eingestellt, als durch die Versammlungen der Christen? Es ist wahr, die überwiegende Mehrzahl der Atrien Pompeji's liegt in der Mitte dem freien Himmel offen. Aber Pompeji ist nicht ohne weiteres und in allem massgebend für ganz Italien, die Landstadt nicht für die Grossstadt, das erste Jahrhundert nicht für die folgenden. Zudem hat durch die Verdrängung der tuskanischen Atrienform und die damit verbundene Erweiterung des Compluviums die Blossstellung gegen Kälte und Regen noch immer zugenommen. Wie hat man in dem Durchschnittshause, in dem ausser dem Atrium nichts als winzige Zimmerchen vorhanden waren, an Wintertagen überhaupt nur existiren können? Ist es irgend glaublich, dass ein im Raffinement des leiblichen Behagens so erfindungsreiches Geschlecht, wie das der Kaiserzeit, in diesem einen Punkte über einen so primitiven Zustand nicht hinausgekommen sein sollte? Scheint hiernach die Folgerung unausweichlich, dass im kaiserlichen Rom die Schliessung der Atrien eine mindestens häufige Sache gewesen sei, so bedarf es für uns keines weiteren Nachweises, um sagen zu dürfen, dass in den meisten Fällen die Ueberdachung des Compluviums nur in Verbindung mit Ueberhöhung desselben ausführbar sein konnte. Ausser diesen allgemeinen, aber wahrlich nicht leichtwiegenden, Gründen glaube ich zu Gunsten meiner Vermutung auch noch Vitruv aufrufen zu sollen. Ich glaube, dass

er in seine leider sehr wortkarge Beschreibung des *atrium displuviatum* (VI. 3.) den von mir angenommenen Fall miteinbegriffen hat. *Displuviata autem sunt in quibus deliquiae arcam sustinentes stillicidia reiciunt.* Ueber die Deutung dieses Satzes besteht gegenwärtig nur Eine Meinung (Reber, Overbeck, Nissen u. s. w.): man denkt sich das *displuviatum* nur dadurch vom *tuscanicum* unterschieden, dass die Dachflächen nicht einwärts sondern mit der Neigung nach aussen gestellt sind, wie Fig. 11 veranschaulicht. Ich will nun keineswegs sagen, dass diese Erklärung falsch sei, allein ich halte sie für unvollständig. Sie berücksichtigt nicht, was Vitruv unmittelbar hinzusetzt: *haec hibernaculis maxime praestant utilitates, quod compluvia eorum erecta non obstant luminibus tricliniorum.* Bevor ich an die Erläuterung dieser Stelle gehe, muss ich die Frage aufwerfen, welche Vorteile denn eigentlich das *displuviatum* (in der angenommenen Gestalt) gegenüber dem *tuscanicum* aufweisen kann? Es ist nur der einzige da, dass das Impluvium vom Traufwasser befreit wird; aber es wird darum doch nicht entbehrlich gemacht, Kälte, Wind und Feuchtigkeit werden vom Binnenraum nicht besser abgehalten. Hingegen treten zwei schwere Uebelstände neu hinzu: der eine, den schon Vitruv hervorhebt, dass das Traufwasser durch Röhren abgeleitet werden muss, die in den Wänden stecken; der andere, den aber Vitruv merkwürdigerweise verschweigt, dass der Dachstuhl der eindringenden Feuchtigkeit schutzlos preisgegeben ist. Es ist der Fehler der üblichen Interpretation, dass das *displuviatum* lediglich mit dem *tuscanicum*, nicht aber auch mit dem *testudinatum* in Vergleich gesetzt wird. Ferner dass, wie gesagt, Vitruv's Zusatzbemerkung ganz unbeachtet bleibt. Es wird in dieser vom *displuviatum* ausgesagt, einmal dass es für Winterwohnungen grosse Annehmlichkeit bietet, dann dass es der Beleuchtung der Seitengemächer (welche eben auf Lichtzufuhr aus dem

Atrium angewiesen sind) nicht im Wege steht. Offenbar ist durch die erstere Eigenschaft ein Unterschied gegenüber dem *tuscanicum*, durch die zweite ein Unterschied gegenüber dem *testudinatum* angegeben. Nicht minder offenbar aber ist eine Dachconstruction, welche Beides in Einem gewährleistet — Wetterschutz und Lichtfülle — unter den gegebenen Verhältnissen nicht erdenkbar, als allein in Gestalt einer über dem Compluvium angebrachten Laterne. Als eine solche Laterne wäre also die von den *deliquiae*, d. i. den aufwärts gerichteten Dachsparren getragene *arca* Vitruv's aufzufassen, und es scheint nicht bedeutungslos, dass gerade die ältesten römischen Altartabernakel, die einen Tempel im Kleinen vorstellen, eben dieses Motiv aufweisen, ja dass auch für sie der Name *arca* im Gebrauch ist, während der Name *κιβώριον*, d. i. Becher, auf die in der morgenländischen Kirche vorherrschende Kuppelbedeckung hinweist. Weitere, wie mir scheint nicht verächtliche Zeugnisse für die Bekanntschaft mit dieser Einrichtung geben die in Africa gefundene Bronzelampe in Gestalt einer kleinen Basilika (abgebildet bei de Rossi, Bull. 1866) und die architektonischen Hintergründe mancher altchristlichen Mosaiken, besonders reichlich in St. Georg zu Thessalonich (Texier et Pullan, Arch. byz. XXX—XXXIV).

Der in Fig. 12 gegebene Restaurationsversuch nimmt den einfachsten Fall an, nämlich dass die Hauptbalken noch in derselben Weise angeordnet sind, wie im tuscanicum. Im tetrastylen oder im korinthischen Atrium kann die Ausführung natürlich eine viel vollkommenere werden, ja es ist durch sie der Gedanke so nahe gelegt, dass es förmlich verwunderlich wäre, ihn nicht aufgenommen zu sehen. Weiter lese man nach, was Vitruv in einem späteren Capitel desselben Buches (VI. 6.) über Beleuchtungsverhältnisse im Allgemeinen sagt, über die Schwierigkeiten, welche für dieselben aus der überragenden Höhe der Nachbarhäuser er-

wachsen, über die Berechnung des Einfallswinkels u. s. w., und man wird finden, dass diese Erwägungen für ein Atrium mit Area sub diu gegenstandslos sind, vielmehr nur für eine Anlage mit seitlicher Lichtzuführung Sinn haben. Dass aber eben unter den von Vitruv in's Auge gefassten, in städtischen Häusern regelmässig wiederkehrenden Bedingungen Seitenlichter nur bei einem in der angenommenen Weise überhöhten Querschnitte durchführbar sind, dafür bedarf es nach dem Bishergesagten keines Wortes mehr. Weiter als bis zu dieser logischen Beweisführung vermögen wir allerdings nicht vorzudringen, denn den Augenscheinsbeweis zu erbringen versagt uns der Zustand der Monumente. Allein es gibt doch Wahrscheinlichkeiten, welche innerlich so stark begründet sind, dass sie nahezu den Wert von Tatsachen erhalten. Und wenigstens in einem Falle liegt ein Baurest vor, welcher eine andere Ergänzung als die befürwortete kaum zulassen möchte. Das ist der im Grundriss die Form eines korinthischen Atriums zeigende kleine Raum im sog. Palazzo der Villa Adriana, Fig. 2.[1])

Nun glaube ich jedoch nicht, dass die hier angedeuteten Voraussetzungen die einzigen waren, welche auf die Querschnittentwickelung der christlichen Basilika eingewirkt haben. Es gab eine Architekturgattung, welche diese Formation bereits in grösstem Massstab durchgebildet zur Erscheinung brachte: ich meine die Forumsbasilika. Die oben hervorgehobene Tatsache, dass für die Composition derselben ein gemeingültiger Canon nicht bestand, schliesst doch die häufige Wiederkehr bestimmter Grundmotive nicht aus. Dahin gehört die flache Balkendecke und die mehrschiffige Grundrissteilung. Wie grosse, ja unersetzliche Vorzüge bei solchen Bedingungen die Ueberhöhung des Mittelraums darbietet,

---

1) Auf dem grossen Piranesi'schen Plan tav. II. n. 37; ein ähnlich angegebener, tav. III. n. 42, scheint fast ganz auf Ergänzung zu beruhen.

liegt auf flacher Hand und wenigstens in ein paar Beispielen öffentlicher Basiliken ist ihre Anwendung gewiss. Ob sie aber als etwas Normales oder auch nur Häufiges zu betrachten sei, gilt als strittige Frage. Ich für meinen Teil zögere nicht mit Ja zu antworten, wenn schon ich von der Begründung dieser Ueberzeugung, da sie in eine sehr weitläufige Digression verwickelt würde, hier absehen muss.[1]) Ja, mich dünkt, dass dieses Querschnittprincip überhaupt für jede höher entwickelte Architektur, die auf mächtige Innenwirkung ausgeht, für die Dauer als unentbehrlich sich herausstellen muss. In dieser Richtung aber liegt das Eigenste des römisch-nationalen Baugeistes. — Wer die eben ausgesprochene Meinung von der römischen Forumsbasilika teilt, wird mit mir auch weiter natürlich und unvermeidlich finden, dass sie auf die werdende Kirchenbasilika, von dem Augenblicke ab, da dieselbe aus der Schale des Privathauses heraus einer selbständigen monumentalen Existenz entgegenstrebte, unmöglich ohne Einfluss geblieben sein kann, sintemalen sie

---

1) Nur eine kurze Bemerkung zu Vitruv. Gelegentlich seiner Vorschriften für die Basilika im Allgemeinen erwähnt Vitruv die Ueberhöhung des Mittelschiffes allerdings nicht. Mehrere Ausleger, z. B. Reber, erklären deshalb eben das Fehlen dieses Motives für das eigentlich Charakteristische und Normale. Meines Erachtens ist aber bei einem Schriftsteller von der Art Vitruvs durch ein argumentum ex silentio schlechterdings nichts zu beweisen. Nach demselben Grundsatze müsste man z. B. auch leugnen, dass das Tribunal zur forensischen Basilika gehört habe; denn auch dieses übergeht Vitruv an der gedachten Stelle mit Stillschweigen. Nach Reber hätte die „Normalbasilika" ihr Licht allein durch die Fenster der Gallerien erhalten; allein Vitruv schreibt ja doch vor, dass diese Gallerien durch einen bis auf 3/4 der Säulenhöhe hinaufreichenden Mauergürtel (pluteum) gegen das Mittelschiff abgeschlossen sein sollen; wie kann dabei letzteres zu seinem Licht kommen, ausser eben durch Ueberhöhung? Und was anders, als die Ueberhöhung kann es sein, was gelegentlich des bekannten Vergleiches zwischen dem ägyptischen Oecus und der Basilika jenen dieser ähnlich, dem korinthischen Oecus aber unähnlich macht?

bereits im Grossen durchgeprobt und gelöst vorwies, worauf jene durch Tradition und innere Notwendigkeit angewiesen war. Es kann keine unhistorischere Anschauung geben, als die den christlichen Kirchenbau aus dem grossen Gange der gemeinrömischen Architekturgeschichte wie eine autonome oder gar gegnerische Macht heraushebt.

Der Vorgang, von dem wir sprechen und der in allem Einzelnen freilich der Beobachtung sich durchaus entzieht, führt hinüber in die dritte und letzte Phase der Entwicklungsgeschichte des altchristlichen Kirchengebäudes. Auf dieser Stufe ist dasselbe nicht mehr oder nur noch ausnahmsweise als Umbau eines übernommenen Privathauses, sondern als selbständiger Neubau, nicht mehr als Bedürfnissarchitektur, sondern als getragen von monumentaler Absicht zu denken. Nach althergebrachter und noch heute sehr verbreiteter Meinung wäre diese Wendung nicht früher als unter Constantin vollzogen. Ein starkes Bedenken gegen diese Zeitbestimmung erwächst von vorneherein aus der Wahrnehmung, auf die ich immer zurückweisen muss, dass der Kirchenbau der Constantinischen Epoche ja bereits im grösstem Massstabe und in einer völlig abgeschlossenen und ihrer selbst sicheren, alle die angeblich kurz zuvor noch schwankenden Verhältnisse als fixirt betrachtenden Typik sich betätigt, also dass an Stelle stufenweiser Entwickelung ein Sprung, eine plötzliche Offenbarung oder gesetzgeberische Abmachung gedacht werden müsste, dergleichen die Architekturgeschichte sonst nie und nirgends kennt. Hier greift die Architekturgeschichte in die allgemeine Kirchengeschichte hinüber. Mit einer Geschichtsauffassung, die mehr auf die Märtyreracten und das Papstbuch hört, als auf die echten zeitgenössischen Quellen, ist es freilich kaum möglich sich zu verständigen; wer jedoch den deutlichen Fingerzeigen der letzteren — ich nenne nur den Einen Eusebius — nachgeht, wird nicht im Zweifel sein, dass schon während des

ganzen dritten Jahrhunderts die Christen selbständige Cultgebäude, Kirchen im vollen Verstande, in Menge in Gebrauch gehabt haben. Vornehmlich die vierzigjährige Toleranzepoche zwischen der Decischen und der Diocletianischen Verfolgung muss es gewesen sein, in welcher die abschliessende Normirung erfolgte, deren Wirkung wir im Constantinischen Zeitalter und von da ab fast unverändert bis in's nächste Jahrtausend hinein in einer langen Reihe von Monumenten vor Augen haben. Was dieser Entwicklungsepoche zu tun oblag, war die Anpassung des schon unlöslich mit den Gewohnheiten des Cultus verknüpften Atrienschemas an die jetzt geforderten grossen Raumabmessungen. Während Griechenland und der Orient, in näherem Anschluss an die öffentliche Basilika, die doppelgeschossige Anlage der Seitenschiffe bevorzugte, entschieden sich die lateinischen Länder für die vielleicht nicht schönste aber einfachste, den Ursprungsverhältnissen am nächsten bleibende Lösung: über den Portiken, mit Verzicht auf Seitengallerien, sogleich die Obermauern aufsteigen zu lassen. Ob etwa auch schon die Profanbasilika zuweilen dieses System nicht verschmäht hatte, muss dahingestellt bleiben. Franz Kugler fand darin etwas Unantikes. Aber auch mit der in gleichem Masse unantiken Verbindung von Säule und Archivolte ist die spätrömische Profanarchitektur der christlichen vorausgegangen. Ich würde in beiden Fällen vorziehen zu sagen: ungriechisch. Denn es ist nicht zu verkennen, dass hier doch nur die von jeher dem römischen Baugeist eigene Tendenz durchbricht, das die Structur Bestimmende im Bedürfniss, nicht in strenger Formsymbolik gleich den Griechen zu suchen. — Währenddem blieb die Grundrissdisposition nahezu unverrückt so, wie sie schon durch die ersten Anfänge vorgezeichnet war. Wo die Forschung, direct oder indirect, noch auf das Vorbild der forensischen Basilika zurückgeht, betrachtet sie als wichtigste Veränderung die Wegräumung der Säulenreihe an der dem

Altar zugewandten Schmalseite des Hauptschiffes. Allein das Fehlen derselben war schon für die gewöhnliche Form des griechischen Hausperistyls (Fig. 1) charakteristisch und begegnet uns nicht minder an römischen Säulenatrien (Fig. 2 und 4). Dafür gibt es einmal auch ein merkwürdiges Beispiel von einer christlichen Basilika, welche die Ausstossung dieser Colonnade nicht für nötig befunden hat.[1]) Als etwas selbstverständliches vollzieht sich endlich die Umwandlung der Priesterexedra aus der rechtwinkeligen Gestalt, die sie im Tablinum und in der Prostas gehabt hatte, in die hemicyclische: d. i. in das der römischen Architektur geläufigste, in allen Gebäudegattungen angewendete Abschlussmotiv. Uebrigens begegnen wir, in Africa und im Orient häufig, im Occident hie und da, noch Apsiden, welche nach aussen die rechtwinkelige Ummauerung conserviren.

* * *

Es ist eine Stellung ohne Gleichen, die die altchristliche Basilika im Ganzen der Architekturgeschichte einnimmt. Keine zweite Bauform gibt es, in welcher soviel uralte Traditionen zusammenfliessen und soviel Keime unendlicher neuer Gestalten verborgen sind. Nach ihren nächsten Antecedentien eine Weiterbildung aus der Atrium und Peristyl verquickenden spätrömischen Halle, umschliesst sie in gewissem Sinn zugleich eine Rückbildung zu dem alten, unmittelbar auf dem Bauernhaus beruhenden Testudinalatrium. Die Einheit des Raumes, im letzten Stadium etwas aufgelockert, wird wieder stärker zur Geltung gebracht, vor allem durch die Wiederherstellung der durchgehenden Bedachung. Nicht minder bedeutsam ist die veränderte Gestalt des Daches, die Rückkehr zur ursprünglichen Giebelform. Mit der Einführung des tuscanischen Atriums war dem italischen Hause

---

1) De Vogüé: Syrie centrale pl. 19.

die Façade verloren gegangen — in die Rückkehr zum Giebeldach ist nun deren Rückgewinnung einbegriffen. Festgehalten aber wird gleichwol der innere Säulenbau, diese folgenreichste Errungenschaft der jüngsten Jahrhunderte, und in ihm das Mittel, die grössten Binnenräume vollkommen gedeckt und doch wirksam beleuchtet zu bilden.

Und so enthüllt sich vor unseren Augen eine ununterbrochene, manches Fremde sich anartende, im Wesentlichen doch nur den eingeborenen Formungstrieb entfaltende und aus sich selbst sich fortzeugende Stufenfolge monumentaler Generationen: von dem altitalischen Bauernhause zu den gewaltigen Basiliken St. Peters und St. Pauls — und von diesen weiter zur Cathedrale von Rheims, zum Cölner Dom.

Nachträglich zur Sitzung vom 4. Februar 1882.

Herr von Druffel trägt vor:

„Beitrag zur militärischen Würdigung des Schmalkaldischen Krieges."

So wenig Ranke es sonst liebt, an dem was er einmal niedergeschrieben Abänderungen vorzunehmen, so hat er doch eine Ausnahme gemacht hinsichtlich seiner Darstellung des Schmalkaldischen Krieges. In den späteren Auflagen weicht diese nicht unwesentlich von der Erzählung der ersten Auflage ab. Die Auffindung der Commentaires, dieser auf den Kaiser selbst zurückreichenden Schrift, ist hierfür vorzugsweise bestimmend gewesen. Gestützt auf die Commentaires schob Ranke den Absatz ein: „Karl meinte, es sei darauf abgesehen, ihn aus Deutschland zu verjagen; aber in seiner Seele war er entschlossen, als Kaiser in Deutschland zu leben oder zu sterben." [1]) Er berichtet von der Verwunderung, welche Karl darüber empfunden habe, dass die Protestanten ihn nicht sofort angegriffen hätten, als er noch ungerüstet in Regensburg weilte. Während in der früheren Auflage über die Lage zu Ende August, wo sich die beiden Heere bei Ingolstadt gegenüber standen, sein Urtheil lautete: „Man hat es von jeher behauptet, die namhaftesten Führer selber haben es gesagt, sie hätten hier den Kaiser angreifen

---

1) Ranke IV, 316, 4. Aufl. Vgl. 1. Aufl. S. 429 fg.

sollen", ist später dieser Satz gestrichen. Ranke hat sich der Ansicht des Mencken'schen Anonymus angeschlossen, welcher es billigt, dass der Angriff auf die befestigte kaiserliche Stellung unterblieben war. Auch hier gaben wohl die Commentaires den Ausschlag, in denen es heisst: „Man behauptet, dass die Schmalkaldner angreifen wollten. Möglich, dass sie besser daran thaten, es zu unterlassen; wenigstens darf man ihnen keinen Vorwurf daraus machen, dass sie davon Umgang genommen haben." In Bezug auf den am Franziskustage vom Kaiser geplanten und dann doch unterlassenen Angriff gegen das nach Nördlingen rückende Schmalkaldische Heer, theilt Ranke jetzt nach den Commentaires mit, dass der Kaiser sich überzeugt habe, wie die Ausführung des Unternehmens zu sicherem Verderben habe führen müssen. Von diesen Fällen abgesehen, gewann er sonst aus den Commentaires nur eine Bestätigung seiner früheren Auffassung: dem Kaiser, der Meister in seinem Heere und in seinem Cabinette gewesen, spricht er unbedingt die Oberhand zu in den Zügen auf dem Schachbrette des Kriegsschauplatzes. Sein Schlussurtheil lautet: „Ein späterer grosser Fürst und Feldherr sagt, in grossen Angelegenheiten gebe allein Beharrlichkeit den Ausschlag. Ein Grundsatz, dessen Wahrheit selten ein Feldzug so gut bewiesen haben wird, wie dieser. Nachdem Karl V. nur einmal nach langem Zögern zum Entschluss gekommen, ist auch unter den misslichsten Umständen kein Schwanken und Zagen in ihm zu bemerken gewesen, weder als er fast unbewaffnet in Regensburg lag, noch der Uebermacht der feindlichen Geschütze bei Ingolstadt gegenüber, noch in den Widerwärtigkeiten des Lagers von Sontheim: er zeigte immer eine grossartige Ruhe und Siegeszuversicht."

Diese Beurtheilung der kaiserlichen Heerführung während des Schmalkaldischen Krieges schliesst sich im Wesentlichen der Darstellung an, welche der den Kaiser verherrlichende

Höfling Avila gegeben hatte und welche sich auch in den Commentaires im Ganzen durchgeführt findet. Diese beiden Quellenschriften wurden indessen abgefasst, nachdem der Krieg mit glücklichem Erfolge für den Kaiser beendet worden war und fast ganz Deutschland ihm zu Füssen lag. Dies günstige Ergebniss musste den getreuen Anhänger des Kaisers ermuntern, in dem ganzem Verlauf die ruhige folgerichtige Verwirklichung eines kaiserlichen Planes zu schildern. Das ist der Grundgedanke Avila's, welcher darauf ausgeht, dem Leser klar zu machen, wie Karl in seiner Kriegführung die Vorzüge eines Fabius Cunctator mit denen eines Cäsar vereinigt habe. Eine panegyrische Stimmung bildet den Grundton seines Werkes und desshalb sollte ich meinen, um die Vorgänge wirklich richtig zu erkennen, würde der Versuch ganz am Platze sein, sich von demselben einmal frei zu machen und zu sehen, wie weit man kommt ohne die Schilderungen, welche erst nach dem Abschlusse des Krieges, wenn auch von den zunächst betheiligten Personen verfasst worden sind. Dieser Gedanke, welchen G. Voigt zuerst angeregt hat, scheint mir durchaus nicht so „sonderbar und unverständig" zu sein, wie Baumgarten dies gemeint hat.[1]) Selbst wenn über einen Feldzug ein General-

1) Während Voigt gesagt hatte, einer nach Depeschen, Briefen und Zeitungen gearbeiteten Darstellung würden „die grossen Tendenzen, welche das Detail ordnen und beherrschen, fehlen, oder der Geschichtschreiber würde sie mit mehr Willkühr ersetzen, als je einer der Zeitgenossen sich erlaubt" erklärt Baumgarten: „Die grossen das Detail beherrschenden Tendenzen würden ihm (dem sonderbaren Menschen, der so unverständig handelte) weniger entgehen, als umgekehrt sehr wichtiges Detail." Ich wüsste keinen einzelnen Punkt zu bezeichnen, über welchen wir durch Avila in unserer Kenntniss bereichert würden. Vgl. Voigt Die Geschichtschreibung über den Schmalkaldischen Krieg S. 3 (569) Sonderabdruck aus den Abhandlungen d. Sächs. Gesellschaft d. Wissensch. Bd. XVI und Baumgarten Zur Geschichte des Schmalkaldischen Kriegs in Sybels Zeitschrift Bd. XXXVI, S. 26.

stabswerk vorliegt, wird es sich für den Forscher der Mühe verlohnen, die Truppenberichte und die während des Krieges geschriebenen Briefe einmal allein ins Auge zu fassen, und ich zweifele nicht, dass man hie und da sogar wichtige militärische Vorgänge anders beurtheilen wird, als man unter dem Eindrucke einer zusammenfassenden Geschichtsdarstellung thun würde.

Bereits früher habe ich darauf hingewiesen, dass gerade der Vergleich Karls V. mit Fabius und Cäsar nicht dem Kopfe Avila's entstammt.[1]) Durch einen seltsamen Zufall wissen wir, dass derselbe auf den Bischof Paulus Jovius zurückzuführen ist, welcher nach dem Siege von Mühlberg an den Generalquartiermeister des Kaisers Castaldo einen Brief richtete, worin der Freude der guten Christen Ausdruck gegeben wird, weil der gottlose Erzketzer, der Stein des Anstosses für ganz Deutschland fast ohne Opfer gefangen genommen sei. Dadurch habe der Kaiser gezeigt, dass er ein Feldherr sei, der nicht nur das Lob eines Fabius Maximus verdiene, sondern auch als schneller und überraschender Blitz, gleich Cäsar, zu wirken wisse. Durch die Festigkeit und Beharrlichkeit seines hohen und unbezwinglichen Geistes habe er den ersten Sieg verdient, der um so herrlicher leuchte, da er Vielen unerwartet gekommen sei, indem er jetzt ein anderes Verfahren eingeschlagen, habe er bewiesen, wie seine Vorsicht immer lebendig und hochherzig gewesen, und er stets bereit gewesen sei, mit starker Hand zuzufassen, sobald die Lage eine Entscheidung erfordert habe.[2]) Indem er die Pläne der Feinde ausgespürt und

---

1) Viglius van Zwichem Tagebuch S. 10*.

2) Aus einem „Bericht" vom 13. Juli im Frankfurter Archiv hat Janssen Gesch. d. deutschen Volkes III, 574 die Nachricht veröffentlicht: Schon im Juli war den Schmalkaldenern durch den französischen König im Geheimen mitgetheilt worden, dass Herzog Ferdinand von Alba dem Kaiser gerathen habe: „keine Schlacht mit den Protestiren-

vorhergesehen, sich dann zum Uebergang über die von den alten Römern nie passirte Elbe, zu schnellem Angriff an dem entscheidenden Punkte und zur Ergreifung des Feindes entschlossen, habe der grosse Karl V. zugleich den Kriegsleuten, deren Sinn nur darauf gehe im Handgemenge ihre Tüchtigkeit zu bewähren, deutlich gezeigt, dass er am St. Franziskustage der Schlacht nicht aus Bedenklichkeit über den Ausgang ausgewichen sei; wegen der einleuchtendsten aber nicht Jedermann bekannten Gründe habe der Kaiser einem klareren und vollständigeren Siege zu Liebe ein kräftiges und kühnes Vorgehen verschoben. Jovius ruft den Kriegsleuten zu: Es ist nicht Eure Sache über Zeit und Gelegenheit zu urtheilen. Cäsar hat es schon gesagt, dass er von dem Soldaten ebenso sehr Geduld und Gehorsam als Muth und Tapferkeit fordern müsse. Der hochherzige Cäsar hat Euch jetzt den Sieg verschafft und dabei sich den doppelten Ruhm klugen Zuwartens und kühnen Entschlusses zum Kampfe erworben.

Der Brief des Jovius, welcher in dieser Weise die Thaten des Kaisers verherrlichte, blieb nicht in der Hand

---

den zu thun, sondern sie durch Unterhandlungen in Unkosten zu bringen." Es ist nicht recht abzusehen, wie Franz I. so tief in die Geheimnisse des kaiserlichen Kriegsrathes zu einer Zeit, wo man noch nicht zu festen Entschlüssen gekommen sein konnte, einzudringen vermochte. Die hauptsächliche Bedeutung der Mittheilung geht jedenfalls dahin, dass der König die Schmalkaldner vor Unterhandlungen mit dem Kaiser warnen und zu energischer Kriegführung bestimmen wollte, damit Karl recht tief in Schwierigkeiten gerathen möge. Dass Franz I. bei dem Kaiser geringe Neigung zum Schlagen voraussetzte, ist nicht zu verwundern: es entsprach eine solche Zurückhaltung dem Charakter des Kaisers. Auch die unten S. 363 besprochene Flugschrift „Pasquillus" enthält folgende Stelle: „Pasquillus: Aber als ich hör, so spricht Carolus: 'Eil mit weil, gemach geht man auch weit'. Dyd. So wurd er doch nit der kaiser Augustus oder Fabius Cunctator werden, damit er mit seinem verziehen des babsts sache gut mache."

des Generals, an welchen derselbe gerichtet war. Castaldo schrieb am 20. Juni an Jovius, er habe den Brief gar nicht ordentlich zu Ende lesen können, der Herzog von Alba habe ihm denselben aus der Hand genommen und sofort dem Kaiser gebracht; dieser habe das Schriftstück gelesen und wieder gelesen und sich mit grosser Befriedigung die Stellen gemerkt, in denen er besonders gepriesen wurde. Auch Avila, der Geschichtschreiber des Krieges habe sich den von Jovius gebrauchten Vergleich zwischen Karl dem Grossen, welcher dreissig Jahre zur Besiegung der Sachsen nothwendig gehabt und Karl V., welcher dies in dreissig Wochen vollführt habe, gut eingeprägt, wie wir denn wirklich am Schlusse des Avila'schen Werkes diese Gegenüberstellung finden. Nur überbietet der Spanier den Italiener, indem er dessen dreissig Wochen auf weniger als drei Monate ermässigt.

Der begierige Eifer, mit welchem der Kaiser und seine Offiziere sich die Auffassung des Italienischen Bischofs aneigneten, legt schon den Gedanken nahe, dass damals diese günstige Beurtheilung des eben beendeten Feldzugs keineswegs die allgemein verbreitete war, und nicht so ohne Weiteres als die selbstverständliche und einzig mögliche angenommen wurde. Gestützt wird diese Folgerung durch die Fassung des Briefes selbst. Wozu hätte sonst wohl die Ermahnung an die Kriegsleute gedient, denen der grossartige Ueberblick des Kaisers über die Gesammtlage abgehe und die desshalb am Franziskustage hätten schlagen wollen, wenn Jovius es nicht für erforderlich gehalten hätte, derartige ungünstigere Ansichten abzuwehren? Und grade die Art, wie Jovius diese Frage hinsichtlich des 4. Oktober bespricht, kann bei einem misstrauischen Leser Bedenken über seine Aufrichtigkeit wachrufen. Es will doch wenig heissen, wenn Jovius uns einladet, aus des Kaisers Verhalten bei Mühlberg einen Rückschluss auf jenen früheren Fall zu

ziehen, wenn er ferner auf „augenscheinliche, aber doch nicht Jedermann bekannte" Beweggründe hinweist. Wird man nicht gar bei diesem letzteren Ausdruck an Ironie des boshaften Humanisten denken können?

Dass man mit diesen vielleicht an sich etwas gekünstelten Folgerungen nicht ganz fehlgreift, ergibt sich aus einem bisher noch nicht benutzten aber schon lange gedruckten weiteren Briefe des Jovius. In einem Briefe, welcher mit dem Datum 29. August 1547 versehen ist, richtete Jovius an die beiden gefangenen Fürsten von Sachsen und Hessen mehrere Fragen über ihr Verhalten während des Krieges.[1]) Unter Anderem bittet er dieselben um Auskunft über jenen Tag des 4. Oktober. „Warum — so fragt er — habt Ihr, in der Eile die Besetzung Nördlingens durch den Kaiser zu hindern, Eure Nachhut so weit hinter Euch gelassen, dass sie, wenn der Kaiser seinem muthigen und zum Angriff bereiten Heere vorzugehen erlaubt hätte, leicht geschlagen und vernichtet sein konnte, bevor die anderen Heerestheile zu Hülfe zu kommen vermochten, indem ein dazwischen liegender Graben nur unter Schädigung der Ordnung zu überschreiten war?

Jovius schreibt hier somit die Rettung der Schmalkaldener ziemlich deutlich dem Umstande zu, dass der kaiserliche Befehl den Angriff untersagt hatte. Aehnlich äusseren sich die gleich nach dem 4. Oktober im Lager geschriebenen Briefe,[2]) und Viglius erhebt in seinem Tagebuche folgende Klage: „Viele beschuldigten die Nachlässigkeit, Unkenntniss und Aengstlichkeit des Generalkapitains [Alba], aber Gott weiss es, an wem die Schuld lag, dass eine solche Gelegenheit nicht benutzt wurde." Dass Avila ebenso urtheilte, kann man daraus schliessen, dass er über die Frage, ob man

1) Vgl. Anhang.

2) Vgl. **Druffel** Viglius S. 143.

an diesem Tage habe schlagen sollen, stillschweigend hinweggeht, dem Nebel die Schuld gibt, dass die Protestanten ungehindert die Oertlichkeiten passiren konnten, an welchen der Kaiser sie hätte angreifen können, so dass man, wenn man nur Avila läse, gar nicht auf den Gedanken kommen würde, dass hier eine lebhaft erörterte militärische Streitfrage bestand. Die Commentaires dagegen lassen dies erkennen: sie wurden zu einer Zeit niedergeschrieben, wo nach Karls Meinung die Fachmänner ihr Urtheil zu seinen Gunsten geändert hatten.

Obgleich, wie er sagt, damals und später die verschiedensten Urtheile gefällt worden seien, wahrscheinlich auch jetzt noch gefällt würden, so hätten doch auch diejenigen, welche früher den Kampf befürwortet, bei gründlicher Besichtigung der Oertlichkeit, im Juli 1550, sich überzeugt, dass ihr Rath nichts getaugt habe. Der Kaiser sagt, wer noch behaupte, dass man hätte schlagen sollen, möge nur selbst hingehen und sich die Stellung des feindlichen Heeres auf der anderen Uferseite vergegenwärtigen, dadurch werde sich das Urtheil wohl anders gestalten.

Es ist natürlich schwer zu bestimmen, ob die Offiziere, welche dem Kaiser anzeigten, dass sie sich zu dessen Meinung bekehrt hätten, damit ihre wirkliche Ansicht wiedergaben, oder ob sie es bloss für unzweckmässig hielten, bei der späteren akademischen Erörterung der Streitfrage über die Frage der versäumten Gelegenheit, ihrem Herrn gegenüber als rechthaberische Doktrinärs zu erscheinen, nachdem der Krieg im Ganzen so glücklich verlaufen war.

Wie Jovius, trotz seiner in dem früheren Briefe an Castaldo gebrauchten den Kaiser verherrlichenden Redewendungen, sich bezüglich des 4. Oktober nicht als Anhänger der kaiserlichen Unfehlbarkeit erweist, so drücken sich auch in den übrigen Anfragen, deren Beantwortung er von den gefangenen Schmalkaldischen Fürsten wünscht, Zweifel über

die Tüchtigkeit der kaiserlichen Führung aus. Jovins stellt sieben Fragen, einige davon beziehen sich auf Vorgänge, welche auch in den Commentaires besprochen sind, aber nicht alle die fünf Fälle, in welchen nach Karls V. Auffassung Gott das Auge der Schmalkaldner mit Blindheit geschlagen hat, werden von ihm berührt.

Drei Fehler, welche Karl den Schmalkaldnern vorrechnet, gehören in die Zeit vor dem Beginn des eigentlichen Feldzuges. Sie hängen mit der Beantwortung der folgenden zwei Fragen zusammen:

Erstens: Wie kam es, dass der Kaiser, welcher sich so lange mit dem Plane, Krieg zu führen, getragen hatte, im entscheidenden Augenblicke nicht der Angreifer sondern der Angegriffene war? Zweitens: War es des Kaisers Verdienst oder der Gegner Ungeschick, dass diese ungünstige anfängliche Lage keine schlimmen Folgen nach sich zog? Die Beantwortung beider Fragen haben die Commentaires und Avila's Darstellungen versucht.

In Bezug auf den ersten Punkt klagt Avila[1] vorzugsweise die Unentschlossenheit des Herzogs Wilhelm von Baiern an: dieser habe des Kaisers Vorbereitungen um einen Monat verzögert, um eben so viel sei der König Ferdinand später gekommen, als der Kaiser erwartet habe. Ferner sei nachtheilig gewesen, dass einige Diener des Papstes geringe Behutsamkeit und Verschwiegenheit beobachtet und dass einige Geistliche in ihrer Leidenschaft nicht zu schweigen vermocht hätten. Die Commentaires geben der Sache

1) Ausgabe von 1548 f. 6: El duque de Baviera, aunque catholico, tractava estos negoçios tan atentadamente, ya que no digamos timidamente, que tardo en determinarse mucho tiempo. La qual indeterminacion no acrescento poco la difficultad de nuestra guerra, porque, a determinarse mas presto, pudiera S. M^{ad} las provisiones neçessarias tener un mes antes, y no solamente fue este inconveniente solo, mas aun el rey de Romanos ... tardo en venir un mes mas de lo que S. M^{ad} le esperava.

eine etwas andere Wendung. Hier versuchen die päpstlichen Abgesandten und einige Geistliche beständig auf den Kaiser einzuwirken, dass er die Abmachungen mit dem Papste abschliesse und die Waffen ergreife; aber Karl habe gezögert, einestheils wegen der Grösse und Schwere des Unternehmens, ferner, weil er sich erst mit dem Römischen Könige benehmen wollte. Indem das Geheimniss schlecht bewahrt worden sei, hätten die Protestanten solche Vorkehrungen treffen können, dass sie daran denken durften, selbst anzugreifen. Der Kaiser habe, um Deutschland nicht aufzuregen, nichts unternommen, damit Jeder sich überzeuge, dass er nicht anders handeln könne, und dass er durch sein langes Zuwarten mancherlei Vortheile verscherzt habe. Als der König Ferdinand, den er erwartet, gekommen, habe Herzog Wilhelm gezögert, so dass die ungerechtfertigte Verspätung eingetreten sei, an der auch die Mattherzigkeit der geistlichen Fürsten ihren Antheil gehabt habe. Die Commentaires urtheilen über die Lage: „Die Protestanten hatten über den Kaiser die Vortheile errungen, welche dieser über sie hätte haben können, wenn das Geheimniss gewahrt geblieben wäre. Aus allen diesen Gründen war das Unternehmen mit viel grösseren Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft. Indessen sah der Kaiser ein, dass man die Ausführung des Verabredeten schwerlich unterlassen könne, dass die Zeit dahin schwinde, und dass, je mehr man zögere, die Sache offenkundiger, schwieriger und gefahrvoller werde."

Man wird nicht verkennen, dass zwischen Avila und den Commentaires mancherlei Unterschiede obwalten. Während ersterer die Zögerung bloss dem Verhalten Anderer zuschreibt und sich sogar zu der Behauptung versteigt, die Feinde hätten durch die Indiskretion der Geistlichen eher von den Kriegsabsichten erfahren, als die Freunde des Kaisers, fühlt man bei den Commentaires durch, wie der Kaiser selbst noch schwankte und zauderte. Es wird er-

forderlich sein, auf die gleichzeitig erwachsenen Korrespondenzen zurückzugreifen, um die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der beiden Darstellungen beurtheilen zu können.

Aus den Briefen des Kaisers an Ferdinand[1]) geht deutlich hervor, dass Karl die Ankunft seines Bruders eifrig herbeisehnte, deren Verzögerung bedauerte, weil er persönliche Berathung mit demselben wünschte, bevor er einen Entschluss fasste. Nur bei dem Eintreffen der Nachrichten über die von dem Kurfürsten von der Pfalz vorgenommene Religionsveränderung soll der Kaiser, nach dem Berichte des Nuntius, im Zorn einen Augenblick den Gedanken, den König zu erwarten, fallen gelassen haben: er wollte sich begnügen, mit dem Herzoge von Baiern Rücksprache zu nehmen.[2]) Aber dieser, obgleich schon am 2. Mai[3]) er-

1) März 29 schrieb Karl: il m'a semblé Vous déclairer, qu'il emporte tant que plus ne pourroit, que Vous trouvez à Regensburg au temps que je y arriveray, ou le plus tost après qu'il sera possible, en postposant toutes aultres choses, actendu ce que Vous sçavez des termes où se retreuvent les affaires de ceste Germanie, dont dépend le remède ou hazard des Votres, avec ce que Vous sçavez ce qu'est [sic] en train avec le pape. Vgl. Druffel Beiträge zur Reichsgeschichte Nr. 7, 11, 13. Mai 1 schrieb der Kaiser: J'ay reçeu Voz lectres du 24 du passé, et puisque Vous véez, selon que desjà Vous ay escript, combien il emporte, non seullement à moy mais aussy plus à Vous, que nous puissions communiquer ensemble sur ceste emprinse, estant chose de si grande importance et où il y a tant de considérations et respectz, ne Vous bailleray plus de presse sur Votre venue, sinon, qu'il est plus que nécéssaire qu'elle soit le plus tost, qu'il sera possible, et mesmes que desjà le temps court et est bien avant, et il y a plusieures choses et particularitez survenues dès *l'année passée*, pour lesquelles il fault tant plus péser la dite emprinse et ce que l'on pourra faire. Et avec ce y a aucuns points et articles que le pape veult avoir ou traicté précisament, selon qu'il les afferme, qu'il est requis que Vous mesmement et les aultres catholiques entendez.

2) Verallo schreibt Mai 4 an Cervino: Quella vedra per il sommario che mando nelle lettere communi la bella conversione che ha fatta il conte Palatino in questa sua decrepità nonche vecchiezza, il che

wartet, stellte sich erst am 30. Mai, zwei Tage später, als Ferdinand, ein.[1]) In dem Briefwechsel spielt auch das Geheimhalten der Kriegsabsicht eine Rolle: man will von der Beschaffung von Pulver und Munition aus Deutschland absehen, um keinen Verdacht zu erwecken.[2])

So viel geht aus dem Gesagten hervor, dass die von Avila und den Commentaires aufgezählten Gründe der Zögerung nicht aus der Luft gegriffen sind. Fraglich aber bleibt es, ob sie für den Zweck, zu welchem sie dienen sollen, ausreichen. Denn sie führen uns nur bis zum Ende Mai, bis zu der Zeit, wo Karl V. endlich schlüssig wurde, den Krieg zu unternehmen; aber von den angeführten Gründen könnte nur die mangelnde Geheimhaltung, über welche der Kaiser klagt, auch auf die folgenden Wochen Bezug haben; denn die Verhandlung mit König Ferdinand und Herzog Wilhelm von Baiern, bot, als beide einmal gekommen waren, keine Weitläufigkeit mehr dar, sie führte ziemlich schnell zu einem Ergebniss. Am 25. Mai hatte der Nuntius Verallo noch geschrieben: Ich hoffe, dass die Ankunft des Cardinals von Trient von Bedeutung sein wird, um in dem Kaiser einen schnelleren Entschluss zum

---

è stato tanto dispiacevole a S. M^{tà}, che ne saltò in una colera tanto grande, che mai fu veduto tale, et la ha fatto risolver che, q u a n t o a l l' a l t r o n e g o c i o c h e V. S. R^{ma} sà, non aspettarà più il rè de Romani a deliberarne. Et perche vuol' tutto communicare con il duca di Baviera lo ha mandato a domandar, che non se ritarde più al venire quì. Et presto quella intenderà cosa che le piacerà in questo. Florenz Carte Cervin. 16/43. Vgl. L e v a IV, 59 dessen Behauptung 'Ferdinando fece dipendere la sua venuta da quella del duca Maurizio' ich nicht zu belegen wüsste. Leva hat die Bedeutung der Haltung des Pfälzers für die Kriegsfrage und insbesondere für die Entschliessungen des Baiernfürsten richtig gewürdigt.

1) D r u f f e l Nr. 11.

2) Viglius Tagebuch S. 1.

3) Druffel Nr. 11, 13.

heiligen Kriege hervorzurufen. Mochte auch der Kaiser schon vorher grosse Lust dazu haben, so wirkten doch verschiedene Gutachten und Rathschläge entgegen, welche wenigstens Aufschub und Zeitverlust bewirkten. Jetzt aber hat der Kaiser dem Cardinal Madruzzo Sonntag [Mai 23.] dem Cardinal Truchsess gestern mitgetheilt, dass er den Krieg unternehmen will.[1]) Am 8. Juni reiste der Cardinal Madruzzo mit dem vom Kaiser unterschriebenen Bündnissvertrage nach Rom ab.[2])

Von nun an war nicht mehr an Geheimhaltung der Kriegsabsichten zu denken. Am Pfingstsonntage, 13. Juni, schrieb der Nuntius an den Cardinal Farnese, die Sache sei fast allgemein bekannt, der Kaiser werde wahrscheinlich morgen mit den geistlichen Fürsten davon reden.[3]) Indem der Kaiser dies in Wirklichkeit noch an eben jenem hohen Festtage that, den Prälaten, wie der stets zu Witzworten aufgelegte Abt von Weingarten bemerkte, den heiligen Geist eröffnete, d. h. Geld zum Kriege von ihnen forderte, musste es in weitere Kreise dringen, was der Kaiser plante.[4]) Der Krieg ist offenkundig, schreibt der Nuntius am 16. Juni.[5])

---

1) Quirini Epistolae Poli IV, 303.

2) Vgl. Leva S. 65.

3) La cosa quì si è quasi che scoperta, et S. M^{tà} penso che domani lo dirà a questi principi vescovi catholici che sono quì. Et hora si formano li mandati alle terre franche, per farle intendere che S. M^{tà} vuol castigar li rebelli et inobedienti, che non si moveno a darli aiuto, sotto pena di rivoltarli la ruina adosso di loro, di maniera che non bisognarà più dissimularla, et ogni prestezza sarà più chara a S. M^{tà} et più aproposito. Verallo an Farnese, Ogl. in Neapel 688.

4) Viglius Tagebuch S. 3 Ueber die Geldzahlungen der Deutschen Bischöfe schreibt Verallo Juni 29 zuerst: „Li prelati di Germania son' partiti de quì, per andar a far la provision loro del danaro che fra tutti montarà da 370 [?]^{M} fiorini.“ In einem andern Briefe von demselben Tage heisst es: „(il C^{le} d'Augusta) sta travagliato con questi vescovi per la contributione, che ne cavarà quasi 30^{M} di sussidio.“

5) Hora dico che la guerra quì è publica et Venerdì si farà la

An diesem Tage sprachen die Protestanten dem Kaiser ihre Bedenken aus über die Kriegsrüstungen, welche sie auf sich beziehen müssten; man darf das nicht so auffassen, als ob bis dahin die Protestanten keine Ahnung gehabt hätten von dem Gewitter, welches sich gegen sie zusammenziehe, der Nuntius sieht darin einen Schritt, welcher bestimmt war, das gewaltsame Vorgehen des Kaisers zu hintertreiben [1] Er gab sich alle Mühe, eine friedliche Beilegung des Conflikte zu hindern, weil er die Hoffnung hegte, der Krieg werde zu günstigen Ergebnissen führen. Er hatte gehört, die Reichsstädte wollten keinen Pfennig für die Schmalkaldner opfern und dachte sich den Krieg als einen Angriffskrieg, indem er das eine Mal des Kaisers Marsch gegen Frankfurt, das andere Mal den gegen Sachsen erwartet.[2]) Aber zusehends stimmt er mit jedem weiteren Tage seine Erwartungen herab. Im Anfang Juli ist er in Bestürzung über die Gleichgültigkeit des Kaisers, während er im vorher-

---

mostra quà di 2000 fanti. Karl V. empfiehlt freilich, dass der Graf von Büren bei seinen Rüstungen deren Beweggrund möglichst verheimliche, Lanz II, 489; hier war aber durch die ganze Rolle, welche Büren im Rücken des feindlichen Heeres gestellt war, eher Geheimhaltung bedingt.

1) Verallo schreibt in einem Postscript Juni 16: „Adesso sono avisato, che questi protestanti che sono quà, cioè tutti principi presenti et comissarii delli absenti hoggi hanno pregato li stati catholici et ecclesiastici, che voglin' essere con loro da S M^tà^ Ces., et che vi saranno domani et vogliono dirli, come intendono che S. M^tà^ vuol far la guerra contra di loro, che la pregavan a non farla, perchè faranno quanto S. M^tà^ comandarà et quanto lei vorria; et più dicono che le città franche non vogliono aiutarlo d'un quattrino, et loro da se non hanno danari, di modo che, se la cosa non si impiastra, andarà benissimo; che sia per aviso, quanto vi è sino qui.“ Eigenhändig fügt er bei: „Jo non resto di travagliar chē la cosa non si vada appiastrando, perche mi par' di veder che, se costoro fanno questa offerta, ci siano indutti per quelli che hanno a dispiacer questa impresa.“

2) Juni 22 spricht er von Frankfurt, Juni 29 von Sachsen.

gehenden Monat nur Rühmliches zu melden gewusst hatte. Er geht jetzt so weit, dass er sich sogar über die anfänglichen Fortschritte der Protestanten freuen will, weil dadurch der Kaiser vielleicht aufgerüttelt werde zu grösserer Thätigkeit, wenngleich er andererseits sich nicht verhehlt, dass es einen schlechten Eindruck machte, als die Gegner, welche man mit Krieg überziehen wollte, statt dessen in der Lage waren, den ersten Schlag zu führen.[1])

Dem päpstlichen Nuntius war diese ungünstige anfängliche Kriegslage augenscheinlich eine peinliche Ueberraschung. Aus dem Tagebuch des Viglius ersehen wir aber, dass Granvella bereits im Juni ein abfälliges Urtheil über die getroffenen Vorbereitungen wie über die Tüchtigkeit des kaiserlichen Feldherrn Alba fällte, und darauf hinwies, dass die 12,000 Mann päpstlicher Truppen eben so wenig zur Stelle seien, als die 8000 Spanier, welche kommen sollten.[2]) Und in der That, es gehörte keine Sehergabe dazu, um sich sagen zu können, dass die päpstlichen Truppen noch einige Zeit ausbleiben würden, selbst wenn man in Rom eine grössere Thätigkeit entfaltet hätte, als der Kaiser selbst. Der Cardinal Farnese hatte Anfang Juni mit fieberhafter Spannung Nachrichten erwartet über des Kaisers Entschliessungen, zumal da man jetzt den Friedensschluss zwischen England und Frankreich als feststehend annehmen musste, von dem man einen völligen Umschwung der kaiserlichen

---

1) Verallo an Farnese Juni 8: Das Vorgehen der Protestanten verhindert den Plan des Kaisers gegen Sachsen und Hessen vorzugehen: der Krieg wird sich um Augsburg drehen. „Da una banda mi piace che si sieno mossi prima loro, dapoi perchè S. M^{tà} si sveglie un poco et lasci adietro il procedere con tanto flegma quanto fà, dall' altro canto mi dispiace, perchè non vi si guadagnarà niente quanto alla riputatione, che noi habbiamo mosso la guerra, et loro siano li primi a far delle facende."

2) Viglius Tagebuch S. 5.

Politik fürchtete. Höchstens in drei bis vier Tagen, so schrieb er am 8. Juni, müsse die entscheidende Meldung in Rom eintreffen, denn längerer Aufschub sei völlig unmöglich.[1]) In der That kam am 13. Juni Abends der vorausgesandte Sekretair des Cardinals Madruzzo nach Rom und anderen Tages sammelten sich Haufen von kriegslustigem Volke vor dem Hause des bewährten Truppenführers Alessandro Vitellio an, in der Absicht sich anwerben zu lassen und das Handgeld in Empfang zu nehmen.[2]) Aber, nach-

1) Mai 31 schrieb Verallo an Farnese, in 4 Tagen werde Madruzzo wohl abgefertigt sein; dies bestätigte sich nicht: derselbe reiste Juni 8 ab. Mai 29 schrieb Farnese an Cervino: Heute kam Nachricht von dem Frieden zwischen Frankreich und England, mit Spannung erwartet man Nachricht aus Regensburg über die Beschlüsse nach dem Eintreffen des Römischen Königs und des Herzogs von Baiern, „alla venuta de' quali in Ratisbona par' che sia differita ogni deliberatione, se bene fino ad hora, et ultimamente più che mai, ci sia mostro da quella parte ogni dispositione et certezza della impresa, et noi siamo fatti tutti San Thomaso, se prima eravamo poco creduli per natura." Ogl. praes. Juni 4, C. Cerv. 9/169. Juni 8: V. S. R^ma^ ha da sapere che, non ostante il giuditio suo et di molti altri, da la corte continua l'aviso constantissimo affirmativo, che si debba far la impresa questo anno. Et siamo redutti hora ad aspettare la risolutione per il primo spaccio che venga di là, et che non possa tardare oltre a 4 giorni; et in qualunche modo ci par' necessario, che per il primo debbiamo esser chiari, non comportando più il tempo di differire le consulte nè di darci parola.

2) Ueber diese Tage gibt uns Auskunft ein mit grosser Vorsicht die Nennung von wirklichen Namen vermeidender Römischer Korrespondent des Cardinals Cervino, dessen Briefe der Bruder des letzteren in Band V der Carte Cerviniane zusammengeschrieben hat. Der Briefschreiber war jedenfalls ein tief eingeweihter Römischer Prälat, nach einer Notiz: Prospero Santa-Croce. Dieser schreibt Juni 12: M. Marcantonio [damit ist Morone gemeint] sta in la contraria opinione di tutti l'altri, che vogliano che si facci la impresa contra li Luterani, ancorache Farnese la tenga certissima, et desidera saper, se lei è del suo parere o del contrario." Juni 16: „Comparse el secretario di Trento Domenica [Juni 13] sera a hore 2 di notte, et Lunedì a mezzogiorno

dem man einmal wusste, dass der Kaiser sich dem Deutschen Unternehmen widmen werde, schien in Rom der Eifer in den massgebenden Kreisen der Curie zu erkalten, anstatt sich zu steigern. Den Cardinal selbst wollte man abwarten; der Papst konnte zu keinem Entschlusse kommen, er fragte überall um Rath. Das Ergebniss war Zögerung. Obschon der am 20. Juni in Rom eingetroffene Cardinal Madruzzo, wie Maffeo schreibt,[1]) Feuer und Flamme war für den Krieg, blieb noch immer Paul III. voller Bedenken. Er mochte sich an die Erfahrung des Vorjahrs erinnern, wo der Kaiser ihn mit seinen übereilten Rüstungen schliesslich im Stich gelassen hatte;[2]) jetzt schien ihm eine glückliche Durchführung um so schwieriger, da Frankreich mit England in Frieden und demgemäss, wie er meinte, sich mit den Lutheranern und vielleicht auch mit den Türken im Einverständniss befinde.[3]) Aber sein Enkel Farnese machte geltend, dass die ganze Verantwortung auf die Curie fallen werde, wenn man sich jetzt nicht auf den Krieg einlasse, und auch der Cardinal Cervino, welcher nicht an des Kaisers

---

di casa del Sre Alessandro Vitello pareva ce fusse lo stazione a quello faceva la gente, perchè pensavano toccare denari; adesso la cosa va più raffreddando et s'aspetta che venga el Rmo di Trento per le poste, el quale habbi da portare l'ultima resolutione et i capitoli. Et in questo mezzo Pio [Paul III.] non sà che ce fare, et va domandando consiglio."

1) Hoggi alli 23 hore arrivò il Cle di Trento, che è tutto fuoco in questa impresa. Dio facci etc. s. Leva S. 68. Am 19. Juni hatte (Prospero Santa-Croce) geschrieben: „Hiernotte venne un corriere a Giovanni di Vega da S. Mtà delli 11, et hieri detto Giovanni fù con S. Stà, la quale se resolve di non aspettare Trento per molti respetti, ma di fare questa impresa et promesse [?prodezze?] con tutte le cautioni. Dio lassi far il meglio! La fabrica [Morone] ne sta gabbata della sua opinione, et desidera saper la sua mente in ciò, possendosi; se non, quello se po, et se l'offerisce et bacia la mano."

2) Druffel Kaiser Karl V. und die Römische Curie; Abhandlungen der historischen Klasse Bd. XVI, Abth. 1 S. 27.

3) Leva IV, 68 Anm. 3.

ernstliche Absicht glaubte, empfahl, man möge den gegebenen Zusagen nicht untreu werden.[1]) In der Cardinalscongregation vom 22. Juni wurde trotz des zum Erstaunen Madruzzo's ausserordentlich lebhaften Widerspruches der Französischen Cardinäle[2]) dann der Krieg beschlossen und

---

1) Am 29. Mai hatte Cervino an Maffeo geschrieben, aber dann wieder getilgt: „dell' impresa horamai ogn' uno potrà essere certo, che la non si puo più fare, al meno questo anno." Dies ist im Concept der getilgte Schluss des Briefes bei Quirini IV, 301. Juni 26 schrieb er an Farnese: „Circa all' impresa io non so quel che habbia portato il Rmo Cle di Trento. Quì si dice per tutto, che, se non altro, se gli muta il nome per facilitarla, et nondimeno che Luterani non dormano, facendo già gente [getilgt: a furia], quanto possano. Vedo da una parte, che N. Sre non può mancare delle promesse, et da altra dubito del evento [Correktur statt: che non habbia l'ossa dure], per molti rispetti, et per consequente che il fine d'essa non sia tale, che porti poca utilità alla religione, per la quale principalmente già fu ragionato di far l'impresa, il che potendo essere o per mal successo, che Dio ne guardi, o per qualche accordo non bono, mi pare che a questo ultimo [il che — ultimo Correktur statt: et pero questo è il primo punto al quale mi pare] S. Stà et V. Sria Rma habbino da advertire." Concept C. Cerv. 7/168.

2) Farnese an Cervino, Juni 23: „Hieri mattina in congregatione generale, per non esser giorno di concistorio, fù proposto da S. Stà la impresa di Germania, per la quale è venuto M. di Trento; et ricercato sopra essa il parer del collegio, come in cosa di momento, la risolutione fù: che S. Stà non dovesse mancar di aiutar gagliardamente S. Mtà in una impresa tale. Et così hiersera col nome di Dio si dette principio ad expedir li capitani per far le genti." Maffeo, Juni 23: „Quì ogni cosa è arme, et io non posso resistere al servitio, tanto v'è da fare." Ueber die Congregation schreibt (Prospero S. Croce): „Hoggi N. Sre ha fatta una congregatione di tutti li cardinali che possono andare, in la quale se letti li capituli di S. Mtà portati da Trento, et così li s'è concesso aiuto per sei mesi dalla sede apostolica; et il capitulo, che dissi Sabbato, che S. Stà voleva in questa resolutione, era la plasmatica [pragmatica] et altri desordini de Spagna — il quale era consiglio della fabrica [Monone] — l'hanno messo a monte, et s'è risoluto, per non lo portare il tempo, che Trento et Giovanni de Vega habbino promesso di pregare et farne ogni offitio con S. Mtà." An dem vorhergehenden

jetzt sofort alles aufgeboten um Truppen zu rüsten und marschbereit zu machen. Am 16. Juli brach das Heer von Bologna auf, und traf am 26. Juli in Trient ein.[1] Behält

Samstag hatte er geschrieben: „Quel de pesci [Frankreichs Gesandter oder ein Französischer Cardinal?] m' ha detto ut supra, ma dice che S. Stà ha detto volere far l'impresa et essere contentissimo, con questo: che l'imperatore faccia la tal cosa, la quale non se sà; et si pensa debbia essere sopra del concilio." Gleichzeitig hat, nach Baumgarten, in Sybels Zeitschrift N. F. V, 178 der Beichtvater dem Florentiner Gesandten insgeheim die Mittheilung gemacht „(S. Stà) ha fatto secrete instantie a cesare, che si faccia presto presto un berlingozo del concilio, il che non gli rincrescerà, come si pensa; et per tal effetto s'è mandato il cardinale di Trento a Roma." Es ist nicht recht klar, ob Baumgarten diese Stelle anführt, um zu beweisen, „dass die befreundetsten Diplomaten absichtlich falsch berichtet" wurden, oder ob er hier einen der Fälle wahrzunehmen glaubt, wo es „dem Florentiner gelang, hinter die Kulissen zu sehen." Es ist wohl das letztere anzunehmen, da er auf die Mittheilung Serristori's doch nur hingewiesen hat, um zu beweisen, „dass man erst aus anderen Quellen erfahren müsse, was des Viglius lakonische Notiz bedeutete." Indessen hat Baumgarten mit seinem Hinweis dem Forscher nur ein neues Räthsel aufgegeben. Denn wie ist der Satz: „il che non gli [d. h. doch all' imperatore] rincrescera come si pensa," in Einklang zu bringen mit der späteren Stelle, wonach der Beichtvater sich so empört zeigte bei dem Gedanken an eine Verlegung des Concils? [Ich muss gestehen, dass ich Lust hätte 'riuscirà' statt 'rincrescerà' zu conjiciren.] Alle Versuche des Papstes, den Kaiser zu einer veränderten Haltung in Bezug auf das Concil zu bestimmen, scheiterten jedenfalls vollständig, und wenn der Beichtvater Soto „per la servitù, che tiene a V. Sria Ill.", dem Gesandten glauben machen wollte, dass der Kaiser den Wünschen des Papstes entgegen zu kommen geneigt, und dies der Grund der Reise Madruzzo's sei, so entsprach dies durchaus nicht der Wahrheit. Das Gutachten des Beichtvaters, Maurenbrecher 33* erwähnt nur Gegenforderungen des Papstes bezüglich der kirchlichen Einkünfte: quiere que se le agradezca, y paresce que tiene razon; y se quexa de que en España se sequestran y impiden los provechos, y en otras partes [in Neapel] tambien, y paresce que con alguna color. Diese Dinge spielen auch in den Berichten des Nuntius eine Rolle.

1) Vgl. Viglius Tagebuch S. 34. Verallo schrieb Juli 22 an Farnese: „Hieri si hebbero lettere da Trento del Rmo cardinale et delli

man diese Thatsachen im Auge, so wird man schwerlich geneigt sein, die Frage, ob durch die geringe Verschwiegenheit auf päpstlicher Seite die anfängliche ungünstige Kriegslage hervorgerufen wurde, eine Frage, welche bereits in einem Briefe Karls V. vom 10. August 1546 aufgeworfen [1]) und im Jahre 1547 in gereiztem Tone zwischen Kaiser und Papst erörtert wurde, zu Gunsten der kaiserlichen Auffassung zu entscheiden. Das päpstliche Breve, welches an die Schweizer und den König von Frankreich erlassen wurde, ist vom 3. Juli datirt. Zwar ist zuzugeben, dass dessen Bekanntwerden einen sehr nachtheiligen Erfolg auf den weiteren

---

Rmi legati, che avvisavano come la partita di V. Sria Illma et Rma da Bologna dovea essere il Lunedì passato, che furno li 19; il che havea raffreddato tanto questa corte che per l'imminente necessità et potentia et diligentia delli nemici desidera gran celerità, etiam oltre l'ordinario; questa mattina poi son' venute lettere del suddetto Rmo da Trento di 17., come quella si mosse con l'essercito da Bologna alli 16, che per il contrario ci ha tutti rasserenati, però, per amor di Dio, la supplico da parte di tutti li buoni, che si degni di far fare quanta diligentia puo." Zum 8. Juli hatte man am kaiserlichen Hofe die Musterung erwartet; erheblich früher, als es geschah, hätte das Heer wohl nicht in Marsch gesetzt werden können. Der Marsch selbst erfolgte bis Trient zwar nicht mit grosser Beschleunigung, aber doch für die damaligen Marschleistungen nicht auffallend langsam.

1) Maurenbrecher S. 47.* Die Klage dient hier zur Begründung der gesteigerten Geldanforderungen, welche Karl damals durch Vermittlung seines Sohnes Philipp an die Spanischen Cortes stellte. In der Audienz, von welcher Verallo Juli 12 berichtet, hatte der Kaiser gesagt, „che, poichè si erano mosse queste terre franche, et prevenuto S. Mtà, per essersi sparsa la fama di questa impresa tanto avanti tempo, che S. Mtà era deliberata di remediarlo"; hier ist von einem Vorwurf gegen den Papst noch nicht die Rede. Im November, als es zu einer scharfen Erörterung zwischen dem Nuntius und Granvella kam über diese Frage, behauptete letzterer, dass das Mittheilen der Capitulation an die Schweizer die Hartnäckigkeit der Reichsstädte bewirkt habe: 'La città d'Augusta et l'altre terre franche stanno ostinatissime, che altramente le haveriamo in mano.' Vgl. Viglius S. 183.

Kriegsverlauf ausüben konnte, indem die Protestanten auf diese Weise vor aller Welt die Unterdrückung des Evangeliums als den eigentlichen Zweck des Krieges nicht bloss behaupten sondern auch klar beweisen, und dadurch die Zurückhaltung der Neutralitätslustigen als einen Verrath an der Sache des Evangeliums hinstellen, die religiösen Leidenschaften des Volkes besser zu ihren Gunsten erregen konnten. Aber es ist zu beachten, dass die Folgen des päpstlichen Schrittes erst gegen Mitte August,[1]) also zu einer Zeit eintraten, als der Krieg völlig im Gange, die Vereinigung des kaiserlichen und päpstlichen Heeres bewirkt war. Ob die von dem Cardinal Farnese aufgestellte Behauptung, dass die kaiserlichen Gesandten zu Rom die fraglichen Breven selbst erbeten und deren Wortlaut genehmigt hätten, richtig ist, können wir ohne Kenntniss ihrer Berichte.[2])

---

1) Janssen III, 556 berichtet auf Grund des Archivs zu Luzern, dass die Werbung des Nuntius am 25. Juli erfolgte. Vgl. Viglius S. 77. Danach erhielten die Kriegsräthe ein Schreiben aus Basel erst am 18. August, und Strassburg erfuhr erst August 16 die Vorgänge auf dem Tage zu Baden. Nach L. Müller Nördlingen S. 57 ist von dem päpstlichen Breve indessen schon in der Instruktion für die August 12 bis 14 zu pflegende Unterhandlung mit Nürnberg die Rede.

2) Maurenbrecher S. 106 verweist auf einen Bericht Vega's vom 23. Juni und (Prosper S. Croce) schrieb Juni 22 an Cervino „spedendosi il corriere di S. M^{tà}"; in der That wäre es geradezu unbegreiflich, wenn nach der entscheidenden Cardinalskongregation kein Bericht an den Kaiser abgegangen wäre. Nach Verallo, Juni 29, wunderte man sich am kaiserlichen Hofe, dass vom Cardinal Madruzzo, der, wie man wusste, Juni 15 Mantua passirt hatte, noch keine Nachricht da war; noch Juli 2 schrieb Verallo den Legaten nach Trient: „Hormai si passa il tempo non senza dispiacere, che sino quì non sia venuto aviso di Roma dell' arrivo suo, ancorche si pigli tutto et vadasi interpretando a buon fine," und an Cardinal Farnese: „Stando tanto a comparir lettere di là con l'aviso dell' arrivo del R^{mo} C^{le} di Trento et di quello che si faccia, fa stare S. M^{tà} con tutta la corte malcontenta, vedendo che nè da V. S^{ria} Ill. nè dallo ambasciatore Giovanni de Vega, ne

nicht mit Sicherheit feststellen. Unglaubwürdig ist es nicht und ebenso hat die Behauptung Berechtigung, dass der eigentliche Zweck des Krieges nicht leicht zu verdecken war, wenn einmal, wie der Kaiser gewollt hatte, der Capitulationsentwurf von den Cardinälen verhandelt und ein päpstlicher Legat für das Heer aufgestellt worden war.[1])

Bei weitem wahrscheinlicher ist die anderweitig auftauchende Nachricht, dass die Protestanten durch Briefe aus Rom von dem, was bevorstand, Kenntniss erhielten. So berichtet eine wahrscheinlich im Juli 1546 veröffentlichte Flugschrift:[2]) „Ich höre sagen, es sei neulich ein brief von Rom hieher kommen, darin ain guter freund den andern, oder, als mich gedunkt, ain sun den vater warnet, sich vor der grossen künftigen gfärlichait zu versehen; dann der, so den brief geschriben wont zu Rom nit unter den minsten, gleichwie der Nicodemus under den Phariseern und Pfaffen. Das was der inhalt dises briefs: das Paulus der drit zu Rom, jetzund bapst, und Carl der fünft, Römischer kaiser sich zusamen verbunden, das sy wol gächling, so bald immer möglich, ain gewaltig kriegsvolk zusamen bringen und die Lutherischen überziehen, darzu nit an ainem, sonder

dal detto cardinale sia stata spacciato pur una staffetta". Erst Juli 4 berichtet er: „Hieri arrivorno le lettere di V. S[ria] Ill[ma] et R[ma] di 23 del passato le quali communicai con S. M[tà] dopo presentate le altre che andavano allei." Es scheint danach wirklich, als ob der Kaiser so lange über das Ergebniss der Sendung Madruzzo's im Zweifel geblieben sei.

1) Depesche Farnese's vom 5. [nicht 15.] Februar, benutzt bei Pallavicini Lib. IX, Capitel 3.

2) „Pasqvillus. || Der vertriben von || Rhom, so yetz und diser zeyt in Teutschland im ellend || vmbzeücht || Durch Alphonsum Aemilium Sebastum erstlich inn Latein ge- || macht, hernach in Teutsch || transsferiert wor- || den." Der Pasquill bezeichnet die Cardinäle von Trient und Augsburg als diejenigen, welche vorzugsweise den Krieg betrieben, und lässt die Enttäuschung der Protestirenden über die Haltung des Mainzer Erzbischofs erkennen.

an vilen orten mitainander angreifen. Zu welchem fürnemen hab der bapst ain grosse summa gelts verhaissen, darzu so nem man schon in Welschland vil knecht an und darmit man dest mehr knecht bekeme, so hat der bapst gnad und ablass geben allen denen die wider die Lutherischen ziehen wöllen." Und weiter heisst es: „Es ist on zweifel aus fürsehung Gottes geschehen, das die bündischen, welche man protestierend mit ainem ehrlichen namen, aber die feind sy der Lutherischen ketzerei patron und beschutzer nennen, solche rahtschleg vernommen haben. Gar in wenig tagen ist es in gantzem Teutschland erschollen, da fieng man allenthalben an, von wegen die religion zu beschutzen, umb der liebe des vatterlands und die tyranney zu fürkommen, umbzuschlagen und ward in ainer gar kurtzen zeit so vil volks bestellt und zamen bracht, des die feind gar unmöglich zu sein vermeint hetten."

Auch aus anderen Nachrichten geht hervor, dass ziemlich gleichzeitig mit der, soweit der Kaiser in Betracht kam, entscheidenden Sendung des Cardinals Madruzzo nach Rom alle Welt darüber aufgeklärt wurde, dass der Krieg bevorstehe. Nicht bloss der Gesandte Cosimo's von Medici konnte am 9. Juni melden,[1]) dass der Cardinal den Krieg in der Tasche habe, der päpstliche Nuntius zu Venedig, La Casa,[2]) schrieb am 19. Juni an Farnese: „Man glaubt allgemein, dass der Krieg gegen die Lutherauer unternommen wird;" die eilige Reise des Cardinals nach Rom bildete naturgemäss einen Gegenstand des Gesprächs. Dass kurze Zeit darauf ein Gesandter der Schmalkaldner in der Lagunenstadt eintraf, um die Signorie zu bestimmen, dem erwarteten Durchmarsch des päpstlichen Heeres durch das Venetianische Ge-

---

1) Baumgarten in Sybels Zeitschrift N. F. V, 178.

2) Ronchini Lettere d'huomini illustri I, 665

biet die Genehmigung zu versagen,[1]) berührte Karl V. nicht etwa desshalb peinlich, weil er daraus ersah, dass die Protestanten wussten, was man gegen sie im Schilde führte: was ihn erregte, war die zweideutige Haltung, welche nach seiner Meinung die Signorie solchen Anerbietungen gegenüber beobachtet hatte.[2])

---

1) Verallo berichtet Juli 18: Questa Mtà non ha sentito poco li mali offitii di là da Venetiani et Francia, ma più da Venetiani, come da chi non l'aspettava, et allo arrivo di maestro Aurelio [Cattaneo] non restò di farne risentimento alli oratori loro quì alle doi Mtà, che li poveri magnifici restorno con un palmo di naso, et intendo li disse sin a tanto che loro ne haveano dato aviso al Turco et rimandato indietro quel chiaus, perchè mandasse a turbare in Ungria. Certo, che'l tratto non fù buono, quando fusse così, nè cosi essa impresa lo meritava da loro, se talhora non si fussero contentati con l'ambasciadore de' protestanti, quale doppo molti consegli fatti pur' admisero, et boror' vi resta. Vgl. über die Politik Venedigs gegenüber den Türken Ronchini 154 und 664.

2) Sleidan II, 477 erwähnt ein Schreiben der Schmalkaldner an Venedig vom 21. Juni. Valerio Amanio, der von Pierluigi Farnese nach Venedig abgeschickte Sekretair meldet Juli 31: „Qua si trova un huomo per li protestanti de' Luterani, il quale ha fatta instanza efficacissimamente con questi signori Illmi, che voglino servare neutralitade in la impresa mossa contra di loro, et non dar passo nè vettovaglie all' essercito di S. Stà. Gli è stato risposto che, quanto al primo capo, essi intendono d'esser neutrali, et che tanto più volontieri useranno questa neutralità, quanto che ne fanno piacere a essi signori protestanti; però, che al secundo capo, del negare il passo al predetto essercito, non puoteva il collegio solo determinar cosa alcuna senza communicarla con altri signori gentilhuomini a chi si spetta et haverne la risolution loro. Ma intanto che la risolutione si è aspettata, l'essercito è passato al viaggio suo et alli 26 si trovava a Trento.“ Ronchini S. 155. Schon hieraus geht hervor, dass die Anfrage vor dem 18. Juli erfolgte, wo das Heer Venedigs Gebiet berührte. An diesem 18. Juli meldet nicht bloss der Nuntius Verallo zu Regensburg, dass der Kaiser sich den Gesandten Venedigs gegenüber scharf über die Signorie ausgelassen habe, sondern es hatte auch Massarelli zu Trient ein Gespräch mit Mendoza, der ihm aus einem kaiserlichen Briefe mittheilte: quod imperator con-

Die von Avila und den Commentaires zur Erklärung der im Beginn des Krieges so ungünstigen Lage des Kaisers beigebrachten Gründe reichen, wie man sieht, nicht aus. Baumgarten hat dieses richtig erkannt, und sich desshalb nach weiteren umgesehen. Er meinte erstens, dass „der Kaiser einen Faktor nicht in Rechnung gebracht habe, dass nämlich der oberdeutschen Bevölkerung sich ein religiöser Enthusiasmus bemächtigen werde, der alle seine klugen Anschläge überall, mit éinziger Ausnahme des steif lutherischen und aristokratischen Nürnberg,[1]) zu Schanden machte, seine Werbungen auf das empfindlichste hinderte, und mit fast beispielloser Geschwindigkeit an der obern Donau ein Heer ins Feld stellte, das, ebenso energisch benützt wie gesammelt, den Kaiser widerstandslos nach Oestreich jagen konnte." Ohne die lebhaften Sympathien für die evangelische Sache in den Reichsstädten zu leugnen, möchte ich dagegen doch auf die Unterhandlungen Augsburgs mit dem Kaiser und auf die Bemerkung Avila's f. 6 hinweisen, wonach die Augsburger zu derselben Zeit, wo sie schon unter die Waffen traten, den kaiserlichen Commissaren unbeanstandet freien Durchzug gewährten. In

questus est cum oratore Veneto Ratisbonae, quod orator Venetus Romae sit coactus persuadere pontifici, ne uniatur cum Caes. M. in hoc bello contra Luteranos, 2) quod cadat suspicio Venetis ne pontifex et imperator hac belli occasione aliqua loca Venetorum surripere velint, 3) quod admiserint oratorem Luteranorum Venetiis, cui dixerint, ne timeant bellum imperatoris, quia neque pontificis neque caesaris pecuniae hoc bellum diu sustinere possunt, quare perseverent in suis opinionibus, quia, sic perdurando per 4 menses, non deerunt, qui in sui favorem eis cooperirentur." Der Kaiser befahl desshalb dem Mendoza, nach Venedig zu reisen. Die Absendung des Schmalkaldischen Gesandten, von der in den bisherigen Darstellungen des Krieges nicht die Rede war, dürfte noch in den Juni fallen.

1) Nürnberg leistete den Schmalkaldnern Geldunterstützung, L. Müller Nördlingen S. 57.

Augsburg [1]) gewann indessen die Kriegspartei entschieden die Oberhand, die Art aber, wie Schärtlin am 8. Juli [2]) über Kaufbeuren, Kempten und Memmingen [3]) sich äussert, deutet nicht darauf hin, dass diese Städte mit jubelnder Begeisterung für die Schmalkaldner thätig eintraten; sie hätten lieber, wie auch Nördlingen, sich mit einer den Schmalkaldnern wohlgeneigten Neutralität begnügt.[4]) Und wenn man auch

---

1) Viglius Tagebuch S. 21 und 24. Der Nuntius hatte Juni 22 nach Rom berichtet: „In Augusta quelli cittadini, li quali governano, erano discordi tra loro, perchè parte voleva tener la parte di S. M^{tà}, parte non. Impero con la venuta di questi loro ambasciatori, che sono venuti oggi, si pensa che saranno d'accordo a prometter di non dar aiuto a langravio et Saxonia, se S. Ces. M^{tà} l'assicura, che per conto della religione non li molesti poi, il che non penso che S. M^{tà} sia per fare.“ Verallo gibt wieder, was Peutinger über das grosse Geschrei der Papisten schreibt.

2) Herberger Schärtlins Briefe S. 79, 74.

3) Ueber Donauwörth berichtet der Nuntius Juli 22: Hieri sera venne aviso, che l'inimici haveano mandate doi bandiere a Tonavert, che sta sul Danubio et è terra franca, con dire che non vogliono altro sinon ruvinare un monastero che hanno, et alla città faranno ottimi trattamenti; la quale, ancorche sino quà habbia fatto professione di Luterano, non però ha voluto admetterli, con dire che vuole essere obediente a S. Ces. M^{tà}, la quale è vero padrono loro, di modo che l'inimici erano per mandarvi anche 10 altre bandiere, et pensano di volerla pigliare per forza, si non se li darà. Et in vero il luoco è importante per quel ponte del Danubio per conto delle vettovaglie, che però penso ci faranno ogni opera per haverla.“ Die Stadt sandte ein Entschuldigungsschreiben an den Kaiser. Steichele Bisthum Augsburg III, 728. Vgl S. 369.

4) Die Frage, welche Baumgarten, Sybels Zeitsch. XXXVI, 36, aufwirft, ob des Kaisers ganzer Plan nicht vielleicht eine ganz andere Gestalt gehabt habe, wird von ihm mit Recht nicht endgültig beantwortet. Dass der Gedanke, sich der Person der Schmalkaldischen Bundesfürsten zu bemächtigen, falls dieselben nach Regensburg gekommen wären, ernstlich gehegt wurde, wird Niemand behaupten oder bestreiten können, obgleich man sagen darf, dass Gewissensbedenken hiebei nicht in Betracht gekommen wären. Vgl. S. 370. Weder der Bericht Navagero's noch die von Baumgarten angeführte Stelle aus dem Gut-

zugeben wollte, dass die oberdeutschen Städte eine Thätigkeit entfaltet hätten, welche der Kaiser nicht erwartete, so ist andererseits zu erwägen, dass die schüchterne Haltung des Pfälzischen Kurfürsten dafür dem Kaiser in eben so überraschender Weise zu Gute kam. Ich möchte glauben, dass man die „bewunderungswürdige Umsicht, mit welcher der Kaiser seit einem Jahre Alles für den grossen Schlag vorbereitet" ebenso überschätzt, als man wohl auch die Unklarheit, Unordnung, Unentschlossenheit seiner Gegner zu einseitig betont. Der Eindruck, welchen eifrige Vertreter des Religionskrieges im Jahre 1545 empfingen, als die Schmalkalduer bei dem ersten Auftauchen des kaiserlich-päpstlichen Kriegsplanes schnell gerüstet waren und dann den Herzog von Braunschweig niederschlugen, war zum Theil ganz entgegengesetzt.[1]) Man verzweifelte an der Möglichkeit.

---

achten des Beichtvaters dürften für beweisend gelten können. In dem Textesabdruck bei Maurenbrecher wird S. 30* Z. 6 v. u. 'sin,' statt su, zu lesen sein; S. 33* Z. 11 möchte ich lesen: „y estando la paz con Francia vimos que el luego queria dar todo esto, y lo tenia ya aparejado, quanto podia ser, quando fue Andelot."

1) Vgl. Druffel Karl V. und die Römische Curie II, 26, N. 41 und Massarelli bei Döllinger Ungedruckte Berichte I, 82 zu Juni 3: „Essi Luterani han posto insieme presso il ducato di Wirtemberg da 20,000 fanti, nè si sa, per il che, solo per un certo timor che hanno preso dell' andata di Cle Farnese all' imperatore, parendoli che, accordati questi doi gran principi, facilmente potrebbono esser tolti alla sprovista et superati. Cesare, dico, ne sta suspeso, non facendo per hi pigliare al presente le armi nelle mani in Germania, si perchè vede quelli principi molto discordi insieme, nè ha di chi si possa intieramente fidare, si ancora che, ogni volta che si facesse guerra, li Luterani possono a sua posta mettere insieme 40,000 fanti secondo la lor' lega, et catholici non hanno i denari colà preparati et, trovati che fossero et ragunati soldati, non potrebbono mai star riposati sopra a suoi, essendo oggidì tanto la Germania infetta di Luteranismo, massimamente nella plebe, che facilmente potria esser che, venendosi alli mani li catholici medesimi o, per dir melio, quelli che si chiamano catholici darebbero contra

den Krieg zu unternehmen. Schon die Grösse des Unternehmens an sich würde bei Karl V. das stete Zögern erklären, auch wenn er nicht genöthigt gewesen wäre, auf die Wahrscheinlichkeit auswärtiger Verwicklungen so sehr Rücksicht zu nehmen, als es der Fall war. Wie Karl sich entschlossen hatte, stellte er seiner Schwester Maria allerdings in Aussicht, dass er mit dem Deutschen Unternehmen zu Ende sein werde, bevor auswärtige Einmischungsgelüste zu praktischer Bedeutung kommen könnten.[1]) Sein Glück wollte, dass Frankreich und Venedig wirklich ruhig blieben und ihm von dieser Seite keine thatsächlichen Hindernisse

---

alli veri catholici, che Dio sa quanti ne sono al presente in Germania." Der Cardinal Madruzzo führte Massarelli gegenüber 1545 Aug. 31 aus: „I quali disegni non sa come hoggidì si potessero più mettere ad essecutione, perchè dapoi che, o per imprudentia o negligentia o malitia, — che non voleva fargli il nome — la cosa non solo non si è fatta, ma si è divulgata per tutto, i Luterani si son' cominciati a metter in ordine et mettano tuttavia, della sorte che ognun' vede et dubita, si metteranno maggiormente con far' un altra lega più potente et più stretta di quella che hanno gia fra loro, dimostrando moversi solo dalla libertà commune di Germania." Oktober 5 notirt Massarelli eine Nachricht vom Cl. Truchsess, dass manche Reichsstädte, Augsburg, Ulm, Memmingen, Kempten [Woker druckt mit gewohnter Gedankenlosigkeit: Ingolstadt!] nach Schmalkalden Truppen sendeten. Die Machtstellung der Protestanten wurde auf katholischer Seite durchaus nicht unterschätzt; der Beichtvater allerdings sucht die entgegengesetzte Anschauung zur Geltung zu bringen und darzuthun, dass die Schmalkaldische Kriegführung im ersten wie im zweiten Braunschweigischen Kriege gleich erbärmlich gewesen sei.

1) Karl schreibt: „Et pouvez estre asseurée, que je n'adventureray riens sans bon fondement ny plus avant que je verray estre bien à propos. Et si je useray de telle dilligence et dexterité, que, quant ores autres de dehors de la Germanie s'en voudroient mesler pour lesdits desvoyez, et auroient le pouvoir de le faire, ils y viendront trop tard et y pourront peu proufiter." Lanz II, 488. Baumgarten weist mit Recht zur Vergleichung auf das Jahr 1866 hin, wo es Napoleon III. ebenso erging, wie damals Franz I.

in den Weg gelegt wurden, aber seine Hoffnung, er werde der Königin bald gute Nachrichten schreiben können, wurde trotzdem bitter getäuscht. Denn seine Gegner waren früher als er im Stande, mit einem Heere im Felde zu erscheinen; sie konnten zum Angriff schreiten, ehe auch nur irgend eine Aussicht bestand, dass die päpstlichen Truppen hätten eingreifen können, und bevor Karls Deutsche Rüstungen ein widerstandsfähiges Heer zusammen gebracht hatten. Zur Erklärung dieser Thatsache werden wir nicht mit den den Kaiser verherrlichenden Darstellungen auf zufällige und unberechenbare Umstände hinweisen dürfen; man wird behaupten müssen, dass die zögernde Unentschlossenheit des Kaisers die Hauptursache war, durch welche die anfänglichen Schwierigkeiten herbeigeführt wurden.

Dass diese günstige Lage von den Schmalkaldnern nicht ausgebeutet wurde, das ist der zweite Punkt mit dessen Erörterung sich die zeitgenössischen Schilderungen beschäftigen. Die Commentaires, welche im Ganzen den Schmalkaldnern fünf Fehler vorrechnen, greifen mit dem ersten in eine frühere Zeit zurück, indem sie tadeln, dass der Landgraf von Hessen zu Speier im März 1546 sich nicht des nur von schwachem Gefolge begleiteten Kaisers bemächtigt habe, indem ihm die Bundesgenossen nicht die zu einem solchen Handstreich erforderliche Reiterei gewähren wollten. Karl V. gibt damit zu verstehen, dass er selbst vor einem solchen Friedensbruch nicht aus Gewissensbedenken zurückgescheut wäre,[1]) sondern nur die Frage der Zweckmässigkeit für ihn in Betracht kam; im Uebrigen aber kann dieser den Schmalkaldnern gemachte Vorwurf vom militairischen Standpunkte nicht gewürdigt werden. Die beiden folgenden Fehler dagegen, welche die Commentaires anführen, beziehen sich auf die Art der Kriegsführung selbst. Nach Karls V.

---

1) Vgl. S. 367 Anm. 4.

Meinung hätte Schärtlin, statt gegen die Klause, gegen Regensburg ziehen sollen, und hierin stimmt mit ihm Avila überein. Die beiden Fehler, welche Avila ausdrücklich als solche bezeichnet, werden von ihm gleich bei Beginn des Feldzuges vorgefunden. Avila wollte erstlich den Marsch Schärtlins gleich bei dem ersten Ausrücken von Augsburg aus gegen Regensburg gerichtet wissen, und erklärt dann dieselbe Massregel auch für den Zeitpunkt als richtig, wo die Truppen des Landgrafen und des Kurfürsten an der Donau eingetroffen waren.

Es muss auffallen, dass dieser Punkt bei den späteren gegenseitigen Anklagen, welche nach dem ungünstigen Ausgang des ganzen Feldzugs die Führer der Schmalkaldner unter einander austauschten, gar keine Rolle spielt. Ein Gutachten der oberländischen Kriegsräthe, welches nach Ankunft der norddeutschen Truppen den Marsch nach Regensburg befürwortet, ist allerdings vorhanden,[1]) es ist indessen auch sehr vorsichtig abgefasst und will keineswegs unbedingt den Angriff gegen die Reichsstadt empfehlen. Erwägt man die grosse Widerstandsfähigkeit, welche damals einer hinreichend besetzten befestigten Stadt gegenüber einer Feldarmee innewohnte, selbst wenn diese mit zahlreicher Artillerie versehen war, so wird man wohl bedenklich werden, sich dem Urtheile der Commentaires und Avila's ohne Weiteres anzuschliessen. Man wird erwägen, dass es dem nachträglich den Verlauf des Krieges überblickenden Feldherrn, wie seinem Lobredner Avila ein sehr erwünschter Effekt sein musste, wenn er sich vorstellte, dass er sich aus einer gradezu verzweifelten anfänglichen Lage emporgeschwungen und durchgekämpft habe zum völligen Siege, Dank der eigenen Standhaftigkeit und dem Schutze Gottes, der die Augen der Feinde mit Blindheit schlug.

---

1) Hortleder Buch III Kap. 18.

Auch die erste der an die gefangenen Schmalkaldner von Jovius gestellten Fragen bezieht sich auf das Unterlassen des Marsches gegen Regensburg. Aber Jovius fasst einen andern Moment ins Auge, als die Commentaires und Avila. Er fragt, warum man Regensburg nicht angegriffen habe, nachdem Karl V. es verlassen hatte und nach Landshut gezogen war. Jovius bezeichnet Regensburg als eine Stadt, deren Treue gegen den Kaiser zweifelhaft, und die von Besatzung entblösst gewesen sei.[1]) Dass erstere Behauptung richtig war, ergibt sich aus den anderen Quellen[2]) auch, während in den Commentaires bezüglich der Stärke der Besatzung behauptet wird, dass die Stadt wohl versorgt und nach Viglius ein ganzes kaiserliches Regiment dort zurückgelassen war. Unzweifelhaft war es aber leichter sich der Stadt zu bemächtigen, wenn der Kaiser mit einer immerhin doch ins Gewicht fallenden Truppenzahl abwesend war, als vorher, und begehrenswerth war deren Besitz in jedem Falle, auch wenn es sich dabei nicht um die Person des Kaisers drehte.

Mag über die militairischen Aussichten, welche bei Ausführung des Jovius'schen Vorschlages sich dargeboten hätten,

---

1) Cur est, quod caesare imparato et periculosa quadam necessitate arma capere coacto cum e Ratisbona, non obscuro metu potius quam certa ratione discederet, urbem dubiae fidei, nudatam praesidio nec resistere paratam validis vestris exercitibus occupandam non existimastis? Aut, si hoc ad rationem avertendi et non inferendi belli pertinebat, cur continuo non perrexistis ad Landshutam et inde pulso caesare et in interiora Bavariae se recipere coacto, Italica auxilia pontificiorum et Hispanorum avertenda retro minime suscepistis, quod facile factu videri poterat, quum occupata in faucibus montium specula ad Oeni usque pontem signa vestra sine periculo admovere possetis?

2) Vgl. Viglius S. 48. Näheres enthält eine von L. Hochwart verfasste bisher nicht gedruckte Geschichte des Schmalkaldischen Krieges, auf welche mich Frhr. v. Oefele aufmerksam gemacht hat, und von welcher wir durch denselben hoffentlich bald Mittheilung erhalten.

ein Urtheil fast unmöglich sein, so ist des Jovius Frage doch desshalb von grossem Interesse, weil darin als Ursache des kaiserlichen Abmarsches offenbare Furcht bezeichnet wird. Er theilt somit durchaus die Ansicht derjenigen, welche denselben für des kaiserlichen Namens unwürdig hielten.[1]) Der Nuntius Verallo[2]) berichtet Juli 25 dem Cardinal Farnese von den verschiedenen Meinungen, welche über diese längere Zeit erörterte Frage im kaiserlichen Kriegsrath sich geltend machten: während die Einen sich in der wohlversorgten Stadt angreifen lassen wollten, befürworteten die Andern, man möge vor Allem die Vereinigung mit den aus Italien heranmarschirenden Truppen im Auge behalten, diesen entgegen ziehen. Längere Zeit schwankte der Kaiser, bis dann die Entscheidung damit herbeigeführt wurde, dass man, obgleich irrthümlich, den Uebergang des

1) Viglius S. 48.

2) „Le cose quì stanno in termine, che si consulta quello habbia da fare S. Mtà in caso che l'inimici le vengano a trovar quì dove sta, come tutti li avisi confrontano; et il conseglio è diviso, perchè una parte vorria, che S. Mtà, per mantener la reputatione, restasse in questa terra, la quale potrà molto bene defendere d'ogni impeto con 16,000 over' 18,000, che si truova; et altri vorriano che uscisse in campagna, ad incontrar le nostre genti et poi così unitamente fare ogni impresa. Non so quello si determinaranno hoggi. certo è che l'inimici crescono in grosso numero, et, per quanto si puo fare iudicio. aspettano questi delle città unirsi con landgravio et duca di Saxonia, et così unitamente venir a questa volta, per fare uno delli doi effetti, cioè: per mettersi fra queste genti Alemane nostre et l'Italiani che vengono, per impedirli che non si possano giuntare, parendoli in quel caso di haver il gioco vinto, overo mettere talmente in necessita l'imperatore, che li facciano fare un' accordo vituperoso per lui, et al peggio che possano fare desegnano di travagliarlo tanto che per questo anno li facciano perdere l'opere et le spese, il che li potrebbe facilmente accadere quando le nostre genti non fussero quì tanto presto, come si spera. Et, per dir tutto, quando tutti l'inimici saranno uniti, il che fra otto giorni potria facilmente essere, faranno da 60,000 fanti et 7000 cavalli con 100 pezzi d'artiglieria grossa."

Schmalkaldischen Heeres auf das rechte Donauufer meldete, wodurch die Verbindung des Kaisers mit dem päpstlichen Heere bedroht erschien. Jetzt zog der Kaiser nach Landshut.[1])

Warum die Schmalkaldner hier nicht angriffen, um dann, nach Verjagung des Kaisers in interiora Bavariae,[2]) durch Besetzung von Innsbruck den päpstlichen Truppen den Vormarsch zu verlegen, ist der zweite Theil der ersten Frage des Jovius. Hier befindet er sich in Uebereinstimmung mit den Commentaires; Avila lässt den Marsch des Kaisers nach Landshut nur desshalb erfolgen, weil man glaubte, die Schmalkaldner würden dorthin ziehen, und er urtheilt, dass, von dem Zuge gegen Regensburg abgesehen, sie nichts zweckmässigeres hätten thun können, denn so würden sie den Kaiser in Regensburg von der Verbindung mit den anrückenden anderweitigen Truppen abgeschnitten haben.[3]) Aus den Commentaires[4]) ist zu ersehen, dass der

1) Viglius S. 61.

2) Auch in dem Briefe an Pierluigi ist von 'salvarsi in Baviera' die Rede.

3) En este tiempo vino aviso a S. M^{ad}, que los enemigos determinavan de tomar a Lançuet . . . Y si esto ellos hizieran, despues de la empresa de Ratisbona no podian hazer cosa mas acertada, porque puestos alli, lo qual facilmente pudieran ellos hazer, dexavan a. S. M^{ad} encerrado en Ratisbona, y ponianse en parte, que ninguna gente de la que S. M^{ad} esperava, aunque salieran de Tirol, pudieran legar a Ratisbona, . . . y despues desto pudieran dexar aquel lugar fortificado y proveido, y bolverse sobre Ratisbona, a donde, haziendo ellos esto, pudiera ser que estuvieran los negocios de S. M^{ad} en ruines terminos. Y por esto el [emperador] acordo de proveer a peligro tan evidente, y con su persona ir a defender aquella tierra, a la qual se endereçava toda fa fuerça de los enemigos. Man wird zugeben, dass die Stellung der Schmalkaldner in Landshut, so lange Ingolstadt und Regensburg in Feindes Hand waren, sehr gefährdet gewesen wäre. Die strategische Phantasie Avila's hat den Zweck, den Marsch des Kaisers nach Landshut eher als eine Bewegung gegen einen vom Feinde bedrohten Punkt, denn als Rückzug erscheinen zu lassen.

4) Commentaires S. 129.

Kaiser sich auch in Landshut in einer äusserst unbehaglichen Lage befand, und, um die Schwäche seines Heeres gegenüber der Ueberzahl der Feinde einigermassen auszugleichen, auf Befestigung seiner Stellung bedacht war. Deutet dieses auch auf die Absicht hin, sich dort zu halten, so wird man doch nicht behaupten dürfen, dass der Kaiser im Falle eines wirklichen Angriffs der Schmalkaldner es unbedingt vermieden haben würde, den päpstlichen Truppen noch weiter entgegen und sich damit vor dem Feinde zurück zu ziehen. Wenn dies geschah, so konnte leicht ein Vormarsch der Schmalkaldner diesen selbst eine gefährliche Lage bereiten.

Die zweite Frage des Jovius bezieht sich auf die Stellung der beiden Heere am 23./24. August. „Warum — so fragt er — habt Ihr mit Eurem zahlreichen Heere den bei Neustadt die Donau überschreitenden Kaiser nicht angreifen wollen, obgleich dessen Heer bei der Insel in drei Theile zertrennt gradezu für eine Niederlage hergerichtet war? Warum habt Ihr, obgleich Ihr in der Nähe und durch verlässige Kundschafter unterrichtet waret, Euch die Gelegenheit zu sicherem Siege aus den Händen entschlüpfen lassen? [1])

In den kaiserlichen Geschichtsdarstellungen taucht dieser Gedanke an die Möglichkeit eines feindlichen Angriffs nicht auf; die Commentaires sagen vielmehr, dass dem Kaiser durch die Nachlässigkeit Anderer eine Gelegenheit, dem Feinde Abbruch zu thun, entgangen sei. [2]) Avila sieht die Bedeu-

---

1) Cur est quod tantis subnixi copiis ad Neustatum transeuntem caesarem adoriri noluistis, quum circa insulam Danubii tripartitus eius exercitus ad cladem excipiendam expositus esse videretur, et vos in propinquo fidissimis exploratoribus freti paratae prope victoriae occasionem e manibus emittere videremini?

2) Faute d'avoir été adverti par ceux qui savaient ce qui se passait, et qui pouvaient et devaient l'instruire de l'avantage qu'il aurait eu en attaquant les ennemis dans un lieu si désavantageux pour eux, il perdit une excellente occasion; mais ce ne fut point par sa faute.

tung des Flussüberganges darin,[1]) dass der Feind von jetzt an vorsichtiger geworden sei und den Entschluss des Kaisers, eine Schlacht anzunehmen, erkannt habe. Nach Mocenigo[2]) wurde der Flussübergang beschlossen, weil man so dem feindlichen Heere, welches auf dem Marsche nach Regensburg war, den Rückzug abzuschneiden hoffte, während die Stadt gegen einen Angriff gesichert schien. In gleicher Weise äussert sich Faleti.[3]) Dieser rühmt die Geschicklichkeit und Schnelligkeit, mit welcher der Brückenschlag und der Uebergang des Heeres bewirkt worden sei, ohne dass der Feind irgend Schwierigkeiten in den Weg gelegt habe. Vergleichen wir mit diesen Darstellungen die Korrespondenzen Gryn's,[4]) so zeigt sich, dass drei Tage vergingen.

1) Esta passada fue de grandissima importancia, porque, demas de hazer al enemigo que anduviesse mas recogido que hasta alli, y no tan señor de la campaña como avia andado, fue mostralle que se llevava determinacion de combatir con el, — quando el lugar lo permetiesse.

2) Fiedler S. 91; Z. 13 v. u. lese ich: 'poco lontano, S. M^tà^ deliberò.'

3) S. 93.

4) Gryn schreibt August 22 aus Neustadt: „S. M. hat mich aus dem veld hiher gejagt, zu sollicitiren, damit die brucken allhie aufs furderlichist gemacht wurd; das hab ich mit hochstem vlais gethan. Dan je er diesselb brucken gemacht, je er kombt das volk, das sich warlichen ganz ybel leider hellt, aus dem land." August 23: „So hat man dise ganze nacht an der brucken zu der Neustat gearbait und daneben die schefbrucken zu schlagen angefangen, also, wan soliche brucken gemacht, so wollen wir von stund an hinüber rucken und inen nachziehen, und inen die profant aus Schwaben und dem stift Eystat abstrecken, und inen, sie ziehen, wo si wollen, nachrucken. Also wollen wir, alsbald die brucken gemacht, hinüber rucken, und ist unmuglich, das sie [der Feind] so bald herüber zihen, das sie uns weren mögen die brucken zu machen." August 24: „An gestern sind fast alle haufen, der Teutsch, Italianisch und Spanisch zu fues, sambt den ringen pferden und zwelf stuck des ringen veldgeschutz herüber komen. So zeucht der ander reisig sambt dem grossen geschutz fur und fur auch heryber; dan sambt der brucken, die man wider gemacht, hat man ein schif-

ehe der Uebergang bewerkstelligt war. Am 22. August war Gryn bereits nach Neustadt geschickt worden, um den Brückenbau zu betreiben, man arbeitete die ganze Nacht an der Herstellung der Brücke, sowie der Schiffbrücke, aber am 23. kam nur ein Theil des Fussvolks mit etwas leichter Reiterei und 12 Geschützen herüber; den ganzen folgenden Tag dauerte es, bis das gesammte Heer auf dem linken Ufer ankam; erst für die Mitternacht 24/25 konnte man den Weitermarsch ins Auge fassen, und da zeigte sich, dass es zu spät sei. Indem sich an den Uebergang kein unmittelbarer taktischer Erfolg anschloss, der sich nur bei ausserordentlicher Schnelligkeit hätte erreichen lassen, muss das Urtheil über des Kaisers Massregel ungünstig lauten, wie denn der Kaiser selbst an den Herzog von Baiern schrieb,[1]) er wäre ebenso gern auf dem rechten Ufer verblieben, auf welchem die Trains nach Ingolstadt weiter marchirten. Es war jetzt nichts anderes erreicht, als dass der Kaiser mit seinem schwächeren Heere dastand, das Neustädter Defilée im Rücken, dass er den Weitermarsch nach Ingolstadt ausführen musste, die Donau in der linken Flanke. Man begreift, dass an diesem Punkte die Kritik des Jovius einsetzt: denn, obgleich Gryn am 23. August versprochen hatte, der Brückenbau werde vollendet sein, bevor der Feind angreifen könne, und nirgends sonst, weder auf kaiserlicher noch auf Schmalkaldischer Seite, während des Ueberganges der Gedanke auftaucht, die Schmalkaldner

---

brucken daneben geschlagen, also das in wenig stunden das ganz hör allhie bei einander sein wirdet. August 25: So ist gestern zu mittag die Kai. M. entschlossen gewest als heut zu mitternacht auf zu sein und inen, den Lutherischen, vor zu komen. Dann darvor haben wir mit fueg nicht verrucken mogen, dieweil das ganz kriegsvolk nicht herüber, dan erst gestern gegen der nacht sambt dem grossen geschutz volliglich komen haben mögen."

1) Druffel Beitr. z. Reichsgeschichte Nr. 39.

könnten angreifen, so ist doch unzweifelhaft, dass der Uebergang des Kaisers über die jedem Angriffe offen stehenden Brücken bei Neustadt, anstatt bei Ingolstadt, sein Heer während längerer Zeit in eine äusserst gefährdete Lage versetzte. Fraglich ist nur ob, wie Jovius behauptete, die Schmalkaldner wussten, was vorging, oder ob sie bloss den Vorwurf verdienten, nicht unterrichtet zu sein. Wir wissen nicht, was die von Jovius befragten Fürsten antworteten, über ihre damaligen Pläne und Absichten könnte uns nur aus Schmalkaldischer Quelle Aufklärung werden.

An die durch den Donauübergang herbeigeführte schwierige Lage des kaiserlichen Heeres knüpft Jovius nun die dritte Frage an: „Warum habt Ihr den nach Ingolstadt eilenden Kaiser, wie er an einem offenen, freien, unbefestigten Platze übernachten musste, weder bei Tage während des Marsches, noch bei Nacht, als er sein Lager noch nicht befestigt hatte, angegriffen, obgleich man meinen sollte, dass Ihr, die Ihr an Reiterei und Fussvolk, durch Kenntniss der Oertlichkeit und die Zuneigung der Bevölkerung weit überlegen waret, die Gelegenheit zu einer herrlichen Waffenthat gehabt hättet? [1])

Es war die Folge des Ueberganges auf das rechte Donauufer, dass nun des Kaisers weiterer Vormarsch nach Ingolstadt mit grossen Gefahren verknüpft war. Selbst Avila urtheilt: „Bessere Einsicht vorbehalten, will es mir scheinen, dass der Feind, wenn er damals vorgegangen wäre und uns unterwegs angegriffen hätte, uns in grosse Gefahr gebracht haben würde, obschon der von dem Kaiser zur Schlacht ausersehene Platz sehr günstig war.“ Aus allen

1) Cur caesarem ad Ingolstadium properantem et plano apertoque in loco sine munitione pernoctare coactum, vel interdiu in itinere vel noctu nequaquam munitis castris, non invasistis, quum, equitatu peditatuque, locorum notitia et incolarum dubio studio firmiores, praeclari omnino facinoris edendi facultatem habuisse iudicaremini?

Nachrichten geht hervor, dass der Marsch, welcher in Schlachtordnung vorgenommen werden musste, die Truppen ungemein anstrengte, und dass die Heeresleitung darüber unsicher war, ob man in einem Tage nach Ingolstadt rücken oder in Mehring Etappe machen sollte.[1] Der Nachtmarsch, durch welchen man schliesslich die Stellung bei Ingolstadt einnahm, hatte zur Folge, dass das Heer in schlimmer Verwirrung an seinen Lagerplatz gelangte.

Schwieriger, ja unmöglich, ist es sich ein Urtheil zu bilden über die Berechtigung der weiteren Frage des Jovius, warum die Schmalkaldner sich bei Ingolstadt mit einer Kanonade begnügten, und nicht zum Angriff auf das nur unzureichend befestigte Lager vorgingen.[2] Schon in einem früheren Briefe an Pierluigi Farnese hatte Jovius[3]) geäussert, dass Schärtlin's Vorschlag, anzugreifen, die Schmalkaldner zum sichern Siege habe führen müssen. Unzweifelhaft ist nur, dass das Unterbleiben des Angriffes und der schliessliche Rückzug der Schmalkaldner in der öffentlichen Meinung für diese nachtheilig wirken mussten.

---

1) Vgl. Viglius S. 80.

2) Cur ultima die Augusti, quum inusitato audaciae militaris impetu castra caesaris horribili tormentorum procella pene obruistis, munitiones hostium, vix mediam aequantes tibiam praerumpere dubitastis, quando hostis, in summo periculo terrefactus, omnibus rebus inferior esse putaretur?

3) Chi havrebbe creduto che dopo l'assalto d'Ingelstadt, non havendo saputo dar dentro a certa vittoria, come voleva Sebastian Certelin, che almeno si fosse risoluto d'andare contra di Burra, il quale inferior di gente in campagna restava senza dubbio o rotto o mandato a dietro in fuga necessaria? L. Domenichi Lettere volgari di Mons. Paolo Giovio, Venetia 1560, f. 24. Christof Arnold schreibt November 26 an den Pfalzgrafen Ottheinreich: „Das der kaiser vor Inglstat geschlagen werden mögen und in seinem leger unwidersprechlich sei, das waist man, das aber seidher die angezogen red geschehen soll sein, davon hab ich nichts gehört.“ Vgl. S. 383.

In Uebereinstimmung mit Avila und den Commentaires tadelt Jovius in der 5. Frage, dass die Schmalkaldner am 13. September sich nach Donauwörth zurückzogen, anstatt sich in Neuburg[1]) zu behaupten, dessen Vortheile Avila mit Lebhaftigkeit preist. Dass dies ein bedenklicher Punkt für den Ruhm Schmalkaldischer Kriegführung war, scheint auch aus einem Briefe des Landgrafen Philipp an Margaretha von der Saal[2]) hervorzugehen, worin derselbe einer ungünstigen Deutung der bevorstehenden Meldung von der Einnahme Neuburgs vorbeugt, indem er die, so viel wir sehen, durchaus unwahre Behauptung aufstellt, dass Statthalter und Regenten selbst gerathen hätten, Neuburg nicht zu vertheidigen; in deren Schreiben werden in Wirklichkeit ernstliche Klagen laut,[3]) weil die Schmalkaldner ohne Noth Neuburg im Stiche gelassen hätten. Gleiche Bewandtniss hat es mit der Zusicherung, dass man die Stadt leicht wieder einnehmen werde, wie dies der Landgraf in demselben Briefe glauben machen will.

Für Jedermann handgreiflich ist der sechste Fehler, auf welchen Jovius verweist, dass nämlich die Schmalkaldner den Vortheil der inneren Linie nicht ausbeuteten, um entweder Büren oder den Kaiser getrennt zu schlagen.[4]) Jovius

---

1) Vgl. Viglius S. 109. Cur est quod Neuburgum, quum valido praesidio munire aut certe relinquere possetis, id hostium praedae reliquistis? Nam ad existimationem vestri nominis pertinebat id validissime tutari aut, postquam eo duxit hostis, universae pugnae aleam subire, ne in conspectu ea calamitas acciperetur.

2) Duller Neue Beiträge z. Gesch. Philipps des Grossmüthigen S. 61: „Ob ein geschrei keme, das Neuburg, das H. Ottheinrichs ist, gewonnen wer, darauf ist nit zu rechnen; dann wir haben's nit versehen mogen, on grossen verlust, wie die statthalter selbst geratten; ist woll wieder ingenommen und habben's mit unserm willen aufgeben

3) Viglius S. 111 fg.

4) Cur adventantem comitem de Buren Rheni transitu prohibendum non putastis? Aut postquam ille amnem impune traiecit, cur solide

weist darauf hin, dass man nicht hätte fürchten sollen, der Kaiser könne ihrem Heere nachrücken; Büren's ermüdetes Heer habe man mit frischen Truppen jeden Augenblick angreifen können. Auch diesen Punkt hatte Jovius bereits in dem Briefe an Pierluigi Farnese als unbegreiflichen Fehler bezeichnet[1]; er wollte die lahmen Entschuldigungen, welche, nach Strozzi's Bericht, der Landgraf vorbrachte, nicht gelten lassen, und er hatte darin unzweifelhaft Recht, falls derselbe nichts anderes vorzubringen wusste, als dass er keinen Angriffskrieg habe führen wollen, und dass er geglaubt habe, das deutsche Klima würde den Spaniern und Italienern noch verderblicher sein, als es in der That der Fall war.

Die Frage, mit welcher Jovius schliesst, bezieht sich auf den bereits oben erwähnten Vorgang vom 4. Oktober[2]; seine Ansicht stimmt mit der des Viglius überein: er meint, dass ein Angriff auf die feindliche Nachhut deren Vernichtung herbeigeführt hätte. Die weiteren Fälle versäumter

militiaeque necessarium consilium non sumpsistis aut occupandi caesaris, priusquam Burensis auxilia supervenirent, aut, Ulma Augustaque mediocri praesidio firmatis, cum numero copiarum superiores haberemini, cum Bura in itinere confligere minime statuistis, quandoquidem vobis facultas perampla relinqueretur, aut ex aequo confligendi cum caesare, si vos adversus Burram properantes temere insequi vellet, aut delendi Burrae patentibus in campis, si vestris recentioribus et validioribus copiis longo itinere fessus occurreret.

1) Certo queste sono pur state espresse venture di cesare, ancorche, come dice lo Strozzi, langravio vada giustificando l'attioni sue, poiche, come reo et non come attore, faceva la guerra, et non credendo che Italiani et Spagnuoli potessero sopportar tanto il freddo cielo di Lamagna.

2) Postremo, cur est quod Norlingae praesidio ire contendentes, ne id oppidum praeoccuparetur a caesare, usque adeo postremum vestrorum agmen a primo disjunctum properandi causa reliquistis, ut, si caesar id invadi urgerique permisisset, alacri praesertim expeditoque eius exercitu, ad navandam operam facile concidi delerique potuerit, priusquam a primis agminibus auxilium ferri posset, quod fossa intercideret, quae in regressu vestris non sine perturbatione ordinum transeunda videretur.

Gelegenheit, welche bei Avila und in den Commentaires aufgeführt werden, hat er nicht berücksichtigt. Letztere behaupten, bei dem Marsche des Kaisers nach Donauwörth, Oktober 11, habe sich eine gute Gelegenheit für einen Angriff den Schmalkaldner geboten; der Landgraf entschuldigte sich mit einem Nebel, der ihn hinderte, des Kaisers Fortrücken rechtzeitig zu bemerken. Dieselbe Ausrede brauchte er bei Gelegenheit des kaiserlichen Marsches von Suntheim nach Lauingen, Oktober 31, während Avila hier eine Masse von Gründen anführt, warum die Schmalkaldner hätten schlagen sollen, die Commentaires dagegen die Meinung aussprechen, jene hätten es wohl aus Gründen, die ihnen triftig erschienen, unterlassen. Nach dem Berichte des Bairischen Agenten im kaiserlichen Hauptquartier, Bonacorsi Gryn, wurde der Rückzug nach Lauingen vom Kaiser vorgenommen, um die Schmalkaldner aus ihrem befestigten Lager und zu einer Schlacht zu verlocken. Indem dieses Schreiben verfasst wurde, als der Marsch nur geplant, aber noch nicht ausgeführt war, ist die Möglichkeit ausgeschlossen, dass man im kaiserlichen Hauptquartier sich nicht darüber klar gewesen wäre, es könne während des Marsches ein Angriff erfolgen. Wenn man einem solchen also offen ins Auge sah, kann man doch unmöglich gemeint haben, dabei geschlagen zu werden. Nur in der Ausführung des Planes vorgekommene Fehler und Nachlässigkeiten, von denen Avila aber nichts sagt, könnten Avila's Urtheil rechtfertigen. In ähnlicher Weise sprechen sich die Commentaires und Avila, erstere vorsichtiger, der letztere bestimmter, auch dahin aus, dass die Schmalkaldner bei dem erneuten Vormarsche des Kaisers in das Lager bei Wittislingen hätten angreifen sollen. Avila führt aus, dass die durch das Terrain gebotene Trennung der kaiserlichen Reiterei von dem Fussvolk und der Artillerie dazu besonders hätten einladen müssen.

Auf alle diese Urtheile werden wir nicht zu grosses Gewicht legen dürfen. Wie man auf der kaiserlichen Seite über die andauernde Thatenlosigkeit unzufrieden war, und desshalb einestheils die eigene Heeresleitung, anderentheils aber auch die Muthlosigkeit des Feindes anklagte, der, selbst wenn sich ihm eine vortheilhafte Gelegenheit dargeboten, diese nie benutzt habe, so wurde in gleicher Weise auch in dem Schmalkaldischen Heere — man verstatte den Ausdruck — raisonnirt, sowohl über den Kaiser, der sich hinter seine Schanzen verkrochen, als über den Landgrafen, der einem Gefechte stets ausgewichen sei, jede gute Gelegenheit leichtfertig vorüber gelassen habe. Man kann dies aus dem Schreiben Philipps von Hessen an die Kriegsräthe ersehen. Eine ähnliche Bedeutung hat auch vielleicht die öfter wiederholte Behauptung des Kaisers bezüglich der durch seine Massregeln den Schmalkaldnern dargebotenen Einladung zu einem Kampfe unter für die Letzteren günstigen Verhältnissen. Keine Truppe, welche thatenlos unter schweren Entbehrungen im Felde liegt, wird durch das Bewusstsein, dass der Feind noch schlimmer dulden müsse, sich befriedigt fühlen; es wird sich der Drang geltend machen, auch wirklich einmal zum Schlagen zu kommen und von dem Feldherrn verlangt man, dass er nicht allzu ängstlich dem offenen Kampfe ausweiche. Die Commentaires und Avila geben daher zu verstehen, dass es an den Schmalkaldnern lag, wenn diese die von dem Kaiser dargebotenen Gelegenheiten nicht ausbeuteten, während der Kaiser stets bereit gewesen sei, dem Feinde, selbst unter minder günstigen Umständen, entschlossen die Stirn zu bieten. So sprach man schon, während der Krieg noch im Gange war: Nach einem Schreiben des Pfalzgrafen Ottheinrich vom 16. November sollte der Kaiser geäussert haben, „die protestirenden hätten ihn dreimal also gehabt, dass, wo sie fortgedruckt, ine wol slagen

mögen, aber, dieweil es nit geschehen, hoffte er zu Gott. es solle inen nimmer so gut werden." 1)

Wie von Anfang des Krieges an von kaiserlicher Seite eine kräftige Kriegsführung in Aussicht gestellt wurde, und man sich in dieser Beziehung stets mit neuen Plänen beschäftigte, oder zu beschäftigen vorgab, so hören wir auch noch aus den letzten Tagen vor dem Abzuge des Schmalkaldischen Heeres, dass der Kaiser sich einer anderweitigen. das feindliche Lager beherrschenden Stellung habe bemächtigen wollen, um so eine Entscheidung herbeizuführen. In den Commentaires und bei Avila wird dieser Plan erörtert. und auch bei Viglius wird zum 16. und 19. November notirt, dass der Kaiser mit dem Lager vorrücken wollte, in den Commentaires allerdings auch hinzugefügt, dass die Ungunst des Terrains die Ausführung unmöglich gemacht habe. Indem dann auf die freiwillige Ergebung Nördlingens und damit auf die Möglichkeit, dem Gegner die Zufuhr abzuschneiden, sich Aussicht eröffnete, wartete der Kaiser wieder zu; er blieb der Herr der Lage, indem er beide Wege einschlagen konnte. In Wirklichkeit betrat er keinen von beiden, und als die Schmalkaldner wirklich abzogen, wurde zwar das kaiserliche Heer durch Märsche angestrengt, aber dem Feinde kein Nachtheil zugefügt, indem, nach Viglius Bericht, der Herzog von Alba den Angriff auf den folgenden Morgen verschob, weil der Feind bereits umzingelt sei, wie er irrthümlich behauptete. So wurde der strategische Sieg. welcher dem Kaiser durch den Abmarsch des Feindes zu Theil wurde, nicht von einem taktischen Erfolge begleitet. welchen man doch zu erreichen versucht und welchen hervorragende Führer bei richtigem Vorgehen als gewiss angesehen hatten. Avila bietet bei dieser Gelegenheit seine ganze Beredsamkeit auf, um darzuthun, dass der Kaiser

1) Pfälz. St. A. 543/3, 516.

unbedingt auch unter ungünstigen Verhältnissen dem Feinde gefolgt wäre, wenn nicht die Rücksicht auf die grossen Verpflegungsschwierigkeiten dies als völlig unmöglich hätte erscheinen lassen. Er versichert, dass der Kaiser während des ganzen Feldzuges nicht bloss keine Gelegenheit gehabt habe, mit Vortheil, sondern keine, überhaupt zu schlagen, erörtert dann aber weiter, dass es ihm zweifelhaft sei, ob man eine sich darbietende Gelegenheit mit Rücksicht auf die Zweifelhaftigkeit des Kriegsglücks hätte benutzen sollen, und preist schliesslich den Ruhm eines unblutigen Sieges, dessen Verdienst ausschliesslich dem Feldherrn zukomme, während an einem blutigen die Tapferkeit der Soldaten ihren Antheil beanspruchen könne. Nach den Commentaires war es die Beharrlichkeit des Kaisers, welche entgegen der allgemeinen Ansicht das Heer zusammen hielt, als man bei elendem Wetter in dem Lager bei Lauingen lag; und nach dem Abzug der Schmalkaldner beharrte er auf dieser seiner Meinung, da er einsah, dass man sonst die Frucht des bisherigen Erfolges aus der Hand geben werde, und weil er, wie behauptet wird, die Hoffnung hegte, er könne doch noch einmal durch einen Marsch während einer Winternacht dem Feinde auf den Leib rücken und denselben bei Tagesanbruch dann angreifen. Gerade diese Bemerkung zeigt, dass die Ausführungen Avila's über das Verdienst des unblutigen Sieges bei dem Kaiser selbst keine Wurzeln geschlagen hatten. Ebensowenig entsprachen seinem inneren Sinne die Redensarten Godoi's über die goldenen Brücken, welche man dem abziehenden Feinde nach des grossen Colonna Grundsatz bauen müsse, wenngleich er natürlich ganz damit einverstanden war, dass diensteifrige Schriftsteller diese Beurtheilung des Feldzuges zu vertreten unternahmen, und die ruhige, zielbewusste und zugleich umsichtige Beharrlichkeit priesen, welche der Kaiser in allen Gefahren bewiesen habe.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass nach einer zwar um mehrere Jahre später auftauchenden aber doch vielleicht gut unterrichteten Quelle der Entschluss, die Truppen zusammenzuhalten und sie nicht in Winterquartiere zu verlegen, nicht auf den Kaiser selbst zurückzuführen ist, sondern vielmehr auf den Rath seines Beichtvaters Soto. „Während der Kaiser zwischen Dillingen und Lauingen lag — so erzählte im März 1555 der Anonymus — ging der Kaiser zu Rathe, ob es sich empfehle, jetzt das Heer in die Winterquartiere zu vertheilen und einen Theil zu verabschieden. Granvella nämlich rieth, dass man es entlasse und nach Ulm, Augsburg und anderen benachbarten Städten und Ortschaften ins Quartier verlege, und viele andere waren derselben Ansicht, zu welcher sich auch der Kaiser hinzuneigen schien, besonders weil, wie er sagte, es ihm an Geld fehle, um das Heer länger zu unterhalten; es widersetzten sich nur Castaldo und der Cardinal Truchsess. Dieser bemühte sich, dem Kaiser klar zu machen, dass Sieger sein werde, wer am längsten mit dem Heere aushalte, und dass man auf die Auflösung des Heeres der Lutheraner innerhalb 20 Tagen hoffen dürfe. Der Kaiser beschloss, hierin das Gutachten seines Beichtvaters Bruder Pedro Soto einzuholen, welcher sich nach Dillingen begeben hatte und so schwer krank war, dass man ihm die letzte Oelung gereicht hatte. Dieser beschloss, durch den vom Kaiser geschickten Boten zu antworten: er rathe und ermahne den Kaiser, beharrlich mit dem Heere im Felde zu verbleiben, in kurzer Frist hoffe er den Kaiser als Sieger zu sehen. So entschloss sich Karl zu bleiben und das Heer nicht zu theilen oder zu entlassen. Soto erwähnte mir gegenüber, dass er sich anfänglich gewundert habe, wie der Kaiser ihn, einen Mönch, in Kriegsangelegenheiten um Rath bitten liess, aber Gott habe ihm die Gnade erzeigt, dass er so dem Kaiser einen Rath ertheilen durfte, der sich zweifelsohne als nützlich erwies.

Denn ehe 14 Tage vergingen, erhielt Johann Friedrich Nachricht von dem Einfall des Römischen Königs und des Moriz in sein Land und dass dort alles drunter und drüber gehe, so dass er sich zum Abmarsch entschloss, um sein Land zu vertheidigen, wodurch sich dann das ganze Lutherische Heer auflöste [1]) und der Kaiser Herr im Felde blieb, ohne dass jedoch dessen Reiterei, die beständig dem Feinde auf den Fersen war, demselben einigen Nachtheil zufügen konnte."

In diesem Bericht fallen einige nebensächliche Punkte auf: die Verlegung der kaiserlichen Truppen nach Ulm und Augsburg war doch unmöglich, da sich diese Städte damals noch nicht unterworfen hatten, die Mittheilung über die Verfolgung der kaiserlichen Reiterei ist ungenau. Das sind indessen Dinge, welche leicht durch den Berichterstatter ungenau aufgefasst werden konnten; sie kommen nicht in Betracht für den eigentlichen Kern der Erzählung über den Einfluss des Beichtvaters. Dass dieser eine bedeutende Rolle spielte, stets zum Kriege drängte, ist mannichfach bezeugt. Wenn man auch absieht von der in dem gleichen Schriftstück auftretenden Behauptung, dass Soto schon im Jahre 1544 dem gegen Frankreich gerüsteten Kaiser den Rath gegeben habe, sich mit Frankreich zu vertragen und sofort gegen die überraschten Lutheraner zu wenden, so erkennt man den Einfluss des Beichtvaters aus dem zur Verbrennung bestimmten Schreiben des Erasso an Cobos, welches Maurenbrecher aus Simancas mitgetheilt hat. Und dass nicht bloss vor dem Kriege der Beichtvater die Rathschläge Granvella's bekämpfte, welche auf friedliche Verständigung abzielten, sondern dass er auch während des Feldzuges eine einflussreiche Rolle spielte, sieht man aus den Berichten des Nuntius Verallo. Wegen der Krankheit Soto's hegt er die Besorgniss, dass es ihm nicht gelingen werde, die von dem

1) Statt 'chiuse' ist 'sciolse' zu lesen; S. 384 Z. 4 statt 'cosa' lies 'scortica.'

Kurfürsten von der Pfalz versuchte Aussöhnung mit dem Kaiser zu hintertreiben. Er beklagt die Krankheit des Mannes, weil derselbe zu allem Guten so dienstbereit sei, d. h. weil derselbe sich jedem auf Duldung abzielenden Schritte des Kaisers mit Eifer widersetzte.

Als Ergebniss unserer Untersuchung werden wir hervorheben dürfen, dass die schmeichlerischen Lobeserhebungen, welche Jovius dem Kaiser in seinem Briefe an Castaldo spendete und die von dort in die offizielle Geschichtschreibung ihren Weg gefunden haben, nicht die wirkliche Ansicht des Italienischen Humanisten wiedergeben. Vielmehr hatte dieser sich die Ueberzeugung gebildet, dass schwere Fehler der kaiserlichen Kriegführung nachzuweisen waren, wie er dieses in einem Briefe aus dem December 1546 an Pierluigi Farnese ausspricht, von welchem bereits oben die Rede war. Er schreibt: „Diese unerhörten und mühelosen Erfolge des Kaisers gegen die Deutschen lassen Jedermann glauben, dass die Göttin Fortuna ihm in feiner Arbeit die schöne Monarchie herrichte, welche kluge Leute, die die Gelegenheit zu ergreifen wissen, herbeisehnen; um die Wahrheit zu sagen, wer hätte geglaubt, dass König Franz, wie er die Kanonade von Ingolstadt hörte, ruhig bleiben und sich die Hoden in Rosenwasser baden würde, nachdem der Kaiser unüberlegt und zu einer für das Kriegführen ungeeigneten Zeit sich in diesen Krieg eingelassen hatte, ohne sich mit Frankreich zu verständigen, zumal da dieses mit England Frieden geschlossen hatte. Wer hätte je geglaubt, dass der Landgraf nach Füssens Einnahme nicht nach Regensburg gegangen wäre und auch die zweite Gelegenheit versäumt hätte, nach Landshut zu gehen, wodurch er die Italiener und Spanier fern gehalten und den Kaiser gezwungen hätte, sich nach Baiern zu retten? Wer hätte es für möglich gehalten, dass er, nach dem Treffen zu Ingolstadt, wo er nicht, wie Schärtlin gewollt, den sicheren Sieg

zu ergreifen gewusst, sich nicht mindestens dazu entschloss, gegen Büren zu ziehen, den er mit der geringen Truppenzahl zweifelsohne entweder im Felde geschlagen oder zurückgejagt hätte? Das waren sicherlich besondere Glücksfälle für den Kaiser!"

Jovius beurtheilt hier den Verlauf des Krieges in ähnlicher Weise, wie in jenem Schreiben an die gefangenen Schmalkaldischen Fürsten. Er glaubt von Fehlern auch des Kaisers, nicht bloss der Schmalkaldner, zu wissen; im Gegensatze zu den meisten neueren Historikern,[1]) welche, Baumgarten ausgenommen, grade in dem Zustande der auswärtigen Politik ein Motiv sehen, wesshalb der Kaiser den Krieg zu unternehmen habe wagen dürfen, macht Jovius darauf aufmerksam, dass kein Mensch sich habe vorstellen können, dass die auswärtigen Mächte den Kaiser bei seinem Deutschen Kriege unbehelligt lassen würden. Es mag sein, dass Jovius mit seinen abfälligen Urtheilen über den Kaiser, in jenem Briefe an die Fürsten von Sachsen und Hessen den Zweck verband, dass der Kaiser, welchem sie durch den Herzog von Alba bekannt werden mussten, mit freigebiger Hand ihm eine bessere Meinung beizubringen versuchen sollte; aber mit Bestimmtheit wird man behaupten dürfen, dass hier und in dem Briefe an Pierluigi Farnese das ausgesprochen ist, was Jovius wirklich über die Kriegführung urtheilte, nicht aber in dem verherrlichenden Briefe, welchen er an Castaldo schrieb, wo, wie oben dargelegt wurde, nur zwischen den Zeilen eine versteckte Andeutung über seine wirkliche Ansicht zu entdecken ist.

Nach dem Gesagten werden wir auch ermessen können, welche Bewandtniss es hat mit dem lobenden Vergleiche Karls V. mit Cäsar, Fabius Cunctator, Karl dem Grossen,

1) Ranke IV, 308: Hülfe von aussen konnten die Protestanten auf keiner Seite erwarten.

und was der Erfinder dieses Vergleiches innerlich über Avila urtheilte, der denselben seiner Geschichtsdarstellung einverleibte. Ich sage: innerlich, denn getreu dem Grundsatze, dass es thöricht sei, durch verletzende Bemerkungen über Lebende sich mit der Schriftstellerei statt erwünschter Gnadenbezeugungen Hass zuzuziehen,[1]) hat Jovius der Welt gegenüber einen anderen Standpunkt eingenommen. Am 14. August 1548 schrieb er dem Avila einen Brief mit begeisterten Lobeserhebungen über dessen Commentar, in jeder Zeile sehe er mit Titians[2]) Pinsel nach der Natur gemalt die unvergleichliche Energie und das wunderbare Urtheil des hochherzigen Kaisers. Weil Avila so vortrefflich den Deutschen Krieg beschrieben, so habe er selbst darauf verzichtet, denselben darzustellen, versichert er im November 1550 dem kaiserlichen Vicekanzler. In demselben Briefe preist er die Abänderungsvorschläge, welche ihm durch Arras bezüglich seiner Schilderung des Tunesischen Feldzugs zugekommen waren; wie Voigt[3]) indessen nachgewiesen hat, machte er nur theilweise von denselben Gebrauch und liess Manches stehen, dessen Abänderung man am kaiserlichen Hofe und

---

1) Jovius an Torelli, Lett. f. 43: non ho osato offendere a carne viva di quegli che si potrebbono lamentar di me, se in qualche luogo nimis libero ore locutus videar; perche nihil ineptius et stultius esse videtur, quam inde parare odium unde gratiam expectes.

2) Veggo in ogni luogo ritratto dal naturale col pennello di Titiano l'incomparabil vigore congiunto col maraviglioso giudicio del magnanimo imperatore in sostenersi in temperarsi in tanti accidenti di varie attioni. 1548 Aug 14, an Avila f. 47.

3) Vgl. G. Voigt Zug Karls V. gegen Tunis, in Abhandl. d. phil.-hist. Klasse der Sächs. Gesellschaft der Wiss., VI, 193, 234 (33, 74). Die Korrespondenz über des Jovius Geschichtswerk wurde dadurch eröffnet, dass dieser am 14. August dem Kaiser persönlich die Stelle, welche von dem Zuge gegen Tunis handelte, übersandte „acciochʼ ella sia trascorsa et riveduta prima ch'io la mandi alla stampa; essendo io pronto, come affettionatissimo servitore, a mutare aggiugnere et scemare, quanto parrà a V. Mtà si ricca di memoria et di perfetto giudicio."

zwar in einem eben von Avila verfassten Aufsatze ihm empfohlen hatte. Mit ziemlicher Bestimmtheit wird man behaupten dürfen, dass eine Darstellung des Deutschen Krieges aus der Feder des Jovius mit Avila's Schilderung sich eben so wenig gedeckt haben würde, als dieses hinsichtlich ihrer Beschreibung des Afrikanischen Zuges der Fall ist; nach dem, was wir über seine Beurtheilung der kaiserlichen Kriegführung erfahren haben, kann man gewiss sein, dass dieselbe in wichtigen Punkten Vorwürfe gegen die kaiserliche Kriegführung erhoben haben würde, von denen bei Avila und in den Commentaires nicht die Rede ist, — allerdings vorausgesetzt, dass nicht kaiserliche Gnadenbezeugungen seiner Feder eine andere Richtung gegeben hätten. Jovius hat, so viel wir wissen, den Deutschen Krieg nicht beschrieben, um so dankbarer müssen wir ihm für die

---

Dem Bischof von Arras dankt er 1550 November 26 für die Erfüllung seiner Bitte: „Conosco molto bene che gli avedimenti et precetti che la S. V. Rev. mi dà per adattar meglio il tenor dell' historia vengono da perfetto giudicio accompagnati con la luce della verità, fede et carità. Per il che ne terrò quel conto ch'io debbo, et assetterò ogni cosa, talmente che satisfarà al mondo." Dass dies satisfar al mondo nicht gleichbedeutend ist mit satisfar all' imperatore gibt er dann deutlich zu verstehen, indem er des kaiserlichen Staatsmanns Klage über die Bevorzugung der Franzosen mit der Bemerkung zurückweist, grade in den letzten Tagen habe der Französische Gesandte zu Rom sich über die in dem Werke vorherrschende Abneigung gegen die Franzosen und die Verherrlichung des Kaisers beklagt. Obschon er auch Avila gleichzeitig schreibt, und demselben als dem eigentlichen Verfasser der übersandten Berichtigungen die Versicherung gibt, dass er Alles verbessern wolle, da er vorzugsweise bestrebt sei, den Kaiser der Nachwelt als vollkommenen Feldherrn zu schildern, hat er, wie Voigt nachgewiesen, keineswegs in allen Punkten die kaiserlichen Wünsche berücksichtigt. Hat der Humanist nicht den Avila verspottet, indem er denselben pries „poiche così leggiadramente scrive et in Latino, et in volgare", während Avila sich seinen Aufsatz durch van Male hatte ins Lateinische übersetzen lassen?

wenigen Andeutungen sein, welche er uns hinterlassen hat, da sie uns die Möglichkeit gewähren, die einseitigen Schilderungen der Commentaires und Avila's zu prüfen, zu ergänzen und zu berichtigen.

Anhang.

I. Des Jovius Brief und der Dialog über den Schmalkaldischen Krieg.

Es sind zwei Ausgaben der beiden Schriften vorhanden. Die eine besitzt die hiesige Staatsbibliothek; sie hat den Titel: De bello || Germanico Dialogvs. || Pauli Jovii histo- || rici ad Johannem Fre- || dericum Saxonum et Philippum Chat- || torum Principes Epistola. || s. l. anno MDXLVII. Auf dem Titelblatt der kaiserliche Doppeladler mit Krone.

Die andere Ausgabe, ein anderer Druck, stellt die Titel um und hat nicht das kaiserliche Wappen; in ihr folgt der Dialog dem Briefe. Sie ist in der Univ.-Bibliothek.

Das kaiserliche Wappen ist kein Beweis, dass das Schriftchen wirklich unter kaiserlicher Billigung gedruckt worden ist. Dieser Kunstgriff, das Wappen aufzudrucken, wurde von gegnerischer Seite zuweilen angewandt: Die „Newe Zeyttung || von disem Krieg. || Bibl. Mon. Eur. 346. 65, 4°, eine durchweg dem Kaiser feindselige Flugschrift, trägt ebenfalls den kaiserlichen Adler mit Wappen, welches allerdings ebensowenig mit heraldischer Genauigkeit gezeichnet ist, als dasjenige, welches sich auf der Schrift des Jovius findet. Auch die Veröffentlichung des Jovius'schen Briefes dürfte dem Kaiser, welchem darin einige hämische Bemerkungen gewidmet werden, schwerlich angenehm gewesen sein.

Der Gedanke, dass der Brief eine Fälschung sein könnte, muss indessen unbedingt zurückgewiesen werden. Bei Domenichi Lettere volgari di Mons. Paolo Giovio,

Venezia 1560, sind Briefe des Jovius an den Herzog von Alba und an Johann Castaldo abgedruckt, in deren erstem Alba gebeten wird, die Uebermittlung des beifolgenden Briefes an die gefangenen Fürsten zu übernehmen, während in dem anderen Castaldo ersucht wird, auf die Gewährung dieser Bitte durch Alba hinzuwirken. Schon vorher hatte Jovius durch Castaldo dem Herzog von Alba anbieten lassen, dass er dessen Verdienste um den errungenen Sieg, wie er sich auszudrücken pflegt, in dem Buche des Lebens d. h. in seiner Geschichte feiern wolle, und Alba hatte dieses gnädig angenommen; jetzt bat er den Herzog selbst, ihm einen Bericht über den wahren Verlauf des Krieges, wenn auch in Spanischer Sprache, zukommen zu lassen und seinen Brief an Johann Friedrich von Sachsen, welcher am kaiserlichen Hoflager weilte, eigenhändig zu übergeben, dem Landgrafen aber eine Copie zukommen zu lassen. Er wollte, wie er sagt, in der Lage sein, die Aussagen der beiden Parteien abzuwägen und so das Richtige festzustellen, und führt zur Aufmunterung sowohl Alba's als der gefangenen Fürsten an, dass Karl V. ebenso wie Franz I. in gleicher Weise ihm gnädig gewesen seien, indem der erstere ihm über den Afrikanischen Sieg in entgegenkommendster Weise Mittheilungen gemacht habe, Franz I. aber verschiedene Male ihm die Ursachen seiner Niederlagen wie seiner Erfolge auseinandergesetzt habe. Indem Jovius der Erwartung Ausdruck gibt, dass die gefangenen Fürsten ihm höflich entgegenkommen würden, unterlässt er doch nicht, für den andern Fall die Drohung beizufügen, sie würden sich über ihn nicht beklagen können, wenn er dann ihren Ruf dem leichtfertigen Urtheil des unerfahrenen Haufens überlasse.

Da Jovius in seinem Geschichtswerk des Schmalkaldischen Krieges nur am Schlusse kurz gedenkt, vermögen wir nicht einmal eine Vermuthung zu äussern über den Erfolg, welchen sein Brief bei den gefangenen Fürsten gehabt hat.

Vielleicht dass Nachforschungen im Marburger oder Weimarer Archiv Weiteres zu Tage fördern könnten.

Der „Dialogus de bello Germanico," welcher mit dem Briefe des Jovius verbunden ist, steht mit demselben dennoch nur in zufälligem Zusammenhang. Die Tendenz des darin zwischen Ariovist und Caesarius geführten Gespräches ist dem Kaiser günstig. Ariovist ruft im Beginne seine Germanen zu den Waffen, um entweder glücklich zu siegen, oder muthig zu unterliegen: denn schon vor Jahren hat man beschlossen an Stelle der zu entwurzelnden Römischen Kirche die Wittenberger zu begründen, und jenen Karl, der sich zum Vertheidiger der Römischen Synagoge aufwerfe, zu unterdrücken. Cäsarius begrüsst die von Norden heranziehenden Schaaren und verhöhnt den Prahler, der nicht nur der grosse, sondern der grösste Alexander genannt zu werden verdiene, indem er die Frage stellt, ob man vielleicht den Türken bekämpfen wolle. Die Antwort ist: Wir kommen zum Reichstage nach Regensburg, wollen dann das Concil zu Trient besuchen, vielleicht nach Rom, dem Papste die Füsse zu küssen, denn wir sind die Evangelischen, deren Ruhm den Erdkreis erfüllt, entschlossen den Kaiser mit allen seinen Spaniern und Italienern zu bekämpfen, um dann den Klerus zu vertilgen und die Kloster- und Kirchenschätze zu plündern. Gegen den Einwurf, der von Andern nicht besiegte Kaiser werde auch für sie unbesieglich sein, wendet Ariovist ein, dass sie unter Christi Führung kraft ihres Bundes den besiegen würden. an welchem Türke und Franzose sich vergeblich versucht hätten. Einer längeren Ausführung über die Pflicht, dem Kaiser, als der von Gott geordneten Obrigkeit, zu gehorchen, weicht Ariovist dadurch aus, dass er das Recht betont, sich gegen den vom Papste beschlossenen Angriff zu rüsten, demselben zuvor zu kommen. Gegen ihre mächtigen Heerschaaren werde der entfiederte Adler schwerlich etwas aus-

richten. Cäsarius will darin nicht die Berechtigung sehen, sich dem Kaiser entgegen zu setzen, dessen durch lange Jahre stets bezeigte Milde von den Protestanten dadurch beantwortet werde, dass sie demselben sogar vom Throne zu stossen gedächten. Die Einwendung des Ariovist, das Schmalkaldische Bündniss bezwecke nur die Vertheidigung des Evangeliums beseitigt Cäsarius durch die Behauptung, der Kaiser habe den Krieg nicht begonnen, nur den ungerechten Krieg der Evangelischen mit dem Schwerte beseitigen, das bedrohte Römische Reich retten wollen. Der Krieg sei nicht förmlich erklärt worden, nur durch Gerüchte sei den Protestanten die Nachricht zugekommen, der Gehorsam solle wieder hergestellt werden. Fühlen sich damit die Evangelischen persönlich getroffen? Wenn der Kaiser auch vorher nichts gegen sie im Sinne hatte, so musste derselbe sich jetzt erheben, wo die Evangelischen offenen Krieg in Deutschland beginnen, fremde Gebiete angreifen, auch den Römischen König nicht schonen und zu diesem Werke Evangelischer Liebe Mahomeds Hülfe erbitten, da der Franzose sich zurückhält. Das heisst für das Vaterland so kämpfen, wie es einst Catilina und die Albigenser, die Taboriten und Münzer, die Zwinglianer und die Westfalen gethan haben. Ariovist dagegen betheuert sein Vertrauen auf Gottes Hülfe in dem Kampfe des Apfel- und des Schlüsselträgers wider das Evangelium, denn der Gehorsam sei nur Vorwand, in Wirklichkeit meine man die Religion. Cäsarius entgegnet, dass auf diese Weise jeder Räuber seine Sache als gerecht hinstellen könne, vielmehr des Kaisers Sache sei die gerechte, derselbe kämpfe zur Vertheidigung der katholischen altväterlichen Religion und zwar gezwungen, später als er gesollt habe, und würde viel lieber gegen die Türken sich wenden, falls dies der Evangelischen Ruchlosigkeit zuliesse, die nichts anderes planten, als die Beraubung der Katholiken und Plünderung der Klöster und Heiligthümer.

Ariovist lässt es sich nicht nehmen, dass die Evangelischen viele Gründe hätten, den Kaiser zu bekriegen, während der Kaiser keinen habe, verweist aber dann der Aufforderung des Cäsarius gegenüber, nur einen einzigen zu nennen, auf Bucers Ausführungen.

Nach einigen Erörterungen über das Auftreten der Protestanten auf den Reichstagen, die vielen Versuche des Kaisers durch Gespräche, Reichstage und Concilien eine Versöhnung herbeizuführen, wird die Frage der Heranziehung des Spanischen Kriegsvolks erörtert, welche Cäsarius durch die Untreue des Deutschen Soldaten erklärt und mit der Bemerkung rechtfertigt, dass die Protestanten gern Türken und Moscowiter zu Hülfe riefen; dann geht Ariovist dazu über sein Programm zu entwickeln: „Es geht um das Reich; der Sieger soll Kaiser sein, die Römische Kirche muss vernichtet, das einst Römische jetzt Deutsche Kaiserthum muss von den Spanisch-Deutschen auf die ächten Deutschen übertragen werden, vom Klerus soll kein Stäubchen übrig bleiben. Da Gott für uns ist, vermag ganz Europa nichts gegen uns. Leb wohl, Bestie!"

Merkwürdig ist der Schluss, welcher dem Cäsarius in den Mund gelegt ist: „Jesus Christus! Du wirst es besser wenden! Wir bekennen, dass die Römische Kirche das Schlimmste verdient hat und wir alle mehr ein scharfes Gericht als Barmherzigkeit verdienen, aber doch wankt unsere Hoffnung nicht. Wenn Du mich jetzt zur Rechenschaft rufst, so weiss ich wohl, dass dem Willen Gottes Niemand widerstehen kann, und es ist gewiss wahr, wenn der gerechte Gott Eure Bosheit als eine bereite Geissel gegen die Verbrechen des Klerus und Volkes anwenden will, so wird kein irdischer Kämpfer etwas dagegen ausrichten. ehe nicht unsere Regenten zur Besserung der Kirche wie des Staates gebracht werden. Seid Ihr aber aus eigenem Antriebe zur Befriedigung der Gelüste Eures Herzens und aus Ruhmdurst erschienen, so werdet Ihr verweht werden

wie der Staub vom Nordwind. Die Weissagungen müssen erfüllt werden: Wehe kommt von Euch über die Kirche, aber dann über Euch von dem, der die gereinigte Kirche nicht verlassen wird, wir wollen lieber als Katholiken gegeisselt werden, als selbst die Geisseler sein. Nirgends steht geschrieben, dass Gott im Zorn die Christen durch Christen gezüchtigt habe, wenn nicht vielleicht Ziska, Münzer oder der Leidener eine solche Peitsche waren. Seid Ihr aber eine solche Geissel, wie einst Hunnen und Vandalen, so geschehe der Wille Gottes, aber Ihr müsst wissen, dass Euer ein schrecklicheres Ende wartet. Es steht geschrieben: Wehe Assur, die Geissel meines Zornes, und: Wer das Schwert ergreift, wird durch das Schwert umkommen. Mag auch der Römische Kaiser geschlagen und verjagt werden, so unterliegt doch nicht die gerechte Sache, und Euch befreit ein Benjaminischer oder Cadmeischer Sieg, der mehr dem göttlichen Zorne als Eurer Tapferkeit zuzuschreiben wäre, niemals von Eurer Schuld. Unsere Sünden sind Eure Waffen, mit denen Ihr uns schlagt, so lange es Euch gestattet wird. Eine strenge Reform hätte uns schützen und Gottes Zorn von der Kirche abwenden können, aber da diejenigen, welchen es oblag zu bessern, nicht wollten, so werden wir vom Himmel geschlagen, denn gerecht ist des Herrn Gericht. Aber nach der Finsterniss kömmt das Licht und heiterer Tag."

Der Dialog ist „im Juli 1546" datirt und der Inhalt stimmt mit dieser Angabe überein. Besonders der Schluss, welcher unter dem Eindrucke des anfänglichen Erfolges der Schmalkaldner geschrieben erscheint, macht diese Abfassungszeit wahrscheinlich. Wer der Verfasser sein mag, ist schwer zu sagen. Die scharfe Wendung gegen Bucer könnte uns an Cochläus oder Latomus denken lassen. Grade die Schlusswendung mit den Anklagen gegen die Nachlässigkeit der katholischen Oberhäupter würde zu Cochläus passen, welcher

kurz vorher eine Schrift geschrieben hatte mit scharfen Anklagen gegen die Bischöfe, deren Druck aber dann auf Anrathen des Cardinals Cervino unterblieb.

II. Ueber einige anonyme Aktenstücke in den Papiers de Granvelle.

Die Stücke, welche in den Papiers de Granvelle von Weiss Band IV, S. 380 fg. unter dem Namen des Cardinals von Augsburg, seines Kämmerers Johann Lesinoschi, des Bernardo Pitti aufgeführt werden, und theils an N. N., theils an den Seigneur Logos gerichtet sein sollen, müssen auf ihren Ursprung genauer untersucht werden. Man sieht sofort, dass es keine wirklichen Briefe, sondern Auszüge aus solchen, oder Aufzeichnungen über mündliche Erzählungen sind, welche zum Theil der Cardinal Truchsess dem Verfasser mitgetheilt hatte. Dieser muss ein Italiener gewesen sein, und zwar sind die Berichte derart, dass sie an die Römische Curie gerichtet zu sein scheinen. S. 381 wird davon gesprochen, dass ein von dem Legaten [dem erwarteten Morone] mitgebrachter Italienischer Prediger in Augsburg guten Erfolg haben werde; es wird ferner erzählt, die Gesandten Johann Friedrichs hätten geäussert, falls man den Jesuiten Jajus an den Hof ihres Herrn kommen lasse, würde die Einigung leicht hergestellt werden können. Das scheint darauf hinzudeuten, dass wir es hier mit Jesuitenberichten zu thun haben, wozu der Abfassungsort Dillingen trefflich stimmen würde. Die Berichte setzen aus während der Zeit, wo der Cardinal Morone in Augsburg weilte — dieser ist der cardinalis [nicht consul!] vicarius,[1]) der am 31. März wegen der Papstwahl mit dem Cardinal Truchsess wieder abreiste, nachdem er am 24. März angekommen war — sie werden erst wieder aufgenommen am 25. Mai. Hieraus wird man zwar keinen Schluss ziehen können, aber viel-

1) Baumgarten Sleidan S. 272.

leicht doch vermuthen dürfen, dass damals mündliche Berichterstattung an die Stelle der Briefe trat.

Bei Aufstellung unserer Conjektur bleibt eine Frage schwer zu beantworten. Wie sind diese Briefe in den Nachlass des Cardinals Granvelle nach Besançon gekommen? Aus den mir früher durch die Güte des Herrn Stiftsprobstes v. Döllinger zugänglich gemachten Heine'schen Auszügen aus dem Simancasarchiv ist zu ersehen, dass wenigstens ein Theil dieser Briefe auch dort vorkommt, in den Libros de Berzosa leg. 2010, f. 140 fg., und zwar findet sich dort f. 141 folgende Stelle, die bei Weiss fehlt: „Che Granvella era tributato da Luterani, li quali li donavano grossi presenti, et il predetto Granvella ne dava la sua parte allo imperatore, onde havendo detto più volte allo imperatore che Granvella haveva presenti da Luterani, rispose lo imperatore: fate che una volta io il sappia. Pero occorse, che Augustani segretamente darono 15,000 fiorini, 10,000 per lo imperatore et 5000 per Granvella et messero i danari in certi bariletti dentro una botte di vino.“

Nach Maurenbrecher Karl V. S. 168* hat Berzosa seine Sammlung in Rom zusammen gebracht; hier besteht also keine Schwierigkeit. Auf ähnliche Weise kann der Cardinal Granvella sich Abschriften, denn um solche wird es sich handeln, verschafft haben. Er fand darin eine durchweg gegen ihn und seinen Vater feindselige Stimmung. Das stärkste ist wohl, wenn es lediglich dem Eigennutz Granvella's zugeschrieben wird, dass er sich dem Kriege widersetzte.[1])

---

1) S. 412: perchè non li tornava a bene nel suo particular dissegno.

Nachtrag zu W. Meyer: Ein Labyrinth mit Versen.

Zu S. 282. Die Venetianer Abschrift des Paulinus enthält nach Mittheilung des H. Prof. R. Fulin dieselbe Construction wie die römische und die pariser (Fig. 7), doch ohne Thier im Centrum.

Zu S. 279. 291. 292. 297. 298. Durch die Güte des H. Oberbibliothekar Bruun in Kopenhagen erhielt ich Cod. 1093 Fol. Nr. 15 und 16 enthalten die S. 291 erwähnten, um 1777 gefertigten Zeichnungen des freilich nicht immer verlässigen Isländers Holm. Nr. 15: rund, vierachsig, mit 11 Gängen und 31 Gangstücken, sehr ähnlich Fig. 7 (S. 281), doch mit einigen willkürlichen Abänderungen. Nr. 16 enthält die unten gegebene Figur (6a). Dieselbe, rund, einachsig, zu 11 Gängen, aber zu nur 4 Zungen ist genau die S. 279, III von mir construirte Art, deren verschobenes Abbild III,a, Fig. 6 (Toussaints) gibt.

In der soeben erschienenen 'Hansischen Wisbyfahrt' (Leipzig, Leop. Voss, 1883) S. 9 heisst es von Wisby auf der Insel Gotland: 'Im Norden der Stadt liegt der Galgenberg; an dessen Fuss der Spielplatz Tröburg (vgl. Trojeborg S. 292), eine zirkelrunde Steinsetzung mit Schlangengängen, die gegen dreiviertel Fuss breit durch Steinreihen von etwa faustgrossen Steinen von einander getrennt sind. In welcher Weise dieser Spielplatz benutzt wird, ist uns unbekannt.' Die beigegebene Zeichnung gibt genau die Wege unserer Fig. 6a. Das zeigt, dass ich S. 299 mit Recht annahm, aus dieser Figur hätten sich die Wunderkreise Wachtmanns und unserer Turnschulen entwickelt

Fig. 6a.



Sollte der Name 'Trojaburg' zusammenhängen mit dem noch im Mittelalter gebräuchlichen Ludus Trojae, einem Reiterspiel, dessen Figuren Virgil (Aen. 5, 588) den Windungen des Labyrinths vergleicht?

Verzeichniss der eingelaufenen Büchergeschenke.

Von der Historisch Genootschap in Utrecht:

a) Werken. Nieuwe Serie Nr. 33. 1882. 8°.
b) Bijdragen en Mededeelingen. Deel V. 1882. 8°.
c) Supplement-Katalogus van de Boekerij. 1882. 8°.

Von der Société Provinciale des arts et sciences in Utrecht:

a) Jaarverslag. 1881. 8°.
b) Aanteekeningen der Sectiën. 1880 u. 1881. 8°.
c) J. van Leeuwen, Commentatio de Aiacis Sophoclei authentia et integritate. Traj. ad Rh. 1881. 8°.
d) J. F. Gebhard, Het Leven van Mr. Nicolaus Cornelisz Witsen. (1641—1717). 2 voll u. Table généalogique. 1881—1882. 8°.
e) Van Riemsdijk, Geschiedenis van de Kerspelkerk van St. Jacob te Utrecht. Leiden 1882. Fol.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Copenhagen:

a) Oversigt. Kjöbenhavn. 1881—1882. 8°.
b) Regesta diplomatica historiae Danicae. Tom I. II. 1. 2. Ser. II. Tom. I. pars 1. Havniae 1847—80. 4°.
c) Kong Frederik I. danske Registranter. 1 u. 2. Halvbind. 1878—79. 8°.
d) Danske Kancelliregistranter. 1535—1550. 1 u. 2. Halvbind. 1881—82. 8°.

Von der Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde in Kopenhagen:

a) Mémoires. Nouv. Sér. 1881. 8°.
b) Aarböger. 1882. 8°.

Vom k. statistisch-topographischen Bureau in Stuttgart:

Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat. Liefg. 1—4. 1882. 8°.

Von der Redaktion des Correspondenz-Blattes in Stuttgart:

Correspondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs. 29. Jahrg. 1882. Heft 1, 2. Tübingen 1882. 8°.

Von der archäologischen Gesellschaft in Athen:

Πρακτικὰ τῆς ἐν Ἀθήναις ἀρχαιολογικῆς ἑταιρίας. 1881 bis 82. 8°.

Vom Peabody Institute in Baltimore:

15. annual Report. June 1. 1882. 8°.

Von der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz in Bern:

Jahrbuch für Schweizerische Geschichte. Bd. VII. Zürich 1882. 8°.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

a) Denkschriften. Philosophisch-historische Classe. Bd. 32.
b) Sitzungsberichte. Philosophisch-historische Classe. Bd. 99. 1882. 8°.

Archiv für österreichische Geschichte in Wien. Bd. 63. 1881 bis 82. 8°.

Von der k. preussischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

a) Corpus inscriptionum atticarum. Vol. III. pars 2. 1882. Fol.

b) Sitzungsberichte I—XVII. 1882. 8°.
c) Abhandlungen aus dem Jahre 1880 u. 1881. 1881 bis 82. 4°.
d) Sitzungsberichte XVIII—XXXVIII. 1882. 8°.
e) Politische Correspondenz Friedrichs des Grossen. Bd. VIII. 1882. 8°.

Vom Verein für Geschichte der Mark Brandenburg in Berlin:

Märkische Forschungen. Bd. 17. 1882. 8°.

Von der k. Vittenhets Historie och Antiquitets Akademie in Stockholm:

a) Månadsblad. Argång 1880. 1881. 1881—82. 8°.
b) Anglosachsiska Mynt i Svenska k. Myutkabinettet, af B. E. Hildebrand. 1881. 8°.

Von der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft in Leipzig:

a) Preisschriften. Nr. XXIII. F. O. Weise, die griechischen Wörter im Latein. 1882. 8°.
b) Jahresbericht. 1882. 8°.

Vom historischen Verein in St. Gallen:

Mittheilungen. Heft 18. 1881. 8°.

Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Upsala:

Nova Acta. Ser. III. Vol. XI. 1881. 4°.

Von der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte in Kiel:

Zeitschrift. Bd. XI. 1881. 8°.

Von der Royal Asiatic Society in London:

Journal. Vol. XIV. 1881—1882. 8°.

Vom Verein für Geschichte der Stadt Meissen in Meissen:

Jahresbericht 1881. 8°.

Von der Real Academia de la historia in Madrid:

Résumen de los acuerdos. 1879—80 und 1880—82. 1880 bis 82. 8°.

Von der k. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt:

Jahrbücher. N. Folge. Heft XI. 1882. 8°.

Vom North China Branch of the Royal Asiatic Society in Shanghai:

a) Report of the Council for the year 1881. 1882. 8°.
b) Journal. New. Ser. Nr. XV—XVII. Sanghai. 1880 bis 82. 8°.

Vom Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande zu Bonn:

Jahrbücher. Heft 70—72. 1881—82. 8°.

Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

a) Journal. New. Ser. Vol. 51. 8°.
b) Bibliotheca Indica. New. Ser. Nr. 394 u. 395. 1881. 8°.
c) Bibliotheca Indica. N. S. Nr. 477—482. 1882. 8°.
d) Bibliotheca Indica. Old. Series Nr. 244, 245. New. Ser. Nr. 473. 475. 476. 1882. 8°.
e) The Oriental Biographical Dictionary by Thomas Will. Beale; ed. by the Asiatic Society of Bengal. 1881. 4°.

Von der herzoglichen Bibliothek in Gotha:

Die arabischen Handschriften von W. Pertsch. Bd. IV. 1882. 8°.

Von der Lebensversicherungsbank für Deutschland in Gotha:

53. Rechenschaftsbericht für das Jahr 1881. 1882. 4°.

Von der südslavischen Akademie der Wissenschaften in Agram:

a) Rad. Bd. 59—61. 1881—82. 8°.
b) Monumenta spectantia historiam Slavorum meridionalium. Vol. XII. 1882. 8°.

Von der Royal Society in Edinburg:

a) Transactions. Vol. XXX. 1880—81. 1881. 4°.
b) Proceedings Session 1880—81. 8°.

Von der Section historique de l'Institut Royal Grand-Ducal in Luxembourg:

Publications. Vol. XXXV. 1882. gr. 8°.

Van der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

a) Abhandlungen. Bd. XXVIII v. J. 1881. 1882. 8°.
b) Urkunden der Stadt Göttingen aus dem XVI. Jahrhundert von A. Hasselblatt und G. Kaestner. 1881. 8°.

Vom kirchlich-historischen Verein für Geschichte in Freiburg:

Freiburger Diözesan-Archiv. Bd. XV. 1882. 8°.

Vom archäologischen Institut in Rom:

a) Bulletino per l'anno 1881. 8°.
b) Annali. Vol. 53. 1881. 8°.
c) Monumenti per l'anno 1881. Fol.

Vom Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen zu Prag:

a) 19. Jahresbericht für das Vereinsjahr 1880—1881. 8°.
b) Simon Hüttels Chronik der Stadt Trautenau (1484—1601) bearbeitet von L. Schlesinger. 1881. 8°.

Von der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich:

Denkschrift zur 50jährigen Stiftungsfeier der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. 1882. 4°.

Von der American Academy of Arts & sciences in Boston:

Memoirs. Vol. XI. Cambridge 1882. 4°.

Vom Essex Institute in Salem:

Bulletin. Vol. 13. 1881. 8°.

Vom Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung in Wiesbaden:

Annalen. Bd. XVI. 1881. 8°.

Von der Accademia delle scienze dell' Istituto di Bologna:

a) Memorie. Serie IV. Tom. 2. 1880. 4°.
b) l'Accademia delle scienze dell' Istituto di Bologna della sua origine a tutto il 1880. 1881. 8°.

Von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues Lausitzisches Magazin. Bd. 58. 1882. 8°.

Von der Genootschap van Kunsten en Wetenschappen in Batavia:

a) Verhandelingen. Deel 43. 1881—82. 4°.
b) K. F. Holle, Tabel van Oud-en Nieuw-Indische Alphabeten. 1882. 4°.
c) Realia. Register op de generale resolutiën van het Kasteel. Batavia 1632—1805. Deel I. Leiden. 1882. 4°.

Von der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Halle:

a) Zeitschrift. Bd. 36. Leipzig 1882. 8°.
b) Wissenschaftlicher Jahresbericht über die morgenländischen Studien im Jahre 1879. Leipzig 1881. 8°.

Von der Société Hollandaise des sciences in Harlem:

Archives Néerlandaises. Tom. XVII. 1882. 8°.

Von Teylers godgeleerd Genootschap in Harlem:

Verhandelingen rakende den natuurlyken en geopenbaarden Godsdienst N. S. Deel X. 1882. 8°.

Vom k. Instituut voor de Taal-Land-en Volkenkunde van Nederlandsch Indië im Haag:

Bijdragen. IV. Volgreeks. 's Gravenhage. 1882. 8°.

Von der Académie Impériale des Sciences in Petersburg:

a) Mémoires. Tom. XXX. 1882 4°.
b) Tableau général des matières des publications de l'Académie Impériale des Sciences. Supplém. I. 1871—1881. 1882. 8°.

Vom historischen Verein für das Württembergische Franken in Schwäbisch-Hall:

Württembergisch Franken. N. F. I. 1882. 4°.

Vom Verein für siebenbürgische Landeskunde in Hermannstadt:

a) Archiv. Neue Folge. Bd. XVI. 1880—81. 8°.
b) Jahresbericht für 1879—80 und 1880—81. 8°.

Von der Academia Olimpica in Vicenza:

a) Atti. 1879 und 1880. 1879—81. 8°.
b) Terzo Centenario di Andrea Palladio, discorso di Camillo Boito. 1880. 8°.

Von der Gesellschaft für pommerische Geschichte und Alterthumskunde in Stettin:

Baltische Studien. Jahrg. 32. 1882. 8°.

Vom Istituto Veneto di scienze in Venedig:

a) Memorie. Vol. XXI. parte 2. 1880. 4°.
b) Atti. Serie V. Tom. 7. 1880—81. 8°.

Vom Ateneo Veneto in Venedig:

a) Atti. Ser. III. Vol. 4. 1880-81. 8°.
b) L'Ateneo Veneto. Rivista mensile. Ser. IV. 1881. 8°

Von der Regia Accademia di scienze in Modena:

Memorie. Tomo XX. 1880—81. 4°.

Vom Institut national in Genf:

Bulletin. Tom. 24. 1882. 8°.

Vom Verein für Geschichte und Alterthümer in Stade:

a) Archiv. Heft 8. 9. (1880—81). 1881 82. 8°.
b) Das älteste Stader Stadtbuch von 1286. Heft I. 82. 8°.

Vom Museumsverein in Lüneburg:

3. und 4. Jahresbericht für 1880 und 1881. 1882. 8°.

Vom statistischen Bureau der Hauptstadt Budapest:

Publicationen. XV. 2. Berlin 1882. 8°.

Vom Verein für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück:

a) Mittheilungen. 12. Bd. 1882. 8°.
b) II. Nachtrag zum Verzeichnisse der Bibliothek. Osnabrück 1882. 8°.

Von der Académie des Sciences in Lyon:

a) Mémoires. Classe des Lettres. Tom. 20. Paris-Lyon 1881—82. 4°.
b) Table des matières des Mémoires. 1845 à 1881. Lyon 1882. 4°.

Vom Historischen Verein von Oberpfalz und Regensburg in Regensburg:

Verhandlungen. Bd. 36. Stadtamhof 1882. 8°.

Vom historischen Verein in Bamberg:

44. Bericht f. d. Jahr 1881. 1882. 8°.

Von der Archäologischen Gesellschaft in Berlin:

Die Befreiung des Prometheus ein Fund aus Pergamon. 1882. 4°.

Von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau:

59. Jahresbericht für das Jahr 1881. 1882. 8°.

Vom historischen Verein für das Grossherzogthum Hessen in Darmstadt:

Quartalblätter 1881 – 1882. 1882. 8°.

Vom historischen Verein für Niedersachsen in Hannover:

Zeitschrift. Jahrgang 1882. 1882. 8°.

Vom schleswig-holsteinischen Museum vaterländischer Alterthümer in Kiel:

37. Bericht zur Alterthumskunde Schleswig-Holsteins von H. Handelmann. 1882. 4°.

Vom Hennebergischen alterthumsforschenden Verein in Meiningen:

Einladungsschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des Vereins, von Adolf Schaubach. 1882. 8°.

Vom Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens in Paderborn:

Zeitschrift. Bd. 39. 40. Münster 1880—81. 8°.

Von der Universität Würzburg:

a) Alma Julia. Illustrirte Chronik ihrer dritten Säcularfeier. 1882. Fol.

b) Geschichte der Universität Würzburg von F. X. v. Wegele. 2 Theile. 1882. 8°.

Vom historischen Verein für Steiermark in Graz:

a) Mittheilungen. Heft 30. 1882. 8°.
b) Beiträge zur Kunde Steiermärkischer Geschichtsquellen. Jahrgang 18. 1882. 8°.

Vom Ferdinandeum in Innsbruck:

Zeitschrift. 3. Folge. Heft 26. 1882. 8°.

Von der Akademie der Wissenschaften in Krakau:

a) Rocznik. 1881. 1882. 8°.
b) Rozprawy filolog. Tom. 9. 1882. 8°.
c) Archivum literat. Tom. 2. 1882. 8°.
d) Monumenta medii aevi. Tom. 6, 7. 1882. 4°.
e) Kolberg Lud. Tom. 15. 1882. 8°.
f) Korzon Wewnętrzne dzieje polski. Tom. 1. 1882. 8°.

Vom Museum Francisco-Carolinum in Linz:

40. Bericht. 1882. 8°.

Von der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde in Salzburg:

Mittheilungen 22. Vereinsjahr 1882. 1882. 8°.

Vom Museo comunale in Trient:

Archivio Trentino. Anno I. 1882. 8°.

Von der k. k. Familien-Fideicommiss-Bibliothek in Wien:

Die Sammlungen der vereinten Familien- und Privat-Bibliothek S. Majestät des Kaisers. Bd. II, 2 und III, 1. 1879 bis 82. Fol.

Vom historischen Verein der fünf Orte in Luzern:

Der Geschichtsfreund. Bd. 37. Einsiedeln 1882. 8°.

Von der finländischen Gesellschaft der Wissenschaften in Helsingfors.

a) Bitrag till Kännedom of Finlands Natur och Folk. Heft 35—36. 1881. 8°.
b) Oefversigt af Förhandlingar. XXIII. 1880—1881. 1881. 8°.
c) Katalog der Bibliothek 1881. 1881. 8°.

Von der Commission Impériale archéologique in St. Petersburg:

Compte rendu pour l'année 1880 avec un Atlas. 1882. 4° und Fol.

Von der Royal Society in London:

a) Philosophical Transactions. Vol. 173. 1881—82. 4°.
b) Proceedings. Vol. 33. 34. 1881—82. 8°.
c) Catalogue of the Library of the Royal Society. 1881. 8°.
d) List of the Fellows of the Royal Society, 30. November 1881. 4°.

Von der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Yokohama:

Mittheilungen. 27. Heft. August 1882. 1882. Fol.

Von John Hopkins University in Baltimore:

7. Annal Report 1882. 1882. 8°.

Von der American philological Association in Cambridge, Mass.:

Proceedings of the 14th annual session held in Cambridge, Mass. Juli 1882. 1882. 8°.

Von der Smithsonian Institution in Washington:

a) Annual report for the year 1800. 1881. 8°.
b) First annual Report of the Bureau of Ethnology 1879 bis 1880. 1881. 4°.

c) List of foreign Correspondents of the Smithsonian Institution corrected to January 1882. 1882. 8°.

Von der Royal Society of Victoria in Melbourne:

Transactions and Proceedings. Vol. 18. 1882. 8°.

Von Herrn Alfred v. Reumont in Burtscheid:

Kleine historische Schriften. Gotha 1882.

Von Herrn Le Comte J. de Cigalla in Santorin:

a) *Δοκίμιον ἐγχειριδίου ἠθικῆς θεολογίας.* Ermupoli 1851. 8°.
b) *Περὶ τῶν Προδόμων τῶν Γιγάντων.* Ermupoli 1860. 8°.
c) *Φιλοσοφικαὶ διαλέξεις.* I. Corfu 1876. 8°. II. Ermupoli (Sira) 1879. 8°. III. Ermupoli 1880. 8°.
d) *Ἡμερολόγιον.* Ermupoli 1881. 8°.

Von Herrn Heinrich Handelmann in Kiel:

Die amtlichen Ausgrabungen auf Sylt. 1873, 75, 77 u. 1880. 1882. 8°.

Von Herrn Conego J. Alves Matheus in Lissabon:

Oração funebre do Bispo de Vizeu D. Antonio Alves Martins. Lisboa 1882. 8°.

Von Herrn Spiridion De Medici Dilotti in Messina:

Causa mossa dai verbi ἔρχομαι e πάσχω all' anomalia ed irregolarità, fantasia letteraria. Corfù 1882. 8°.

Von Herrn L. A. Huguet-Latour in Montreal-Canada:

a) The Canadian Antiquarian. Vol. VI Nr. 3. 4. 1878. 8°.
b) Annuaire de Ville-Marie. Supplément Livr. 8—10. 1874 bis 75. 8°.

c) Programme of the 31. Meeting of the American Association for the advancement of science in Montreal, 1882. 1882. 8°.
d) Handbook for the City of Montreal and its environs. 1882. 8°.
e) Our boarding School on Wheels. Montreal s. a. 8°.

Von Herrn M. A. Becker in Wien:

a) Hernstein in Niederösterreich. I. Theil. Die geologischen Verhältnisse. 1882. 8°.
b) Album von Hernstein. Illustrationen. 1882. Fol.

Von Herrn Albert Jahn in Bern:

Aristidis Quintiliani de musica libri III ed. Albertus Jahnius. Berolini 1882. 8.

Von Herrn Sophus Bugge in Christiania:

Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen. I. Reihe. 2. Heft. München 1882. 8°.

Von Herrn C. Schmidt in Strassburg:

Zur Geschichte der ältesten Bibliotheken zu Strassburg. 1882. 8°.

Von Herrn Léopold Delisle in Paris:

a) L'auteur du Grand Coutumier de France. 1882. 8°.
b) Notice sur deux livres ayant appartenu au roi Charles V. 1881. 4°.
c) Notice sur un manuscrit Mérovingien de la Bibliothèque Royale de Belgique. 1881. 4° mit 4 Taff.

Von Herrn Andreas Spengel in München:

Reformvorschläge zur Metrik der lyrischen Versarten bei Plautus. Berlin 1882. 8°.

Von Herrn C. Struckmann in Hannover:

Die Einhornhöhle bei Scharzfeld am Harze. Berlin 1882. 4°.

Von Herrn Jules Oppert in Paris:

Fragments mythologiques. s. l. s. a. 8°.

Von Herrn John Henry Parker in Oxford:

A Plan of Rome ancient and modern s. l. s. a. 1 Blatt in Folio.

Von Herrn Frantisek Prusik in Pribram:

a) Prispěvky k. nauce o tvorení Kmenův etc. Prag 1878. 8°.
b) O compartivě ve slovanštině. Raudnitz s. a. 8°.

Von Herrn Arnold Luschin-Ebengreuth in Graz:

Oesterreicher an italienischen Universitäten. Wien 1882. 8°.

Von Herrn August Dillmann in Berlin:

Verhandlungen des V. internationalen Orientalisten-Congresses. September 1881. Th. I. II. 1. 2. 1881—82. 8°.

Von Herrn Richard Lehmann in Halle:

Ueber systematische Förderung wissenschaftlicher Landeskunde von Deutschland. Berlin 1882. 8°.

Von Herrn Charles Schoebel in Paris:

La nuit dans les mythologies. s. l. 1882. 8°.

Von Herrn Emm. Rod. de Berlanga in Málaga:

Decretum Pauli Aemilii, Pactum fiduciae, Lex metalli Vipascensis. Malacae 1881. 8°.

Von Herrn Georges Edon in Paris:

Restitution et nouvelle Interprétation du chant dit des frères Arvales. 1882. 8°.

Von Herrn Ferdinand Knauz in Gran:

Monumenta ecclesiae Strigoniensis. 2. Voll. Strigonii 1874 bis 82. Fol.

Von Herrn Konrad von Maurer in München:

Upphof allsherjaníkis á Islandi. Reykjavik 1882. 8°.

Von Herrn C. Mehlis in Dürkheim:

Markomannen und Bajuwaren. München 1882. gr. 8°.

Von Herrn Terenzio Mamiani in Rom:

Delle questione sociali e particolarmente dei proletarj e del capitale. 1882. 8°.

Von Herrn Alex. Olenin in St. Petersburg:

Archeologitscheskie Trudy. Bd. I. Heft 2. 1881. 8°.

Von Herrn P. Willems in Loewen:

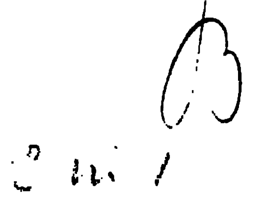
Le Sénat de la république Romaine. Tom. 2. 1883. 8°.

Von Herrn S. P. Zechini in Turin:

Di due propabili errori di amanuense nel Pater noster. Torino (1882). 8°.

Namen-Register.

Sach-Register.



Sitzungsberichte

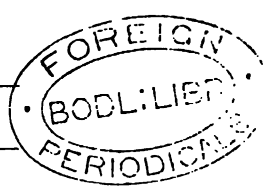
der

philosophisch-philologischen und historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.



1882. Heft I.

München.
Akademische Buchdruckerei von F. Straub.
1882.

In Commission bei G. Franz.



I n h a l t.

Philos.-philol. Classe. Sitzung vom 7. Januar 1882.

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen und historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

1882. Heft II.

München.
Akademische Buchdruckerei von F. Straub.
1882.

In Commission bei G. Franz.





Inhalt.

Die mit * bezeichneten Vorträge sind ohne Auszug.

Historische Classe. Sitzung vom 7. Januar 1882.

Philos.-philol. Classe. Sitzung vom 4. Februar 1882.

Historische Classe. Sitzung vom 4. Februar 1882.

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen und historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

1882. Heft III.

München.
Akademische Buchdruckerei von F. Straub.
1882.

In Commission bei G. Franz.





Inhalt.

Die mit * bezeichneten Vorträge sind ohne Auszug.

Philos.-philol. Classe. Sitzung vom 4. März 1882.

Historische Classe. Sitzung vom 4. März 1882.

Oeffentliche Sitzung zur Feier des 123. Stiftungstages der k. Akademie am 28. März 1882.

Philos.-philol. Classe. Sitzung vom 6. Mai 1882.

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen und historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

1882. Bd. II. Heft I.

München.
Akademische Buchdruckerei von F. Straub.
1882.

In Commission bei G. Franz.



Inhalt.

Die mit * bezeichneten Vorträge sind ohne Auszug.



Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen und historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

1882. Bd. II. Heft II.

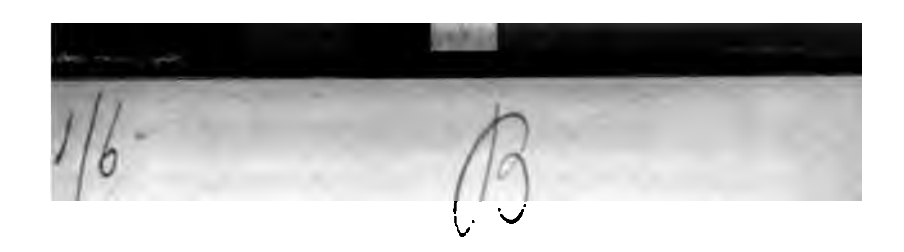
München.
Akademische Buchdruckerei von F. Straub.
1882.

In Commission bei G. Franz.



Inhalt.

Die mit * bezeichneten Vorträge sind ohne Auszug.



Sitzungsberichte

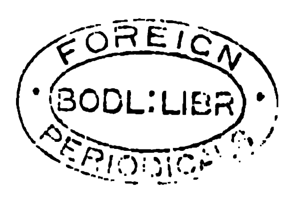
der

philosophisch-philologischen und historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

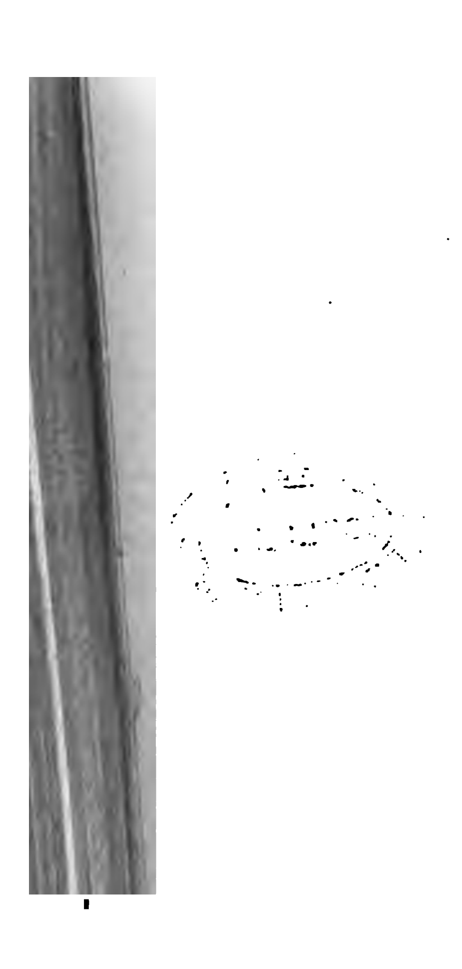
zu München.



1882. Bd. II. Heft III.

München.
Akademische Buchdruckerei von F. Straub.
1882.

In Commission bei G. Franz.





I n h a l t.

Die mit * bezeichneten Vorträge sind ohne Auszug.

Philos.-philol. Classe. Sitzung vom 2. Dezember 1882.

Historische Classe. Sitzung vom 2. Dezember 1882.

Nachträglich zur Sitzung vom 4. Februar 1882.

